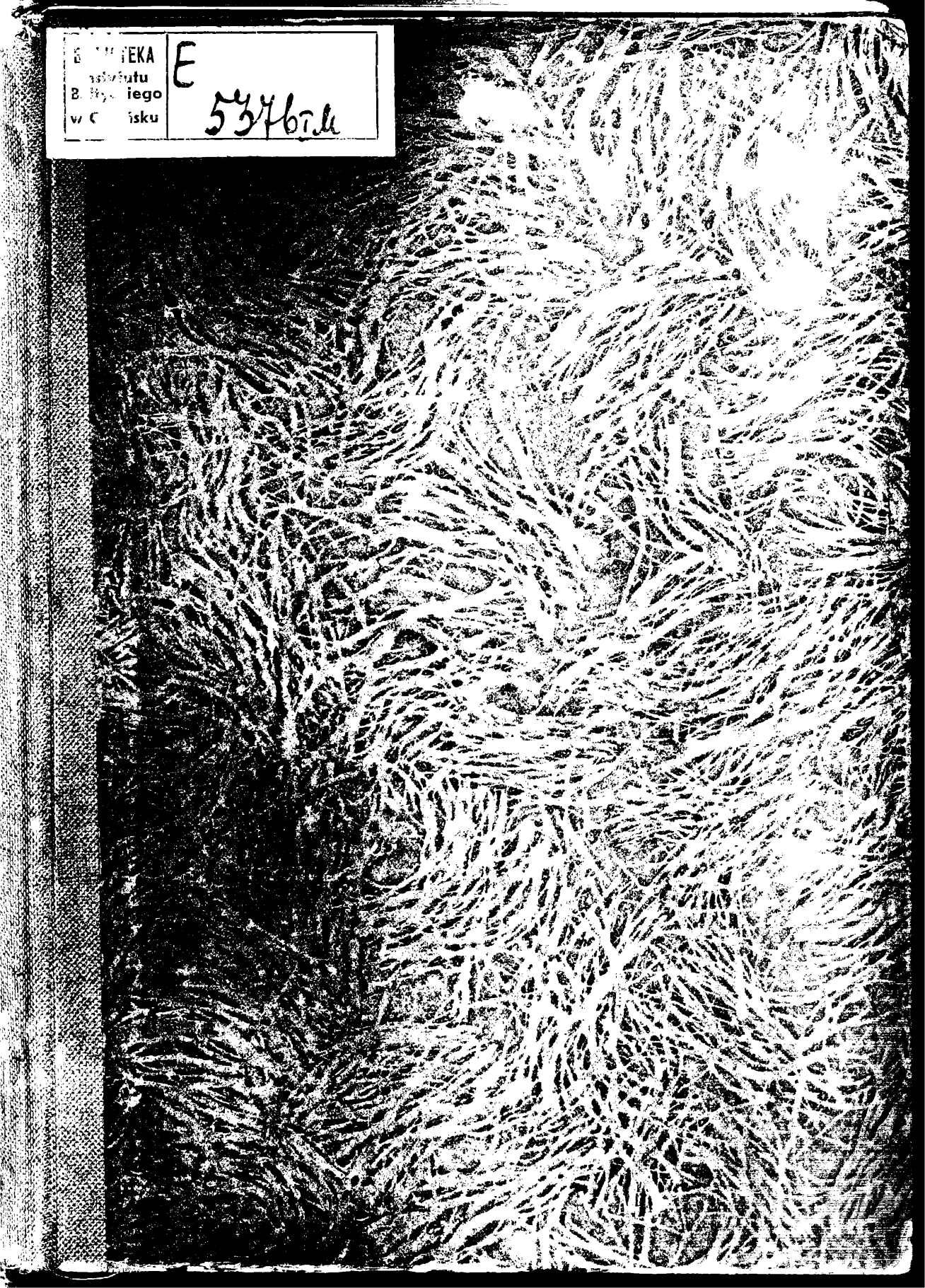
BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Gdańsku
E
5376/1



4. 4 38

331/32

N.

s. 74071/XIV

74092

050+070]::327=112.2

E 40 -1

ZEITSCHRIFT FÜR
GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

Herausgeber:

DR. KARL HAUSHOFER

Professor an der Universität München, Generalmajor a. D.

XIV. JAHRGANG 1937

II. HALBBAND

HEFT 7—12 / JULI—DEZEMBER

HEIDELBERG—BERLIN

KURT VOWINCKEL VERLAG

1938 181

Stadt-
Bibliothek
Elbing

INHALTSVERZEICHNIS

von Heft 7—12 / Juli—Dezember 1937

*Es bedeutet: * Mit Kartenbeigaben oder Zeichnungen*

ALPHABETISCHES AUTORENVERZEICHNIS

R. Bauer / Irland und das Empire VII/521*
E. Billeb / Geopolitische Auswirkungen der Luftfahrt XII/996*
K. von Boeckmann / Deutscher Rundfunk und Völkerverständigung VIII/686
O. Czeija / Rundfunk in Österreich XII/1049
F.-W. Fernau / Wehrpolitische Betrachtungen über Indien VII/541*
R. Goltz / Kampf um Palästina VII/532
M. M. Grant / Rundfunk in Kanada X/880
H. Gross / Staatshandeln und Volkswirtschaft in Südosteuropa XI/957
A. J. Grüssner / Die Ålandsinseln — ein wehrgeopolitisches Problem im Ostseeraum XI/914*
M. Hannemann / Das Vordringen der „German Frontier" im Prärie-gebiet der Vereinigten Staaten X/824*
M. Hannemann / Die Verschiebungen der Negerbevölkerung in den USA.... ..... VIII/628
C. G. Harke / Der Freiheitskampf der Kosakenvölker gegen asiatische Mächte im russischen Raum VIII/617*
E. O. Hauge / Finnmarken und Spitzbergen XI/905*
A. Haushofer / Berichterstattung aus der atlantischen Welt VII/554, VIII/652, XII/1025
K. Haushofer / Aus den mittelasiatischen Pufferzonen XII/1043
K. Haushofer / Berichterstattung aus der atlantischen Welt IX/738*, X/843*, XI/937*
K. Haushofer / Bericht über den indopazifischen Raum VII/559, VIII/657*, IX/744*, X/848*, XI/945, XII/1029
K. Haushofer / Der Probepfeil im Fernen Osten IX/768
K. Haushofer / Fernost-Schrifttums-Auslese VIII/675
K. Haushofer / Kulturbewegung und Machterneuerung am Indischen Ozean VII/581
K. Haushofer / Malaya und sein Zerrungsgebiet..... VII/580
G. Hobus / Die Raumkameradschaft der Südostvölker .. VII/568*, VIII/645*
H. Hummel / Bibliographischer Epilog zum Abessinienkrieg IX/765
H. Hummel / Büchertafel VIII/679

Is'hak Ogly / Turkestan IX/734*
W. Jantzen / Das Gepräge des deutschen Volkes auf den geopolitischen Wandkarten VIII/670
M. Jordan / Amerikas Rundfunkrepräsentanten in Europa X/869
H. Kriegler / Der „Großen deutschen Rundfunkausstellung 1937" zum Geleit VIII/685
H. v. Kronenfeldt / Bahnen über Grenzen IX/763*
R. Milleker / Über ethnographische Karten als Grundlage geopolitischer Entscheidungen VIII/639
H. Neumann / Entwicklung und Organisation des Rundfunks in Venezuela X/884
H. Pentzlin / Die politische Lenkung der polnischen Außenwirtschaft XI/969
G. H. Pridat-Guzatis / Wirtschaft und Rundfunk VIII/691
E. Reichelt / Chinas Weg zur Einheit IX/722*
W. Reinhardt / Die USA. und der Stille Ozean VII/549
H. Reisner / Afrikas Energiewirtschaft XII/1005
H. Rittershausen / Politischer Machtfaktor Gold IX/781
K. Roepke / Bibliographie der Geopolitik .. VII/584, VIII/682, X/865, XII/1045
C. Ross / Zwischen Nord- und Südamerika X/813
F. H. Schmolck / Der Panamerikanismus von Amerika aus..... VII/572
F. H. Schmolck / Stabilität in Mittelamerika X/837
R. v. Schumacher / Büchertafel XI/953, X/858
A. Seeberg / Betrachtungen zur Eismeer- und Ostseepolitik der Sowjetunion XI/901
A. Seifert / Staatenwirtschaftliche Länderschau .. VII/601*, IX/793*, XI/974
A. Seifert / Von der politisierten Weltwirtschaft zur politischen Wirtschaft der Staaten VII/590
G. Seiffert / Volk und Raum in China IX/717
K. G. Sell / Amerikanischer Rundfunk X/872
J. Semjonow / Raumüberwindende Männer: A. E. Johann-Wollschläger XII/989
C. Graf Stamati / Die Lage am Eismeer XI/928*
K. v. Stutterheim / England und sein Rundfunk XII/1061
K. C. Thalheim / Wanderung in der Hand des Staates VII/595
W. Volwassen / Imperialismus und Planung in der amerikanischen Außenhandelspolitik IX/786
K. Vowinckel / Die Tagung der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung auf der Marienburg vom 20.—22. Mai 1937 VIII/665
K. Wagenführ / Das Mittelmeer als Rundfunkraum VIII/696*
H.-J. Weinbrenner / Grenzenloser Rundfunk XII/1054
O. Welsch / Zum Ausbau des chinesischen Verkehrsnetzes IX/732
H. Wenke / Rundfunk und Geopolitik X/888
H. C. H. Wohlthat / Die staatliche Lenkung der Außenwirtschaft VII/585
E. Wunderlich / Neue geopolitische Karten und Atlanten IX/768

SACHLICHE ÜBERSICHT

GEOPOLITISCHE BERICHTERSTATTUNGEN

A. Haushofer / Berichterstattung aus der atlantischen Welt VII/554, VIII/652, XII/1025
K. Haushofer / Berichterstattung aus der atlantischen Welt IX/738*, X/843*, XI/937*
K. Haushofer / Bericht über den indopazifischen Raum VII/559, VIII/657*, IX/744*, X/848*, XI/945, XII/1029

Hinweise und Berichte

Aus der Schlußrede des Führers auf dem Parteitag der Arbeit, 13. Sept. 1937 X/842
Blick in die Rundfunk-Welt ... VIII/704, X/893, XII/1063
H. Kriegler / Der „Großen deutschen Rundfunkausstellung 1937" zum Geleit ... VIII/685
Materialien (Staatenwirtschaft) ... VII/613, IX/804, XI/983
Neuer Zentralsender im Ostseeraum ... XII/1058
K. Vowinckel / Die Tagung der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung auf der Marienburg vom 20.—22. Mai 1937 ... VIII/665
Wirtschaft und Recht (Welt-Rundfunk). VIII/710, X/897, XII/1069
Zum Gedenken an Heinrich Otto VIII/715

AUFSÄTZE

1. Europa

R. Bauer / Irland und das Empire ... VII/521*
O. Czeija / Rundfunk in Österreich ... XII/1049
H. Gross / Staatshandeln und Volkswirtschaft in Südosteuropa ... XI/957
A. J. Grüssner / Die Ålandsinseln — ein wehrgeopolitisches Problem im Ostseeraum ... XI/914*
C. G. Harke / Der Freiheitskampf der Kosakenvölker gegen asiatische Mächte im russischen Raum ... VIII/617*
E. O. Hauge / Finnmarken und Spitzbergen ... XI/905*
G. Hobus / Die Raumkameradschaft der Südostvölker ... VII/568*, VIII/645*
H. Pentzlin / Die politische Lenkung der polnischen Außenwirtschaft ... XI/969
A. Seeberg / Betrachtungen zur Eismeer- und Ostseepolitik der Sowjetunion XI/901
C. Graf Stamati / Die Lage am Eismeer ... XI/928*
K. v. Stutterheim / England und sein Rundfunk ... XII/1061
K. Wagenführ / Das Mittelmeer als Rundfunkraum VIII/696*

2. Amerika

M. M. Grant / Rundfunk in Kanada ... X/880
M. Hannemann / Das Vordringen der „German Frontier" im Prärigebiet der Vereinigten Staaten ... X/824*
M. Hannemann / Die Verschiebungen der Negerbevölkerung in den USA. VIII/628
M. Jordan / Amerikas Rundfunkrepräsentanten in Europa ... X/869
H. Neumann / Entwicklung und Organisation des Rundfunks in Venezuela X/884
W. Reinhardt / Die USA. und der Stille Ozean VII/549
C. Ross / Zwischen Nord- und Südamerika ... X/813
F. H. Schmolck / Der Panamerikanismus von Amerika aus VII/572
F. H. Schmolck / Stabilität in Mittelamerika X/837

K. G. Sell / Amerikanischer Rundfunk X/872
W. Volwassen / Imperialismus und Planung in der amerikanischen Außenhandelspolitik IX/786

3. Asien

F.-W. Fernau / Wehrgeopolitische Betrachtungen über Indien VII/541*
R. Goltz / Kampf um Palästina VII/532
Is'hak Ogly / Turkestan IX/734*
E. Reichelt / Chinas Weg zur Einheit..... IX/722*
G. Seiffert / Volk und Raum in China..... ..... IX/717
O. Welsch / Zum Ausbau des chinesischen Verkehrsnetzes IX/732

4. Afrika

H. Reisner / Afrikas Energiewirtschaft XII/1005

5. Grundfragen

E. Billeb / Geopolitische Auswirkungen der Luftfahrt XII/996*
K. von Boeckmann / Deutscher Rundfunk und Völkerverständigung VIII/686
H. v. Kronenfeldt / Bahnen über Grenzen..... IX/763*
R. Milleker / Über ethnographische Karten als Grundlage geopolitischer Entscheidungen VIII/639
G. H. Pridat-Guzatis / Wirtschaft und Rundfunk VIII/691
H. Rittershausen / Politischer Machtfaktor Gold IX/781
A. Seifert / Von der politisierten Weltwirtschaft zur politischen Wirtschaft der Staaten VII/590
J. Semjonow / Raumüberwindende Männer: A. E. Johann-Wollschläger XII/989
K. C. Thalheim / Wanderung in der Hand des Staates..... VII/595
H. Wenke / Rundfunk und Geopolitik..... X/888
H. C. H. Wohlthat / Die staatliche Lenkung der Außenwirtschaft VII/585

STAATENWIRTSCHAFT

H. Gross / Staatshandeln und Volkswirtschaft in Südosteuropa XI/957
Materialien..... VII/613, IX/804, XI/983
H. Pentzlin / Die politische Lenkung der polnischen Außenwirtschaft.. XI/969
H. Rittershausen / Politischer Machtfaktor Gold IX/781
Schrifttum VII/614, IX/809, XI/987
A. Seifert / Staatenwirtschaftliche Länderschau VII/601*, IX/793*, XI/974
A. Seifert / Von der politisierten Weltwirtschaft zur politischen Wirtschaft der Staaten VII/590
K. C. Thalheim / Wanderung in der Hand des Staates..... VII/595
W. Volwassen / Imperialismus und Planung in der amerikanischen Außenhandelspolitik IX/786
H. C. H. Wohlthat / Die staatliche Lenkung der Außenwirtschaft VII/585

WELT-RUNDFUNK

Blick in die Rundfunk-Welt VIII/704, X/893, XII/1063
K. v. Boeckmann / Deutscher Rundfunk und Völkerverständigung VIII/686
O. Czeija / Rundfunk in Österreich XII/1049
M. M. Grant / Rundfunk in Kanada X/880
M. Jordan / Amerikas Rundfunkrepräsentanten in Europa X/869
H. Kriegler / Der „Großen deutschen Rundfunkausstellung" zum Geleit .. VIII/685
Neuer Zentralsender im Ostseeraum XII/1058*
H. Neumann / Entwicklung und Organisation des Rundfunks in Venezuela . X/884
H. G. Pridat-Guzatis / Wirtschaft und Rundfunk VIII/691
Schrifttum VIII/711, X/898, XII/1070
K. G. Sell / Amerikanischer Rundfunk X/872
K. v. Stutterheim / England und sein Rundfunk .. XII/1061
UIR.-Tagung in Lausanne VIII/703
K. Wagenführ / Das Mittelmeer als Rundfunkraum VIII/696*
H.-J. Weinbrenner / Grenzenloser Rundfunk XII/1054
H. Wenke / Rundfunk und Geopolitik..... ..... X/888
Wirtschaft und Recht VIII/710, X/897, XII/1069
Zum Gedenken an Heinrich Otto VIII/715

SPÄNE

Späne der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

VII/566: „Wenn England zu Felde zieht."

VIII/668: „Gespräch über die Geopolitik zwischen einem Deutschen und einem Franzosen." — Nationalitätenfragen im tschechischen Blickfeld.

IX/753: Arbeit der Technik in tropischem Siedlungsgebiet — Der politische Katholizismus im deutschen Raum* — Zur Geopolitik des Sudetendeutschtums — Zur Wehrgeographie eines Kleinstaates — Das volksbiologische Gefüge Belgiens in jüngster Zeit.

X/855: Rückschau auf die Jugoslawienfahrt der AfG.

XI/951: Strategie der Rohstoffe — U. S. amerikanisch — Deutsche Wehrpolitik von England aus gesehen.

XII/1035: Erdkunde: Geopolitik = Erdoberfläche: x? — Volksstämme in der Faust des Bolschewismus.

SCHRIFTTUM

K. Haushofer / Aus den mittelasiatischen Pufferzonen . XII/1043
K. Haushofer / Der Probepfeil im Fernen Osten IX/768
K. Haushofer / Fernost-Schrifttums-Auslese VIII/675
K. Haushofer / Kulturbewegung und Machterneuerung am Indischen Ozean VII/581
K. Haushofer / Malaya und sein Zerrungsgebiet VII/580
H. Hummel / Bibliographischer Epilog zum Abessinienkrieg IX/765
H. Hummel / Büchertafel VIII/679
W. Jantzen / Das Gepräge des deutschen Volkes auf den geopolitischen Wandkarten VIII/670
K. Roepke / Bibliographie der Geopolitik VII/584, VIII/682, X/865, XII/1045
Schrifttum (Staatenwirtschaft) VII/614, IX/809, XI/987
Schrifttum (Welt-Rundfunk) VIII/711, X/898, XII/1070
R. v. Schumacher / Büchertafel X/858, XI/953
Volkskundliche Arbeiten XII/1039
E. Wunderlich / Neue geopolitische Karten und Atlanten IX/768

KARTEN, DIAGRAMME UND ZEICHNUNGEN

Innerhalb der Gruppen in der Reihenfolge des Erscheinens geordnet

1. Europa

Der deutsche Raum

Deutschland und Mittelamerika IX/752
Das Deutsche Reich Ende des 18. Jahrhunderts IX/756
Die Verbreitung des Katholizismus IX/757
Die Wahlergebnisse im Deutschen Reich 1918—1933 IX/757
Tirol, Kärnten, Steiermark IX/763
Schleswigs Nordgrenze IX/764

Südost-Europa

Südostraum VII/569
Südostraum. Staaten VII/571
Südostraum. Machtlinien VIII/646
Südostraum. Raumzielkraftlinien VIII/649
Grenzziehung im Südosten IX/764

Ostseeraum. Nordost-Europa. Arktis

Das Polargebiet IX/784
Verkehrslinien über den Nordpol IX/786
Transarktischer Flugweg: Moskau—San Franzisko XI/907
Kohleninsel Spitzbergen XI/907
Geopolitische Struktur Südfinnlands XI/916/917
Finnlands Lage im Ostseeraum XI/923
Petsamokorridor und Nachbargebiete XI/930
Rundfunksender im Ostseeraum XII/1058

Nordwest-Europa

Grenze zwischen Irland und Ulster VII/523
Raumlage Englands 1917 XII/1001

Russischer Raum

Die Stammlande der Kosaken im 16. Jahrhundert VIII/619
Vormarsch der Kosaken vom Don zum Amur VIII/621
Die Ukraine in Europa XI/941
Die Zerreißung des ukrainischen Volksbodens XI/942
Die Verteilung der Ukrainer in Russisch-Asien XI/942

Mittelmeerraum

Bari, das Rundfunkzentrum des Mittelmeerraumes VIII/698
Die Hauptsender im Mittelmeerraum VIII/699

2. Asien

Ferner Osten

Afghanistan und die indische Nordwestgrenze VII/543
Birma und die indische NO-Grenze VII/543
Die Festung Indien, ihre Zugänge und Sperrforts VII/547
Chinas Bahnnetz in Wunsch und Wirklichkeit IX/723
Turkestan IX/735
Ost-Turkestan in seiner geographischen Gliederung IX/735
Eurasiens Verkehrsdelta zum Pazifik IX/745
Fluß-Grenz-Reibung am Amur und am Pei Ho IX/749

3. Amerika

Das Vordringen der „German Frontier" im Prärigebiet der Vereinigten Staaten X/825

4. Atlantischer Raum

Verkehr über den Atlantischen Ozean XII/1000

5. Pazifischer Raum

Kraftlinien im Pazifik X/847
Luftpolitische Raumlage USA. 1917—1937 XII/1004

6. Weltüberspannende Fragen

Ozeanische und Kontinentalmächte X/844
Luftpolitische Raumlage des englischen Empire 1937 XII/1008

7. Spottzeichnungen

Über alle sieben Meere... VIII/658
Wer wird zuerst weichen? VIII/659
Gefährliche Schiffahrt VIII/660
The Garden of (Mr.) Eden IX/739
Pull Devil, Pull Baker. IX/741
Doppelter Selbstmord X/851
Das Joch das versagte X/851
Mit oder ohne Erklärung — was ist der Unterschied? X/851
Ein Freund wird gebraucht X/851

TABELLEN

In der Reihenfolge des Erscheinens

Indiens Wehrsystem..... .... VII/546
Deutscher Rundfunkprogrammverkehr mit dem Ausland.. VIII/689
Volksdichte und Waldfläche bei den europäischen Ländern IX/754
Geburten in den Bezirken des flämischen Landesteils von Belgien 1935 IX/762
Geburten in den wallonischen Bezirken Belgiens 1935..... ..... IX/762
Kosten der Ausfuhrförderung und Verhältnis zum Ausfuhrwert (England).. IX/809
Einwohner in Troms und Finnmarken ... XI/908

AFRIKA:

Stromgebiete Afrikas..... ..... XII/1015
Regenverteilung in Afrikas Stromgebieten. XII/1015
Wasserkräfte der Erde. XII/1015
Wasserkräfte Afrikas..... XII/1015
Kohlenvorräte der Welt. XII/1016
Kohlenförderung 1935 XII/1016
Kohlenlager Afrikas.. XII/1016
Kohlenvorräte Afrikas. XII/1016
Erdölgewinnung ... XII/1016
Kohleneinfuhr 1935 .. XII/1016
Erdölzufuhr aller Art XII/1016
Erdölverbrauch 1934 .... XII/1017
Ein- und Ausfuhr von Erdöl, Leuchtöl, Petroleum, Treiböl, Benzin 1935. XII/1017
Holzvorräte Afrikas..... XII/1017
Elektrizitätserzeugung der Erde XII/1017
Speicherkraft der afrikanischen Seen XII/1018

Faserstoffe in Afrika: Baumwolle XII/1018
Entkörnte Baumwolle XII/1018
Verbrauch an Baumwolle XII/1018
Baumwollspindeln XII/1018
Wolle XII/1018
Viehbestand und Regen 1934 .. XII/1018
Erträge XII/1019
Eisenerzvorräte XII/1019
Eisenerzförderung.... ..... XII/1019
Edelmetallgewinnung in Afrika ... XII/1019
Erzgewinnung in Afrika XII/1020
Radiumgewinnung XII/1020
Gewinnung von Stahl XII/1020
Ausfuhr 1935 ..... XII/1021
Ein- und Ausfuhr nach Warengattungen .. XII/1021
Welthandel Afrikas XII/1021
Ein- und Ausfuhr der Länder Afrikas..... XII/1021
Entwicklung der Eisenbahnen XII/1021
Eisenbahnen der Welt XII/1021
Energiewirtschaft für einzelne Gebiete Afrikas XII/1022/1023
Technische Stoffe XII/1024
Afrikas Eisenbahnen XII/1024
Afrikas Güterbeförderung mit der Bahn XII/1024
Afrikas Kraftfahrzeuge XII/1024
Schiffsverkehr über See XII/1024
Hafenverkehr 1935 XII/1024

Einlagen bei böhmischen Sparkassen 1904 und 1937 XII/1038
Rundfunkhörerdichte in Österreich..... XII/1052
Auswirkung des neuen schwedischen Großsenders XII/1060
Rundfunkgebühren in Rumänien XII/1067

ROBERT BAUER:

Irland und das Empire

I

Bei der Eröffnung der diesjährigen Empirekonferenz definierte Herr Baldwin das Empire als eine Vereinigung freier, souveräner Völker, die, durch die britische Krone und ihre gemeinsamen Interessen eng verbunden, aus freien Stücken zur Lösung ihrer gemeinsamen Aufgaben zusammenarbeiten. Von der Freiheit der britischen Gliedstaaten hat die Regierung des Irischen Freistaates — der künftig Éire heißen wird, wie die neue irische Verfassung bestimmt — in recht drastischer Weise Gebrauch gemacht: sie ist der Empirekonferenz ferngeblieben. Die de Valera-Regierung hat damit zu erkennen gegeben, daß die Probleme des Britischen Reiches nicht die Probleme Irlands sind und daß der Irische Freistaat nicht geneigt ist, bei der Lösung der britischen Reichsfragen den ihm zugedachten Beitrag zu leisten. Auch in anderen Dingen hat sich die Dubliner Regierung in den letzten Wochen nicht im Sinne der Baldwinschen Definition verhalten: Irland hat auch zur Krönung Georg VI. keinen Vertreter entsandt; es nahm von diesem Ereignis überhaupt keine Notiz, und in der neuen Verfassung, die sich die Iren geben, wird weder das Commonwealth noch die britische Krone erwähnt. Aber manche Iren finden selbst diese Politik ihrer Regierung nicht entschieden genug und zerstörten daher am Krönungstage mit Hilfe von Dynamit das Dubliner Standbild Georgs II.

Die Kluft zwischen dem Irischen Freistaat und Großbritannien, die Sonderstellung Irlands im Britischen Reiche ist durch all diese Geschehnisse gerade zu einem Zeitpunkt eindringlich zum Ausdruck gebracht worden, wo es England und den anderen britischen Reichsgliedern um die Zusammenfassung der Kräfte und um die Festigung des Empire geht. Die irische Frage steht wieder im Brennpunkt der britischen Reichspolitik.

Die Sonderstellung des Irischen Freistaates im Britischen Reich ist dadurch gegeben, daß Irland — neben England — die geschichtstiefste und einzige echte Nation des British Commonwealth of Nations darstellt. Während sich die Selbstregierungswünsche der übrigen Dominions aus dem selbstverständlichen Gefühl der Mündigkeit ergaben, erwächst Irlands Selbständigkeitsverlangen aus einem starken völkischen Bewußtsein. Irland hat vor seiner Unterwerfung unter die englische Herrschaft zwar nie eine politische Einheit gekannt; aber die Iren waren bereits eine Nation auf hoher Kulturstufe, als sich das britische Volkstum erst in seinen ersten Ansätzen herausgebildet hatte. Wohl wurde dann unter der englischen Herrschaft die irische Insel bis auf geringe Reste anglisiert. Doch war damit

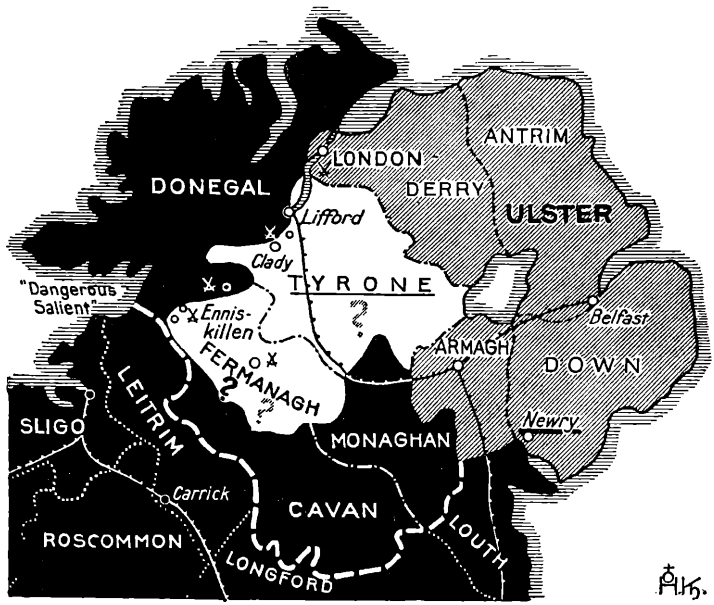
das Dasein des irischen Volkes zu keiner Zeit in Frage gestellt. Der Streit zwischen dem Irischen Freistaat und Großbritannien ist daher nicht nur ein Zwist zweier Gliedstaaten eines Reiches, sondern ein Kampf zweier Völker, die im Grunde nur ihr enges geographisches Nachbarschaftsverhältnis miteinander gemeinsam haben. Das aber wurde Irland zum Verhängnis, nachdem es England zur Aufgabe geworden war.

Die englisch-irischen Beziehungen begannen bereits unter Heinrich II., der gegen Ende des 12. Jahrhunderts sich zum Lord of Ireland machte und seine adligen Gefolgsleute mit dem Grund und Boden der irischen Stämme belehnte. Die ersten Versuche der britischen Krone, ihre Macht auf die Nachbarinsel auszudehnen, waren freilich nicht tiefgreifend genug, um dauerhafte Wirkungen zeitigen zu können. Der anglo-irische Adel verselbständigte sich und entzog sich seinen Pflichten gegenüber dem englischen Lehnsherrn. Als schließlich die englische Oberschicht sogar die Sprache und Lebensgewohnheiten der Iren annahm, blieb den Engländern als sicherer irischer Besitz lediglich ein schmaler, der britischen Insel zugekehrter Küstenstreifen um Dublin. Erst unter den Tudorkönigen setzte die englische Irlandpolitik wieder tatkräftig ein. Nun aber ging es den Briten um mehr als um die Gewinnung einer neuen Provinz. Für die werdende britische Seemacht war die Wiedergewinnung der Nachbarinsel, die England vom Weltmeere trennt, zur Notwendigkeit geworden, da ein unabhängiges Irland, zumal im Bunde mit einer englandfeindlichen Macht, eine dauernde Bedrohung der britischen Seewege dargestellt hätte. Irlands politische Selbständigkeit mußte fallen, damit Britanniens weltumspannende Pläne in Sicherheit verwirklicht werden konnten. 1542 erhob sich Heinrich VIII. zum irischen König. Allerdings dauerte es noch ein volles Jahrhundert, bis die Grüne Insel der englischen Herrschaft wiedergewonnen war.

Aber auch danach blieb Irland den Briten ein Problem. Die „Insel der Heiligen" ward zur Insel der Rebellen. Die Aufstände im 17. und 18. Jahrhundert, die revolutionären Spannungen nach dem Vollzug der Union mit Großbritannien, die Aufstandsversuche der Fenier nach der unzulänglichen Katholikenbefreiung, die Agrarrevolten um die Jahrhundertwende, der Kampf der Iren um Home Rule bis zum Weltkriege, der Osteraufstand im dritten Kriegsjahre und endlich der mörderische Kleinkrieg der Sinnfeiner-Bewegung in den ersten Nachkriegsjahren kennzeichnen die Fieberkurve der britischen Irlandpolitik durch drei Jahrhunderte.

Heinrich VIII. hatte die Wiedergewinnung Irlands eingeleitet; Oliver Cromwell vollendete sie. Militärisch hatte England den Sieg davongetragen, doch gelang es ihm nicht, den Selbstbehauptungswillen der Iren zu brechen und seine Herrschaft in Irland auf eine verläßliche Volksgrundlage zu stellen. An Versuchen hat es zwar nicht gefehlt, durch Ansiedlung britischer Untertanen das Irentum zurückzudrängen. Erfolgreich waren die englischen Kolonisationspläne jedoch nur in der Nordostecke der Ulsterprovinz, wo zuerst die Königin Elisabeth und nach ihr

Jakob I. die Ansiedlung englischer und schottischer Bauern betrieb. Ulster sollte durch Verdrängung der Iren zu einer rein britischen Provinz gemacht werden. Der Plan ließ sich jedoch nur zum Teil verwirklichen, da die englisch-schottischen Einwanderer nicht zahlreich genug waren, um die irischen Arbeitskräfte ersetzen zu können. Von den neun Grafschaften der Ulsterprovinz wurden lediglich die England nächstliegenden Grafschaften Down, Antrim und Armagh britisch, während die drei



Die Grafschaften Donegal, Cavan und Monaghan gehören zum Freistaat

mittleren Grafschaften annähernd zu gleichen Teilen irisch und britisch besiedelt wurden. In die Grafschaften Donegal, Cavan und Monaghan aber drangen die britischen Siedler überhaupt nicht vor. Ulster wurde eine völkisch und konfessionell gemischte Provinz. Damit war die Grundlage einer Streitfrage geschaffen, die heute vor allen anderen Fragen die Beziehungen zwischen Irland und Großbritannien vergiftet.

Hätten die Iren nach ihrer Unterwerfung die gleichen staatsbürgerlichen Rechte und Freiheiten erhalten, welche die landfremden Kolonisten und ihre Nachkommen genossen, so wäre der Gegensatz zwischen den Iren und dem britischen Bevölkerungsteil wohl schon nach wenigen Generationen überwunden worden und Englands irische Frage würde wahrscheinlich längst der Geschichte angehören. Dann nämlich

wäre es unwahrscheinlich, daß es noch ein irisches Volk gäbe. Wie Schottland mit England willensmäßig zu staatlicher und damit nach seiner sprachlichen Angleichung auch zu nationaler Einheit zusammenwachsen konnte, nachdem den Schotten klargeworden war, daß sie als britische Untertanen gleichberechtigt neben den Engländern standen und die Union mit England von Vorteil für sie war, so hätten wohl auch die Iren den Weg zum britischen Volkstum gefunden, wenn sie durch die britische Gesetzgebung nicht außerhalb der englischen Volksgemeinschaft gestellt worden wären. Durch die Testakte, die von 1673 bis 1829 das Recht zur Teilnahme am öffentlichen und staatlichen Leben des Britischen Reiches, die Ausübung des Wahlrechtes und die Bekleidung staatlicher Ämter von der Anerkennung des englischen Königs als obersten Herrn der Kirche und von der Abschwörung des Meßopfers, der Heiligenverehrung und der Transsubstantiation abhängig machte, waren die Iren, die auch unter dem stärksten Druck dem katholischen Glauben treu blieben, über 150 Jahre lang politisch und gesellschaftlich rechtlos gemacht. Obwohl sie in dieser Zeit in wachsendem Maße Sprache und Lebensführung der Engländer annahmen, legten sie mit der gälischen Sprache und ihren überkommenen eigenwüchsigen Gewohnheiten nicht auch ihr Irentum ab[1]). Sie blieben Zwangsbürger des Britischen Reiches. Bis die Katholikengesetze endlich fielen, waren die Iren durch ihr schmerzvolles politisches und gesellschaftliches Schicksal zu einer geschichtlich-geistigen Gemeinschaft zusammengeschweißt worden, der die Ursache ihres gemeinsamen Leids, das Glaubensbekenntnis, zum nationalen Band und Symbol geworden war und die für alles, was von England kam, nur Haß empfand.

Aber noch war die Tragödie dieser Nation nach der Katholikenbefreiung nicht auf ihrem Höhepunkt angelangt. In den vierziger Jahren wurde Irland von schweren Mißernten heimgesucht. Dennoch ließen die Besitzer des irischen Bodens, die britischen Landlords, die Pachtzinsen rücksichtslos eintreiben und ihren vollen Anteil an der kümmerlichen Ernte nach England verfrachten.

Nach den Jahren des Hungers war die Grüne Insel menschenleer geworden. Hunderttausende ihrer Bewohner waren dem Hunger zum Opfer gefallen, noch höher war die Zahl der Iren, die in der Fremde eine neue Heimat gesucht haben. Auch in den folgenden Jahrzehnten kam der irische Auswandererstrom nicht mehr zum Stillstand. Wie bei allen Wanderbewegungen, verließen auch bei der irischen die Jüngsten und Lebenskräftigsten die Heimat. Die englischen Kolonien und die Vereinigten Staaten nahmen sie auf. Die Iren kamen als Englischsprechende zu Englischsprechenden. Dennoch blieb an ihnen die assimilierende Kraft der überseeischen Länder wirkungslos. Selbst in den Vereinigten Staaten, die ihre Assimilierungsfähigkeit an allen Nationalitäten Europas bewährten, erhielten sich die Iren

1) Vgl. zu dieser einzigartigen Erscheinung meinen Aufsatz: „Ein Volk ohne Sprache — die Iren" in „Nation und Staat", X. Jg., 1937, Heft 8, S. 506—513.

das Bewußtsein ihrer völkischen Herkunft. Besonders in der Union, wo sie nach Millionen zählen, trat der Wille der Iren, den Daheimgebliebenen in ihrem Kampfe gegen den englischen Unterdrücker zu helfen, kraftvoll in Erscheinung und wurde auch politisch wirksam, als der Kampf der Iren um ihren Staat nach dem Weltkriege in seinen entscheidenden Abschnitt eingetreten war.

Zweifellos hätte Englands militärische Kraft ausgereicht, die Erhebung der Sinnfeiner in den ersten Nachkriegsjahren niederzuwerfen, wenn sie zum vollen Einsatz gekommen wäre. Aber die britische Regierung war in ihren Entscheidungen nicht frei, als sie den Krieg gegen das aufständische Irentum aufgab. Die englische Diplomatie wurde in ihrem Streit mit Irland ein Opfer des auch von ihr, freilich nur zur Zertrümmerung der Mittelmächte verkündeten Selbstbestimmungsrechts der kleinen Völker. Während die Sinnfeiner mit der Waffe gegen die englischen Besatzungstruppen kämpften, setzten die Iro-Amerikaner im Zeichen des Selbstbestimmungsrechts die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten gegen Englands Irlandpolitik in Bewegung. Unter dem moralischen Druck aus USA., dann wohl auch aus der Überlegung heraus, daß ein versöhnter, freiwillig mit dem Empire verbundener Reichsteil wertvoller sein könne, als ein feindliches, stets zur Rebellion geneigtes Irland, schloß England im Dezember 1921 mit den Iren seinen Frieden.

Daß die Begründung des Irischen Freistaates nicht die Versöhnung zwischen dem neuen Dominion und dem Britischen Reich brachte, daß England der Frucht seiner beträchtlichen Zugeständnisse an die Iren beraubt wurde, war wesentlich die Folge der staatlichen Zerreißung Irlands. Indem der Londoner Vertrag sechs Grafschaften der Provinz Ulster der Gewalt der Freistaatregierung entzog, wurde in den Reihen des radikalen Flügels der Sinnfeiner-Bewegung die Glut der nationalen Leidenschaft erneut zu heller Flamme entfacht. Die Signaturen waren unter den Londoner Abmachungen kaum trocken geworden, als der Freistaat in einen mörderischen Bürgerkrieg versank, in dem die Gegner des anglo-irischen Vertrages, die Radikalen um de Valera, gegen die erste irische Regierung kämpften, die den Londoner Vertrag ratifiziert hatte, nachdem sie von einer schwachen Parlamentsmehrheit dazu beauftragt worden war.

Der irische Bruderkrieg bewies, daß der Londoner Vertrag nicht geeignet war, Irland mit dem Empire zu versöhnen. Statt die irische Frage zu lösen, ließ er sie fortdauern, nachdem die Stellung Irlands durch ihn gestärkt worden war. Die Partei de Valeras hatte zehn Jahre nötig, um sich von ihrer Niederlage im Bürgerkrieg zu erholen. Aus drei Wahlgängen war die Cosgrave-Partei siegreich hervorgegangen, bis sie in den Wahlen im Jahre 1932 von der Fianna-Fail-Partei überflügelt wurde, die dann im folgenden Jahr, bei Neuwahlen, die absolute Mehrheit der abgegebenen Stimmen errang. Es ist fraglich, ob in einem geeinten Irland der plötzliche parlamentarische Aufstieg de Valeras möglich gewesen wäre, wenn im Freistaatparlament die gemäßigten Parteien durch die Ulsterunionisten gestärkt

würden. Nun allerdings, da die Fianna-Fail-Partei den Freistaat führt, sind die Möglichkeiten einer Verständigung zwischen Nord- und Südirland noch geringer geworden, als vor ihrem Machtantritt. Ohne die Lösung der irischen Anschlußfrage wird es aber keinen echten Frieden zwischen Irland und dem Empire geben können. Denn in der Forderung nach Beseitigung der irischen Binnengrenze sind die Parteien des Freistaates alle einig, wie überhaupt die parteipolitischen Richtungskämpfe im Irischen Freistaat nicht so sehr auf grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten beruhen, wie auf Gradunterschieden des leicht erregbaren keltischen Temperaments.

II

Das Bekenntnis zum Katholizismus ist in Irland gleichbedeutend mit dem Bekenntnis zum Irentum, während die irischen Protestanten, die Iren der englisch-schottischen Einwanderung, mit geringen Ausnahmen, englandfreundlich und unionistisch gesinnt sind. Dies erklärt, daß in Nordirland der Gegensatz im Glauben zum Ausdruck der nationalpolitischen Spannungen werden konnte.

So erfährt fast alljährlich um die Jahresmitte eine erstaunte Welt von irischen Religionsunruhen, wenn der Orange-Orden, „die militante Kirche des Ulster-Unionismus", feierlich der Schlacht am Boynefluß gedenkt, des Tages, an dem im Juli 1690 Wilhelm von Oranien durch seinen Sieg über die irischen Truppen Jakobs II. die englisch-schottische Ulstersiedlung vor der Vernichtung bewahrte. Die traurige Bilanz dieses Gedenktages belief sich 1935 auf acht Tote, 75 Verwundete und 50 ausgebrannte oder auf andere Weise zu Schaden gekommene Gebäude. Nachdem die Unruhen ihren Abschluß gefunden hatten, waren in Belfast mehr als 1600 Katholiken ohne Obdach, und Tausende katholischer Arbeitnehmer waren gezwungen worden, ihre Arbeitsplätze zu verlassen.

Jedoch erwächst der abgrundtiefe Haß der Ulsterprotestanten gegen die Freistaat-Iren nicht nur aus religiöser Wurzel. Die Ulsterunionisten, die adligen Grundbesitzer, die Belfaster Industriellen und Kaufleute verteidigen in der Eigenstaatlichkeit ihrer sechs Grafschaften gegen die Ansprüche des Freistaates zugleich ihre wirtschaftliche, soziale und religiöse Sicherheit. Mit den Freistaat-Iren verbindet sie nichts als der gemeinsame Boden, während sie durch das Glaubensbekenntnis, durch eine jahrhundertelange Vergangenheit mit vielfältigen geschichtlichen Belastungen und durch das Bewußtsein ihres Angelsachsentums von ihnen getrennt sind. Für die Protestanten war die Lösung Nordirlands vom Freistaat die einzige Möglichkeit, der Majorisierung durch den katholischen Süden zu entgehen und damit ihre soziale Vormachtstellung, ihren politisch beherrschenden Einfluß im Staatsleben, den der protestantische Bevölkerungsteil Irlands bis zur Bildung des Freistaates auf der ganzen Insel genoß, wenigstens im Norden zu behaupten, wo sie zwei Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachen, gegen nur acht Prozent im Freistaat.

Daß die Freistaat-Iren nach einer Vereinigung von Nord und Süd die presbyterianische und anglikanische Kirche Ulsters schädigen würden, ist durchaus unwahrscheinlich. Auch als nationale Minderheit hätte das Anglo-Irentum Nordirlands kaum etwas zu befürchten. Das Schlimmste, was ihnen in dieser Hinsicht geschehen könnte, wäre vielleicht, daß der Nachwuchs künftig neben dem gewohnten Englisch auch in gälischer Sprache unterrichtet würde. Die Bedeutung des gälischen Idioms gegenüber der englischen Hochsprache ist jedoch derart gering, daß die Kinder der Anglo-Iren damit jedenfalls nicht dem Angelsachsentum verlorengingen. Aber als Bürger eines geeinten Irland wären die Ulsterunionisten nicht mehr das staatsführende Volk; auch wären sie nicht mehr Bürger des Vereinigten Königreiches. Daraus ergäbe sich für sie die Gefahr, daß ihnen die Laufbahn im britischen Heer und Staatsdienst, in der Diplomatie und Verwaltung des Empire verschlossen bliebe, daß sie also all die vielfältigen Aufstiegsmöglichkeiten des Britischen Reiches einbüßten, ohne daß ihnen der Irische Freistaat bei seiner räumlichen und politischen Enge einen Ersatz bieten könnte. Zu all dem sind die Ulsterprotestanten auch noch überzeugt, von einem geeinten Irland nur wirtschaftliche Nachteile erwarten zu müssen. Aus all diesen Gründen fühlen sie sich in ihrer staatlichen Autonomie und im Schutze der britischen Krone sicherer, als unter der Herrschaft einer Mehrheit gesellschaftlicher, völkischer und konfessioneller Widersacher, deren möglichen Steuerpolitik sie ihren Wohlstand nicht ausgesetzt wissen möchten.

Auf der andern Seite der Ulstergrenze traf jedoch die staatliche Verselbständigung Nordirlands das nationale Gefühl der Iren überaus empfindlich. Der Verlust wurde im Freistaat um so schmerzhafter empfunden, als ihm mit Belfast die industrielle Ergänzung seiner Agrarwirtschaft genommen war. Natürlich hatte die Zerreißung Irlands in eine agrarische und industrielle Hälfte auch für Ulster unangenehme wirtschaftliche Folgen. Die Belfaster Industrie verlor ihr natürliches Hinterland, nachdem der Freistaat in Dublin ein zweites irisches Industriezentrum entwickelt hatte. Aber Südirland wurde durch die Verstümmelung seines Wirtschaftsgebietes doch weitaus schwerer getroffen als der Norden, der für seine Verluste im Freistaat vollauf dadurch entschädigt wurde, daß seiner Ausfuhrwirtschaft der aufnahmefähige britische Markt offen blieb, wo sie, im Gegensatz zu der des Freistaates, durch keinerlei zoll- oder handelspolitische Beschränkungen behindert wird, und daß sie außerdem die Vorteile der englischen Handelsverträge mit den Empirestaaten und dem Auslande genießt. Auf diese Ausfuhrmöglichkeiten ist die nordirische Industrieerzeugung angewiesen, wenn sie lebensfähig bleiben soll. Der Wirtschaftsnationalismus, den die de Valera-Regierung verfolgt, um den Freistaat gegenüber Großbritannien auch wirtschaftlich unabhängiger zu machen, ist daher für die Ulsterunionisten ein gewichtiger Grund mehr, auf ihrem unversöhnlichen Standpunkt gegenüber dem Irischen Freistaat zu beharren.

III

Die Wegrichtung, die de Valera 1921 als Führer der Sinnfeiner-Bewegung den irischen Unterhändlern zu den Londoner Verhandlungen vorgezeichnet hatte, war auf die unabhängige, die ganze Insel umfassende irische Republik gerichtet, die außerhalb des Britischen Reiches stehen sollte. Die britischen Interessen wollten die Sinnfeiner allenfalls durch ein englisch-irisches Bündnis berücksichtigen. Mit diesen Forderungen hatten die Iren offensichtlich weit über die Grenze des für sie erreichbaren hinausgegriffen. Der Dominionstatus war das Äußerste, was die Regierung Lloyd Georges der Sinnfeiner-Delegation — unter Androhung der unverzüglichen Wiederaufnahme der Kampfhandlungen bei Ablehnung — zugestand. Die Iren erhielten endlich ihren Staat, der sich freilich nicht über die ganze Insel erstreckt und der ein Teil des Britischen Reichs geblieben ist. Neben der Freistaatregierung und dem irischen Parlament stand der Generalgouverneur als Statthalter des englischen Königs, dem die Abgeordneten des Dáil Treue zu schwören hatten. Vom ersten Tage ihrer Herrschaft an richtete die Regierung de Valeras ihre Außenpolitik gegen diese verfassungsmäßigen Bindungen des Freistaates an die britische Krone und das Empire. Ohne auch nur eine Verständigung mit der Londoner Regierung zu suchen, beseitigte sie durch einseitigen Willensentscheid den Treueid und arbeitete danach in wenig freundlicher Weise auf die Beseitigung des Generalgouverneurs hin.

Die Urteile der englischen Presse, die Erklärungen des britischen Dominionministers, ja selbst die Äußerungen der irischen Oppositionsparteien stimmten darin überein, daß das Kabinett de Valera Vertragsbruch begehe, indem es Artikel um Artikel des anglo-irischen Vertrages aufhob, bis sie der Kronrat eines andern belehrte. Als die Freistaatregierung ein Gesetz durchgebracht hatte, das Irlands Oberstem Gerichtshof die Anrufung des britischen Kronrates in Rechtsstreitigkeiten untersagte, appelierte die höchste Rechtsinstanz des Irischen Freistaates, die in dem Gesetz eine Verletzung der irischen Verfassung erblickte, an die höchste Rechtsinstanz des Empire. In seinem Urteil, das weit über den eigentlichen Streitgegenstand hinaus für die Entwicklung der Dominionverfassung überhaupt von geschichtlicher Bedeutung werden dürfte, erklärte der Rechtsausschuß der britischen Krone die Gesetzgebung des Freistaates für rechtswirksam und gültig, da auf Grund des Statuts von Westminster die Freistaatregierung Gesetze erlassen könne, die dem britischen Reichsgesetz widersprechen. „Der einfachste Weg, die Lage zu klären", heißt es in dem Urteil, „bestehe darin, zu sagen, daß das Statut von Westminster dem Irischen Freistaat das Recht gibt, den Londoner Vertrag aufzuheben und daß er von diesem Recht Gebrauch gemacht hat[1])."

Nach diesem Kronraturteil wird Großbritannien die irische Regierung nicht

1) Vgl. den Wortlaut des Urteils im „Low Report" der „Times" vom 7. Juni 1935, Seite 4.

hindern können, durch die Ausschaltung des englischen Königs aus der Freistaatverfassung und durch die Wahl eines Staatspräsidenten das irische Dominion in eine Republik umzuwandeln. Ein wesentlicher Teil der anglo-irischen Streitfragen wäre damit aus dem Wege geräumt. Aber noch wird mit der verfassungsmäßigen Verselbständigung des Freistaates die Stellung Irlands zum Empire nicht in der Weise geregelt sein, wie sie die irische Regierungspartei erstrebt.

Die Ausschaltung der britischen Krone aus dem innenpolitischen Leben des Freistaates wird das nationale Gefühl der Iren befriedigen. Einer Lösung des Ulsterproblems wird diese Maßnahme jedoch nicht nützlich sein, während der Freistaat auch als Republik ein Gliedstaat des Empire bleibt. Daß de Valera auch noch heute, genau wie vor 15 Jahren, die völlige Lösung Irlands vom Britischen Reich erstrebt, hat er oft genug zu erkennen gegeben. Ein geeintes, vollsouveränes Irland als Mitglied einer Art britischen Völkerbundes mit den Staaten des Commonwealth frei verbunden, scheint ihm die einzige Möglichkeit, ein gutnachbarliches Verhältnis zwischen dem Freistaat und Großbritannien zu verwirklichen.

Mit diesem Ziele im Auge, hat die Dubliner Regierung den Freistaat einem Zustand größtmöglicher verfassungsmäßiger Unabhängigkeit entgegengeführt. Sie hat den anglo-irischen Vertrag bis auf zwei Bestimmungen außer Wirksamkeit gesetzt, in denen sie allerdings zwei Schranken ihres Unabhängigkeitsstrebens findet. Keinen der noch geltenden Artikel des Londoner Vertrages wird der Freistaat von sich aus zu beseitigen vermögen. Der eine Artikel spricht die Trennung Nordirlands vom Freistaat aus; der zweite überträgt der britischen Flotte die Verteidigung der irischen Küstengewässer, und zwar solange, bis Irland selbst in der Lage sein wird, seinen maritimen Schutz zu übernehmen. Die Iren sind also grundsätzlich berechtigt, sich eine eigene Flotte zu schaffen, daß sie auch die Mittel zu einer solch kostspieligen Einrichtung werden aufbringen können, ist indes wenig wahrscheinlich. Ansprüche auf eine eigene Flotte hat der Vertreter der irischen Regierung bei der letzten Flottenkonferenz angemeldet. Aber werden die Iren, auch nach Aufwendung noch so erheblicher Geldmittel, die englische Regierung einmal davon überzeugen können, daß die Anwesenheit ihrer Seestreitkräfte in den irischen Gewässern überflüssig geworden ist? Würde die Freistaatregierung den englisch-irischen Vertrag jedoch auch in diesem für Großbritannien lebenswichtigen Punkte von sich aus aufheben, so wäre nicht abzusehen, wie sie die englischen Marinetruppen aus ihren irischen Vertragshäfen Cork Habour, Berehaven und Lough Swilly herausbringen könnte, wenn diese nicht freiwillig ihre Stellungen räumten.

Nach den Londoner Abmachungen steht England aber nicht nur das Recht zu, die genannten irischen Häfen als Flottenstützpunkte zu benutzen. Die Briten können darüber hinaus in Kriegszeiten oder in Zeiten gespannter politischer Verhältnisse vom Freistaat verlangen, daß ihren Schlachtschiffen noch andere Häfen geöffnet und weitere für die Verteidigung Irlands notwendige militärische Ver-

günstigungen gewährt werden. Auf die Respektierung dieser Vertragsrechte durch die Dubliner Regierung wird London heute wohl noch weniger verzichten wollen als im Jahre 1921, nachdem die Vervollkommnung des Flugwesens, der U-Boot-Waffe und der am Gegenufer der englischen Küste armierten weittragenden Geschütze für die britische Regierung und ihre Admiralität die irische Frage noch eindringlicher als in der Vergangenheit zu einer strategischen Aufgabe und damit zu einer Frage der Reichssicherheit werden ließ.

England hat in der Vergangenheit auf irischem Boden dreimal gegen feindliche Festlandtruppen kämpfen müssen: zur Zeit der Königin Elisabeth (1600) haben die Spanier auf der irischen Insel Truppen gelandet, das zweitemal waren es Franzosen, die Ludwig XIV. herübergeschickt hatte, um Jakob II. in seinem Kampfe gegen Wilhelm von Oranien zu unterstützen (1690), und noch einmal versuchten die Franzosen England von Irland aus zu treffen, indem sie 1798, zur Unterstützung des Aufstandes Wolf Tones, in der Bandry Bai Hilfstruppen landeten. Wohl sind die Franzosen heute mit England eng befreundet; aber diese Freundschaft hindert Frankreich, den einzig möglichen Widersacher Englands im Atlantischen Ozean, nicht, seine Angriffsfront am Kanal und an der bretonischen Küste, also an der verwundbarsten Stelle des Empire, auszubauen und die Briten fühlen zu lassen, was ihre Freundschaft wert ist. Nachdem durch die neuzeitliche Kriegstechnik die alten Flottenstützpunkte an der Südküste Englands ihren militärischen Wert eingebüßt haben, ist die britische Admiralität genötigt, ihre Basishäfen weiter von der drohenden Küste wegzulegen. Der Admiral Sir Barry Domville nannte Milford Haven und die an der Südküste Irlands gelegene Bandry Bai als künftige Kriegshäfen in den südwestlichen Gewässern Großbritanniens[1]). Jedenfalls wird England auf die engere Einbeziehung des Freistaatgebietes in das britische Wehrbereich nicht verzichten können, wenn seine lebenswichtigen Verbindungslinien nach den überseeischen Nahrungs- und Rohstoffquellen vor feindlichen Zugriffen geschützt werden sollen. Allerdings wird die Londoner Regierung die Einhaltung ihrer Vertragsrechte im Freistaat nicht erzwingen dürfen, wenn sie nicht Gefahr laufen will, ihren praktischen Wert herabzumindern. So scheint für London gegenwärtig die irische Frage wesentlich darin zu bestehen, eine Erweiterung der militärischen Stellungen auf dem Freistaatgebiet zu erreichen, ohne das empfindliche Nationalgefühl der Iren zu verletzen, das heißt ohne die Gefahr heraufzubeschwören, daß die englischen Seestreitkräfte auf irischem Boden im Ernstfalle ein gärendes Land in ihrem Rücken haben werden.

IV

Dem Gebot des Raumes wird sich Irland nicht entziehen können. Bisher kämpfte die Regierung de Valeras gegen Verfassungsartikel. Nachdem sie sich in den

1) Vgl. Admiral Sir Barry Domville: „Defence and Sea Power", im „Observer", vom 19. Januar 1936.

Verfassungsfragen durchgesetzt hat, steht sie vor der harten Wirklichkeit. Wirklichkeit ist die geopolitische Zusammengehörigkeit der anglo-irischen Inseln. Wirklichkeit ist ferner, daß die 800 000 Ulsterprotestanten allenfalls dann für den Anschlußgedanken gewonnen werden könnten, wenn ihnen die Gewißheit gegeben würde, daß sie auch nach einer Vereinigung von Nord und Süd den Schutz der britischen Krone nicht verlieren werden. Es ist daher schwer vorstellbar, wie — nach den Worten de Valeras — die neue Freistaatverfassung es ermöglichen soll, „eine Lage herbeizuführen, in der es für die im Norden Lebenden möglich sein wird, sich mit dem Freistaat zu verbinden", wo sie tatsächlich so gehalten ist, „als gäbe es keine Beziehungen zwischen den Staaten des Britsh Commonwealth" und eine Form erhalten wird, „wie sie das irische Volk gewählt hätte, wenn Großbritannien Millionen Meilen von Irland entfernt läge." Schließlich wird mit solchen Maßnahmen, deren praktischer Wert immerhin recht fragwürdig ist, den umworbenen Ulsterleuten erneut recht deutlich gemacht, wie beträchtlich das Wollen der Freistaat-Iren von ihren eigenen Wünschen abweicht. Unerbittliche Wirklichkeit ist schließlich die hohe wirtschaftliche Abhängigkeit des Irischen Freistaates von Großbritannien. 1924, zwei Jahre nach der Bildung des Freistaates, gingen 98 v. H. seiner Ausfuhr nach Großbritannien und Nordirland. England brauchte also nur die irische Einfuhrquote herabzusetzen, wenn es die Iren seinen Wünschen gefügig machen wollte. Dieser Gefahr suchte bereits die Cosgrave-Regierung durch Beseitigung ihrer Ursachen: der beherrschenden Stellung der Viehzucht in der Wirtschaft des Freistaates, zu begegnen. Die riesigen Weideflächen des Freistaates, die neun Zehntel seines anbaufähigen Bodens einnehmen, sollten mit ackerbautreibenden Kleinbauern besiedelt und so der eigenartige Zustand beseitigt werden, daß Südirland, trotz des ausgesprochenen agrarischen Charakters seiner Wirtschaft, eine höhere Lebensmittel-Einfuhr als -Ausfuhr aufweist, während als Abnehmer der Überproduktion seiner Viehzucht und Molkereiwirtschaft nur England in Frage kommt. Durch die Regierung de Valeras wurde das landwirtschaftliche Reformwerk Cosgraves tatkräftig weitergeführt. Die Pläne scheiterten offenbar an dem ausgesprochenen Seeklima der irischen Insel (Juli-Wärme + 15° bis + 16°), das zwar gute Kartoffel-, Hafer- und Grasernten gewährleistet, aber anspruchsvolle Pflanzen nicht überall ausreifen läßt. So erntete der Freistaat 1933 4,7 Millionen Tonnen Heu gegen 4,2 Millionen Tonnen im Jahre 1922, aber nur 54 000 Tonnen Weizen gegen 35 700 Tonnen im Jahresdurchschnitt 1909—1913. Diesen Ernteergebnissen entsprach der Bestand an Rindvieh, der sich von 3,9 Millionen Stück im Jahre 1911 bis 1933 auf 4,1 Millionen Stück erhöhte[1]).

Durch die landwirtschaftlichen Reformversuche hat sich denn auch an der wirtschaftlichen Abhängigkeit Südirlands vom britischen Markt kaum etwas geändert. 1933 machte die Ausfuhr des Freistaates nach Großbritannien und Nordirland

1) Vgl. „Statistisches Handbuch der Weltwirtschaft", Berlin 1936, S. 138.

immer noch 94 v. H. seiner Gesamtausfuhr aus. So lange aber die Freistaatbevölkerung von Großbritannien lebt und sich den Iren keine Möglichkeit bietet, für ihre Agrarerzeugnisse andere Abnehmer zu finden, wird ihr Unabhängigkeitsprogramm allein schon in der Abhängigkeit ihrer Wirtschaft vom britischen Kunden eine unüberwindbare Schranke finden. Allerdings werden sich die Briten hüten, Irlands wirtschaftliches Dilemma allzu kraftvoll als Druckmittel zu benutzen, um die Iren ihren Wünschen gefügig zu machen, da sie es sich nicht leisten können, die irische Agrarwirtschaft zu gefährden. Auf ihre Erzeugnisse könnte Großbritannien wohl heute weitgehend verzichten, wenn es sein müßte, nicht aber im Falle eines, seine überseeischen Zufahrtswege bedrohenden kriegerischen Konfliktes. So können die Iren auf manchen gewichtigen Trumpf der Engländer einen Gegentrumpf ausspielen. Doch in wessen Hand im Ernstfall die stärkeren Trümpfe liegen würden, darüber kann kein Zweifel bestehen.

Rudolf Goltz:
Kampf um Palästina

Obwohl der arabische Aufstand in Palästina örtlich bedingt war, sind seine Hintergründe doch mit vielen und weitschichtigen Problemen verknüpft, die ihm ein anderes Gesicht verleihen, als es eine Revolte von nur lokalem Interesse haben könnte. Das Palästina-Problem wird zumeist in der Form eines Dreiecks empfunden, das durch die Kräfte-Dreiheit: England, Araber und Juden gebildet wird. Aber diese Dreiteilung ist alles andere als erschöpfend. Denn in Wirklichkeit wird das politische Bild Palästinas noch durch eine Reihe anderer Faktoren geformt und kompliziert: die französische und russische Orientpolitik, die italienischen Interessen in der Levante, die Mittelmeerfrage in ihrer Gesamtheit, die verschiedenen Erdölinteressen, die sich in der IPC. überschneiden, Völkerbund, Vatikan usw. Es ist ferner die geographisch bedingte Janusköpfigkeit Palästinas, die es durch das Mittelmeer ebenso mit der gesamten europäischen Problematik verbindet wie es mit der gesamten asiatischen verbunden ist. So ist heute Palästina mit einer Problemsäule belastet, die in dieser Wucht und Vielgestalt wohl kaum jemals auf einem so kleinen Teil der Erdoberfläche — Westpalästina umfaßt 26 330 qkm! — geruht hat. Eine Behandlung der Palästinafrage auf so engem Raum wie hier wird sich gleichwohl auf jene Dreiteilung beschränken müssen. Daß man aus der Vielgestalt der Kräfte gerade jene drei bevorzugt, ist dadurch gerechtfertigt, daß sie in der Tat die für das politische Bild Palästinas typischen und wohl auch die unmittelbar bestimmenden sind. Jene Dreiheit ist zudem auch von dem palästinischen Staatsrecht, dessen Quellen zu einem großen Teil aus völkerrechtlichen Verträgen fließen, in vieler Hinsicht anerkannt, nicht zuletzt durch die Gleichstellung der englischen, arabischen und hebräischen Sprache für das öffentliche Leben. „Here is Jerusalem

calling" — „Assalam aleikum kullkum. Mahattat idha'at el Kuds" — „Asinu qol Jeruschalajim" — so lautet beispielhaft die Ansage im Sender Jerusalem.

Die strategischen Interessen Englands an Palästina läßt ein Blick auf die Landkarte erkennen. Palästina eröffnet den Länderkomplex, der vom Mittelmeer über den Persischen Golf nach Indien führt und somit innerhalb des Empire eine außerordentlich wichtige Brückenfunktion erfüllt. Aber nicht nur als Pforte des Land- und Luftweges nach Indien ist Palästina für Großbritannien wertvoll. Der Besitz von Akaba, an der Grenze von Westpalästina, Transjordanien und Saudi-Arabien, gibt außerdem die Möglichkeit, den Suezkanal zu umgehen, da von hier aus ein direkter Zugang zum Roten Meer — gewissermaßen aus dem Hinterhalt — besteht. Freilich hat diese Möglichkeit einstweilen in der Hauptsache nur theoretischen Wert. Um sie voll ausschöpfen zu können, müßte ein Kanal gebaut werden, der das Mittelmeer von Ghaza aus mit Akaba verbindet. Ohne daß über dieses schon bestehende Projekt bereits endgültig entschieden wäre, werden doch schon heute in dem in Frage kommenden Beersheba-Distrikt (Südpalästina) entsprechende Vermessungen vorgenommen, und die Tatsache, daß in absehbarer Zeit (1968) die Konzession der Compagnie Universelle du Canal de Suez, an deren Aktienmasse England mit dem größten Block beteiligt ist, in die Hände des souveränen Ägyptens zurückfällt, dürfte das Mittellandkanal-Projekt aktualisieren. Dies ist nicht nur im Hinblick auf die Suezkonzession anzunehmen, sondern auch deshalb, weil die unmittelbare, militärische Macht Englands in Ägypten auf Grund des neuen Vertrages später der mittelbaren, nur auf dem Bündnisvertrage beruhenden weichen muß. Niemand weiß, ob im Falle einer Änderung der europäischen Mächtekonstellation Ägypten noch ein so starkes Interesse an einer englischen Orientierung haben wird wie in der Gegenwart, in der es sich dadurch vor dem italienischen Expansionsdrang zu schützen sucht. Der britische Einfluß auf den Suezkanal ist daher aus mehreren Gründen nicht mehr so fraglos, wie noch vor einigen Jahren. Um so wichtiger wurde und wird der Besitz Akabas und Palästinas überhaupt. Schon kommen aus England Meldungen, die von einer zukünftigen Verlegung der britischen Oberkommandos von Kairo und Alexandrien nach Jerusalem und Haifa zu berichten wissen.

Aber nicht nur in strategischer Beziehung und im Hinblick auf Indien spielt Palästina für Großbritannien eine hervorragende Rolle. Im Kampf um die irakischen Erdölfelder, der in der internationalen Politik große Wellen geschlagen hat (er war ebenso mit dem griechisch-türkischen Krieg wie mit der Ruhrbesetzung verflochten), ist Palästina gleichfalls eine große Bedeutung zugefallen. Nach einem heftigen Konflikt mit Frankreich, das einen verbrieften Anspruch auf die Leitung des bei Kerkuk gewonnenen Öls nach einem syrischen Mittelmeerhafen hatte, gelang es Großbritannien, die Erlaubnis zum Bau eines pipe-line-Zweiges nach Haifa durchzusetzen, so daß dieser Hafen heute zur Tankstelle der britischen

Mittelmeerflotte geworden ist. Grund genug, in Palästina starke Truppenmassen zu konzentrieren! Nicht vergessen darf man ferner das große Interesse Englands an der Kaliindustrie am Toten Meer, hofft es doch, mit ihrer Hilfe von den anderen Kali-Ländern (vor allem Deutschland, Frankreich und USA.) sich wenigstens z. T. emanzipieren zu können. Im übrigen wird schon heute der britische Bedarf an Brom, das bekanntlich für die Kriegsindustrie von Bedeutung ist, zu 75 % aus dem Toten Meer gedeckt.

Eine der wichtigsten Kräfte, die das politische Bild des Orients heute bestimmen und mit der sich Großbritannien ständig auseinandersetzen muß, ist der aufstrebende Nationalismus der orientalischen Völker. An seiner Entstehung ist England selbst erheblich beteiligt; einmal dadurch, daß sein Imperialismus die Orientalen zwangsläufig mit den das Abendland beherrschenden Ideen, also auch mit der Idee des Nationalismus, bekannt machte, dann vor allem, im Falle des arabischen Nationalismus, dadurch, daß England im Kriege bewußt die panarabische Bewegung hochtrieb und ihr zum erstenmal entsprechende Ideen in den Bereich der politischen Möglichkeit rückte, um die vom türkischen Khalifat ausgehende panislamische Parole wirksam zu paralysieren. Es ist eine der bewundernswerten Leistungen und Fähigkeiten der britischen Politik, die sich auch gerade jetzt wieder in Ägypten bewährt hat: Die nationale Kraft der von England beherrschten Völker abzuschätzen und im gegebenen Augenblick durch ihre völkerrechtliche Anerkennung in seinen Dienst zu stellen. So konnte England den gesamten arabischen Länderkomplex, der vom Mittelmeer an den Land- und Luftweg nach Indien und den Weg des Erdöls vom Irak nach Haifa trägt, auf dem Wege solider Bündnisverträge, die sich sowohl auf arabische Interessen wie anglophile Sympathien stützen, für das Empire gewinnen — außer Palästina!

In Palästina besteht durch die Schaffung, oder besser: durch die Bestimmungen zur Schaffung eines Jüdischen Nationalheims eine eigene Situation, die in der allgemeinen Geschichte und also auch in der Geschichte des Empires ohne Vorgang ist, die daher auch eine völlig individuelle Behandlung in Theorie und Praxis verlangt. Vorweg ist zu bemerken, daß die populäre Vorstellung, daß Großbritannien Palästina gleichzeitig den Arabern und Juden versprochen habe und hieraus alle Konflikte zu erklären seien, mindestens zu oberflächlich ist. Die Versprechungen den Arabern gegenüber beruhen auf dem Briefwechsel, der 1915/16 zwischen dem damaligen britischen Oberkommissar von Ägypten, MacMahon, und dem damaligen Großcherifen von Mekka, Hussein, stattgefunden hat. Es ist eine Auslegungsfrage, ob man diesen Briefen die Einbeziehung des heutigen Palästina in das versprochene großarabische Reich entnimmt oder nicht. Die Araber und viele britische Politiker bejahen die Frage und haben viele und gute Gründe für sich. Ist die Frage der Versprechungen an die Araber noch umstritten, so ist sie nach der jüdischen Seite hin wesentlich klarer: England hat den Juden niemals

Palästina in dem Sinne zugesagt, der der zionistischen Bewegung ausgesprochen oder unausgesprochen immer vorgeschwebt hat, wenn freilich auch einigen beteiligten britischen Politikern mindestens eine Zeitlang die Schaffung eines souveränen Judenstaates vorgeschwebt hat.

Die bekannte „Balfourdeklaration" von 1917, die zum integrierenden Bestandteil des Palästina-Mandats von 1922 geworden ist,, verspricht den Zionisten nur „the Establishment in Palestine of a National Home". Diese Formulierung, die also den Juden Palästina keineswegs als Nationalheim verspricht, sondern nur ein Nationalheim in Palästina, entspricht zwar der Formel, die die zionistische Bewegung auf dem 1. Kongreß in Basel (1897) als ihr Ziel aufgestellt hatte: „Die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina". Wenn man aber bedenkt, daß sie lediglich aus taktischen Gründen gewählt wurde — um den Sultan zu beschwichtigen — und die zionistische Bewegung bis auf kleinere intellektuelle Kreise (die sog. „Kulturzionisten") und kürzere depressive Perioden niemals das größere Ziel aus dem Auge verloren hatte, so ist die Balfourdeklaration eine zionistische Enttäuschung gewesen, wenn das freilich im ersten Rausch auch nicht bemerkt wurde. Wichtiger noch als die positiv gewählte Formulierung ist die Ablehnung des noch im Frühjahr 1917 gemachten zionistischen Vorschlags der Formel „the reconstitution of Palestine as a Jewish National Home". Die rein logische Auslegung der Balfourdeklaration in diesem Sinne wurde bestätigt durch das Weißbuch der britischen Regierung von 1922, das die Interpretation des Zionistenführers Weizmann, daß „Palästina so jüdisch werden solle wie England englisch" ausdrücklich ablehnte. Läßt sich aus diesen Tatsachen auch entnehmen, daß den Juden Palästina als Herrschaftsgebiet nicht versprochen wurde, so ist andererseits freilich zu bedenken, daß auch über die Ausdehnung dieses „Nationalheims" nichts gesagt ist. Dessen Wachstum ist formell lediglich durch die Floskel begrenzt worden, daß „nichts getan werden solle, was die bürgerlichen und religiösen Rechte bestehender nichtjüdischer Gemeinschaften in Palästina beeinträchtigen könnte". Die Umschreibung der nichtjüdischen Rechte, also vor allem der Araber, ist in concreto nicht so einfach, so daß also vorderhand aus den Bestimmungen allein keine deutliche Grenze für das jüdische Wachstum zu erblicken ist und ihre vorläufige Festsetzung sich aus den wirtschaftlichen und politischen Umständen von Fall zu Fall ergeben muß. Die Frage, ob England den Juden Palästina versprochen hat, ist also formell unbedingt zu verneinen. Dagegen ist festzustellen, daß der Begriff des „Jüdischen Nationalheims" nirgendwo hinsichtlich seiner Ausdehnung definiert ist, so daß auf diese Weise praktisch dem Zionismus eine große Chance gegeben ist, mehr zu verwirklichen, als die dürre Formel „eine Heimstätte in Palästina" zunächst vermuten läßt. Charakteristisch hierfür sind die Worte Lloyd Georges zu Weizmann (1917): „Wir haben euch eine Chance gegeben; seht zu, was ihr aus ihr machen werdet".

Wie auch immer die keineswegs einfache Frage der doppelten Versprechungen liegen mag: Wenn die Araber auf Grund der Briefe MacMahons einen Anspruch auf Palästina England gegenüber haben, so haben die Juden ihrerseits gleichfalls ihren Anspruch aus der Balfourdeklaration. Daß dieser Anspruch später entstanden ist, berührt nach allgemeinen juristischen Grundsätzen seine Gültigkeit nicht im geringsten und belastet nur den Doppelkontrahenten England. Dieses wiederum kann sich darauf berufen, daß für die jetzige rechtliche Form Palästinas nicht es selbst, sondern der Völkerbund verantwortlich zeichne, dem allein das letzte Verfügungsrecht darüber zustehe, und in dessen Auftrag es lediglich handle. Eine formalrechtlich schwer angreifbare Konstruktion! Letzten Endes aber muß man sich darüber klar sein, daß diese Fragen wohl die Juristen und die moralischen Grundlagen der arabischen und zionistischen Propaganda berühren, nicht aber das gegenwärtige Problem, dessen Grundlage heute nicht mehr juristische sondern körperliche Wirklichkeit ist. Gerade dies aber wird vielfach heute übersehen.

Der arabische Widerstand gegen die Balfourdeklaration setzte nicht sofort ein. Im Gegenteil: Der Sohn Husseins, Emir Feisal (der spätere König des Irak) hatte 1919 Dr. Weizmann und Prof. Felix Frankfurter gegenüber in fast überschwenglichen Worten die zionistische Bewegung anerkannt und mit Weizmann einen sog. „Freundschaftsvertrag" geschlossen. Aber zweifellos ging Feisal, ein echter Nationalist, von der Vorstellung eines großen panarabischen Reiches aus, in dem freilich ein noch so großes jüdisch-autonomes Gemeinwesen in Palästina keine arabische Lebens- oder Prestigefrage dargestellt hätte. Nachdem aber der großarabische Traum nicht erfüllt und Ost- und Westpalästina den arabischen Aspirationen entzogen wurde, entstand in Palästina eine lokale arabische Bewegung, die sich nunmehr gegen die Juden richtete. Dadurch, daß Transjordanien von den das Jüdische Nationalheim betreffenden Mandatsbestimmungen ausgenommen wurde, wurde der Raum, in dem sich Araber und Juden stoßen, noch kleiner und die Gegensätze mußten sich verschärfen: Man kann nicht zwei Dolche in eine Scheide stecken, sagt ein arabisches Sprichwort. Außer gegen die jüdische Einwanderung richtet sich der arabische Kampf vor allem gegen den Bodenverkauf an Juden. Es gehört zu den zentralen Ideen des Zionismus, daß die bloße Konzentration jüdischer Massen die ewige Wanderung Ahasvers noch nicht beendet: dann könne z. B. NewYork mit seinen 2 Millionen Juden eher als „Nationalheim" gelten als Palästina mit seinen Vierhunderttausend. Erst die Berührung mit der Urproduktion, die Umwandlung der sozialen Struktur des jüdischen Volkes, die jetzt parasitär-zwischenschichtlerisch ist, soll danach die endgültige Bindung und damit die Befreiung vom Wanderzwang bringen. So mußte der Bewegung vor allem am Bodenbesitz und an der „Eroberung der Arbeit" liegen. (Daß durch die überstürzte Masseneinwanderung von für die gegenwärtige Entwicklung noch ungeeigneten Elementen sich in den letzten Jahren die soziale Struktur der palästinischen Judenschaft sehr zu ungunsten

des landwirtschaftlichen Sektors verschoben hat, bedroht das zionistische Experiment weitaus ernster als der arabische Widerstand!) Wenn auch im Augenblick noch keine akute Gefahr für die Araber besteht — erst 11 % der gesamten anbaufähigen Fläche Palästinas befindet sich in jüdischem Besitz! — so wirkt doch die Vorstellung, allmählich zwar nicht aus dem Lande wohl aber vom Lande verdrängt zu werden, bereits heute schon als nationaler Alpdruck. Der jüdischerseits beliebte Hinweis auf die an sich unbestreitbare Tatsache, daß die verkaufenden Araber an dem Geschäft erheblich profitieren, kann natürlich die Besorgnisse des echten Nationalismus ebensowenig widerlegen wie der auf die jüdischen Verdienste um die Einführung intensiver landwirtschaftlicher Methoden, die auch den Arabern die Möglichkeit gibt, auf kleineren Flächen größere Massen zu ernähren und so auch eine erhöhte arabische Einwanderung aufzunehmen. Denn die Araber wissen, daß die „Erlösung des Bodens" gewissermaßen die „Raison" der zionistischen Bewegung ist und daß die Grenzen der inneren Dynamik dieses Prinzips im Grunde mit den Grenzen Palästinas identisch sind. Zudem fühlen sich die Araber durch die Entwicklung der jüdischen Wirtschaft bedroht. Zwar kommt auch sie in unzähligen Einzelfällen den Arabern zugute, und im ganzen hat sie ihnen neue Welten geöffnet, zweifellos zu ihrem wirtschaftlichen Nutzen. Aber auf der anderen Seite fürchten die Araber, durch den großen wirtschaftlichen Vorsprung der Juden auch politisch „überrundet" zu werden, und schließlich läßt sich ein Nationalismus durch wirtschaftliche Vorteile nicht beschwichtigen, so zeigt er damit nur, daß er echt ist!

Solange Westpalästina die engen Grenzen der Gegenwart hat, ist an eine „Lösung" der arabisch-jüdischen Frage im Sinne freiwilliger Übereinkunft nicht zu denken. Beide Gruppen werden durch objektive Momente mit unausweichlicher Gewalt aufeinander zugetrieben: Die Araber treibt die nationale Lebensangst, sie sehen ihre politische Stellung durch Verringerung ihres Bodenbesitzes und durch den wirtschaftlichen Vorsprung der Juden wenn nicht in der Gegenwart so doch in einer absehbaren Zukunft bedroht. Die Juden werden vor allem durch eine fortschreitende Verengung der wirtschaftlichen, politschen und gesellschaftlichen Grundlagen ihrer Existenz in den Ländern der Zerstreuung (Polen!) zwangsläufig nach Palästina getrieben. Nach Palästina: nicht nur wegen einer vererbten inneren Beziehung zu diesem Lande, die auch bei areligiösen Juden sehr häufig durchbricht, sondern heute vor allem, weil in der Zeit der Weltwirtschaftskrise alle anderen Länder sich den Bedürfnissen der jüdischen Massenwanderung verschließen und nur noch individuelle Wanderungen hier und da glücken. Mit allen Mitteln suchen die Araber die jüdische Kolonisation zu zerstören, durch Diplomatie und Terror. Die Juden bemühen sich, eine Position nach der anderen zu gewinnen, um so die Araber eines Tages zu zwingen, geschaffene Tatsachen als solche anzuerkennen und sich irgendwie mit ihnen abzufinden. Beide Parteien wissen, daß das kleine Land zu kostbar ist, als daß man sich über es „verständigen" könnte.

Vielleicht würde in der Zukunft einmal die Annäherung zwischen Zionisten und außerpalästinischen Arabern eine gewisse Aussicht haben, in dem Sinne, daß die Juden sich an dem Versuch beteiligen, ein größeres arabisches Reich — etwa Syrien, Palästina und Transjordanien umfassend — zu schaffen. Es wäre denkbar, daß eine Erweiterung des jüdisch-arabischen Raums die explosiven Spannungen mildern könnte, denn die Drohung der Majorisierung durch die Juden, die die lokalarabische Bewegung Westpalästinas jetzt mit Recht fürchtet, würde dann gegenstandslos sein. Welche Taktik eine solche Politik England und Frankreich gegenüber einzuschlagen hätte, ist natürlich eine andere Frage. Auf alle Fälle stehen dieser Konzeption heute schon sehr große Schwierigkeiten entgegen, vor allem der sich täglich steigernde gegenseitige Haß (der auch außerhalb Palästinas Wellen schlägt!) und der Wille Englands, Palästina nicht aus seiner Macht zu entlassen, den es gerade jetzt deutlich bekundet hat. Immerhin ist festzustellen, daß sich bereits heute innerhalb der zionistischen Bewegung in diesem Sinne deutliche Stimmen erheben.

Der arabische Aufstand hat England vor wichtige Entscheidungen gestellt. Die Frage, was England tun wird, hält das ganze Land in Spannung. Es ist in dieser Hinsicht eine solide Voraussicht noch nicht möglich. Allgemein läßt sich sagen: für ein Nachgeben gegenüber den arabischen Forderungen sprechen wichtige Gründe, vor allem das Bestreben, sich durch die Sympathien der arabischen und mohammedanischen Welt den orientalischen Teil des Empires zu sichern. Es ist natürlich bei der geringen Reife und unentwickelten Wirklichkeit der panarabischen Idee denkbar, daß England sich bei Ibn Saud, König Ghazi und Emir Abdallah, mit denen es freundschaftlich verbunden ist, zu einer reservierten Haltung gegenüber den palästinischen Arabern den Rücken deckt. Wieweit jedoch diese Haltung auf die Dauer erfolgreich ist, ist noch nicht abzusehen. Einem Nachgeben gegenüber den arabischen Forderungen stehen anderseits große Bedenken entgegen. Ein Verbot des Bodenverkaufs an Juden und eine endgültige Einwanderungssperre ist mit dem Mandat kaum vereinbar und würde England in der abendländischen Politik jüdische Unterstützungen und Verbindungen kosten, auf die es offenbar Wert legt. Die klassische Kolonialpolitik des „divide et impera", die bisher auch in Palästina angewandt wurde, wird mit dem Wachsen des jüdischen Sektors immer schwieriger. Denn diese Politik setzt voraus, daß die Parteien, die gegeneinander ausgespielt werden, mehr oder minder konstant bleiben. Das Neuartige an der Situation der Quasikolonie Palästina besteht aber darin, daß der eine Teil kraft der Mandatsbestimmungen wächst und daß das Mandat sich nicht nur auf die Juden in Palästina, sondern auch auf die Juden der ganzen Welt bezieht.

Das Gutachten der unter Führung Lord Peels stehenden Kgl. Kommission ist zur Zeit der Niederschrift zwar schon fertig aber noch nicht veröffentlicht. Ohne daß der Verf. daher im Augenblick irgendeine authentische Äußerung über

seinen Inhalt zur Verfügung hätte, kann nur auf die bekannten und z. T. seriösen Pressemeldungen verwiesen werden, wonach die Kommission der Regierung auch einen oder verschiedene Teilungspläne unterbreiten werde. Die Pläne bewegen sich offenbar in zwei verschiedenen Richtungen: 1. Kantonisierung Palästinas. Eine keineswegs neue Idee, die in zionistischen und vor allem britischen Kreisen schon mehrfach Liebhaber hatte. Auch in arabischen Kreisen fand sie hin und wieder Anhänger; so z. B. gilt schon seit Jahren der gegenwärtige arabische Oberbürgerbürgermeister von Jerusalem, Dr. Khalidi, als ihr Verfechter. 2. Eine Aufteilung Palästinas in einen arabischen und jüdischen Teil, wobei die Idee offenbar mehrere Variationen hat. Die Juden würden hierbei vor allem die Küstenebene zwischen Haifa und Tel-Aviv, ferner das berühmte, von Haifa bis an den Jordan verlaufende Quertal, die Ebene Jesreel sowie einen großen Teil Galiläas, erhalten. Der jüdische Teil solle dann unter Wahrung weitgehender Souveränität vielleicht die Stellung eines jüdischen Dominions erhalten (der betont zionistenfreundliche Colonel Wedgwood hatte vor Jahren bereits ein Palästinabuch „The seventh Dominion" veröffentlicht, wobei er freilich an das gesamte Palästina dachte, und auch jetzt liegt wieder eine britische Pressemeldung vor, wonach die Kommission auch die Umwandlung Palästinas in seiner Gesamtheit in ein Dominion mit weitgehender Lokalautonomie der jüdischen und arabischen Teile vorschlagen werde). Bezüglich des arabischen Teils denkt man u. a. auch an die Zusammenziehung mit Transjordanien unter Ausrufung des Emir Abdallah von Transjordanien zum König beider Gebiete. Auch in dieser Beziehung ist die Idee nicht ganz neu: Die britische Politik hat es stets verstanden, den Emir mit der nie fest zugesagten aber stets wachgehaltenen Aussicht auf den palästinischen Königsthron in Atem zu halten und ihn so als befriedendes Element zwischen den palästinischen Arabern zu verwenden. Die einflußreiche palästinische Partei Ragheb Bey Nashashibis beruht vor allem auf diesem dynastischen Gedanken. — Wohl für beide Fälle ist an eine britische Oberhoheit in Haifa und Jerusalem, bzw. für Jerusalem an einen internationalen status gedacht, was zweifellos auf starke christliche Sympathien rechnen kann. — Wenn auch arabischerseits trotz gelegentlicher lauter Proteste die Stellungnahme zu den Projekten problematisch erscheint, ist die zionistische Haltung eindeutig und offiziell durch das zionistische „Aktions-Comité" am 27. 4. 1937 in Jerusalem bekanntgegeben. Danach werden Kantonisierungs- und Teilungsideen bedingungslos abgelehnt; interessanterweise werden in der gleichen Erklärung die jüdischen Ansprüche auf Transjordanien nochmals betont. Bei der Ablehnung spielt offenbar der Gedanke eine Rolle, daß in der gegenwärtigen kritischen Lage des europäischen Judentums die palästinischen Aussichten territorial nicht noch geringfügiger werden dürfen, als sie es in dem verzweifelt kleinen Lande ohnehin schon sind. (Auf der anderen Seite dürfte freilich die Aussicht auf einen kleinen, aber souveränen jüdischen Staat besonders auf die

„Revisionisten" — eine zionistische Richtung mit faszistischer Ideologie —, die aber von der offiziellen zionistischen Weltorganisation in der „Neue Zionistische Organisation" unabhängig organisiert sind, gewisse Reize ausüben.) Ferner fürchten die Zionisten durch den formellen und tatsächlichen Verlust Jerusalems, wo sich symbolhaft die hebräische Universität und die zionistische Zentrale befinden, eine Abschwächung der zionistischen Parole und ihrer moralischen Propagandawirkung: denn die zionistische Propaganda spekuliert stark auf irrationale Momente und für das Judentum ist seit alten Zeiten Palästina doch nur ein Vorhof Jerusalems. Jerusalem und Palästina erscheinen im jüdischen Gefühl oft als Synonyma, wobei freilich Jerusalem den stärkeren Akzent trägt. Die Herausnahme Jerusalems würde einen Zionismus ohne Zion schaffen, vom zionistischen Standpunkt aus offenbar eine Absurdität. Wie daher auch die arabische Stellung ausfallen würde: Allein die Tatsache des grundsätzlichen und durch nichts zu beschwichtigenden Widerstandes der Juden würde die explosive Problematik Palästinas bei Ausführung derartiger Pläne zwar verlagern aber nicht abschwächen können.

Das Gutachten der Kommission, das gewiß auch eine Verringerung oder gar — als Alternative gegenüber einer territorialen Teilung — Aufhebung der jüdischen Einwanderung empfehlen dürfte, ist jedenfalls für die britische Regierung nicht bindend. So wird das Rätselraten um die zukünftige britische Politik auch nach der Veröffentlichung weitergehen. — Vielleicht versucht England weiterhin Kompromisse zu machen und die grundsätzliche Entscheidung hinauszuschieben. Es ist möglich, daß England gegenwärtig, wo der gesamte Mittelmeerraum politisch sich in einem Zustand gefährlicher Schwebe befindet, nicht eine so schwerwiegende Operation, wie es die grundsätzliche Entscheidung zwischen beiden Parteien wäre, wagen wird. Welchen Weg England gehen wird, hängt auch davon ab, welche Richtung sich in England durchsetzen wird: die britische Verwaltung in Palästina ist betont antijüdisch, ebenso das Colonial und das India Office und nicht wenige Politiker von Gewicht. Die Juden, besonders Professor Dr. Chajim Weizmann, haben in London gleichfalls einen beachtlichen Freundeskreis, aus dem vor allem der jetzige Kolonienminister Ormsby-Gore zu nennen wäre, dessen frühere Tätigkeit eng mit den Anfängen des „Nationalheims" verknüpft ist.

Vielleicht ist man sich über die Details der palästinischen Politik noch nicht schlüssig. Schlüssig dagegen ist man sich in einem: Palästina unter allen Umständen zu halten. Dafür spricht die Konzentration der bedeutenden Truppenmassen, die in gar keinem Verhältnis zum Umfang des arabischen Aufstandes standen. Was auch immer in der nächsten Zeit geschehen wird: Palästina ist heute bereits auf vielen Wegen mit der Weltpolitik auf das engste verknüpft, die die Unruhe der Zeit in ihm wie in einem Brennpunkt konzentriert. Man wird sich daran gewöhnen müssen, daß die Idylle des Heiligen Landes der Vergangenheit angehört und daß ihre Zukunft nur auf den Trümmern einer Weltkatastrophe wieder möglich wäre.

Friedrich-Wilhelm Fernau:

Wehrgeopolitische Betrachtungen über Indien

Allgemeine Lage

Als sich seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts die nicht-englischen Großmächte an der Erschließung Asiens zu beteiligen begannen, sah sich Großbritannien zum erstenmal vor eine große Wehraufgabe zu Lande gestellt: die ungeheuere Grenze Indiens von Belutschistan bis nach Hinterindien galt es zu schützen vor dem Andringen der rivalisierenden europäischen Mächte. Bis dahin hatte die politische Ohnmacht und die wirtschaftliche Unerschlossenheit der Indien umgebenden Landgebiete eine Bedrohung von der Landseite her als eine Unmöglichkeit erscheinen lassen, aber seit Rußland seine mittelasiatischen Eroberungen bis an den Hindukusch und den Pamir vorschob, Frankreich von seinen hinterindischen Besitzungen aus weitere Erwerbungen ins Auge faßte und schließlich Deutschland versuchte, an eine Erschließung der Türkei durch eine Verbindung mit dem mitteleuropäischen Wirtschaftsgebiet zu gehen, ist das Problem der Landverteidigung Indiens nicht mehr verschwunden, im Gegenteil es hat die britischen Staatsmänner und Soldaten vor immer schwierigere Aufgaben gestellt.

Den Ausgangspunkt aller Wehrbetrachtungen über Indien hat Lord Curzon als Vizekönig 1909 in seiner berühmtgewordenen Glacistheorie festgelegt, in der er Indien mit einer gewaltigen Festung verglich, für deren Sicherung die Beherrschung des Glacis von ausschlaggebender Bedeutung ist. In der Tat gleicht Indien — der Subkontinent Indien, wie die Engländer sagen — einer riesigen Festung: auf zwei Seiten vom Meer umgeben, wird es im Norden durch die Kette des Himalaya von der großen Kontinentalmasse abgetrennt, die sich vom Pazifischen bis zum Atlantischen Ozean erstreckt und in ihrem äußersten Westen und äußersten Osten alte Kulturzentren beherbergt. Der Himalaya bildet nur das Kernstück in der Gebirgskette, die sich nach Südosten in den von den Flußläufen des Irawaddy, Salwen und Mekong durchzogenen Gebirgen, nach Westen in dem iranischen Bergland und dem Hochland von Anatolien fortsetzt. Durch diese Sperrmauer führen nur an ganz wenigen Stellen Straßen nach Süden, nach Indien und dem Indischen Ozean, Völkertore, die auch einer modernen großen Armee die Annäherung an die Festung Indien ermöglichen würden. Der wichtigste Weg führt über den Durchlaß zwischen Hindukusch und Elburzgebirge auf der Linie Merw—Herat über die afghanischen Pässe nach Indien. Es ist die Straße, auf der die großen Landeroberer Indiens gezogen sind. Die anderen großen Straßen berühren Indiens Sicherung nur mittelbar, aber sie sind wichtig als Zugänge zum Indischen Ozean und als Verbindungen zu den großen Wirtschaftszentren Europas und Ostasiens. Es sind das zunächst Mesopotamien und Syrien—Palästina: sie bieten den einzigen

Landweg von Nordwesteuropa über Balkan und Anatolien nach Suez und dem Golf von Iran, zugleich die kürzeste Verbindung vom Mittelmeer nach dem Indischen Ozean; schließlich als der Verkehrsweg zwischen Indien und Ostasien die Straße von Singapore, die einzige Anmarschstraße für einen von Osten kommenden Gegner, solange die indische Nordostgrenze durch die Natur der Gebirgszüge und den Mangel an Verkehrslinien von Operationen größeren Stiles nicht bedroht ist. So kann Indien bei seiner Verkehrslage zwischen den großen Mittelpunkten von Bevölkerung und Wirtschaft im Westen und Osten von Natur aus selbst im Zeitalter der technischen Waffen als sehr gut geschützt gelten.

Die Nordwestgrenze

Solange Indien die Seeherrschaft im Indischen Ozean innehat und die großen Sperrforts von Suez, Irak und Singapore nicht in Händen einer feindlichen Großmacht sich befinden, ist es die Hauptaufgabe der indischen Wehrpolitik, das „gateway of India", die Nordwestgrenze, zu sichern. Indiens Grenze im NW (s. Skizze) wird von einer Reihe von Höhenzügen gebildet, die ihren Ausgang vom Pamir nehmen. Vom Pamir, dem Dach der Welt, ziehen sich nach Westen und Südwesten mehrere Gebirgszüge, deren wichtigste in diesem Zusammenhang der Hindukusch und die afghanisch-indischen Grenzgebirge sind. Der Hindukusch erstreckt sich in westlicher bis südwestlicher Richtung bis in die Gegend von Herat, wo sich zwischen Hindukusch und Elburzgebirge in Nordiran eine Senke einschiebt. Die afghanisch-indischen Grenzgebirge reichen vom Pamir nach SSW bis zum Indischen Ozean, ihre bedeutendsten Teilgebirge sind von Norden nach Süden: der Säfid-Kuh, das Sulaimangebirge und das Kirthargebirge. In etwa 150 Meilen Entfernung von diesen Bergen fließt in der Ebene der Indus, der seine rechten Nebenflüsse vom Hochland von Afghanistan empfängt. An den Durchbruchstellen dieser Nebenflüsse des Indus durch die Grenzgebirge liegen die afghanischen Pässe, denen das ganze britisch-indische Wehrsystem im NW gilt. Es sind im ganzen die folgenden fünf Pässe, entsprechend den Nebenflüssen des Indus: der Khyberpaß am Kabulfluß, der historische Weg für Handel und Heere; der Kurram; der Tochi; der Gomal und schließlich der Bolanpaß, der zweitwichtigste nach dem Khyber, über den die große Straße Herat—Kandahar—Indus führen muß. Diesen Pässen entsprechend ist die britische Wehrstellung aufgebaut: die Verteidigung ist konzentriert in Peshawar am Khyber und Quetta am Bolan. Das Verteidigungssystem der nördlichen Pässe gruppiert sich um die Orte Attock (Ölfeld), Peshawar und Dera Ismail Khan. Dieses ganze nördliche Wehrsystem ist durch Eisenbahn mit dem Punjab und weiter mit dem unteren Gangestal verbunden. Quetta, der Hauptort der Verteidigung von Belutschistan, hat Eisenbahnverbindung nach dem Hafen Karachi und dem an die Grenze vorgeschobenen Fort New Chaman; ferner führt von Quetta die Bahn längs der afghanischen Grenze

nach Duzdab in Südiran. Eine unmittelbare Bahnverbindung zwischen Quetta und Peshawar fehlt dagegen noch.

Die Aufgabe der britisch-indischen Wehrpolitik an der NW-Grenze ist zweifach. Sie muß erstens Indien vor den Einfällen der kriegerischen Grenzstämme schützen und zweitens die Sicherheit Indiens vor einer großen, modern ausgerüsteten Landarmee gewährleisten. Die erste Aufgabe ergibt sich aus den Verhältnissen im Grenzgebiet. Zwischen Afghanistan und Britisch-Indien gibt es eigentlich zwei Grenzen: die sog. Durand-Linie, die 1895 vertraglich festgelegte Grenze zwischen afghanischem und indischem Hoheitsgebiet, und zweitens die Grenze des von Britisch-Indien verwalteten Gebiets. Zwischen beiden liegt das Territory of the Independent Tribes, welches von den kriegerischen Pathanstämmen bewohnt wird; diese fristeten ihr Dasein früher durch zahlreiche Einfälle und Plünderungen in der reichen Ebene Nordwestindiens. Zur Befriedung dieser Stämme und Beherrschung des Grenzgebiets ist die indische Verwaltung im Laufe der Jahre verschiedene Wege gegangen. Sie hat auf dem Wege der sog. Close-Border-Policy versucht, die Stämme sich selbst zu überlassen und die Truppen bis an die Verwaltungsgrenze zurückzuziehen. Dadurch wird jedoch das Grenzgebiet zu einem dauernden Unruheherd; daher ist in Belutschistan von Sir Robert Sandeman das Gegenteil, die Forward-Policy, angewandt worden, d. h. die Vorschiebung der Truppen bis an die Durandlinie und Entwaffnung und Ansiedelung der Stämme. Im großen und ganzen aber ist man einen Mittelweg gegangen; es werden einzelne Posten in das Gebiet der Stämme vorgeschoben, die Aufrechterhaltung der Ordnung aber einer irregulären eingeborenen Polizei überlassen (Half Forward Policy, besonders in Waziristan, dem Bergland zwischen Quetta und den nördlichen Pässen, angewandt). Daß jedoch die Befriedung der NW-Grenze noch keineswegs vollständig ist, kann man aus den häufigen Nachrichten von heftigen Kämpfen in diesem Gebiet entnehmen.

Afghanistan und die indische NW-Grenze

1 = Khyber-Paß, 2 = Kurram-Paß, 3 = Tochy-Paß, 4 = Comal-Paß, 5 = Bolan-Paß

Die Aufgabe der Sicherung vor einer Invasion hat im wesentlichen den Schutz vor Rußland zum Ziel. Rußland ist durch die Erschließung Mittelasiens ganz dicht an Indien herangerückt. Die Verbindung der zentralasiatischen Bahnen durch

die Tashkent—Orenburg-Bahn mit dem europäischen Rußland hat diese Annäherung gewaltig verstärkt. Drei Wege sind es hauptsächlich, die von den Endpunkten des russischen mittelasiatischen Bahnsystems durch Afghanistan bzw. Iran nach Indien führen:

1. Merw—Kushk Post—Herat—Kabul bzw. Kandahar.
2. Termez—Hindukusch (Walianpaß)—Kabul.
3. Askabad—Meshed—Südostiran—Belutschistan.

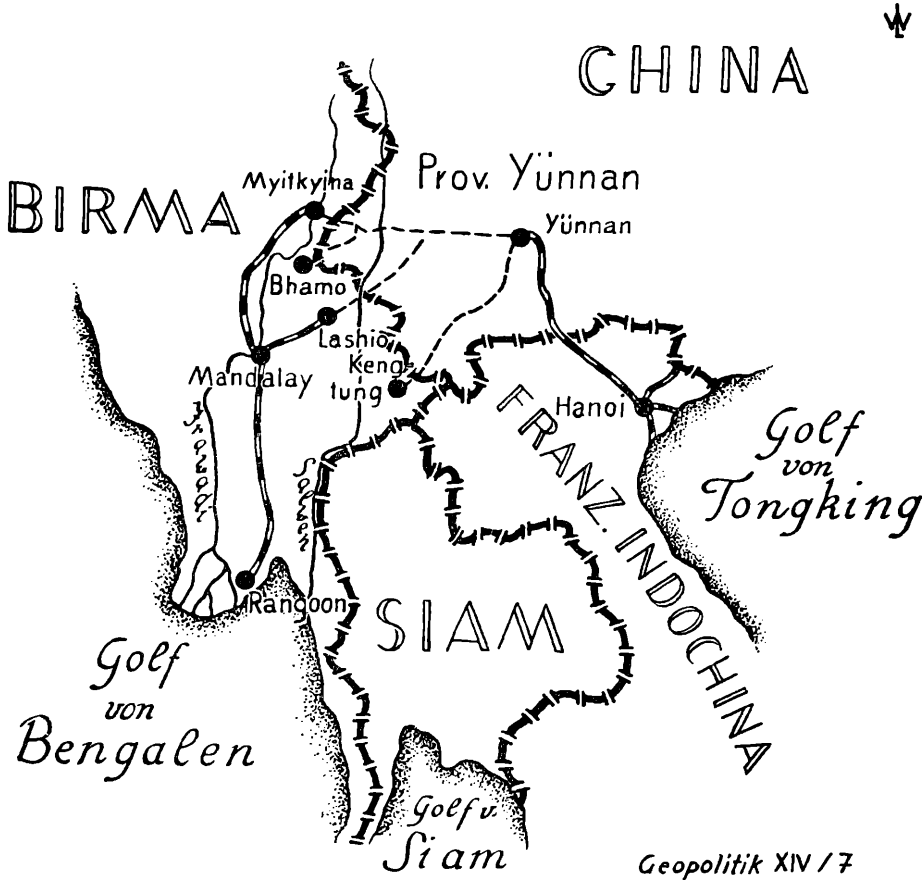
Die Sicherung vor einer Invasion ist zunächst eine politische Aufgabe, die als solche der Außenpolitik Indiens obliegt. Britisch-Indien treibt in dieser Frage eine selbständige Außenpolitik, ausgeführt vom Political Department, das dem Vizekönig unmittelbar untersteht, und es ist dabei nicht selten auch in Gegensatz zu London geraten (so im Weltkrieg in der arabischen Frage). Das Political Department bestimmt die Beamten in der NW-Provinz, dem Gebiet der Stämme und Belutschistan, ferner die politischen Agenten im Golf von Iran, einen Teil der Konsuln in Iran, die Gesandtschaften in Afghanistan und Nepal, sowie den Generalkonsul in Kashgar. Daraus läßt sich die Abgrenzung der indischen Außenpolitik ersehen. Es kann nicht Aufgabe dieses Aufsatzes sein, die einzelnen Phasen dieser Politik aufzuzeigen. Es genüge zu sagen, daß es immer das Ziel der indischen Politik gewesen ist, Iran und Afghanistan als Glacisländer unter ihren Einfluß zu bringen, daß aber seit dem Scheitern des englisch-iranischen Vertrages von 1919 und des Friedens von Rawalpindi mit Afghanistan im gleichen Jahre das protektoratähnliche Verhältnis zwischen Britisch-Indien und diesen Ländern sein Ende gefunden hat. Das Bestreben der britisch-indischen Außenpolitik aber wird es immer sein müssen, Iran und Afghanistan gegenüber russischen Durchdringungswünschen zu stärken. — — Was den militärischen Schutz gegen eine Invasion anlangt, so ist dafür die indische Wehrmacht in drei Gruppen eingeteilt: 1. internal security force, die die Sicherheit der Operationsbasis Indien gewährleisten soll. 2. die covering force zur Bewachung der Pässe und wichtigen Verkehrslinien. 3. die field army, die die eigentlichen militärischen Operationen durchführen soll.

So stellen die geopolitischen Gegebenheiten der indischen NW-Grenze die britisch-indische und weiter auch die britische Reichsregierung vor Aufgaben, die weit in das Gebiet der Weltpolitik hineinreichen, ja man kann sagen, daß die Ecke zwischen Quetta und Peshawar die britische Orientpolitik in ihren wesentlichen Zügen bestimmt hat.

Die Nordostgrenze

Während die indische Nordgrenze durch die selbständigen, aber verbündeten Staaten Nepal, Sikkim und Bhutan, die Himalayaketten und das tibetische Glacis hinreichend geschützt ist, hat Großbritannien im NO erst durch die Annexion Birmas eine einigermaßen sichere Grenze geschaffen. Als der König Thibaw von

Birma Anfang der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts mit Frankreich in Verhandlungen trat, drohte die Gefahr, daß in Indiens Osten eine zweite von einer starken Militärmacht bedrohte Landgrenze entstand. Kurz entschlossen setzte England den König daraufhin ab und annektierte 1886 Birma. So ist es im NO



Birma und die indische NO-Grenze

— — — Wege

gelungen, die Landgrenze bis auf das Glacis hinaus vorzuschieben, was im Westen nicht geglückt ist, und auch die Abtrennung Birmas von Indien auf Grund der neuen Verfassung kann vom britischen Reichsstandpunkt an der indischen Wehrlage im NO nichts ändern. Obwohl Indien hier im Osten an China, Französisch-Indochina und Siam grenzt, so läßt doch die Natur des Landes wie auch die politische Lage der Nachbarn eine ständig akute Grenzgefahr wie im NW nicht entstehen.

Die Ausläufer des Himalaya durchziehen in südöstlicher Richtung die hinterindische Halbinsel, durchquert in der gleichen Richtung von den großen Strömen des Irawaddy, Salwen und Mekong. Flüsse und Gebirge gehen also parallel der Grenzlinie, und irgendwelche großen Paßstraßen gibt es hier nicht. Militärisch ist Indien nie von dieser Seite bedroht worden, und auch der Kulturaustausch zwischen Indien und Ostasien hat sich zu einem großen Teil auf dem Wasserwege vollzogen. Abgesehen von der natürlichen Beschaffenheit des Landes ist aber heute weder China noch Siam in der Lage, Indien zu bedrohen, und die französische Operationsbasis wäre für den Ernstfall wohl doch zu klein und von der Heimat abgeschnitten. Es genügt daher für den außenpolitischen Schutz der Grenze, den Status quo zu halten und einem Festsetzen Japans nach Kräften entgegenzuwirken (Siam, indochinesische Pläne).

Die Verwaltung des Grenzgebietes ist ähnlich wie im NW. Eine Reihe von halb unabhängigen Stämmen und Staaten schiebt sich zwischen das eigentliche Verwaltungsgebiet und die Grenze, im Norden die Kachins, dann die Shan-Staaten und im Süden die Karens sind die bedeutendsten. Die birmanischen Bahnlinien stoßen bis an die Orte Myitkyina und Lashio vor, von wo aus die wichtigsten Wege nach der chinesischen Provinz Yün-nan führen. Die geographischen Bedingtheiten stehen aber einer etwaigen Erschließung Südwestchinas von Birma aus ebenso entgegen, wie sie andererseits eine militärische Bedrohung für absehbare Zeit verhindern (s. Skizze).

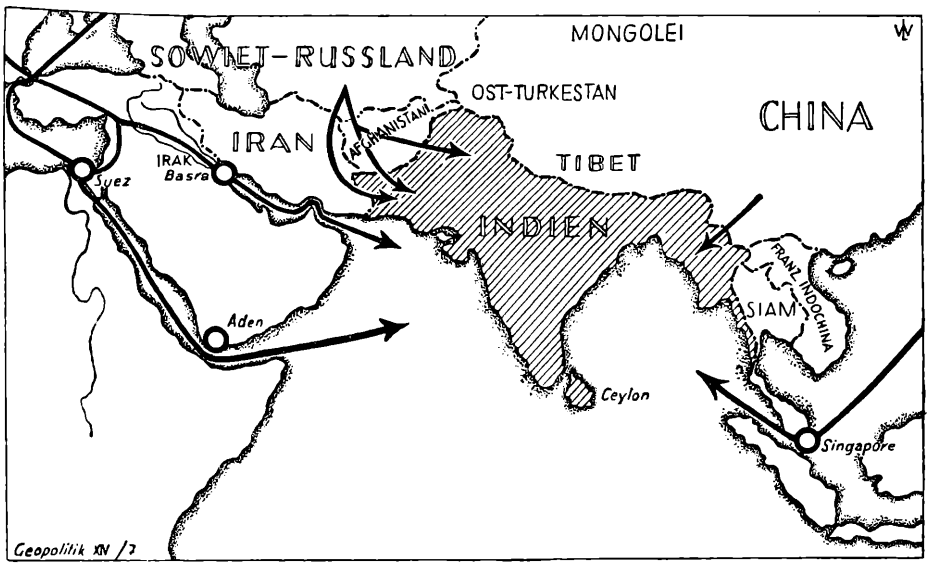
Indiens Wehrsystem

Im Vorhergehenden sind die natürlichen Grundlagen der Verteidigung Indiens aufgezeigt worden; abschließend soll nun ein Überblick über das indische Wehrsystem und seine besonderen Fragen gegeben werden. Die indischen Landstreitkräfte bestehen aus Truppen der britischen regulären Armee, den eigentlichen indischen Truppen sowie den Hilfskorps: Auxiliary Forces (aus den in Indien ansässigen Europäern), Indian Territorial Forces (einer Nachbildung der englischen Territorialarmee) und Indian State Forces, die die Truppenkontingente der Fürstenstaaten darstellen. Zahlenmäßig ergibt sich folgendes Bild:

Britische Reguläre Armee	65 000
Anglo-indische Truppen	165 000
Auxiliary Forces	30 000
Indian Territorial Forces	10 000
Indian State Forces	40 000

Von diesen Truppen werden etwa 35 000 Engländer und 30 000 Inder als notwendig für die Aufrechterhaltung der inneren Ruhe und Ordnung erachtet; wegen des Ursprungs der meisten indischen Unruhen aus Zwistigkeiten zwischen den verschiedenen indischen Gruppen hält man einen größeren Teil unparteiischer englischer Truppen für erforderlich. Die Einteilung der Truppen in Feldarmee, Be-

deckungstruppen und solche zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung ist bereits erwähnt worden. — An der Spitze der indischen Landstreitkräfte steht der Commander-in-Chief of the Army in India. Ihm beratend zur Seite stehen das Hauptquartier (Army Headquarters) und ein military council, während die Verwaltung vom Department of Defence besorgt wird. Nach der neuen Verfassung ruht die Verantwortung für die Wehrpolitik einzig und allein beim Vizekönig, der darin dem Bundesparlament nicht verantwortlich ist (reserved department) [1]). Ganz Indien ist eingeteilt in vier Generalkommandos: Nord (Hauptquartier Murree);



○ Sperrfort ——→ Zugangstraßen

Die Festung Indien, ihre Zugänge und Sperrforts

Süd (Poona); West (Quetta); Ost (Naini Tal). In Birma soll nach der neuen Verfassung der Gouverneur die Oberleitung der Streitkräfte innehaben [2]).

Zwei Fragen sind es, die dem indischen Wehrsystem seinen besonderen Charakter verleihen: der Unterschied zwischen kriegerischen und nichtkriegerischen Rassen in Indien und, damit zusammenhängend, die Frage der Indisierung (Indianization) der britisch-indischen Armee. Die Kriegstüchtigkeit der indischen Bevölkerung ist nicht einheitlich, sondern es bestehen Unterschiede, wie sie selbst zwischen den europäischen Völkern kaum zu treffen sind. Andererseits besteht aber auch ein Auseinanderklaffen zwischen Wehrmacht und geistig-politischer Führung, dessen Beachtung der indischen Selbständigkeitsbewegung eine neue Beleuchtung gibt. Den weitaus größten Teil der indischen Soldaten stellen das Punjab, Kashmir, die

1) Report of the Joint Comittee, § 173ff. 2) Daselbst § 446.

NW-Grenzprovinz, die nordwestlichen Teile von Rajputana und den Vereinigten Provinzen sowie schließlich das verbündete Nepal (Gurkhas). Diese Gebiete stellten 1929 mehr als 85% der indischen Soldaten, dagegen stellte die dicht bevölkerte untere Gangesebene so gut wie nichts! Allein aus Nepal, Punjab und den Vereinigten Provinzen kamen 121 500 von insgesamt 158 200. Religionsmäßig sind etwa 2/3 Sikhs und Hindus, 1/3 Mohammedaner; auch das entspricht nicht dem wirklichen Verhältnis in der Bevölkerung: etwa 80 : 350.

Dieser Unterschied in der Wehrkraft der indischen Rassen ist es, der den Briten das Hauptargument gegen eine Indisierung der Armee liefert. In den Erörterungen über den verfassungsmäßigen Aufstieg Indiens zur Selbstregierung, die seit den Montagu-Chelmsfordreformen 1917 nicht mehr abgerissen sind, hat die Frage der Indianization stets eine große Rolle gespielt; denn als Grundsatz der Wehrpolitik des British Commonwealth of Nations gilt es, daß jedes Dominion für seine eigene Verteidigung selbst verantwortlich ist. Also mußte ein langsames Aufsteigen Indiens zum Dominionstatus auch das Zurückziehen weißer englischer Truppen aus dem indischen Bundesstaat mit sich bringen. Dagegen bringt Großbritannien in der Hauptsache drei Gründe vor. Zunächst: daß der Unterschied in der Kriegstüchtigkeit unter den indischen Völkern beim Fehlen einer unparteiischen dritten Macht leicht zu unhaltbaren Zuständen führen könne. „Die kriegsuntüchtigen, aber geistig und auch zahlenmäßig führenden Inder des Ostens und Südostens (Bengalen, Bihar, Orissa) würden jede politische Versammlung oder Maschinerie beherrschen, während die kriegstüchtigen Rassen des Nordwestens sich nicht sehr bereitwillig ihrer Oberherrschaft beugen würden." (General Sir George Barrow.) — Das zweite Argument ist, daß es angesichts der historischen Entwicklung zweifelhaft erscheint, ob Indien ohne englische Truppen auf die Dauer in der Lage wäre, sich der sehr kriegsgewohnten Grenzstämme des Nordwestens und Afghanistans zu erwehren. — Schließlich wird vom Standpunkt der gesamten britischen Reichsverteidigung behauptet, daß die Verteidigung Indiens in Anbetracht der britischen Stellung im Indischen Ozean, durch den die größte Handelsstraße des Empire führt, eine über die indischen Angelegenheiten weit hinausreichende imperiale Angelegenheit sei. Trotz dieser Argumente hat Großbritannien doch den Weg der Indisierung, wenn auch ganz vorsichtig, beschritten. 1918 wurde in Anerkennung der Kriegsverdienste indischen Offizieren grundsätzlich ermöglicht, die King's Commission zu erwerben, bis dahin hatte es nur die Viceroy's Commission für sie gegeben. Ferner wurde 1922 das Dehra Dun College eröffnet, eine Vorbereitungsanstalt für junge Inder, die später in England die King's Commission erwerben wollen. 1926 wurde ein Indian Sandhurst Committee eingesetzt, das die Frage der Errichtung einer königlichen Militärschule in Indien prüfen sollte. 1931 schließlich ist man auch praktisch daran gegangen, eine Kavalleriebrigade und eine Infanteriedivision mit allen Nebenwaffen zu indisieren.

So greifen die Fragen der indischen Wehrpolitik bis tief hinein in die Gestaltung des britisch-indischen Verhältnisses überhaupt. Sie weisen gegenüber aller ideenmäßigen Betonung des west-östlichen Gegensatzes einmal auf Tatsachen und Gegebenheiten hin, die in einer Welt sozialer und rassenmäßiger Unruhe die Notwendigkeit einer englisch-indischen Verständigung für die Sicherheit der Welt und auch Indiens erweisen könnten.

Quellen: Modern India, London 1931. — V. Cornish, A Geography of Imperial Defence, London 1924. — D. H. Cole, Imperial Military Geography, London 1928. — R. J. Wilkinson, Imperial Economy, London 1930. — Report of the Joint Comittee on Indian Constitutional. Reform, London 1934. — General N. Golowin, Die Weltmacht Großbritannien, Berlin 1936. — Helmuth von Glasenapp, Britisch-Indien und Ceylon, Berlin 1929.

WALTHER REINHARDT:

Die USA und der Stille Ozean

I

Die weiße Rasse hat mehr als zweihundertundfünfzig Jahre gebraucht, bis sie den nordamerikanischen Kontinent in seiner ganzen Breite erschloß und unterwarf. 1492 wurde Amerika von Kolumbus wieder entdeckt, aber es dauerte länger als ein halbes Jahrhundert, bis eine systematische Besiedelung des neuen Kontinents einsetzte. 1584 versuchten die ersten Angelsachsen erfolglos eine Niederlassung im heutigen Staat Nord-Karolina, 1607 glückte eine Festsetzung von Dauer in Virginia. Das ist der eigentliche Ausgangspunkt der Erschließung des großen Kontinents durch die weiße Rasse, die von Osten nach Westen vor sich ging.

Die Westküste Nordamerikas wurde schon früh von Portugiesen und Spaniern befahren, denen Russen und Engländer folgten, Niederlassungen von Dauer an der Küste aber datieren erst aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Den Anlaß zur Erschließung des Ostens gaben siedlerischer Eifer, politische und religiöse Bedrückung in der alten Heimat, die Tür zum Westen öffneten Pelze und Gold. Seltsamerweise war es im Westen zuerst Alaska, das zu einer bescheidenen Blüte gelangte, die freilich auf den Küstenbereich beschränkt blieb. Die ersten Russen kamen wahrscheinlich schon 1648 nach Alaska, das sie „Bolschaja Semlja", „Das große Land" nannten und seit der Mitte des 18. Jahrhunderts mit ihren Pelzjägerstationen und mit Waffenplätzen gegen die Indianer besetzten. Sitka, die alte Russenhauptstadt Alaskas, war schon um 1800 ein lebhaftes kleines Handelszentrum, als weiter südlich an der ganzen Küste noch keine Siedlungen lagen außer ein paar dürftigen spanischen Missionen und Militärposten im südlichen Kalifornien, und die ersten Glocken an der pazifischen Küste läuteten hoch im Norden in Sitka und Kodiak über kleinen russisch-orthodoxen Holzkirchen. Die russischen Wünsche zielten auf den Erwerb weiter Teile des amerikanischen Kontinents im Anschluß an

Alaska; man plante zunächst British Columbia in die Hand zu bekommen und durch Ansetzung russischer Farmer in Kalifornien, an die noch heute der Name des Russian River erinnert, weiteren Landgewinn in die Wege zu leiten. Jedoch diesen besonders von Alexander dem Ersten gehegten allzu weit gespannten Aspirationen machte der Kongreß von Verona 1822 ein Ende, das zwar vom russischen Selbstgefühl nur als ein Aufschub empfunden wurde, sich aber als endgültig erweisen und ein Vorläufer des russischen Verkaufs von Alaska an die Vereinigten Staaten im Jahre 1867 werden sollte.

Erst einige Jahrzehnte nach Alaska wurde Kalifornien Siedlungsland des weißen Mannes. Schlagartig setzte hier ein großer Aufschwung ein, als 1848 im Sacramento River das erste Gold gefunden wurde. Beide Lockmittel, Pelze und Gold, führten auch zur Besitzergreifung von den zwischen Alaska und Kalifornien liegenden Teilen der Westküste, den heutigen Staaten Washington und Oregon und dem nördlich anschießenden kanadischen Gebiet. 1846 wurde das Territorium Oregon, das vorher 28 Jahre lang einem britisch-amerikanischen Kondominium unterstanden hatte, der Flagge der Sterne und Streifen zugesprochen, während British Columbia an England kam, und Ende 1848 wurde durch einen Vertrag mit Mexiko Kalifornien mit drei angrenzenden Territorien für die Vereinigten Staaten erworben.

So war politisch ein großes Reich vom Atlantik bis zum Pazifik geschaffen; der weite Kontinent zwischen den beiden Ozeanen harrte aber noch auf seine völlige Erschließung, die erst in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts beendigt wurde. Damit schließt die Zeitspanne von 250 bis 270 Jahren, die von der weißen Rasse zur vollständigen Besitzergreifung Nordamerikas gebraucht wurde.

Vorher haben, wahrscheinlich nur in spärlicher Zahl aber wohl durch Jahrtausende hindurch, gelbe, braune und rote Urvölker diesen Kontinent besessen, die einst, in der Steinzeit und älteren Bronzezeit und vielleicht noch später, von Asien her über eine Landbrücke im hohen Norden und über Beringsee, Beringstraße und Aleuten nach Amerika kamen. Damals ging die Entwicklung aller Dinge auf dem großen Kontinent, Jahrhunderte und Jahrtausende lang, von Westen nach Osten vor sich. Erst seit dem Auftreten der weißen Rasse, also erst in allerjüngster Zeit, hat sich eine Umkehr der Vorzeichen vollzogen, steht Nordamerika im Bann einer östlich-westlichen Entwicklung.

II

An der pazifischen Küste haben die Vereinigten Staaten ein neues Reich gewonnen. Enthusiasten sprachen früher gern von dem „Western Empire", das sich die Nation durch ihren Marsch nach Westen errungen habe.

Es ist ein junges, frisches, gesundes, besonders wertvolles Land. Der größte Teil der Westküste ist menschlicher Besiedelung zugänglich; Ausnahmen sind nur die

Hochgebirgsgegenden, einige heiße Wüstenstriche Kaliforniens und weite Teile des inneren Alaska nördlich vom Polarkreis. Die Besiedlung ist in die meisten bewohnbaren Gebiete sehr rasch vorgedrungen; eine Vermehrung der Bevölkerung ist aber noch im großen Umfange möglich, abgesehen von der sehr dicht bevölkerten Gegend unmittelbar um Los Angeles herum. Neben Gold und Pelzen, die heute beide etwas an Bedeutung verloren haben, spielen Holz, Fische, Früchte und in neuerer Zeit besonders das Erdöl als Hauptprodukt der sehr vielgestaltigen fernwestlichen Wirtschaft eine wichtige Rolle.

Bancroft, der große Historiker, sagt, die Amerikaner hätten sich nach der Erreichung des Stillen Ozeans in ihn „hineingestürzt". Das war ein imperialistischer Wunsch, eine Aufforderung an die Nation, die aber keinewegs befolgt wurde. Es vollzog sich im Gegenteil eine rückläufige Entwicklung, denn nun erst, nachdem zunächst der offene Ozean befahren und beherrscht, dann die Küste gewonnen worden war, ging man daran, den Kontinent wirklich zu erschließen, das neu erbaute große Haus völlig einzurichten. Man betrieb vorläufig eine ausgesprochene Kontinentalpolitik — die „provincial epoch", die Provinzialepoche, wurde sie von manchen Amerikanern selbst geringschätzig genannt — und unter dem Einfluß von Rückschlägen auf dem internationalen Feld, insbesondere dem großen Aderlaß durch den Bürgerkrieg, dauerte es nach der Erreichung der Westküste fast ein halbes Jahrhundert, bis man ein ernstliches politisches Interesse an den Dingen jenseits des großen Meeres aufzubringen vermochte.

Die Neuerwerbungen im und am Stillen Ozean, die allerdings territorial nur verhältnismäßig kleine Gebiete betrafen, kamen dann in schneller Folge um die Jahrhundertwende herum. Hier müssen die Namen und Zeitangaben genügen:

Juli 1898: Hawai,
Dezember 1898: Philippinen und Guam,
1899: Samoa,
1903: Panamakanalzone.

Diese letztere liegt zwar auf dem amerikanischen Kontinent, gehört aber, machtpolitisch gesehen, doch in die pazifische und transpazifische Ausdehnungsbewegung der Vereinigten Staaten hinein.

Von diesen Besitzungen wird in neun Jahren die Inselgruppe der Philippinen wieder aufgegeben werden. Seit Ende 1935 bilden die Inseln eine halb selbständige Commonwealth, die nur außenpolitisch, finanziell und militärisch-maritim noch einer Kontrolle durch die Vereinigten Staaten unterliegt. Die Preisgabe des an sich wertvollen Besitzes entspringt der Sorge, daß man ihn im Ernstfall wegen seiner sehr exponierten Lage nicht oder nur unter sehr großen Opfern würde halten können, sie entspricht aber auch einer neuen Haltung in der Außenpolitik der Nation, denn seit dem Weltkrieg ist die Regierung der Vereinigten Staaten ebenso wie das ganze Volk ausgesprochen friedlich, unaggressiv, unimperialistisch,

ja pazifistisch gerichtet. Das große Land hat sich im ruhigen Bewußtsein seiner Stärke von allen Tendenzen solcher Art in einer Weise freigemacht, wie vielleicht kaum je eine Großmacht vorher. Im Jahre 1913 versprach der Präsident in einer Rede, daß die Vereinigten Staaten nie mehr einen Fußbreit fremden Bodens erobern würden. Daran haben sie sich im Weltkrieg und bis heute gehalten, und es sieht nicht danach aus, als stände eine Änderung dieses Prinzips in absehbarer Zeit bevor.

III

Trotz dieser elastischen und nachgiebigen Haltung der Vereinigten Staaten ergeben sich auf dem Pazifik häufig Spannungen, die Gefahrenmomente in sich schließen. Früher waren daran mehrere Nationen beteiligt, heute bestehen mehr oder minder latente Interessengegensätze nur noch zwischen den zwei größten Anliegern am Stillen Ozean, den Vereinigten Staaten und Japan.

Auf der Westseite des Stillen Ozeans ein Volk ohne Raum, auf der Ostseite ein Volk mit sehr viel Raum. Auf der einen Seite 69 Millionen auf dem schmalen japanischen Inselbogen, auf der anderen 132 Millionen auf dem breiten Kontinent. Eine uralte Nation berührt sich mit einer sehr jungen, als Weltmächte aber sind beide jung. Was ergibt sich aus dieser Berührung für die beiden Beteiligten, was für die übrige Welt?

Es sind räumlich drei Gefahrenzonen zu unterscheiden: der asiatische Kontinent, der Ozean, der amerikanische Kontinent.

Zur Erschütterung der seit 1853 bestehenden herzlichen amerikanisch-japanischen Freundschaft kam es zuerst in China, wo das Vordringen von japanischen Händlern, Siedlern und vor allem Soldaten etwa seit der Jahrhundertwende die amerikanische These von der offenen Tür gefährdete. Zweimal, beim Frieden von Portsmouth 1905 und wieder im Jahre 1922, haben die Vereinigten Staaten Japan gezwungen, am 50. Breitengrad haltzumachen, und auch dazwischen und in neuerer Zeit haben die Söhne Nippons wiederholt ihren Weg auf dem asiatischen Kontinent durch die Vereinigten Staaten gesperrt oder wenigstens erschwert gefunden. In allerjüngster Zeit aber ist bei den Amerikanern ein Umschwung der Stimmung zu bemerken: mehr und mehr findet man sich bereit, Japan in China gewähren zu lassen und Gewehr bei Fuß zu stehen, was sich auch im Fernen Osten ereignen mag. Man hat sich mit dem Vasallenstaat Manschukuo abgefunden, man wird sich mit einer japanischen Hegemonie über die innere Mongolei und Teile der chinesischen Kernprovinz Hopei, man wird sich sehr wahrscheinlich auch mit einem völligen Zuschlagen der offenen Tür für weitere Teile Chinas abfinden. Schließlich war die lange Zeit erfolgreich von der amerikanischen Politik vertretene These von der offenen Tür ein letzter Rest von amerikanischem Imperialismus und Auswirkung der Expansionsbewegung von Osten nach Westen; es ist nur folgerichtig, wenn man bei der jetzigen veränderten

Haltung diese These preisgibt. Damit wären ernsthafte Aussichten für eine Beseitigung des Gefahrenherdes auf dem asiatischen Kontinent, soweit die amerikanisch-japanischen Beziehungen in Frage kommen, vorhanden. Damit würde auch die Gefahr, daß etwaige von China oder Sowjet-Rußland ausgehende Erschütterungen eine die Vereinigten Staaten mit ergreifende Ausdehnung annehmen, verringert werden.

Auf dem amerikanischen Kontinent war es das Überhandnehmen der japanischen Einwanderung, einer von Tokio gelenkten Wanderbewegung, die bald nach der Jahrhundertwende, fast gleichzeitig mit den Ereignissen in China, Besorgnisse und Konflikte hervorrief. Mehrere Jahrzehnte lang, gegen Ausgang des 19. Jahrhunderts und noch bis in dieses hinein, hatte man von Washington aus die japanische Einwanderung in die großen, unbevölkerten Räume des Westens frei zugelassen, ja gefördert, dann aber begann die starke zahlenmäßige Zunahme der Japaner durch Einwanderung und Familienzuwachs den amerikanischen Behörden an der Westküste Verlegenheiten zu bereiten. 1906 kam es zum erstenmal zu einem Konflikt wegen japanischer Schulkinder in Kalifornien, den Präsident Roosevelt beilegte, und zu einem Kampf zwischen japanischen und amerikanischen Robbenschlägern an der Küste von Alaska. 1917 führte Kalifornien Einwanderungsbeschränkungen für die Japaner ein, die großen Unwillen in Tokio hervorriefen. Es folgte ein Notenwechsel, es folgten Verhandlungen, es folgten Lockerungen des Verbots, Amerika gab in einigen Punkten nach, trotz starker Proteste der Bevölkerung im Westen. Neue lokale Erschwerungen führten dann 1924 zu einer sehr ernsten japanischen Vorstellung in Washington, die aber die unerwartete Folge hatte, daß die Vereinigten Staaten mit einem brüsken Schachzug, der Erlassung des „Emigration Restriction Act", jeden weiteren Zuzug von Angehörigen asiatischer Rasse, mit Ausnahme von Studenten und Professoren, auf den Kontinent verboten. Der Schlag traf Japan ganz unerwartet und in einem Augenblick innerer Schwäche, denn das Land war noch wie betäubt von der Erdbebenkatastrophe von 1923; die in der Protestnote angedrohten „ernsten Folgen" blieben aus. Vergessen ist aber damit die Angelegenheit bei den Japanern bestimmt nicht; der sehr rassenbewußte, rassenstolze Japaner empfindet die Ausschließung weniger als wirtschaftliche Beeinträchtigung denn als Kränkung seiner Ehre, und viele amerikanische Japankenner besorgen, daß die Rechnung für diese Maßnahme, an die zwar nicht die Diplomatie aber die japanische Presse immer wieder erinnert, eines Tages noch einmal präsentiert werden wird. Denn aus einer Wanderfrage ist hier, wie ein japanischer Vertreter in Genf es einmal ausdrückte, eine Rechts- und Ehrenfrage geworden.

Ein noch schwierigeres Kapitel bilden jedoch die Reibungen und Interessengegensätze auf dem offenen Pazifik. Es gibt eine japanische Ideologie, die im Stillen Ozean das japanische Meer sehen will. Dieser gedanklichen Einstellung läuft es aufs schärfste zuwider, wenn die Vereinigten Staaten ihre gesamte Flottenmacht

häufiger als früher im Pazifik versammeln, Probedurchschleusungen durch den Panamakanal vornehmen, ihre Manöver bis dicht an die japanischen Hoheitsgewässer ausdehnen und ihre Luftverkehrslinien in neuester Zeit über Honolulu, Midway, Wake Island und Guam bis nach den Philippinen erstrecken, wobei der japanische Luftraum über den Mandatsinseln der Karolinen und Marianen gestreift wird. Rednerische Ausfälle wie die periodischen Leistungen des Senators Pittman von Nevada tragen ebensowenig zur Erleichterung der Lage bei wie aggresive Fanfaren japanischer Blätter, die der These des japanischen mare nostrum huldigen. Besorgte Amerikaner trauen Japan die Absicht zu, eines Tages Alaska als Faustpfand oder auch als Angriffsbasis gegen den Nordwesten der USA. mit bewaffneter Hand zu nehmen, wozu das Inselreich wahrscheinlich ohne große Anstrengung in der Lage wäre. Solche Invasion würde im Licht der Geschichte als eine Erneuerung der seit Jahrhunderten erloschenen alten westöstlichen Wanderbewegung erscheinen, die einst asiatische Urvölker über Alaska auf den amerikanischen Kontinent gebracht hat. Freilich ist es sehr fraglich, ob die Japaner dieses Faustpfand einem finanziell und zahlenmäßig doch sehr stark überlegenen Feind gegenüber würden halten können. Mit einem Übergehen der unabhängigen Philippinen an Japan würden sich die Vereinigten Staaten wohl abfinden, wenn nicht wider Erwarten eine völlige Abkehr von der zur Zeit betriebenen Politik des Nichtkriegführenwollens für fernöstliche Angelegenheiten eintreten sollte. Ein Angriff auf Hawai oder Alaska aber, gar nicht zu reden von einem solchen auf den Nordwesten oder die Panamakanalzone, würde das Land zu schärfster Abwehr bereit sehen.

Der Stille Ozean trennt zwei gedankliche Welten, die des Orients und die des Okzidents, zwischen denen ein Ausgleich gefunden werden muß. Redliche Geister auf beiden Seiten des großen Meeres sind um diesen Ausgleich bemüht; an Versuchen, die Gegensätze zu überbrücken, fehlt es nicht. Besonders die alljährlichen Konferenzen des von amerikanischer Initiative geschaffenen „Institute of Pacific Relations" arbeiten mit Ernst und Eifer an diesem Werke, und die Zeitschrift „Pacific Affairs" macht sich zum beredten Anwalt der Verständigung. Wir, die wir nur noch wirtschaftlich und verkehrstechnisch an dem auf dem großen Schachbrett des Stillen Ozeans gespielten Spiel interessiert sind, haben gleichwohl Grund, allen Bestrebungen der Vernunft und Mäßigung vollsten Erfolg zu wünschen.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Zwei Bomben auf ein in Erfüllung seiner internationalen Pflichten vor Ibiza liegendes deutsches Kriegsschiff, die schnelle, scharfe und notwendige Sühne durch die Beschießung von Almeria, der Austritt und Wiedereintritt Deutschlands und Italiens im Bereich der Nichteinmischung, schließlich der Fall von Bilbao sind die

wichtigsten Ereignisse auf dem südwestlichen Feld der europäischen Politik. Die Hinrichtung der Spitzen der sowjetrussischen Generalität ist bei weitem das Wichtigste auf dem östlichen. Inzwischen ist in London die Reichskonferenz vor sich gegangen, begleitet von unsichtbaren Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten — und darin sehen wir den wichtigsten Vorgang im Bereich der Weltpolitik.

Der Zwischenfall von Ibiza und die Todesurteile von Moskau gehören in einen wenn auch nicht äußeren, so doch inneren Zusammenhang: sollten sie doch auch den verbissensten Vertretern einer russischen Orientierung in Paris und in Prag beweisen, wie von Grund auf gefährlich und unberechenbar die Politik der Sowjets ist. Wenn schon von Herriot und Blum keine Änderung ihrer Haltung zu erwarten ist, dann sollte man doch annehmen, daß die Spitzen des französischen Generalstabs sich einige Gedanken darüber machen werden, ob man wirklich mit einer Armee zusammenarbeiten kann, bei der man von heute auf morgen nicht weiß, ob nicht der höchstgestellte Vorgesetzte am nächsten Morgen als Hochverräter und Spion erschossen wird. In allen europäischen Hauptstädten ist nach einer Erklärung der russischen Vorgänge gesucht worden. Es ist ein schlagender Beweis für die völlige Unvereinbarkeit aller europäischen Begriffe mit dem, was sich in Rußland heute vollzieht, daß man in keiner europäischen Hauptstadt eine Erklärung gefunden hat.

Inzwischen ist der von General Mola geplante, in seinem Erfolg nicht mehr erlebte Angriff auf Bilbao ans Ziel gelangt. Der wichtigste Hafen und die wichtigste Industriestadt Nordspaniens sind damit in den Händen der spanischen Nationalisten. Der Widerstand der Basken ist jetzt wohl gebrochen; aber es wäre ein Irrtum zu glauben, daß nun die Frage der Nordküste schon militärisch erledigt wäre. Etwa die Hälfte der Bevölkerung von Bilbao ist nach Santander abgezogen; die asturischen Bergarbeiter sind gleichfalls auf dem Rückmarsch nach Westen. Oviedo ist noch immer von drei Seiten belagert, Gijon noch immer in den Händen der Roten. Es wird noch einer langen und mühsamen militärischen Leistung bedürfen, um den Rücken im Norden völlig freizubekommen.

In England hegt man einigen Optimismus darüber, daß es möglich sein werde, nach der Wiederherstellung des Friedens in der Nichteinmischungskommission zu einer vermittelnden Tätigkeit in Spanien selbst zu gelangen. Das heißt: man möchte aus der Kommission zur Nichteinmischung eine Kommission zur gemeinsamen Einmischung nach englischem Plan machen. Dabei hofft man, eine Zurückziehung der Freiwilligen auf beiden Seiten zu erreichen; um die Freiwilligen aus der Front herauszuziehen, wäre natürlich ein Waffenstillstand unvermeidlich; und wenn einmal der Waffenstillstand erreicht wäre, dann ergäben sich so viele Möglichkeiten, ihn zu verlängern Wir zweifeln nicht an der guten Absicht der englischen Politik; aber wir fragen uns doch sehr, ob sie durchführbar ist. Die Freiwilligen auf der Seite der spanischen Nationalregierung würden zweifellos dem

Ruf zur Rückkehr folgen; sie sind Italiener oder Deutsche geblieben und haben nie die Absicht gehabt, sich dauernd in Spanien niederzulassen. Ein großer Teil der Freiwilligen auf der anderen Seite aber ist gekommen, um zu bleiben. Wer soll die vielen Zehntausende aussondern und wieder zurückschicken, die inzwischen von der Regierung Valencias eingebürgert worden sind und spanische Pässe haben? Der Krieg wäre schon im November zu Ende gewesen, wenn diese Freiwilligen nicht eingesetzt worden wären. Wird die englische Regierung imstande sein, mit Geld und guten Worten den spanischen Boden von diesen Freiwilligen zu befreien? Wird Frankreich, nach dem Sturz von Leon Blum, geneigt sein, die Produkte seiner eigenen Volksfront wieder aufzunehmen? Die naturgegebene Bestimmung für diese Freiwilligen aller Länder wäre natürlich Rußland (und es würde bestimmt nicht schaden, wenn die „konservative" Herzogin von Atholl einem dieser Transporte als Gouvernante beigegeben würde). Aber Rußland ist auch für kommunistische Emigranten ein unbehaglicher Aufenthaltsort geworden; wir würden uns gar nicht wundern, plötzlich von Herrn Maisky zu hören, daß weder die russische Kriegsflotte noch die Handelsflotte den ungeheuren Anforderungen solcher Transporte gewachsen sei.

Wer die russische Politik auch nur in ihren groben Zügen verfolgt, wird sich nicht darüber wundern, daß die Abneigung gegen jede Bindung mit Moskau in Südosteuropa wächst. Die Zeiten, wo eine rumänische Regierung bereit schien, den Russen das Durchmarschrecht durch das nördliche Bessarabien und die Bukowina zu gewähren, sind vorüber. Die Beziehungen zwischen Polen und Rumänien sind verstärkt worden. Der polnisch-rumänische Vertrag war zwar auch während der rumänischen Abwendung zu Rußland in Kraft geblieben; es ist ja eine der Schwierigkeiten der heutigen Politik, daß man im allgemeinen alle Verträge bestehen läßt, auch wenn man ihrem Inhalt grundsätzlich und dauernd zuwiderhandelt; wer aufrichtig sagt, was er tut, wird dann für einen Störenfried gehalten. Daraus ergibt sich, daß es gar nicht nötig ist, so viele Verträge zu machen. Man kann befreundet sein, auch ohne einen Vertrag zu haben. Es gibt keinen Vertrag zwischen Rom und Berlin. Auch von Belgrad, Sofia und Budapest hat der Reichsminister des Auswärtigen nichts Unterschriebenes mitgebracht. Trotzdem ist sein Besuch für die Förderung der deutschen Beziehungen mit den unteren Donaustaaten so nützlich gewesen, daß der tschechische Ministerpräsident sich sofort in Bewegung setzte, um durch ein Zusammensein mit den Leitern der rumänischen und der südslawischen Politik zu beweisen, daß die Kleine Entente trotz allem noch besteht. Die Voraussetzungen, unter denen sie entstand, sind in der heutigen europäischen Lage nicht mehr gegeben. Es wird ein vergebliches Bemühen der tschechischen (und auch der französischen) Politik sein, Südslawien und Rumänien daran zu verhindern, eine Politik der gesunden Selbstbehauptung und der Freundschaft mit ihren Nachbarn zu treiben, bloß um der Tschechoslowakei die auf lange

Sicht unvermeidbare und auch im tschechischen Interesse notwendige Umstellung ihrer gesamten Außen- und Innenpolitik zu ersparen.

Die Reise des englischen Unterstaatssekretärs Lord Plymouth nach den baltischen Staaten hat nach außen keine besonderen Ergebnisse gebracht, den englischen Einfluß im Norden hat sie zweifellos gestärkt. Die Staaten der Oslo-Gruppe haben wirtschaftspolitisch einen weiteren Schritt zueinander getan. Es ist nicht ohne Reiz zu beobachten, wie sich sowohl Holland wie Belgien durch den Einsatz zweier Persönlichkeiten von ungewöhnlicher Leistung und großem Ansehen (Van Zeeland und Colijn) einen Platz in den wirtschafts- und außenpolitischen Beratungen der Großmächte gesichert haben, der über die tatsächliche Bedeutung beider Länder (sogar einschließlich ihrer Kolonialgebiete) noch hinausgeht.

Von dichten Schleiern der Geheimhaltung umgeben sind die englischen Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten. Eine Rede des ausgeschiedenen Handelsministers Lord Runciman, eine deutlich inspirierte Kritik daran in der großen Presse, eine Rede des englischen Botschafters in Washington, Sir Ronald Lindsay, und einige sehr bedeutsame Kommentare zum Sinn der amerikanischen Neutralitätsgesetze, das ist alles, was nach außen in Erscheinung tritt. Dahinter steht der entschlossenste Versuch, der seit dem Ende des Weltkrieges von England her gemacht worden ist, die Vereinigten Staaten in einen engeren Zusammenhang mit der britischen Commonwealth of Nations zu bringen. „Wir sind uns darüber klar, daß England den Unabhängigkeitskrieg noch immer gewinnen kann" — das ist nicht nur die Meinung eines einzelnen, spöttisch-heiteren Amerikaners. Die amerikanische Neutralitätsgesetzgebung hat für das Britische Reich deutliche Ausnahmebestimmungen geschaffen. Zwar werden amerikanische Schiffe keine Rohstoffe mehr liefern dürfen; amerikanische Firmen werden keine Kriegskredite mehr geben dürfen, aber es ist ausdrücklich festgestellt, daß alle Lieferungen stattfinden dürfen, wenn die Ware von dem Kunden in seinen eigenen Schiffen abgeholt wird; und den inneren Zahlungsverkehr zwischen den amerikanischen Banken und ihren großen Filialen in Paris und London zu unterbinden, unterfängt sich kein amerikanisches Neutralitätsgesetz. Selbst wenn diese Lücke geschlossen wäre (und niemand denkt daran, sie zu schließen), bleiben immer noch die Ausnahmebestimmungen für Kanada. Der „beste Nachbar" der Vereinigten Staaten ist auch von den schärferen Bestimmungen der Neutralitätsgesetze ausdrücklich ausgenommen. Nun will es der freundliche Zufall, daß dieser Nachbar immer noch der britischen Krone untersteht — warum sollte sich nicht ein blühendes Geschäft von Chicago und New York nach Liverpool und London durch Vermittlung von Toronto und Montreal entwickeln?

Solche Aussichten verlangen aber einen gewissen Preis. So ist es zu verstehen, wenn den Dominien heute zugemutet wird, die Vereinigten Staaten in das große Empire-System von Vorzugszöllen aufzunehmen. Da die Vereinigten Staaten nach England ähnliche Produkte verkaufen wollen wie die Dominien, würde damit ein

gewisses Opfer für Kanada, Australien und Neuseeland verbunden sein. Man hofft, sie durch einen größeren Markt in Amerika und durch den Ausbau gewisser pazifischer Stellungen zu entschädigen. Der Plan eines neuen pazifischen Paktes, vom australischen Ministerpräsidenten Lyons vorgebracht, ist nicht verständlich, wenn er nicht in diesem Zusammenhang gesehen wird.

Auch die englische Außenpolitik aber wird gewisse Opfer bringen müssen, wenn sie zum Ziel kommen will. Es besteht kein Zweifel daran, daß auf der Empire-Konferenz eine deutliche Kritik der englischen Außenpolitik lautgeworden ist. Man darf diese Kritik in ihrer Bedeutung für den Aufbau des Empire nicht falsch einschätzen. In früheren Konferenzen kamen die Vertreter der Dominien zuweilen in der Stimmung an, in der eben herangewachsene und selbständig gewordene Söhne zuweilen zu einer Rücksprache mit dem Inhaber des Familienvermögens kommen: stets bereit, ihre Selbständigkeit gegen vermeintlichen Angriff zu verteidigen. Dieses Stadium ist heute (mit Ausnahme von Irland) völlig überwunden. Die Reichskonferenz dieses Jahres war ein Familienrat von Leuten, die wissen, daß es keine Rangstreitigkeiten zwischen ihnen mehr gibt. Es zeigte sich vielmehr — um bei dem Beispiel des Familienrates zu bleiben — die Neigung einer nunmehr voll erwachsenen jüngeren Generation, dem pater familias in seinen Nöten mit gutem Rat zur Seite zu stehen und ihm in durchaus freundlicher Absicht, aber doch nicht ohne Stolz, zu sagen, was er falsch gemacht hat. In diesem Sinne ist die Kritik zu deuten, die vor allem die persönliche Außenpolitik Edens seitens des kanadischen und des australischen Ministerpräsidenten erfahren hat. Die Dominien sind bereit, ihren Anteil an der Verteidigung des Empire zu tragen; aber sie haben es sehr deutlich gemacht, daß sie nicht bereit sind, die Knochen eines kanadischen oder australischen Grenadiers für osteuropäische Fragen zu opfern. Daraus ergibt sich für Downingstreet eine gewisse Notwendigkeit, Ziele und Methoden umzustellen. Neville Chamberlain ist nicht sein Bruder Austen; und schließlich ist es kein reiner Zufall, daß die beiden Vorgänger von Eden im Amt des Außenministers — beide nicht ganz ohne Beihilfe ihres Nachfolgers etwas plötzlich aus dem Amt geschieden — unter Chamberlain die beiden wichtigsten Stellen in der Regierung einnehmen. Chamlain selbst unterscheidet sich von seinem Vorgänger darin, daß er kein Freund der Lässigkeit ist, und daß er nicht ganz Baldwins innere Auffassung teilt, that foreign affairs are a nuisance.

Eine der heikelsten Entscheidungen an der Schwelle von Außenpolitik und Innenstruktur des Empire steht unmittelbar bevor: die Aufteilung Palästinas. Wir haben schon früher einmal Gelegenheit genommen, die Teilungspläne anzudeuten. Der Plan der englischen Regierung dürfte nunmehr folgende Gestalt gewonnen haben: der Küstenstrich von Palästina und der größte Teil von Galiläa wird als jüdischer Staat im Dominion-Verhältnis selbständig gemacht; der größere südöstliche Teil Palästinas, mit Nablus als Hauptstadt, wird arabisch und kommt unter

die Herrschaft des Emirs von Transjordanien. Jerusalem und Bethlehem bleiben unter englischer Herrschaft als Mandat, ebenso das als Kriegshafen und als Endpunkt der Ölleitung vom Irak unentbehrliche Haifa. In Jaffa werden besondere arabische Rechte vorbehalten. Mehrere Wirtschaftskorridore (Bahn und Straße) sollen dem arabischen Staat den Ausgang zum Mittelmeer sichern.

Zweifellos ist diese Lösung der Palästina-Frage eine Lösung, die das britische Interesse wahrt. Im Rahmen des Möglichen ist sowohl Arabern wie Juden genug getan. Da aber sowohl Araber wie Juden das Unmögliche wollten (und nach wie vor wollen): die Juden ganz Palästina unter Auskauf der Araber, die Araber ganz Palästina unter Totschlag der Juden, — werden weder Araber noch Juden zufrieden sein. Es wird der ganzen Geschicklichkeit der englischen Politik bedürfen, um gegen das unvermeidliche Geschrei beider Seiten die Ohren wirkungsvoll zu verstopfen. Der Staatssekretär für Indien wird vielleicht veranlaßt sein, die letzten Wirkungen dieses Geschreies zu spüren.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Seiner halbamtlichen Arbeit mit dem Indo-pazifischen Raum hat Italien den stolzen Palast Brancaccio in Rom geweiht mit dem „Instituto per il Medio ed Estremo Oriente", unter Führung von Senator Gentile und einer Sammlung seiner besten Köpfe, wie Exzellenz Tucci, Professor Roberto Almagià, Professor Giovanni Vacca, Herzog von Avarna, um nur einige zu nennen. Ihr dient u. a. die schöne, bei aller kulturpolitischen Umsicht auch voll Geopolitik steckende Zeitschrift „Asiatica". Endlich wird ihr nicht geringe Aufmerksamkeit auch der vorzüglichen, seit 1937 wieder in schlichterem Gewande erscheinenden Monatsschrift „L'Universo" des Florentiner Instituts, und der amtlichen Geographie gewidmet.

Wir beginnen deshalb diesen Bericht mit der italienischen Arbeit in indopazifischen Fragen, weil wir gerade bei ihr, unter verständnisvoller Förderung durch den Duce selbst, jenen Zusammenbau philosophischer, künstlerischer und rein forschungsmäßiger Interessen mit geopolitischen und staatlichen finden, der — wo er immer auftritt — ein Anzeichen wacher, lebensvoller, vielleicht auch begehrlicher, auf Ausdehnung vorbereitender und werbenden Weltschau ist.

Im neuen Jahrgang des „Universo" diente diesem Ziel Santi Nava mit den „Verkehrswegen Äthiopiens" (acht Bilder, fünf Karten), Seite 31, und Domenico Pettena: „Mittelmeer und Levante" mit typisch geopolitischen Zügen.

Im neuen Jahrgang der „Asiatica" stehen unter geopolitischen Zeichen: C. C. Majoni: „Der antikommunistische Kreuzzug und Japan" (Seite 13), die beiden völkerpsychologisch bemerkenswerten indischen Aufsätze von Monindra Mohan

Mulik über neuere Strömungen in der bengalischen Literatur und Carelli: „Alte Denkformen im neuen Indien", dann eine sehr vorsichtige Besprechung von Frida Utleys „Japan's feet of clay" von Herzog von Avarna und eine sympathische der Autobiographie Jawaharlal Nehrus von Vismara; im Heft 2 „Das Italienische Reich und die Wirtschafts-Wirklichkeiten des Pazifik" von Catalano und nicht weniger als vier Japan-Aufsätze von aktueller Bedeutung auf einmal, endlich eine Reihe wirtschaftswissenschaftlicher und agrarpolitischer Besprechungen über China.

Nicht nur in Italien schwillt die Fernost-Literatur zu Bergen. Aber trotz ihrer höchst ungleichwertigen Fülle scheint sich doch auch in China genau so, wie eine Geschlechtsfolge früher in Japan, die Einsicht in breiteren Schichten durchzusetzen, daß es sich selbst helfen muß, wenn es aus seinen gegenwärtigen, unwürdigen Zuständen herauskommen will. Weder der Völkerbund, noch die darin da jetzt ihr Quetschminenspiel betreibenden Sowjetbünde, noch das sich mehr und mehr auf sich selbst zusammenziehende Amerika hilft ihm dabei.

Vorarbeit zu dieser Selbsthilfe geschieht an vielen Stellen; und je weniger Marktgeschrei sie zu ihrer Aufmachung nötig hat, desto besser ist sie in der Regel. Freilich steht auch dieser mühsamen und sorgfältigen Aufbauarbeit in einer Dürre und Hungersnot für die großen westlichen Binnenländer Szechwan und Shensi ein schwerer Rückschlag bevor. Erste hoffentlich übertriebene Berichte sprechen allein für Szechwan von mindestens sechs vollkommen unterstützungsbedürftigen, jeden Rückhalts beraubten Millionen.

Welche Arbeitstreue gehört unter solchen Verhältnissen dazu, etwa im Stil des „Journal of the Geographical Society of China" unentwegten Einzelaufbau zu treiben, wie das H. von Wißmann mit seinem gehaltvollen Exkursionsbericht über den Huangshan in Anfui tut, oder auf einem wirtschaftlich umstritteneren Feld Tsung-Ching Chen mit dem Aufsatz: „Petroleum in the Far East" (Band V, III, No. 4, Seite 27—57, Englisch). Denn das fehlte noch, daß sich die drei Großölkämpfer der Erde um der armseligen 3% Anteils an den Ölreserven der Erde willen, der je in China und Japan liegt, an Ort und Stelle in die Haare gerieten. Da sich die größten Reserven in den westlichen Binnenländern finden, die besonders guten in Sinkiang (Kucha u. a.) bereits in Sowjethänden sind, die Produktion der Südmandschurei aber in japanischen, die Standard Oil in Shensi arbeitet und die Royal Dutch Chinas Markt von Sumatra und Borneo bedient, ist gesteigerte Aufmerksamkeit angesichts der ölpolitischen Dynamik auf Erden gewiß am Platz.

Auch über das Verstädterungsproblem im Fernen Osten sind unsere Leser dauernd im Bild gehalten worden. Wie sehr es in den USA. die Geister beschäftigt, bezeugt William Crane Johnstone: „The Shanghai Problem" (Pol. Science Prof. d. George Washington Univ., Stanford University Press; Calif.; 3 $). Sein Buch ist eine der nützlichsten Zusammenfassungen über das abson-

derlichste Großstadtwesen der Erde seit Richter Feethams dreibändiger Monographie. Eine gute Inhaltsübersicht findet sich im „North China Herald", 1937, S. 128. Wären nicht in Groß-Shanghai ungewöhnlich geschickte und praktische Hände beim Aufbau dieser seltsamen Dreieinigkeit von Städten am Werke gewesen und noch tätig, so wäre sie mit ihrem verbesserungsbedürftigen Sozialgefüge und seinen Arbeitsbedingungen längst unhaltbar geworden. Geopolitisch an dieser Überschau am wertvollsten ist, wie klar die Stadtentwicklung von Shanghai die Geschichte der chinesisch-fremdmächtlichen Beziehungen überhaupt widerspiegelt, in denen mit 1930 eine neue Periode angebrochen sei, freilich durch die Ereignisse von 1932 gebrochen. Vor der Wahl zwischen einer internationalen Konferenz oder einer Gewaltlösung wird immer noch die erste vorgezogen, sei es, daß die Gewalt von chinesischen oder fremden Waffen herkäme.

„Um die Möglichkeit einer Lösung des Shanghaiproblems zu bestimmen, ist es unerläßlich, nicht nur die Fernostpolitik der wichtigsten Vertragsmächte zu kennen, sondern auch deren Beziehungen zu den europäischen Fragen und im besondern ihre europäischen Einreihungen (Parallelismen?) und Verpflichtungen." „Die augenblickliche Lage in Europa scheint den Ball in japanische Hände zu werfen, und dort ist er geneigt zu bleiben." —

Es ist bemerkenswert, solche Verflechtungen zwischen Schicksalen des Westens und Ostens der Alten Welt von der Neuen Welt, von US.-Amerika aus zugegeben und von Shanghai bekräftigt zu sehen — namentlich für solche, die noch immer nicht begreifen, welchen Sinn deutsch-japanische Rückversicherungen haben und gewinnen können.

Ist schon in China der Gegensatz zwischen dem Ausgleichsdrang des verstädterten Großbürgertums mit seiner kapitalistischen Umwelt und dem immer noch bis zu 75—80% des Bevölkerungsanteils weit überwiegenden Landvolk eines der gefährlichsten Hemmungs- und Reibungselemente, so noch mehr in Indien, wo der Anteil der Landbevölkerung langsam von etwa 89% herabsinkt, wo aber im gegenwärtigen Verfassungskampf die verstädterten Menschen unter Führung Jawaharlal Nehrus die Wahlmaschine handhaben und den Ton angeben.

Nur der Altenteil um Gandhi und vor allem die Islam-Grundbesitzer der Islam-Parteien tragen in Wirklichkeit die Stimme der indischen Erde, nicht, wie die Kongreßpartei großenteils, die Stimme der Babus und der städtischen Schichten.

Da das britische Kernland aber im Namen einer nur mehr zu 8% bodenverhafteten, sonst verstädterten Bevölkerung spricht, wird das Aneinandervorbeireden der Wortführer Englands und Indiens noch verständlicher (vgl. Redestreit zwischen Jawaharlal Nehru und Lord Lothian, u. a. Amrita Bazar Patrika vom 20. 4. 1937, S. 9). Nur verstädterte Menschen können geraume Zeit politisch so im luftleeren Raum arbeiten, wie die Kongreßleute in der bengalischen Ministeriumsfrage. Andrerseits wird die Lage nicht einfacher durch die Heimkehr von

50 in freien Hochschulkursen zu Moskau als kommunistische Agitatoren ausgebildeten Studenten nach Indien allein in den letzten zwei Jahren. Es bedarf schon des starken Glaubens von Lord Eden an Moskau, um in solchen Fällen noch Kompromisse für möglich zu halten, während Lord Lothian den Indern scharf die Wahl zwischen proletarischer Revolution im russischen Stil oder faszistischer im italienischen und deutschen Stil an die Wand malt, die beide mit erheblichem Freiheitsentzug schrankenloser Kongreß-Persönlichkeit verbunden sein würden.

Daß es der, sei es in ein paar Jahren nur mehr 80% des Volksbestands umfassenden landständigen indischen Bevölkerung, also zwischen 1940 und 1950 schätzungsweise 320 Millionen, unter einem städtischen Babu-Regime nicht gut geht, ahnt sie bereits. Nur wirkt der in weiten Räumen zu hohe Volksdruck in jedem der drei wichtigsten Monsunländer anders.

In der Prüfung dieser Wirkung nach der praktischen Seite hin steckt Indien — trotz B. K. Sarkars Riesenarbeit — noch in den Anfängen, so klar sich sein gegenwärtiger Vizekönig darüber ist. Ernster schon wird die Frage in China eingekreist; mit welcher Willkür, verrät aber doch die gewiß fesselnde, eigenwillige, von problematischen, wie von brauchbaren Werturteilen wimmelnde Schlagzeilensammlung von Grover Clark: „The Great Wall crumbles"; von Dr. van Bebber im Verlag Goldmann deutsch übersetzt als: „China am Ende?" Sie gibt, mit einer widerspruchsvollen Ausstattung, fesselnd, aber sprunghaft, echt amerikanisch das Wesen der Erfahrungen eines Mannes wieder, der immerhin von 1910—1917 an der Staatsuniversität in Peking lehrte, acht Jahre Herausgeber des „Peking Leader", dann fünf Jahre Leiter der „Week" dort war und zwei Jahre der Internationalen Chin. Komm. gegen die Hungersnot angehörte. Nun wirkt er in unerschütterter Selbstsicherheit wieder in und um New York, mit der Überzeugung, daß „der Westen mit naiver Selbstzufriedenheit und fast kindlicher Beschränktheit an Wissen schreibe und rede, als ob die Geschichte des Abendlandes so ziemlich alles einschlösse, was in der Menschheitsgeschichte von Wichtigkeit ist" — was nun wirklich wenigstens für Europa nicht mehr zutrifft.

Stark unter us.-amerikanischen Methoden stehend, aber doch mit der aus der Heimat mitgebrachten fast pointillistischen Sachlichkeit geht für Japan Ryoichi Ishii (London 1937, King & Son, 259 S. 12½ Sh.) das Problem an: „Population pressure and economic life in Japan." Leider fehlt ihm die Fühlung mit der ganzen deutschen Japan-Arbeit. Um nur einige zu nennen: Baelz, Kämpfer, Nachold, Siebold, Wedemeyer, die ganze Arbeit der deutschen Volkswirtschaft mit dem japanischen Wanderdruck (die ihn zuerst aufgriff!): Alles das scheint ihm unbekannt. Aber, wie der amerikanisierte Japaner selbst sein Bevölkerungsproblem statistisch sieht, das geht aus Ryoichi Ishiis Sammelarbeit deutlich hervor, wenn er auch seine Zahlen mehr statisch als dynamisch auswertet, auch da, wo jüngstes Material schon bekannt ist, so beim Einwanderungsfehlschlag in die Mandschurei, so beim

Übergangszustand der südmandschurischen Eisenbahnzone in das Gesamteinwanderungsgebiet der Mandschurei.

„No war-time devotion or racial loyality, no government stimulation can permanently dislodge a great mass of the population in opposition to their individual desires." Ist es Ishiis private, im Anschluß an Fairchilds „Immigration" gewonnene Überzeugung oder vorausgenommene gesamtjapanische Erfahrung mit Rückwendung zu den warmen Meeren, die aus diesen wichtigen Zeilen spricht? (S. 206.) (Vgl. auch „Japans Life-Line in the South Seas", Peoples Tribune, Shanghai, Mai 1, S. 163—171 — im chinesischen Licht!).

Trifft sie zu, so wäre sie offenbar sowohl für die Kolonialmächte alten Stiles, die ihre leeren Reserveräume nicht mehr zu füllen vermögen, als auch für die Mächte der Erneuerung mit zu wenig Raum und zu hohem Volksdruck eines der wichtigsten Ziele ihrer Aufmerksamkeit.

Bemerkenswert ist ja auch, daß sich die Wanderung der Koreaner nach Japan vom 1. 10. 1920 bis 1. 10. 1930 verzehnfacht hat und etwa ein Seitenstück zu der stillen tschechischen Eroberung von Wien, allerdings unter teilweiser Eindeutschung vor dem Kriege war.

Die fleißigen Hände streben dem Hochlohngebiet zu, wenn sie nicht gewaltsam verhindert werden; und es ist die große Kunst des aussendenden Gebiets, ihnen die Heimat, trotz ihrem Volksdruck, so lieb und wert zu machen und zu erhalten, daß sie ihr die gewonnenen Glücksgüter, wie etwa die Italiener in Südamerika, die meisten Übersee-Chinesen und -Japaner, aber auch die Koreaner in Japan als Ersparnisse und Familienhilfe wieder zuströmen lassen.

Freilich vertraut der Japaner den Koreanern gegenüber auf die durch zweieinhalb Jahrtausende bewährte einschmelzende Kraft seines Blutes und seiner Rasse.

Darin, daß dieses Vertrauen nicht trügt, liegt ein entscheidendes Schwergewicht für jeden, der es hat, im ewigen Ringen von Blut und Boden; nächst den japanischen Erfahrungen im indopazifischen Raum werden nun für unsre deutsche Geopolitik und Rassenkunde die neuen Erfahrungen Italiens, auch seine schon begonnene Rassengesetzgebung für Äthiopien von weitgehender Bedeutung sein und auch in der „Geopolitik" dauernd verfolgt werden müssen. Zunächst kommen dafür die Kriegswerke von de Bono und Badoglio in Betracht. (Pietro Badoglio: „Der Abessinische Krieg", ebenso wie Emilio de Bono in schöner deutscher Ausgabe. München, C. H. Beck erschienen: ein verdienstlicher Zugriff des rührigen Verlags!)

Langsam — nachdem die Generale und Marschälle: de Bono, Badoglio und Graziani zu den wehrgeopolitischen Erfahrungen gesprochen haben — lichtet sich auch das Urteil darüber, wie es mit dem kultur- und wirtschaftspolitischen Verhältnis von Aufwand und Ertrag bei dem so jäh erweiterten italienischen Afrikareich am Indischen Ozean stehen wird. Dafür scheint uns eine Auseinandersetzung

der vorzüglich geleiteten Zeitschrift der R. Societa Geografica Italiana (S. 305 bis 311) mit dem Aufsatz von G. Kowalewskij über „Höhengrenzen der Kulturpflanzen in Äthiopien" (Russ., Z. d. Russ. Geogr. Ges. Bd. LXVIII, 1936, H. 1, S. 70—79) von führender Bedeutung.

Wir stoßen darin auf Gleichläufigkeiten mit den Forschungen von Scharfetter, Graz, über den Wert pflanzengeographischer Forschungen für anthropogeographische und geopolitische Einsichten. Gerade aus dem Erreichen so ungewöhnlicher Höhenlagen, wie in N. O. Äthiopien zieht K. den Schluß, daß das koloniale Neuland Italiens überhaupt der älteste Kulturträger Afrikas gewesen sein müsse, von dem aus die Kulturpflanzen erst Ägypten erreicht hätten. Fesselnde Vergleichsbeobachtungen mit Südamerika (Peru), mit Hochasien (Tibet u. a.) suchen in Äthiopien die Wiege der großkörnigen, winterharten Weizenarten, der Durra, Mohrenhirse, des Tefgetreidegrases u. a. m. Wo einmal ein so hoch entwickeltes Frühkulturzentrum seine Kulturpflanzen in solche Höhen trieb, da muß entsprechende Pflege wieder eine solche Blüte herbeiführen können; nichts spricht dagegen, daß auch die dem Italiener geläufigen Mais- und Reiskulturen, wie in Peru, bis an 3000 und 2600 m Höhe herangetrieben werden. Danach ist ein Hochland von 600000 Quadratkilometer mit 12 Millionen Einwohnern weit untervölkert, trotz allen Temperaturumschlägen der Massenhaftigkeit der Niederschläge und der Verschiedenheit der Regenmenge, die für Addis Abeba 1259 mm. — (von denen aber allein im Juli und August 597 mm fallen!) — für Kaffa 2500 mm beträgt. Auf der Basis der bis 2300 m steigenden Tropenpflanzen wird eine höchst bemerkenswerte agrargeographische Pyramide entworfen, innerhalb deren z. B. die Gerste von 1800 optimal bis 3700 m steigt. Es wäre unrichtig, wegen politischer Gegensätze die wissenschaftliche Arbeit der Sowjetinstitute auch mit fremdem Kolonialbesitz zu unterschätzen.

Jedenfalls tut man es in Italien nicht, wo man sich gern auch von dort her die Dauerwerte neuen Besitzes bestätigen läßt.

Die Frage der Hauptstadtwahl für Äthiopien wird in der italienischen Presse angespielt. Addis Abeba, nebenbei unerfreulicher neuer Erinnerungen voll, erregt Bedenken wegen seiner Höhenlage (2400 m, 7000 F.). Zwei Stationen der Djibuti-Addis-Abeba-Bahn, Akaki und Mojo, Ambo im Westen von Addis Abeba, Dessie und Erga Alem in Sidamo werden vorgeschlagen, davon die beiden letzten an vorderster Stelle. Es gab aber eine überzeugende Hauptstadtlage für Abessinien, das in seiner Geschichte ein vielfaches Pendeln des Machtschwerpunkts erlebte. Aksum als heilige Stadt, Gondar, Harrar spielten leitende Rollen; erst spät trat Addis Abeba in den Vordergrund. Unsicherheit der Schwerpunktslage und schwankender Umfang, der in seinen weitesten Erstreckungen bis an den Nil im Westen (Meroe) und bis nach Südarabien (Mekka) reichte, sind Kennzeichen der abessinischen Staatsbildungen gewesen, die legendenmäßig bis etwa 950 v. Chr. zurückreichen.

Wer in Italien die Feste des 9. 5., der Jahreswiederkehr der Kaiserproklamation miterlebte, weiß, welche Hoffnungen das afrikanische Kolonialreich umschweben. Am gleichen Tag aber warnte Marschall Graziani in Addis Abeba nach der Parade davor, in Äthiopien nun ein Land zu sehen, in dem Milch und Honig fließe: „Wohl ging die Eroberung blitzartig; aber Jahrfünfte und Jahrzehnte werden vergehen, sie zu verfestigen und auszuwerten... Dies ist kein Land, wo Reichtümer schnell zu gewinnen sind, sondern ein Land des harten Pflügens." Nur dann können die Ziele für kommende Geschlechter erreicht werden, zu denen der Duce den Weg gewiesen habe.

Auch im eigentlichen gelobten Land aber fließt alles eher als Milch und Honig auf die zurückgeschnittene Einwandererquote, und mehr Blut, als in einem ordentlichen Mandatsbetrieb vergossen werden sollte; ganz abgesehen von den hundertweise abgeschnittenen jungen Orangenbäumen, die nun wirklich nichts für den Unfrieden unter den Menschen gerade in dem Lande können, wo der Friede den Menschen auf Erden in der ergreifendsten Form gepredigt worden ist und der Mandatsinhaber sich soviel darauf zugut tut.

Aber die Spannungen im Palästinamandat, die doch wahrscheinlich mit einer Dreiteilung endigen, die niemand befriedigt, sind ja nach Raum und Volkszahlen geringfügig [trotzdem drüben die Millionen des benachbarten Arabertums, hüben die allerdings zerstreuten, aber mit fast 3 000 000 um New York konzentrierten, annähernd zahlengleichen Millionen des Weltjudentums dahinterstehen], wenn man sie mit den Indischen Spannungen vergleicht, die auch peinliche Schatten in die Krönungsfreude des Empire warfen. Ihre Schwere zu prüfen sind zur rechten Zeit zwei ausgezeichnete Werke erschienen: George Dunbar — (von Heinrich Zimmer, Heidelberg, vollendet übersetzt: „Geschichte Indiens" (History of India from the earlist times to the present day), München-Berlin 1937, Oldenbourg, und Benoy Kumar Sarkar: „Creative India", Lahore, Motilal Banarsi Dass, 1937, Saidmithia Str.

Wer sie beide nebeneinander liest, der hat von Indien als volkspolitischer, körperlicher und geistiger Persönlichkeit etwa denselben Eindruck, wie wenn er von einer menschlichen sämtliche Bilder der äußeren Erscheinung von Jugend auf in vorzüglichen Lichtbildern mit einer vollendeten Sammlung von körperlichen und seelischen Röntgenaufnahmen vergleichen könnte, mit einem Einblick in die volkspolitische und rassische schöpferische Leistungsfähigkeit, wie wir sie bisher schon für den einzelnen Menschen und sein Verhältnis zu Blut und Boden kaum gewinnen können. In dem Zusammenhang und der Zusammenschau beider Bücher steckt ein ungeheurer völkerpsychologischer Wert. Es ist eine Ehre für die englische Sprache, daß sie beide zuerst in ihr erschienen, obwohl ihr Ergebnis die britische Herrschaft in Indien „british raj" schwer gefährdet. Man könnte fragen, ob nicht jene lichtvolle Überschau vergangenen und künftigen Lebens darin

liege, die man dem Menschengeist vor einem großen Wandel seiner Körperlichkeit zuschreibt: zwischen „Furcht und Hoffnung". Jedenfalls ist solche Zusammenschau, im einen Fall für RM. 10,50, im andern für 15 Rupien erreichbar, dem geopolitisch in die Tiefe schürfenden Forscher ein unverhofftes, weit über seinen Preis wertvolles Geschenk. Hier kann er „in die Tiefe steigen, soll sich ihm das Wesen zeigen".

Wir können viel, freilich mehr Warnung als Vorbild von Indien lernen.

SPÄNE

der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

„Wenn England zu Felde zieht"

Ist Geopolitik auch als Wissenschaft jung, so ist sie praktisch so alt wie der Kampf der Völker um Lebensrecht und Lebensraum. Darum sind alle großen Feldherrn praktische Geopolitiker gewesen; ihre strategischen Betrachtungen sind durchweg eine Fundgrube geopolitischer Erkenntnisse. In den Lehren vom Kriege, die die einzelnen Völker entwickelt haben, hat sich demzufolge auch ihr geopolitisches Schicksal seinen strategischen Ausdruck geschaffen.

Die Kriegslehre von Clausewitz, vom absoluten Krieg und von der großen Entscheidungsschlacht zur Vernichtung des Gegners ist für Deutschland entscheidend geworden. Sie ist nur aus der spezifischen geopolitischen Lage Preußen—Deutschlands zu verstehen. Und doch ist der Einfluß von Clausewitz nicht auf Deutschland beschränkt geblieben, sondern gerade Frankreich und auch England wurden von seiner Lehre erfaßt und beherrscht. So gründete Foch seine Kriegslehre durchaus auf Clausewitz, nur daß er sie außerordentlich übertrieb, übertrumpft darin noch von seinen Schülern „in einer geradezu abenteuerlichen Weise". Auf diese Erscheinung hat jetzt mit diesen Worten der bekannte englische Militärschriftsteller Liddell Hart in seiner Schrift "When Britain goes to War"[1]) aufmerksam gemacht. Er ist davon überzeugt, daß gerade England von den Clausewitzschen Gedankengängen in der Vorkriegszeit wie von einer Modeströmung erfaßt worden ist und daß dazu noch der französische Einfluß von Foch und seinen Schülern hinzukam. Nach seinem Urteil ist das für England verhängnisvoll geworden, denn damit gab es die altüberlieferte erfolgreiche britische Politik auf. Im letzten Kriege, so führt Hart aus, verkündete das englische Volk seinen Willen, bis zum Ende durchzufechten, bis zum Niederschlag des Gegners. Es kämpfte solange, bis der deutsche Widerstandswille unter dem vereinten Druck verschiedener Kräfte erschöpft war. Schließlich aber gab es weder Sieger noch Besiegte, und noch heute leidet England schwer unter den Folgen dieses Sieges, der nicht allein seinen Körper, sondern vor allem seine Seele zermürbt hat.

Zu solcher Art der Kriegsführung, wie sie England im Weltkriege anwandte, steht aber — und das ist Harts Grundgedanke — in schroffem Widerspruch die große Strategie, durch die das „Immer Größere Britannien" wurde, die Strategie, die mittelbar kämpfte, und damit in den überlieferten britischen Formen, die dem englischen Wesen entsprechen. Hierzu gibt Hart einen Überblick über die Entwicklung dieser englischen Strategie von einst. Als das Grundgesetz ergibt sich, daß England immer wieder mit mittelbarer Taktik und Strategie seine Siege erringt und sein Weltreich auf- und ausbaut. An den Kämpfen auf dem Festland pflegt sich England nur mit beschränktem Einsatz zu beteiligen und durch mittelbaren wirtschaftlichen Druck reichen Gewinn zu erzielen. So ist es in den Kämpfen Englands gegen Spanien, gegen Holland, gegen Frankreich. Mit Recht sei, so sagt Hart, z. B. der Spanische Erbfolgekrieg „der kaufmännisch vorteilhafteste von allen Kriegen" genannt worden. In der Art, wie der ältere Pitt die englische Politik und Kriegsführung im Siebenjährigen Krieg leitete, erkennt Hart „die überlieferte britische Kampfweise in ihrer reinsten Form". Auch gegen Napoleon wandte England sein mittelbares Kampfverfahren erfolgreich an; zu Lande bekämpfte England Frankreich im wesentlichen "by lending sovereigns to Sovereigns" Napoleon wurde zur Abdankung gezwungen,

1) In deutscher Übersetzung 1936 erschienen bei L. Voggenreiter, Potsdam: „Wenn England zu Felde zieht."

ohne daß ein britisches Heer den Hauptkriegsschauplatz hatte betreten müssen.

Auf Grund dieser geschichtlichen Tatsachen kommt Hart zu einer Kennzeichnung der englischen Kriegsführung, die auf die romantische Verklärung und idealistische Verbrämung, wie sie in England üblich ist, keine Rücksicht nimmt. Hart bezeichnet sie als „geschäftsmäßig" und verwirft die Selbsttäuschung, in der die Engländer im 19. Jahrhundert über ihre Kriegspolitik lebten, als verhängnisvoll, denn das englische Volk hat sie mit den Opfern des Weltkrieges bezahlen müssen. Verblendet von der Clausewitzschen Lehre gab England seine überlieferte Strategie auf und ließ sich zu einer umstürzenden Neuerung herbei, als es im Weltkrieg ein riesiges Heer aufstellte und die Hauptkraft zum unmittelbaren Angriff auf dem Hauptkriegsschauplatz einsetzte. Es lag in der Macht Englands, anders zu handeln; dann hätte England auch die Kraft gehabt, Deutschland einen wahren Frieden zu vermitteln.

Als seine Aufgabe erfaßt es Hart, Grundsätze einer Kriegsführung zu entwickeln, die er zu seiner „Neuschöpfung der Strategie" zusammenfassen will. Überraschung und List sind ihm die feineren Künste der Strategie, die er allzusehr vernachlässigt findet, wofür er auch Clausewitz und seine Jünger verantwortlich macht. Entsprechend den Überlieferungen der englischen Kriegführung setzt er sich für eine Strategie des beschränkten Zieles ein, die auf eine planmäßige, allmähliche Schwächung des Gegners hinarbeitet und auf gewagte Schläge, wie sie Clausewitz fordert, verzichtet. Hart will von der Lehre, die Clausewitz verkündet hatte, daß die Schlacht einziges Ziel der Strategie sein müsse, und Blut der Preis des Sieges sei, nichts wissen. Ganz im Gegensatz dazu vertritt er die Auffassung, es bedeute eine Vollendung der Strategie, wenn die Entscheidung erzwungen werden könne, ohne daß es überhaupt zu einem Kampf der Waffen kommt, wenn der Gegner durch andere Mittel dazu gezwungen wird, die Waffen niederzulegen.

Aus der Vertiefung in die überlieferte englische Kriegführung kommt Hart zu solcher „Neuschöpfung der Strategie", die eine Absage an Clausewitz und seine Schüler darstellt. In dieser Fassung des Krieges durch Hart findet der englische Volkscharakter seine militärpolitische Ausdrucksform. Mit Recht hat Herbert von Borch in seinem Aufsatz „Zum Kriegsbegriff der Nationen" (Europäische Revue, Januar 1937) hervorgehoben, daß diese englische Lehre vom Krieg, wie sie Hart im Gegensatz zu Clausewitz aufgestellt hat, wesensmäßig der englischen Weltanschauung entspricht: „England hat in seinem Denken, soweit es wirklich selbständig ist, jene Kategorien entwickelt, die erkenntnistheoretisch als Positivismus, moralphilosophisch als Utilitarismus, sozialphilosophisch als Liberalismus auftreten, und denen die gleiche begriffliche Apparatur zugrunde liegt, die im wesentlichen aus der Generalisierung englischer Lebens- und Welterfahrung entstanden ist. Alle diese Elemente finden sich auch in dem britischen Begriff des Krieges."

Aber diese Deutung darf, so richtig sie auch ist, nicht die geopolitischen Voraussetzungen übersehen, die solche englische Kriegslehre und Kriegsführung möglich machten. Erst die Insellage Englands hat die Grundlagen geschaffen, die es ihm ermöglichten, im Gegensatz zu der Lehre von Clausewitz erfolgreich Kriege mittelbar und geschäftsmäßig zu führen. England brauchte keinen Clausewitz, solange es eine Insel war. Deutschland muß nach Clausewitz leben, weil es in der Mitte Europas liegt, zwischen West- und Osteuropa, und es nur durch gesammelte Anspannung all seiner Kräfte seine Unabhängigkeit und Freiheit bewahren kann.

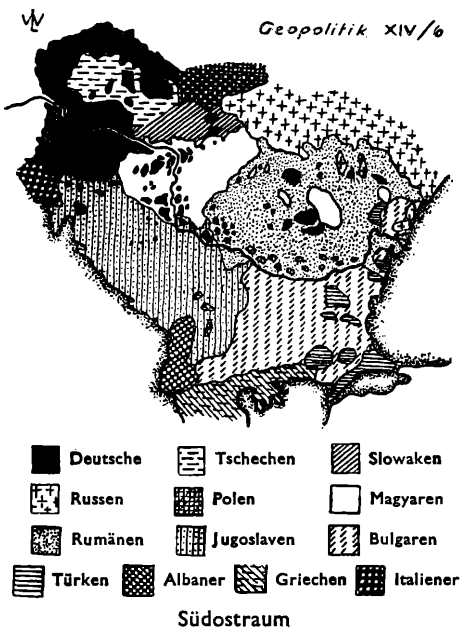
Aber die geopolitischen Verhältnisse eines Landes sind keine feste, unveränderliche Größe; sie hängen in außerordentlich hohem Maße von dem Stand der Kriegstechnik ab. So wie das Dampfschiff und die Eisenbahn im 19. Jahrhundert neue Verkehrs- und damit Raumverhältnisse geschaffen haben, so hat in unserem Jahrhundert das Flugzeug nunmehr zu einem wahren Umsturz der geopolitischen Grundlagen Europas und der Welt geführt, der auch neue strategische Voraussetzungen schafft. Eine der wichtigsten Tatsachen für Europa ist, daß England infolge der Entwicklung der Luftwaffe aufgehört hat, eine Insel zu sein. Das hatte schon Englands Ministerpräsident Baldwin begriffen, als er 1934 jenes oft wiederholte Wort sprach, Englands Grenzen lägen nicht mehr auf den Kreidefelsen Dovers, sondern am Rhein. Das gewaltige Aufrüstungsprogramm, das England in den nächsten fünf Jahren ausführen will, ist die militärpolitische Folgerung aus der geopolitischen Veränderung, die sich mit England vollzogen hat. Darum hat aber auch die Stunde für jene altüberlieferte mittelbare Strategie geschlagen, die Liddell Hart für England bewahren möchte, denn sie fußte auf dem Inselcharakter Englands. Das enge Zusammengehen Englands mit Frankreich 1936 und 37 und die Bemühungen beider Staaten, Belgien durch Generalstabsbesprechungen in englisch-französische Kriegspläne zu verwickeln, sind die diplomatisch-strategischen Folgerungen, die Englands Staatsmänner und Militärs

aus dieser Entwicklung gezogen haben, allerdings von der grundfalschen Voraussetzung aus, daß Deutschland Angriffsabsichten im Westen hege. Die englische Strategie steht in der Gefahr, so wie schon einmal in den letzten Vorkriegsjahren, in die Netze französischer Pakt- und Kriegspolitik hineingezogen zu werden. Durch den Abschluß des deutsch-englischen Flottenvertrages hat Deutschland schon 1934 England gegenüber seine Absicht friedlicher Verständigung bewiesen und auf eine Rückkehr zu der Vorkriegsflottenrivalität verzichtet. Auch in seiner Außenpolitik handelt das neue Deutschland gemäß den Grundanschauungen von Clausewitz, der in seiner Bekenntnisdenkschrift 1812 den Satz prägte: „Ich glaube und bekenne, daß ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins, daß es diese mit dem letzten Blutstropfen verteidigen soll." Und erst in diesem Sinne war ihm der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. So kann auch der englische General Fuller in seiner Arbeit „Der totale Krieg" feststellen, daß die Lehren von Clausewitz heute noch gültig sind, und erklären: „Was tat Hitler, als er an die Macht kam? ... Er griff unmittelbar auf Clausewitz zurück." *P. Hartig.*

GOTTFRIED HOBUS:
Die Raumkameradschaft der Südostvölker II

Anders ist das Bild der Völkerkarte. Da sehen wir zuerst einmal, daß das große deutsche Siedlungsgebiet Mitteleuropas weit über die Randgebirge des böhmischen Beckens und des Marchtals hinübergreift. Damit ist die rein raumtektonische Feststellung bestätigt, daß es sich hier um keine Trenn-, sondern um Brückengebirge handelt. Deutsche und Tschechen stehen sich im böhmischen Raum und im Marchbecken mindestens im Verhältnis von 1:2 gegenüber. Wir können ferner feststellen, daß ursprünglich kein Tscheche das Trenngebirge der Weißen Karpaten nach Osten überquert hat. Die südlich der böhmsichen Masse vorgelagerten Donaubecken sind rein deutsch. Das geschlossene deutsche Siedlungsgebiet reicht längs der Donau bis an die Raab. Eine große deutsche Sprachinsel findet sich dann im ungarischen Mittelgebirge vom Plattensee über Budapest bis an die Karpatenausläufer, eine zweite schart sich um den Donaulauf und den Unterlauf der Theiß im Süden der Ungarischen Tiefebene bis fast nach Belgrad. Das Madjarentum bleibt im Norden der Ungarischen Tiefebene geschlossen im Flachland und überläßt das Gebirge mit Ausnahme der äußersten Vorberge ausschließlich den Slowaken und weiter östlich den Ruthenen. Dagegen greift es mit Inseln tief nach Siebenbürgen hinein, die sich um und östlich von Klausenburg sowie nordöstlich von Kronstadt besonders massieren. Andererseits dringt auch das Rumänentum mit Inseln in die Ungarische Tiefebene vor. Schließlich kommt noch in Siebenbürgen das Deutschtum mit ganz starken geschlossenen Siedlungen hinzu, die sich im Raum von Hermannstadt bis Schäßburg, im Burzenland und im Nösnerland zusammenballen. Im Nordbogen der Karpaten ist das Durcheinander der Völker nicht viel besser. Den westlichen Hauptteil bis Ungvar besetzen die Slowaken in einem geschlossenen Siedlungsraum mit eingesprengten deutschen Siedlungsinseln (Zips usw.). Von Norden fließen die Polen, weiter östlich die Ruthenen über die Raumgrenze im Brückengebirge hinüber. Im ruthenischen Teil des nördlichen Karpatenbogens sind ebenfalls verschie-

dene kleine deutsche und auch rumänische Siedlungsinseln zu finden. Von verhältnismäßiger Geschlossenheit ist dagegen das der Ungarischen Tiefebene angeschlossene südslawische Siedlungsgebiet. Im Gegensatz zum Norden kommen hier die Madjaren nicht bis an das Gebirge heran, hier dringen die Südslawen, besonders in der Südwestecke, weit in die Tiefebene vor. Die Geschlossenheit der slawischen Siedlung wird hier durch madjarische, starke deutsche und auch rumänische Siedlungsinseln unterbrochen, und südslawische Inseln springen auf das geschlossene rumänische Gebiet hinüber. Stärkere deutsche Siedlungsinseln sind auch im slowenischen Gebiet zwischen Fiume und Marburg. Nicht viel klarer ist es in der Walachei. Von Süden dringen die Bulgaren in vielen Siedlungsinseln über die Donau bis zur Grenze des russischen Raumes hin, wo sie sich mit den Kleinrussen treffen, die im Norden über die Raumgrenzen strömen. Die Rumänen kommen nur in der Dobrudscha an das Meer. An der übrigen Nordgrenze des Raumes treten westlich zuerst Ruthenen, dann weiter östlich Kleinrussen in geschlossenen Spitzen und Siedlungsinseln über. Dazwischen sind auch hier wieder deutsche Siedlungen eingesprengt. Bekannt ist die Verzahnung zwischen dem südslawischen, dem bulgarischen und dem albanischen Siedlungsgebiet, besonders in Makedonien. In Thrakien sind Bulgaren, Griechen und Türken in Siedlungsinseln durcheinander gemischt.



Südostraum

Man kann mit Recht sagen, daß ein derartiges Gewirr von Völkern in einem einzigen Raum, zum mindesten in Europa, eine allein dastehende Erscheinung ist. Nicht nur, daß aneinandergrenzende Völker sonst kaum in einer derartigen Form miteinander verzahnt sind — hier setzt sich die gegenseitige Durchdringung weit über die Volksgrenzen hinaus in die einzelnen Siedlungsgebiete fort, und meist sind in den Mischgebieten nicht nur zwei benachbarte Völker, sondern eine ganze Reihe von Nationen — manchmal bis zu zehn — vertreten. Trotzdem haben wir es in diesem Raum mit lebensstarken, artbewußten, widerstandsfähigen Nationen zu tun, nicht mit müden Mischlingsvölkern. Das ist die wichtigste Erkenntnis über die zweite Komponente des Raumes, den Menschen. Sie enthüllt die Dynamik des Blutes, die zu der Dynamik des landschaftlichen Raumes hinzutritt.

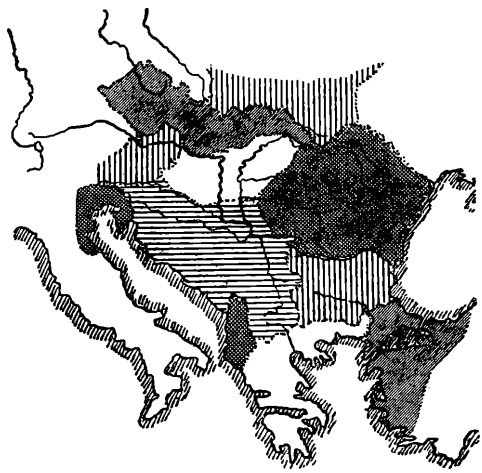
Eine der urtümlichsten Beziehungen zwischen Boden und Mensch ist die Wirtschaft. Dieses Wechselverhältnis tritt besonders beim Problem des Gütertransportes vom Erzeuger zum Verbraucher in Erscheinung. Da die Transportkosten bis auf wenige Ausnahmen den am meisten ausschlaggebenden Kostenanteil bilden, sucht die Ware immer den billigsten Transportweg, der immer der natürliche ist, weil er die wenigsten Hindernisse bietet. Darum hat das natürliche Wegenetz eines Raumes für dessen Wirtschaft eine grundsätzliche Bedeutung, die aber erst zu erkennen ist, wenn die Kraft des Raumes sich „äußern" kann, d. h. der Wirtschaftsweg aus dem betreffenden Wirtschaftsraum heraustritt. Jedes Stück Wirtschaftsgut ist beim Grenzübertritt eine Kraftäußerung des Raumes. Die Kraftlinien eines Raumes erhalten demnach durch die Wirtschaft ihren lebendigen Ausdruck. Diese selbstverständliche Harmonie zwischen Raum und Wirtschaft, in der sich natürlicher Weg und Wirtschaftsweg völlig decken, ist eine Erscheinungsform der Raumwirtschaft, die für den Südosten angesichts seiner natürlichen Raumstruktur besonders wichtig ist.

Ist für die Bewegung der Wirtschaftsgüter die äußere Gestaltung des Raumes ausschlaggebend, so hängt die Eigenart der Wirtschaftsgüter vom inneren Gehalt des Raumes — von den Bodenschätzen, den kulturfähigen Böden, aber auch von den Menschen — ab. Hierbei spielt das Blut die ausschlaggebende Rolle. Es ist ein grundlegender Unterschied, ob ein Deutscher, ein Tscheche, ein Slowake, ein Madjare, ein Ruthene oder sonst ein Angehöriger der vielen Völker dieses Raumes denselben Rohstoff verarbeitet. Immer wird etwas anderes herauskommen. Und zwar werden sich die Arbeiten je mehr voneinander unterscheiden, desto mehr die einzelnen Völker sich ihre Eigenart erhalten haben. Je reiner und artbewußter ein Volk geblieben ist, desto eigenartiger und ausgeprägter muß das Erzeugnis seiner Arbeit sein. Damit gewinnt die ungeheuere Vielfältigkeit der Völker im südosteuropäischen Raum ein anderes Gesicht. Das, was sich zuerst als eine besondere Schwierigkeit dieses Raumes herauszustellen scheint, offenbart sich als ein besonderer Reichtum, denn diese Vielfalt setzt den Südosten instand, eine Fülle eigenartigster Wirtschaftsgüter zu erzeugen.

Das Verhältnis zwischen Boden und Mensch gibt also einerseits durch die Dynamik des Blutes der Wirtschaft dieses Raumes eine besondere Vielseitigkeit und Eigenartigkeit und damit eine gesteigerte Kraft, andererseits erfährt die Wirtschaft durch die Dynamik des Bodens infolge der idealen Zusammenballung zu einer einzigen starken Raumkraftlinie noch eine weitere Kraftsteigerung. Es sind also gerade in diesem Raume zweifellos ganz besonders günstige Vorbedingungen zu wirtschaftlichen Sonderleistungen vorhanden.

In diesen Raum hinein kommen nun die Gedanken des französischen Liberalismus von freier Wirtschaft und demokratischem Nationalstaat. Das bedeutet: Wenn das persönliche Gewinnstreben dort zur einzigen wirtschaftlichen Triebkraft erhoben wird, wo die Zusammenballung aller Kräfte in e i n e Linie von Natur gegeben ist,

so muß die Dynamik des Raumes ausgeschaltet werden. Wenn der demokratische Nationalstaatsgedanke dort verwirklicht wird, wo sich die Völker derart durcheinandergewirbelt, aber nicht miteinander vermischt haben, so muß die Dynamik des Blutes verlorengehen. Der südosteuropäische Raum begibt sich also aller seiner Sondervorteile, mit denen ihn die Natur ausgestattet hat. Der sich von der Natur entfernende, raumgelöste Einzelligkeitsgedanke französischen Ursprungs konstruiert mit der ihm eigenen mathematischen Ausrichtung auch hier die Staaten nach durchaus mechanischen Prinzipien, er macht diesen Raum gleich mit der übrigen Welt.



Südostraum. Staaten

Messerscharf schneiden die künstlichen Grenzen durch den Raum: sie trennen, was zusammengehört und halten wie Fesseln zusammen, was niemals zueinander kommen kann. Mitten durch deutsches Siedlungsgebiet hindurch läuft die Südgrenze von Böhmen und Mähren gegen Österreich. Mitten durch madjarisches Siedlungsgebiet hindurch läuft die Südgrenze der Slowakei und Karpatorußlands. Dagegen läuft mitten durch den neuen Staat die natürliche Scheide der Karpaten zwischen Mähren und der Slowakei. Stark läuft die Raumkraftlinie der Elbe in den mitteleuropäischen Raum. Der Tscheche setzt hier seine Macht ein und biegt diese Linie um nach dem Westen. Tausendfältig sind die Brücken über die Grenzgebirge in den mitteleuropäischen Raum. Die Schranken der Grenze sperren sie. Uralt, sogar älter als die Tschechen, ist der Durchzugsraum der March zwischen Donau und Oder. Die Tschechen verbarrikadieren ihn im Nordosten gegen den mitteleuropäischen Raum und im Südwesten gegen Österreich. Slowakei und Karpatorußland sind in der Ebene Teilgebiete und im Gebirge Anschluß- und Ergänzungsgebiete der Ungarischen Tiefebene, außerdem haben sie ihre Brückenfunktion nach Polen hin. Die Tschechen errichten hier einen hohen Bretterzaun gegen die ungarische und polnische Wirtschaft und haben die unverbrüchliche Absicht, aus den Karpatenländern eine Ergänzungswirtschaft zu den Sudetenländern zu machen — über die Naturscheide hinweg! Die Dynamik des Raumes hat sich dieser Staat jedenfalls an keiner Stelle zunutze gemacht.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

FRANK H. SCHMOLCK:

Der Panamerikanismus von Amerika aus III

Zur interamerikanischen Konferenz in Buenos Aires

2. Der wirtschaftliche Panamerikanismus

Der politische Panamerikanismus ist aber nur die eine Seite des gegenwärtigen Ideals Amerikas. Ihr entspricht die andere Seite des wirtschaftlichen Panamerikanismus, dessen Trieb- und Gestaltungskraft nicht unterschätzt werden darf.

Man könnte diese Aufteilung eines Ideals oder einer Tendenz in zwei Seiten von der Hand weisen, wäre nicht der wirtschaftliche Panamerikanismus eine bedeutend jüngere Erscheinung als der politische. Er beginnt nicht mit den politischen Unabhängigkeitserklärungen von vor hundert Jahren, sondern er entstand erst während und nach dem Weltkrieg, teilweise durch die Probleme, vor welche die Kriegslieferungen und nachher die Wirtschaftskrise nach dem Krieg die lateinamerikanischen Rohstoffländer gestellt haben, teilweise ist er aber auch nur ein Ei, das die Yankees in das lateinamerikanische Nest gelegt haben, und von dem die letzteren anscheinend noch gar nicht wissen, was sie da ausbrüten.

Wenn nämlich der Laie im Programm der Bonarenser Konferenz liest: „Koordinierung der interamerikanischen Wirtschaftsbeziehungen", so entnimmt er daraus, daß die Handelsbeziehungen zwischen den amerikanischen Ländern besser und enger gestaltet, besser ausgeglichen, erleichtert, vereinfacht, vereinheitlicht werden sollen. Und ist er Lateinamerikaner, so denkt er daran, daß er nun vielleicht einen Vorteil haben und die Erzeugnisse seiner Landwirtschaft oder beginnenden Industrie im Nachbarland besser absetzen kann. Bei näherem Zusehen aber verflüchtigt sich dieses Bild, und es stellt sich heraus, daß es in Amerika kaum andere Wirtschaftsbeziehungen gibt als die von zwei Gruppen, von welchen die eine sich aus den lateinamerikanischen Landwirtschafts- und Rohstoffländern zusammensetzt, die andere einzig und allein aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika (Kanada scheidet auch hier ziemlich aus) besteht.

Die Wirtschaftsbeziehungen der lateinamerikanischen Länder unter sich sind außerordentlich gering, da kaum eines etwas von dem braucht, was das andere hervorbringt. Schon als man 1934 auf der Mittelamerikanischen Konferenz erwog, Mittelamerika zu einem Zollverein zusammenzuschließen, stellte sich heraus, daß das Fallen oder Bestehenbleiben der inneren Zollgrenzen fast ohne Belang war, weil der inter-mittelamerikanische Handel jeweils nur einen ganz unwesentlichen Teil des Außenhandels jeder der fünf Republiken ausmacht. Ebenso ist es im interlateinamerikanischen Handel. Zwar schickt Mittelamerika etwas Kaffee nach Chile und Argentinien, Chile etwas Wein und Argentinien etwas Mais nach Mittelamerika usw., aber all diese Beziehungen sind so geringfügig, daß sie kaum der Rede wert sind. Die lateinamerikanischen Länder sind alle Rohstoffländer, deren Wirtschaft in

der großen Hauptsache auf der Ausfuhr ihrer Erzeugnisse nach Europa und Nordamerika basiert. Allerdings sind sie, nachdem mehrere europäische Länder ihre Einfuhr aus Lateinamerika beschränkt haben, jetzt vor die Aufgabe gestellt worden, die verlorenen europäischen Märkte durch andere zu ersetzen, und sich irgendwie zu organisieren, um Preise und Absatz zu halten. Zu diesem Zwecke haben die amerikanischen Länder, bzw. die Interessenten — auch ohne Panamerikanismus — begonnen, sich unter sich zu verständigen, auf Konferenzen zu verhandeln, oder sich an im Ausland stattfindenden Konferenzen zu beteiligen; so z. B. an Kaffee- und Zuckerkonferenzen, Getreidekonferenzen, Silberkonferenzen, meist internationaler Art und unter Beteiligung von Europa.

Für Lateinamerika bildet Nordamerika einen Absatzmarkt seiner Rohstoffe und Landwirtschaftsprodukte, der allerdings um so wichtiger geworden ist, je schlechter die europäischen Märkte wurden. Nordamerika braucht einen Teil dieser Rohstoffe, hat jedoch selbst kein Interesse an der Erhöhung dieser Rohstoffzufuhr, da einerseits, bei wachsender Erzeugung in Lateinamerika, mehr als genug an seine Märkte kommt, und andererseits in vielen Hinsichten Nordamerika selbst diese Rohstoffe hervorbringt. Es würde zu weit führen, hier auf Einzelheiten einzugehen, und es mag genügen, zu erwähnen, daß Nodamerika weder argentinisches Getreide und Gefrierfleisch braucht, noch ihm die Erhöhung der Zufuhr an Chilesalpeter, Cubazucker und Brasilkaffee erwünscht ist. Es ist das einzige Interesse Nordamerikas, derartige Zufuhren möglichst billig hereinzubekommen, was ja bei dem heutigen Überfluß auch der Fall ist.

Auf der anderen Seite hat aber Nordamerika (wir beziehen uns hier immer auf die Vereinigten Staaten) einerseits ein Interesse daran, die Gewinne der lateinamerikanischen Rohstoffproduktion soweit als möglich selbst zu bekommen und für seinen Finanzmarkt zu verwenden, und die Produktion, soweit es sich um große, runde Geschäfte handelt, auf lateinamerikanischem Boden selbst zu unternehmen. Auch diese Bestrebungen können als bekannt vorausgesetzt werden, und als Beispiele seien nur die Monopolisierung des Bananenhandels und die des cubanischen und portorikenischen Rohrzuckers während des Weltkriegs erwähnt.

Schließlich aber — und das ist der Kernpunkt — brauchen die USA. die lateinamerikanischen Märkte zum Absatz ihrer Industrieerzeugnisse, und dies um so mehr, je weniger sie in Europa davon absetzen können. Und da die Handelsbilanz Nordamerikas mit den meisten lateinamerikanischen Ländern passiv ist, hofft man, bei zunehmender Entwicklung Lateinamerikas, noch mehr als bisher nordamerikanische Ware an sie liefern zu können. Hier liegt der Hase im Pfeffer, und wenn man in Washington von der „Cooperation" für den „Austausch" zwischen Nord und Süd spricht, so bedeutet das nicht, daß man mehr Kaffee, Gefrierfleisch, Zucker, Bananen oder Salpeter wünscht, sondern daß man mehr Automobile, Traktoren, Kaugummi und Seidenstrümpfe herunterschicken will, und daß man da,

wo man in Preis und Qualität nicht mit den europäischen Erzeugnissen konkurrieren kann, Vorzugszölle und Handelsverträge wünscht.

Der Lateinamerikaner, dem es als Verbraucher gleichgültig ist, ob seine Socken und sein Automobil oder seine Mähmaschine aus Europa oder den Vereinigten Staaten kommen, wenn sie nur gut und billig sind, ist sich darüber klar, daß „Austausch" und „Cooperation" in diesem Fall bedeutet: „Kauf mehr", und wenn man Präsident Roosevelts und Cordell Hulls hoffnungsvolle Reden vom Panamerikanismus hört, so findet man überall die dringende Mahnung eingewickelt, mit welcher der gute Nachbar seine Waren anpreist. In den nordamerikanischen Zeitungen werden die wirtschaftlichen Vorteile, welche der Panamerikanismus mit sich bringt, viel unverblümter hervorgehoben, und man gibt dort zu, daß, was man den südlichen Brüdern als Gastgeschenk bringt — etwa die Pax Americana und die Panamerikanische Autobahn — sich auf die Dauer in der Erhöhung des Exports von Wegebau-, Transport- und landwirtschaftlichen Maschinen, in Stellungen für Ingenieure, in größerem Umsatz und besserer Kaufkraft Lateinamerikas, in stärkerer Beschäftigung und weniger Arbeitslosigkeit in Nordamerika rentieren wird.

Wenn also gerade Argentinien auf der Bonarenser Konferenz sich etwas zurückhaltend gezeigt hat, so kommt das wohl daher, daß für Argentiniens Erzeugnisse Europa ein besserer Markt ist als Nordamerika, und man die Einseitigkeit des „Austauschs" mit Nordamerika voraussieht. Wenn andererseits der nordamerikanische Wunsch nach Exportexpansion sich verschämt hinter die Phrasen von Austausch, Kooperation und Panamerikanismus versteckt, so ist auch das wieder ein Beweis für den angelsächsischen Zug, mit Idealen zu wirtschaften, und daß er statt des Imperialismus und der Monroedoktrin nun mit der Guten Nachbarschaft und dem Panamerikanismus einen neuen „Brand" für die Ware gefunden hat. —

Falls jemand, der die amerikanische Presse nicht liest, daran zweifelt, so überzeugt ihn der Umstand, daß von der nordamerikanischen Delegation in Buenos Aires von Anfang an darauf hingearbeitet worden ist, auf dieser Konferenz einen Beschluß, oder wenigstens eine Empfehlung für den „Zollfrieden" zustandezubringen, dahingehend, daß die vertretenen Länder sich verpflichten sollten, ihre Zollsätze nicht weiter zu erhöhen — — also die Schutzzollpolitik für ihre eigenen Erzeugnisse nicht weiter zu verfolgen. Das reimt sich schlecht zusammen mit dem altruistischen Panamerikanismus. Eine noch deutlichere Sprache aber spricht der andere Umstand, daß Roosevelt bereits seit zwei Jahren mit allen Mitteln die sogenannten „reziproken" Handelsabkommen mit lateinamerikanischen Staaten forciert hat, bei denen diese Staaten, gegen die Zusicherung der bisherigen Zollfreiheit oder Zollsätze auf einige ihrer Produkte, den Vereinigten Staaten Vorteile, Zollfreiheit und Meistbegünstigungen einräumten gerade für die nordamerikanischen Erzeugnisse, die bisher mit der Landesproduktion oder der europäischen Einfuhr nicht konkurrieren konnten.

Wenn aber sowohl Präsident Roosevelt als auch Staatssekretär Hull im Verfolg dieses wirtschaftlichen Panamerikanismus die wirtschaftliche Autarkie als den schwarzen Mann hinstellen, der aus den „autoritären" europäischen Ländern nach Amerika einwandern will, und wenn sie gar diese Länder für die Wirtschaftskrise verantwortlich machen und ihnen Egoismus vorwerfen, so glauben ihnen das die Lateinamerikaner denn doch nicht. Wenigstens sagt selbst in Mittelamerika ein führendes, sonst sehr für den Panamerikanismus begeistertes und Roosevelt freundliches Blatt, bei der Besprechung dieser schönen Reden, die Vereinigten Staaten möchten doch mit dem eben gepredigten liberalen Wirtschaftssystem, dem Austausch und der Kooperation, um die sie so viel herumreden, mit gutem Beispiel vorangehen, und selber den Anfang machen.

3. Der praktische und kulturelle Panamerikanismus

Ist der politische Panamerikanismus, d. h. die Zusammenfassung ganz Amerikas zu einer politischen Machtgruppe, als Ziel auf lange Sicht, der wirtschaftliche als problematisch anzusprechen, so kann man die schon im Gang befindliche praktische und kulturelle Zusammenarbeit des Panamerikanismus um so höher werten.

Es ist nämlich da auf vielen Gebieten schon eine ganz erhebliche Arbeit geleistet worden, die zwar hinter den großen Idealen und Konferenzen weniger auffällt, jedoch viel unmittelbarere praktische Ergebnisse zeitigt. Man möchte fast sagen, daß diese Kleinarbeit hinter den Kulissen mehr erreicht als Beschlüsse und Verträge, und darum wohl der richtigere Weg ist.

Der schon auf der Konferenz von Montevideo, dann besonders beim Chaco-Konflikt, der Beilegung des Lätitia-Streits, der vorbildlich friedlichen Grenzregulierung zwischen Guatemala und Honduras, zum Ausdruck gekommene, durch die „Gute Nachbarn"-Politik Roosevelts kräftig geförderte, inzwischen auch durch die Mittelamerikanische Konferenz, durch Fachkongresse, Sportkonkurrenzen usw. weiter entwickelte, und jetzt in Buenos Aires besonders hervorgetretene „Good will", der gute Wille, sich zu vertragen, Fühlung zu nehmen, zusammenzuarbeiten, ist, als jetzt allgemein amerikanischer Zug, mit die wichtigste Erscheinung des Panamerikanismus. Dieser gute Wille — der ja auch als Friedenswille den politischen Panamerikanismus führt — ist ein den ganzen Kontinent durchziehender Strom und verbindet schon heute, trotz der sprachlichen und rassischen Verschiedenheit, Nord- und Südamerika, über Mittelamerika, das ihn als Schleuse und Knotenpunkt besonders spürt.

Diese, vom allgemein menschlichen Standpunkt aus eigentlich recht sympathische Erscheinung als Gesinnungsrichtung eines ganzen Kontinents, wurde erleichtert dadurch, daß einerseits durch den Weltkrieg und die europäische Nachkriegspolitik und letztlich die spanischen Wirren, andererseits aber auch schon früher durch den nordamerikanischen Imperialismus, die lateinamerikanischen Völker gedanklich auf

eine gemeinsame Linie „Los von Europa" und eine gemeinsame Ablehnung des nordamerikanischen Imperialismus zusammengerichtet wurden, ein gemeinsameres Kulturbewußtsein bekamen, und auch überhaupt bisher niemals vor die kriegerischen und sozialen Umwälzungen gestellt wurden, welche Europa, als Kontinent, zerrissen haben. Dieses, unter günstigen Umständen herangereifte zunächst lateinamerikanischee Bewußtsein konnte, nach dem Richtungswechsel der nordamerikanischen Politik unter Franklin D. Roosevelt und dessen Verkündung der Guten Nachbarschaft und des Good will, auch die bis dahin noch zwischen Nord und Süd klaffende Kluft überbrücken, und kam nun auf der Konferenz in Buenos Aires als gemeinsames, gesamtamerikanisches Bewußtsein zum Ausdruck.

Daß es dazu kam, daß dieser ganz Amerika durchströmende Sympathiegedanke eine Tatsache ist, wurde zum großen Teil durch Umstände erreicht, die gar nicht so sehr in die Augen fallen.

Da ist zunächst zu beobachten die große Zunahme des Reiseverkehrs zwischen beiden Kontinenthälften. Während des Kriegs, und seit den nachfolgenden Währungs- und Paßscherereien, hat das amerikanische Publikum in steigendem Maße vorgezogen, in Amerika selbst zu reisen. Hier fand ein lebhafter Austausch zwischen Nord und Süd statt, der die Grundlage für ein gegenseitiges besseres Verstehen wurde. Der Aufschwung der nordamerikanischen Schiffahrt, welche die amerikanischen Küsten bedient, und der panamerikanische Flugverkehr gaben die Mittel an die Hand, diesen wirklichen Austausch immer weiter zu entwickeln. Aus ihm gingen hervor die Besuche nordamerikanischer Wissenschaftler in Lateinamerika, die Ausbildung lateinamerikanischer Wissenschaftler in Nordamerika, die reiche nordamerikanische Literatur über Lateinamerika und die Verbreitung lateinamerikanischer Literatur in Nordamerika, die Veranstaltung von lateinamerikanischen Zirkeln, Kunst-, Trachtenausstellungen in Nordamerika, die Einbeziehung lateinamerikanischer Abordnungen in nordamerikanische Tagungen, die Entsendung von Studienkommissionen hin und her, kurz, eine Wechselwirkung und Zusammenarbeit auf einer ganzen Reihe kultureller Gebiete, wie man sie sich schöner gar nicht vorstellen kann. Man könnte hier sogar noch den Film und Funk mit einbeziehen, die, wenn sie auch kulturell nicht sehr hoch zu werten sind, doch einen starken Anreiz zur Ausbreitung der englischen Sprache in lateinamerikanischen Kreisen gebracht haben. Hier hat auch die Panamerikanische Union in Washington tätig mitgewirkt, indem sie einerseits viel derartige Kulturarbeit leistete, andererseits gerade in Nordamerika auch die Verdienste lateinamerikanischer Politiker, Wissenschaftler und Künstler unterstrich.

Hierzu kamen dann die auf den Panamerikanischen Konferenzen gefaßten Beschlüsse und von ihnen ausgegangenen Empfehlungen und Anregungen, die, sowie sie sich nicht auf dem politischen Gebiet bewegten, von allen Beteiligten viel williger aufgenommen wurden als die großen, nachher nicht ratifizierten Proto-

kolle. Es ist unmöglich, das auf dem Raum einer kleinen Studie zusammenzutragen, was auf den außerhalb der Politik liegenden Gebieten alles geleistet wurde und auf dem Wege ist, weiter geleistet zu werden. Unter den 60 jetzt von der Konferenz in Buenos Aires gefaßten Beschlüssen befinden sich z. B. die folgenden, die einen Begriff von dieser nützlichen Kleinarbeit geben: Die Schaffung von Kommissionen für amerikanisches Recht und Lehrstühle dafür in ganz Amerika, für das Studium der Frauenfragen, der Hebung des sozialen Niveaus des Arbeiters, die Beschleunigung der Verkehrsmittel, die Belebung der Küstenschiffahrt, die Gründung eines panamerikanischen Wirtschaftsinstituts, die Vereinheitlichung der Statistik, den Austausch von Professoren und Studenten, die Überprüfung der Einwanderungsgesetze, die hygienische Zusammenarbeit, die Veranstaltung panamerikanischer Kunstausstellungen, die Einrichtung der panamerikanischen Funkstunde, eines amerikanischen bibliographischen Instituts, Organisierung des nichtpolitischen Nachrichtendienstes, kurz, wie gesagt, eine kulturelle intensive Zusammenarbeit mannigfachster Art. Zwar fehlt in diesen Kommissionen und Beschlüssen noch die Abschaffung der Briefzensur und des Third Degree in Panamerika, damit die Arbeit vollkommen sei, aber das wird wohl später einmal auch noch kommen.

So bietet sich da ein weites Feld, auf dem die Arbeit nur erst begonnen hat, aber unzweifelhaft immer stärker beackert werden wird, und auf dem eine immer innigere interamerikanische Freundschaft zweifellos ersprießlich gedeihen wird. Kann man nach der Konferenz von Buenos Aires schon politisch von einer moralischen Abrüstung ganz Amerikas sprechen, so wird sicher dieser Panamerikanismus der Tat noch viel mehr zum moralischen Zusammenschluß ganz Amerikas beitragen und damit auch die Grundlage für eine eventuelle Föderation oder Union unter kontinentalen Gesichtspunkten bilden.

4. Folgerungen für Europa

Europa hat sich durch den Weltkrieg, durch den Völkerbund, durch seine Zerrissenheit, durch kommunistische Barbarei des Vorzugs begeben, weiterhin Vorbild und Mutterland für Amerika zu sein. Amerika fühlt sich besser als Europa. Daran ist nichts mehr zu ändern. Der Faschismus, der einige disziplinierte Völker Europas wieder aus dem Chaos herausreißt, scheint für die nichtmilitärischen amerikanischen Völker nicht geeignet und wird im allgemeinen von ihnen abgelehnt. Steht auch noch dahin, ob die Zukunft die amerikanische Auffassung von der Demokratie mehr nach der Seite autoritärer Führerregierung oder mehr nach der Seite republikanisch-parlamentarischer Staatsform zieht, so ist auf jeden Fall festzustellen, daß im Augenblick, auf der VII. Panamerikanischen Konferenz, die liberal-demokratisch-republikanische Staatsform im allgemeinen das Ideal Amerikas ist. Und da ein jeder nach seiner Fasson selig werden muß, und Amerika heute weniger denn je etwas von Europa anzunehmen gewillt ist, steht nicht zu erwarten,

daß irgendwelcher europäische Einfluß daran etwas ändern wird. Daß später, wie dies im Morgengrauen des Liberalismus der Fall war, die in Eurasien heute wogenden Wellen auch einmal an den amerikanischen Strand schlagen und vielleicht auch dort Verwüstungen anrichten können, liegt noch in der ungewissen Zukunft.

Innerhalb des politischen Panamerikanismus liegt die Tendenz, sich aus europäischen Verwicklungen herauszuhalten, sich europäische Tendenzen fernzuhalten, und auf jeden europäischen Einmischungsversuch in Amerika, — wie ein Politiker treffend sagte — durch Einrollen wie ein Igel, mit Spitzen nach außen, zu antworten. Europa darf sich keinen Hoffnungen hingeben, daß jemals wieder die Besetzung irgendeines amerikanischen Gebietsteils, die Landung von Strafexpeditionen, oder auch nur eine Flottendemonstration an amerikanischen Küsten geduldet würde. Ja, es ist sogar außerordentlich zweifelhaft, ob es überhaupt in Zukunft europäischen Regierungen noch möglich sein wird, auch nur Leben und Habe ihrer Staatsangehörigen auf amerikanischem Boden zu schützen. Der Solidaritätsvertrag von Buenos Aires spricht da eine deutliche Sprache, und die europäischen Verantwortlichen tun gut daran, ihn wie auch z. B. das 1936 herausgegebene Ausländergesetz eines lateinamerikanischen Staates genau zu lesen, welches besagt:

„Ausländer können in keinem Fall irgend eine Entschädigung verlangen für ihnen an ihrer Person oder ihrer Habe durch Aufständische verursachte Schäden. Ebensowenig können sie von der Nation die Wiedergutmachung von Schäden oder Enteignungen verlangen, welche nicht von legalen Behörden oder behördlichen Vertretern, in ihrer behördlichen Eigenschaft, ausgeführt worden sind.

Wer ohne amtlichen Charakter Steuern oder Zwangsanleihen auflegt oder Eigentum irgend welcher Art wegnimmt, und die Ausführenden dabei, ist dem Geschädigten direkt und persönlich mit seinem Eigentum haftbar.

Wer als unbilliger Kläger erklärt wird oder den Betrag der erlittenen Schäden übertreibt, verfällt einer Strafe von 25 % des eingeklagten Betrags zu gunsten des Staatsschatzes . . .

Die Intervention einer ausländischen Regierung, direkt, oder durch ihre diplomatischen Vertreter, oder bei deren Fehlen, die konsularischen, ist annehmbar und zulässig allein im Falle der Verweigerung gerichtlicher Entscheidung oder der absichtlichen Verzögerung in deren Gewährung, nach nutzloser Einbringung aller gesetzlich zustehenden Rekurse.

Die Verzögerung in der Rechtspflege gilt nicht als absichtlich, wenn sie der Richter mit irgendeiner juristischen Begründung oder Verhinderung, die nicht von ihm abhängt, begründet.

Weiter ist damit zu rechnen, daß, was begrüßenswert ist, die amerikanischen Staaten sich früher oder später zu einem gemeinsamen Schritt einigen, durch welchen der Kommunismus als staatsfeindlich erklärt wird. Wahrscheinlich ist aber, daß dabei gleichzeitig auch der Faschismus und Nationalsozialismus mit eingeschlossen werden, und eines Tages auch die auslanddeutschen nationalsozialistischen Organisationen aufgelöst werden. In diesem Sinne darf eine gewisse, gegen die Träger dieser Organisationen gerichtete Feindseligkeit, die in der liberalen Presse zum Ausdruck kommt, nicht übersehen werden. Daß der Ausländer im allgemeinen, und der Nationalsozialist im besonderen, heute in Amerika nicht sehr gern gesehen ist, ist eine Tatsache, die durch gelegentliche ibero-amerikanische Freundschaften und Freundschaftsbezeugungen nicht verneint werden kann.

Die Einwanderung von Europäern wird auch in vielen Lateinamerikastaaten stark gedrosselt, in den meisten Ländern schon auf die Berufe beschränkt, in welchen der Ausländer dem Einheimischen kein Brot wegnimmt. Die Ausnahmestellung, die der Ausländer früher gerade in Lateinamerika einnahm, ist schon stark beschnitten.

All dies: Ausländergesetze, Einwanderungsbeschränkungen, Verringerung der Arbeitsmöglichkeiten, ist symptomatisch und zeigt, daß die heutigen Verhältnisse nicht mehr die Vorkriegsverhältnisse sind, und es nur noch des Schrittes bedarf, den Nordamerikaner und den Lateinamerikaner in ganz Amerika gleichzustellen, um den Europäer dann mehr oder weniger ganz auszuscheiden. —

Wirtschaftlich hat sich Europa durch seine Einfuhrkontingentierungen und -beschränkungen zum Teil selbst die Tür zugemacht. Zwar steigt die deutsche, und vielleicht auch die englische Ausfuhr nach Lateinamerika zur Zeit. Aber gerade dieser Umstand wird die Vereinigten Staaten veranlassen, noch mehr als bisher, und auf den Erfolg von Buenos Aires gestützt, sich durch Vorzugsverträge die lateinamerikanischen Märkte zu erschließen. Druckmittel dazu stehen ihnen genug zur Verfügung, nachdem die USA. in der lateinamerikanischen Ausfuhr, beim Ausfall Europas, eine zunehmend größere Rolle zu spielen bestimmt ist.

Kulturell lebt in Iberoamerika noch die Erinnerung an Spanien und an Paris; es ist da für Nordamerika nicht so leicht lateinische Kulturwerte durch angelsächsische zu ersetzen. Aber nachdem im erwachenden Lateinamerika starke Ansätze zu einer autochtonen, eigenen Kultur zu spüren sind, ist es vielleicht nur noch eine Frage der Zeit, bis das alte Erbe ganz aufgesogen ist, in einer panamerikanischen Kultur, die dann vielleicht weniger intellektuell tiefgründig, sondern mehr technisch oberflächlich ist. Auf jeden Fall sind die Wechselwirkungen zwischen Nord und Süd nicht gering (z. B. spanischer Baustil in Kalifornien, Wolkenkratzer in Buenos Aires!) und werden, wie schon beschrieben, vertieft und ausgebaut. Und je mehr sich die kulturellen Ideale in Europa national einkapseln, je mehr sie an Universalität verlieren, desto unwahrscheinlicher ist es, daß sie von Amerika noch aufgenommen werden. —

So ist das Bild, das der Panamerikanismus, in seinen in dieser Studie beschriebenen Seiten, für den Europäer darbietet, für diesen nicht vorteilhaft: Es hieße für ihn Vogelstraußpolitik treiben, wollte er nicht einsehen, daß, wenn schon Nordamerika seit langem seiner nur als Zufuhr an Menschenmaterial und Erfindergeist benötigte, nun auch Südamerika ihn nicht mehr braucht. Die lateinamerikanischen Sympathien, die lateinamerikanischen Unterkommensmöglichkeiten, und die lateinamerikanischen Märkte sind für ihn im Schwinden, und wenn er auch hier oder dort noch einen Teilerfolg verzeichnen kann, darf er sich der Erkenntnis doch nicht verschließen, daß sein früher noch auf der iberischen Kolonialherrschaft, dann dem europäischen Welthandel und Unternehmergeist aufgebauter Einfluß

mählich absinkt. Amerika ist eine aufsteigende Welt, die ihren eigenen Weg und ihre eigene Entwicklung nimmt, und des überseeischen Mentors nicht mehr bedarf.

Bei der vorliegenden Arbeit benutzte Quellen: Recomendaciones del Comité de Politica Latinoamericana para la Conferencia Panamericana de Montevideo (Union Panamericana 1933). — Autopsy of the Monroe Doctrine. Gaston Nerval (New York 1936). — Neering & Freeman: Dollar Diplomacy (New York 1927). — Die lateinamerikanische Presse.

KARL HAUSHOFER:
Malaya und sein Zerrungsgebiet

1. **Lockhart: „Wieder in Malaya".** Aus dem Engl. übersetzt von Rudolf v. Scholtz und W. E. Süskind. Stuttgart-Berlin 1937, Deutsche Verlagsanstalt. 424 S., Leinen RM. 6,75.

2. **Arvid Balk: „Singapur.** Englands Panzerfeste im Fernen Osten". Berlin 1937, Georg Stilke. 79 S., 8 Abb., 1 Übers.-Skizze.

3. **Baron Viktor von Plessen: „Bei den Kopfjägern von Borneo".** Berlin 1937, Schützen-Verlag. 158 S. 70 Abb. Leider keine Kte.

Hauptreiz und Wert des vorzüglich übersetzten Malaya-Buchs von Lockhart: Vollersatz für ein stundenlanges Kamingespräch mit einem alten Kolonialpionier und Reichserbauer schlichten, aber großen Stils, das mehr Landes- und Volkskunde, nebenher auch politische Einsichten spendet, als Dutzende von Geographentags-Vorträgen. S. 99 bis 110 gibt eine Geopolitik und Wehrgeographie von Malaya von kaum zu übertreffender Kürze; Seite 165/166 eine blitzartige Erleuchtung des malaiischen Rassencharakters; und so ist die ganze Erinnerungsreihe neben anmutigstem und doch männlichstem Geplauder von geopolitischen und völkerpsychologischen Erkenntnissen, natürlich auch Werturteilen durchflochten, die das Lesen ebenso belehrend wie unterhaltend machen und den Leser am Schluß mit einem festgefügten Eindruck von Malaya für sein Weltbild entlassen.

Arvid Balks „Singapur" wirkt neben Lockhart, wie der Anblick des Stahlgerüsts eines neuzeitlichen Luftkreuzers neben dem ausreisefertigen Luftriesen mit seiner silbernen Hülle und allem Komfort. Vielleicht ist die Bedeutung als „auf Japan gerichtete Pistole" übersteigert gesehen neben der andern als Reichsklammer an einer gefährlichen Torsions- und Bruchstelle. Unter den Ereignissen fehlt uns der Aufstand von 1915, und gern hätten wir eine Karte der Straits neben der Übersichtskizze begrüßt. Im ganzen ein gutes, sachliches Hilfsmittel zur raschen Überschau der Singapore-Frage.

Viktor v. Plessen zeigt in seinen „Kopfjägern von Borneo", ganz abgesehen von den Prachtschöpfungen seiner berühmten Kulturfilme, welche Leistung schon in Bali, dann erst in Borneo zur Vorbereitung solcher Kulturaufnahmen, vielfach in letzter noch möglicher Stunde gehört, und wie vor allem die europäische Frau, die solche Arbeit teilt, Bewunderung verdient. Gerade die stolze, sensationslose Art, in der alle Mühsal und Gefahr als unvermeidliches Beiwerk erscheint, und eigentlich neben dem völker- und rassenpsychologischen Hauptzweck nur nebenher berichtet wird, damit Nachfolger sich in Einzelheiten besser vorsehen können, müßte Plessen neben seinem selbstverständlichen tropensehnsüchtigen Leserkreis einen ernsten, sich zur Tropenüberwindung erziehenden wecken. Ehe nicht eine überwältigende Teilnahme in Mitteleuropa an solchen Kulturfilmen, wie denen Plessens über Bali und Borneo, ihnen gegenüber allen Kitsch von der Flimmerleinwand vertreibt, ist sein Zuschauervolk keine Tropenkolonien wert!

Was unser verflossenes Südseereich bedeuten konnte, das machen uns zwei weitere Erscheinungen klar:

4. **Dr. Emil Reche: „Polynesien.** Das Seelenbild einer Meereskultur". Bd. 12 der „Büchertruhe". Leipzig 1937, Max Möhring Verlag. 88 S., 8 Abb. (mit feinstem Landschaftsgefühl ausgewählt!), nur RM. 1,20 und

5. **Dr. Kurt Wiersbitzky: „Politische Geographie des Australasiatischen Mittelmeers".** Justus Perthes, Gotha 1936. Ergän-

zungsheft 227 zu Petermanns Mitteilungen. 126 inhaltschwere Seiten mit drei vorzüglichen reichen Karten auf Tafeln. Ein schon in seiner Entstehung in der „Geopolitik" (1936, S. 285) freudig begrüßtes zusammenfassendes Werk liegt nun als eine der am meisten vollendeten Leistungen des Gothaer Verlags fertig, wenn auch in seinem reichen ursprünglichen Kartenbestand verkürzt vor und liefert die wissenschaftliche Unterlage zu den eben besprochenen Einzelleistungen: einen von den gediegenen Bausteinen, durch deren verantwortungsvolle und opferreiche Herstellung sich Justus Perthes und sein Stab so unvergängliche Verdienste nicht nur um die deutsche Erdkunde, sondern auch um die darauf stehende — mit ihrem Fehlen fallende — Politik erworben haben.

E. Reches „Polynesien", dem Kurt v. Boeckmann — (der leider durch die Praxis des Rundfunks von einer glänzenden kulturwissenschaftlichen Laufbahn abgeschleppte Verfasser des „Kulturreichs der Meere") — feinsinnig präludiert, gibt das „Seelenbild einer Meereskultur" in so gedrängter, hochgestimmter Form, daß wir es nur als eine der edelsten Höchstleistungen im Zusammenbau von Raumüberwindung, Weltanschauung und Rassenpsychologie den feinfühligsten unserer Leser dringend empfehlen können — als Ganzes, nicht in Einzelheiten, deren Herausreißen nur dem Zerstören einer Perlenschnur, einer zusammenhängenden Südseevision gleichkäme.

Kurt Wiersbitzky geht sein „Australasiatisches Mittelmeer" mit allem sachlichen Rüstzeug des geschulten Geographen an (S. 10 bis 91). Wie er aber dann seine vergleichende politische Geographie des höchstgeladenen Zerrungsfeldes zwischen Mittlerem und Fernem Osten darüber aufbaut und mit geopolitischen Folgerungen überwölbt, fest auf eigener Schau und einer eindrucksvollen Quellenverarbeitung fußend, das ist vorbildlich; es gestattet ihm, die so gewonnene Methode an jeden wichtigen Gegenstand der politischen Erdkunde und Geopolitik erfolgreich anzulegen.

Wer sich vollends die Mühe nimmt, die drei bis ins letzte durchdachten Kartentafeln auszuschürfen, dem werden sie kaum irgendeine Antwort auf eine berechtigte geopolitische Frage des wichtigen Gebietes schuldig bleiben.

Dieses Ergänzungsheft 227 zu Petermanns Mitteilungen setzt einen noch auf Jahre hinaus gültigen Maßstab für die Wertung aller der vielseitigen Bücher, die über das australasiatische Kraftfeld selbst und die unmittelbar oder mittelbar hineinwirkenden Kräfte und Mächte entstehen. Seine Angaben und Karten sind aus einem umfassenden Stoffgebiet gehaltvoll zusammengepreßt. Was immer man an diesen Maßstab an wertvoller Erfahrung, wie etwa die Lockharts u. a. anlegt, bestätigt ihn nur.

KARL HAUSHOFER:
Kulturbewegung und Machterneuerung am Indischen Ozean

Vier wertvolle Neuerscheinungen müssen zusammenfassend unter diesem Leitwort betrachtet werden:

1. **Benoy Kumar Sarkar: Creative India** (Schöpferisches Indien). Motilal Banarsi Dass, Lahore 1937. 714 S. Rs. 15.—.

2. **George Dunbar: Geschichte Indiens.** R. Oldenbourg, München u. Berlin 1937. 426 S., 16 K. RM. 10.50.

3. **Emilio de Bono: Die Vorbereitungen und die ersten Operationen zur Eroberung Abessiniens.** C. H. Beck, München 1936. 215 S., 31 Abb., 2 Kt. RM. 4.80 od. RM. 6.—.

4. **Pietro Badoglio: Der Abessinische Krieg.** C. H. Beck, München 1937. 215 S., 8 Abb., 3 Faks., 9 Kriegskarten.

Beide mit Vorwort von Benito Mussolini.

Benoy Kumar Sarkar — den Lesern der „Geopolitik" seit Jahren durch unablässige Verfolgung seines vielseitigen und wertvollen Lebenswerks vertraut — ist einer der seltenen ganz großen Kulturvermittler zwischen Abendland und Altkulturvölkern des Mittleren und Fernen Ostens, ein Kenner des wirklichen Asien und Europa in ihren Wesenskernen, wie wenige. Eine allseitige Betrachtung des „Schöpferischen Indien" aus solcher Weite des Gesichtskreises heraus, verbunden mit einer sonst schwer erreichbaren Würdigung und Zusammenstellung allen einschlägigen Schrifttums aus Abend- und Morgenland würde allein als Wissenssammlung auch geopolitisch höchsten Wert ha-

ben, auch wenn sie nicht selbst in so hohem Grade schöpferisch wäre. Dieser Reichtum läßt sich nicht in einen knappen Besprechungsrahmen pressen und erschließt sich völlig wohl nur, wenn man eine mehr historisch aufgebaute Geschichte Indiens, wie etwa die verdeutschte von Dunbar, vergleichend daneben durchwandert. Dem Geopolitiker wird vom ersten Abschnitt: „Indien als Wertschöpfer" die einleitende Gedankenfolge (S. 1—36), von Stück 7 an: „Die übervölkischen Kulturberührungen des indischen Volkes" vorweg bedeutungsvoll sein.

Im Abschnitt 2: „Indische Schöpfungen an Institutionen" tritt vor allem das glänzend geschriebene Stück 2: „Die Staatensysteme von Indien" hervor, in deren Rahmen sich auf S. 166 eine tiefdurchdachte Auseinandersetzung mit der Geopolitik findet, der im dritten Abschnitt, Stück 7, S. 278—290 eine weitere folgt, die wir unsern Lesern in einer Übersetzung mit allen technischen indischen Ausdrücken uns zu bringen vorbehalten. Denn es würde einen kleinen Band reichlich von der Stärke von Ancels „Géopolitique" ergeben, wenn wir auch nur versuchen wollten, das geopolitisch Bedeutsamste aus „Creative India" eigens zusammenzustellen. Das hätte freilich die Folge, daß der Leser eines solchen Auszugs über die politisch bewegenden Kräfte von etwa einem Fünftel der Menschheit Bescheid wüßte.

Gewiß würde aber vorher, etwa an Hand des Stückes über „Buddhismus und Leben", eine in Mitteleuropa noch sehr verbreitete falsche Auffassung über die Lebensfeindlichkeit indischen Denkens ausgeglichen werden müssen. „... Sakya, der Republikaner, und Asoka, der Kaiser, sind zwei der erfolgreichsten Apostel weltlichen Vollbringens und echt menschlicher Kraftäußerung mindestens in indischer, chinesischer, japanischer, sagen wir ruhig, asiatischer Schätzung" ... „Gewiß war Sakyas ‚Weltanschauung' (deutsch im englischen Text) nicht von dieser Welt. Aber sein „Nirwanismus" umschloß nicht die Verneinung des Willens zum Leben, sondern vielmehr die Betonung der Vernichtung des Übels und die Aufhebung von Elend und Schmerz. Sein Leitzug war systematisch auf Verbesserung gerichtet! Aktivismus ist der Schlüssel zu seiner Propaganda, im Grunde auch ein Werkzeug des Lebens." „Der Weise nach Sakya ist ein Kraftträger, ein moralischer und geistiger Gymnast, Kämpfer!" „Ein Vollender des Charakters durch Anstrengung" (S. 30). So sieht der Inder seinen größten Weltreligionsstifter — ganz anders als Max Müller und Schopenhauer, aus dem Willen zu neuer Machtbildung auf Grund unvergänglicher Hochkulturleistungen seines Volkes heraus. Diese Einstellung ist es auch, die Sarkar so gerecht und verständnisvoll für den verwandten Zug im deutschen Wesen macht.

Auch das fesselnde Stück von S. 476 bis 499: „Weltkräfte im Indien von heute" müßte wörtlich übersetzt werden, wenn man seinen geopolitischen und völkerpsychologischen Wert erschöpfen wollte. So kann dieser Hinweis nur versuchen, das bedeutendste kulturpolitische Werk über das heutige Indien und sein Verhältnis zur weitesten Umwelt dem Gesichtskreis und Anteil unserer Leser einzufügen.

Dunbars „Geschichte Indiens" — geschrieben von einem Mann, der 28 Jahre als Soldat und Beamter Indien und noch mehr England gedient hat, im Kriege Referent für indische Fragen im Kriegsministerium, dann Sachverständiger der ersten indischen Verfassungstagung war, übersetzt vom ersten Indologen Heidelbergs — ist ein lange begehrtes Standwerk. Sein Vorwort beginnt damit, den mitteleuropäischen Leser darauf aufmerksam zu machen, daß es nicht eine Landes-, sondern eine Weltteil-Geschichte ist, vor der er mit dem Morgengrauen greifbaren Beginns indischer Geschichte im 4. Jahrhundert vor Zeitwende stehe; Sarkar sagt ihm, daß dieses Morgengrauen vor den Werken des Spatens an der noch längst nicht genügend erforschten indischen Erde bereits bis 3500 v. Chr. zurückwich. Aber die frühen Zeiten sind von Dunbar absichtlich in schattenhaftem Halbdunkel gelassen, obwohl wir uns klar sein müssen, daß die präarische Hochkultur von Mohanjo Daro und Charappa eine Frühkultur-Entwicklung bis etwa 10 000 vor Zeitwende voraussetzt, bis jener Grad von Verstädterung, Abwasserversorgung, häuslicher Wohnkultur, Pflanzen- und Tierzucht entstehen konnte, den die Induskulturen aufweisen. Damit würde die Aufgabe dieser Kontinentgeschichte uferlos; Dunbar aber will sie mit holzschnittartiger Kraft und Linienklarheit an die Unabhängigkeitsbewegung der

Gegenwart heranführen, mit beständigem Blickpunkt auf sie und die Bewegungskräfte (Dynamik), aus der sie keimt. Das ist seine Stärke, das ist seine Schwäche; und darum muß Dunbars von außen gesehener Geschichte Indiens die von innen geschaute Sarkars daneben gehalten werden, wie Außenformen- und Röntgenbild desselben, für die Weltentwicklung entscheidend wichtigen Volkskörpers.

Daß wir diese Doppelschau gewinnen in einem Augenblick, wo die Gefahr von Mißverständnissen zwischen Indien und Mitteleuropa durch Moskaus Dazwischentreten größer ist als je, ist ein großes Verdienst, nicht zuletzt des Verlags Oldenbourg, der mit den Erfahrungen Dunbars kostbaren geopolitischen Erfahrungsbesitz der Briten den Deutschen zugänglich gemacht hat, wie überhaupt mit seiner geschichtlichen Reihe, in der wir Rammings Japan-Geschichte mit begreiflicher Spannung erwarten. Dunbars Geschichte Indiens wird in keiner Bücherei fehlen dürfen, die ernsthaft darauf Anspruch macht, der wichtigsten Kulturpolitikaufgabe des 20. Jahrhunderts, der Angleichung der mittel- und fernöstlichen Hochkulturen an die des Abendlands vorzuarbeiten.

Fast gleichzeitig mit diesen Leistungen gibt uns die Rührigkeit eines andern deutschen Verlags, C. H. Beck, die Mittel, in ihrem eignen Wortlaut von Emilio de Bono und Pietro Badoglio zu erfahren, wie sie beide — von ihrer Staatsleitung freilich ganz anders unterstützt, als Clive und Warren Hastings — am Osthorn von Afrika, an der wichtigen Westpfortenlandschaft des Indischen Ozeans eine ähnliche Reichserbauerarbeit geleistet haben gegenüber der letzten freien farbigen Volksgemeinschaft Afrikas, die freilich dem Blute nach in feindliche Rassen zerfiel und ihres Bodens nicht Herr war und deshalb erlag, wie Indien zweihundert Jahre zuvor.

Es ist geopolitisch ungemein fesselnd und schon aus dem Stil der beiden Kriegswerke erkennbar, mit wie verschiedenen Leitlinien der vorbereitende parteipolitisch eingestellte politische Soldat und der ausführende, mit fast naturwissenschaftlicher, logistischer Präzision arbeitende Generalstäbler an ihre Aufgabenfolgen herantraten. Darin liegt vielleicht der größte Reiz beider Bücher, ganz abgesehen von dem enormen sachlichen und technischen Lehrwert für eine wenigstens der Lehre nach sich wieder auf koloniale Tätigkeit vorbereitende Nation. Daß unserm persönlichen Verständnis der herbe, an den Habitus Vespasians erinnernde Logistiker näherliegt, haben wir schon in der Geopolitik betont.

Wir glauben auch, daß Badoglio dem deutschen Generalstäbler und Kolonialwissenschaftler mehr zu sagen hat, wägen den ungleich größeren und gehaltvolleren Umfang von Mussolinis Einführung zu seinem Werk und vermuten, daß vielleicht am meisten Graziani zu sagen hätte, dem die schwerste Arbeit, die friedliche Durchdringung bleibt, neben der größten Seelenaufgabe des Duce selbst: der Verantwortung für die welthistorische Zeiten- und Zielwahl zum Ausbruch aus dem zugebundenen Sack des Mittelmeeres in das weitere Kampffeld des Indischen Ozeans für Kultur, Macht und Wirtschaft.

Stehen sich in diesen vier inhaltsschweren Büchern nicht vielleicht schon große Zukunftsgegner, jenseits des britischen Imperiums, gegenüber: Indien — innerhalb dessen sich Sarkar und Dunbar notwendig bekämpfen —, das in Ostafrika sein Amerika sieht, und Italien, das sich als den Vorkämpfer einer Rasse empfindet aus Roms Vermächtnis, mit mindestens zwei echt römischen Figuren an der Front: seinem Duce und seinem Marschall, die beide in der Imperatorensammlung des Kapitols stehen könnten, ohne daß sie einem uneingeweihten Beschauer als Nachfahren um fast zweitausend Jahre später auffielen. Hier stehen vier Bücher in einsamer geopolitischer und völkerpsychologischer Gipfelflur. Darin liegt ihr Recht auf hervorragende Besprechung!

KURT ROEPKE: Bibliographie der Geopolitik

(Schluß aus Heft 6)

*Klinkenberg, H.: Frankreich. Raum, Volk, Staat. (1.–3. Tsd.) Reichenau: Schneider (1937). 109 S., 3 Kt. 8° = Völker u. Staaten. Bd 2. 1,50 RM.

Mackensen, L.: Deutsche Volkskundearbeit in Lettland. In: Auslandsdt. Volksforschung. Bd 1, 1937, 1. S. 22—26.

Maydell, E. v.: Der estnische Nationalismus. In: Nation u. Staat. Jg. 10, 1937, 7. S. 430—443.

Püllmann, A.: Nicht Zwischeneuropa — Tempeanu, V.: Die geopolitische Lage Rumäniens und ihre Auswirkungen auf die Beziehungen zu Deutschland. In: Revista Germanistilor Români. An. VI, 1937, 1. S. 37—55.

Wüscht, J.: Zur volksbiologischen Lage der Deutschen in Südslawien. In: Volk im Osten. Jg. 4, 1937, 27. S. 945—955.

Wunderlich, E.: Die geopolitischen Grundlagen der Tschechoslowakei und ihre Entwicklung. In: Dt. Lebensraum. Jg. 5, 1937, 4. S. 134—136.

*Vlaming ⟨Prof. Dr. H. v. Ziegesar⟩: Auf deutschem Vorposten. 1000 Jahre Kampf f. eigenes Wesen. Berlin: NBD. Nationaler Bücherdienst (1937). 32 S. 8° = Das abc d. NBD. H. 7. –,70 RM. – Mit einer Karte „Der vläm. Volksraum" auf der 2. Umschlagseite.

Asien

*Balk, A.: Singapur, Englands Panzerfeste im Fernen Osten. Berlin: Stilke 1937. 79 S., 1 Kt. 8° = Schriftenreihe d. Preuß. Jbb. H. 43. 2,50 RM.

Birndorfer, H.: Alexandrette und Mossul. In: Nation u. Staat. Jg. 10, 1937, 7. S. 443—450.

Grazian: Der Sandschak — ein Beispiel? In: Volk u. Reich. Jg. 13, 1937, 3. S. 184 bis 187.

Haushofer, K.: Rassenwille und Machtschwankungen in der japanischen Geschichte. In: Wille u. Macht. Jg. 5, 1937, 6. S. 8—11.

Hennig, R.: Rußlands Angliederung von Chinesisch-Sinkiang. In: Zs. f. Politik. Bd 27, 1937, 3. S. 135—139.

*Mödlhammer, F. L.: Moskaus Hand im Fernen Osten. Hrsg. im Auftr. d. Anti-Komintern. Berlin, Leipzig: Nibelungen-Verl. 1937. 186 S. mit Kt.-Skizzen, 6 Bl. Abb. 8° = Schwertbücher. Bd 3. 4,—; Lw. 5,— RM.

Mitteleuropa! In: Länder u. Völker. Jg. 67, 1937, 3. S. 86—92. — Der Sicherheitskordon im Osten — Das Baltikum als weltpolitischer Schnittpunkt von morgen.

(Rohan, K. A. Prinz): Grundfragen der Neugestaltung Mitteleuropas. In: Dt. Volkstum. Jg. 19, 1937, 4. S. 259—268.

Springenschmid, K.: Der Machtkampf in Spanien, geopolitisch gesehen. In: Der Ackermann aus Böhmen. Jg. 4, 1936, 12. S. 543 bis 546.

Rahman, H.: Die islamische Welt — eine ewige Grenze. Die Randprobleme d. islam. Staatensystems. In: Zs. f. Politik. Bd 27, 1937, 3. S. 163—167.

Schenke, W.: Nippon — Reich der Aufgehenden Sonne. In: Wille u. Macht. Jg. 5, 1937, 6. S. 12—20. — Japans koloniale Ausdehnung.

Schoultz, G. von: Krieg oder Friede im Fernen Osten? In: Marine-Rdsch. Jg. 42, 1937, 2. S. 72—81. — Mit 1 Kt.

Afrika

Arning, W.: Deutsch-Ostafrika gestern und heute. In: Die neue dt. Schule. Jg. 11, 1937, 3. S. 136—152.

Hartig, P.: Der wunde Punkt im Mandatssystem. In: Dt. Lebensraum. Jg. 5, 1937, 3. S. 102—105.

Immanuel, [Fr.]: Libyen einst und jetzt. Eine wehrgeograph. Studie. In: Abh. d. Dt. Ges. f. Wehrpolitik u. Wehrwiss. Folge 4, 1937, 14. S. 69—74.

*Kemner, W.: Kamerun, dargest. in kolonialpolit., hist., verkehrstechn., rassenkundl. u. rohstoffwirtsch. Hinsicht. Mit 100 Bildern. Berlin: Freiheitsverl. 1937. 265 S. 8°. Lw. 8,— RM.

Amerika

Brendle, Th. R.: Das Volksbewußtsein der Pennsylvaniadeutschen. In: Länder u. Völker. Jg. 67, 1937, 5. S. 160—163.

Eichmeier, M.: Die kanadische Prärie als Wirtschaftsraum. In: Amerik. Landschaft. Berlin 1936. S. 129—229.

*Kloss, H.: Um die Einigung des Deutschamerikanertums. Berlin: Volk u. Reich Verl. 1937. 328 S. gr. 8° = Veröff. d. Volk u. Reich-Buchreihe. 1937, 1. Lw. 4,50 RM.

Maull, O.: Amerika. Geopolit. Berichterstattung. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 4. S. 167 bis 170.

Diesem Hefte sind 2 Werbeblätter beigefügt, die wir der freundlichen Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen: Spezialhaus Hans Jarke für Qualitätsneuheiten und Rasierbedarf, Berlin SW 68/32, Kochstr. 5 und Kurt Vowinckel Verlag, Heidelberg, für Verlagsmitteilungen.

Staatenwirtschaft

Beiträge zum Staatshandeln in den Außenwirtschaften

STÄNDIGE BEILAGE ZUR ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

Schriftleitung: Dr. Arnold Seifert, Leipzig

1937 Juli Nr. 1

H. C. H. Wohlthat:
Die staatliche Lenkung der Außenwirtschaft

Unter Außenwirtschaft sollen im Rahmen dieser Darstellung die zwischenstaatlichen Wirtschaftsbeziehungen verstanden werden, wie sie zu allen Zeiten seit den Anfängen des Handelsverkehrs zwischen den Völkern in mehr oder weniger intensiver Form gepflegt worden sind. Diese Wirtschaftsbeziehungen als solche sind aber nicht Gegenstand der Untersuchung; das vorliegende Thema behandelt vielmehr die Frage, wie weit und in welcher Form greift der heutige Staat in die außenwirtschaftlichen Beziehungen selbst ein, und wie werden sie darüber hinaus von ihm planvoll gelenkt.

Die jüngste Zeit nach dem Weltkriege zeigt eine grundlegende Änderung in der Einstellung einer großen Zahl von Staaten zu wirtschaftlichen und insbesondere zu außenwirtschaftlichen Vorgängen. Diese grundsätzliche Wandlung hat sich bei jedem Staat nach seinem wirtschaftlichen Aufbau und seiner geographischen Lage verschieden ausgewirkt und dementsprechend die mannigfaltigsten Maßnahmen ausgelöst.

Jede bewußte Lenkung oder Gestaltung außenwirtschaftlicher Vorgänge setzt ein Ziel auf außen- oder innenpolitischem, sozialem oder rein volkswirtschaftlichem Gebiet voraus. Aus dieser Feststellung ergibt sich einmal, daß eine staatliche Außenwirtschaftslenkung nie Selbstzweck sein kann, sondern einer Aufgabe dient, die sich die Staatsführung gestellt hat, zum andern, daß hier nicht von einer Wirtschaftslenkung die Rede sein soll, die lediglich Ausfluß und Vollstreckung privatwirtschaftlich eingestellter Kreise ist, sondern die Wirkung des dem Gemeinwohl dienenden Staatswillens; ob der Staat hierbei als Vertreter des gesamten Volkes oder einer bestimmten Volks- oder Standesgruppe handelt, mag in diesem Zusammenhang dahingestellt bleiben.

Während der Entwicklung des modernen Welthandels übte der Staat in außenwirtschaftlicher Beziehung im allgemeinen nur eine regulierende Tätigkeit aus. Der Grundsatz des *laissez faire laissez aller* trat am stärksten in der Zeit des Freihandels hervor. Mit dem Fortschreiten der Industrialisierung der alten und neuen Welt, die den Konkurrenzkampf der Industriestaaten um die Absatzmärkte herbeiführte, griffen die Staaten mehr und mehr in die außenwirtschaftlichen Beziehungen ein. Einerseits verlangten die nationalen Industrien und die Landwirtschaft von den Regierungen die Sicherung ihrer Absatzmärkte im Ausland gegenüber der ausländischen Konkurrenz, andererseits suchten sie bei ihren Regierungen Schutz gegenüber den ausländischen Konkurrenzerzeugnissen auf dem Inlandsmarkt. Unter den stabilen Währungsverhältnissen der Vorkriegszeit auf der Grundlage des Goldstandards entwickelte sich auf diese Weise ein System von Handelsverträgen und Zöllen nach dem Grundsatz der Meistbegünstigung.

Der wesentliche Unterschied gegenüber dem heutigen Zustand bestand darin, daß der Staat bei dem Abschluß seiner langfristigen Handelsverträge in erster Linie die Anregungen der Privatwirtschaft berücksichtigte. Eine einheitliche, vom Staat ausgehende Planung der gesamten Außenwirtschaft war nicht vorhanden und in vielen Ländern angesichts der allgemein anerkannten Grundlagen der damaligen Weltwirtschaft nicht erforderlich.

In der nach Beendigung des Weltkrieges hervorgetretenen Spaltung der Länder in Gläubiger- und Schuldnerstaaten lag der Keim zu einer vom Staat gelenkten Wirtschaftspolitik. Die Schuldnerstaaten versuchten zunächst das Mißverhältnis in der Zahlungsbilanz durch Aufnahme von Auslandskrediten, Anleihen usw. auszugleichen. Hierdurch haben sich Gläubiger- und Schuldnerstaaten eine Reihe von Jahren über das wahre Bild getäuscht. Die aus Krediten hereinfließenden Mittel wurden in ähnlicher Weise verwendet, wie vor dem Kriege selbstverdiente ausländische Valuten und im Rahmen der einzelnen Volkswirtschaften aufgenommene Anleihen. Die Folgen dieser Selbsttäuschung traten in Mitteleuropa zuerst in Erscheinung mit dem Zusammenbruch der Österreichischen Kreditanstalt im Jahre 1931. Um die durch die daraufhin einsetzenden ungeheueren Kreditabzüge des Auslandes gefährdeten Währungen der Schuldnerländer vor Verfall zu schützen, wurden Devisenbewirtschaftungssysteme eingeführt, welche zunächst nur die Aufgabe hatten, den ungehemmten und ungeregelten Transfer von Zahlungsmitteln in das Ausland zu verhindern. Auf der Warenseite wirkten sich die einzelnen Devisenbewirtschaftungen zunächst nur in der Weise aus, daß zur Bezahlung der Einfuhrverbindlichkeiten devisenrechtliche Genehmigungen benötigt wurden, im übrigen aber die Einfuhr der Waren im einzelnen nicht beschränkt und überwacht wurde.

Unter den Schuldnerstaaten, die gezwungen wurden, neue Formen der Außenwirtschaft zu entwickeln, befand sich auch Deutschland, das als drittgrößtes Außen-

handelsland der Welt einer besonders schwierigen Lage gegenüberstand. Die erste Aufgabe des nationalsozialistischen Staates auf außenwirtschaftlichem Gebiet bestand darin, die Veränderungen des Einfuhrbedarfs an Rohstoffen und Nahrungsmitteln, die sich aus der Einordnung von 6 Millionen Arbeitslosen in die nationale Produktion ergaben, durch geeignete Maßnahmen planvoll zu lenken. Dieser Vorgang ist ein Beispiel dafür, wie durch eine innenpolitische Zielsetzung der Staatsführung der Lebensstandard des ganzen Volkes gehoben wurde als unmittelbare Folge der Rückgliederung wesentlicher Teile der Gesamtbevölkerung in den nationalen Arbeitsprozeß. Aus diesem innerwirtschaftlichen Vorgang, der zu einer gewaltigen Steigerung der Gütererzeugung, des Volksvermögens und der Kaufkraft führte, ergaben sich zwangsläufig umwälzende Auswirkungen auf die Außenwirtschaft. Den Abschluß dieser Entwicklung bildete der im September 1934 von Reichsbankpräsident Dr. Schacht verwirklichte „Neue Plan", der die Übertragung der außenwirtschaftlichen Führung auf den Staat bedeutete.

Die Maßnahmen der Schuldnerstaaten zeigen neben der Überwachung des Kapital- und Zahlungsverkehrs eine mehr oder weniger umfassende Ein- und Ausfuhrkontrolle, die unter Umständen von eigens hierzu errichteten staatlichen Stellen ausgeübt wird. Während früher der einzelne Importeur (Händler oder Fabrikant) die Waren einführen konnte, für die er im Inland Absatz zu haben glaubte, darf er unter der staatlichen Überwachung nur solche Erzeugnisse einführen, die zur Einfuhr zugelassen werden. Die Waren haben meistens auch bestimmten Preis- und Qualitätsanforderungen zu genügen. Es ist ferner dem Einführer nicht immer freigestellt, aus welchem Lande er seine Waren einführen will. Welche Ursprungsländer im Einzelfall bevorzugt werden, richtet sich nach einer Reihe von Umständen, beispielsweise danach, ob für die Bezahlung der Ware effektive Devisen bereitgestellt werden müssen oder ob sie über ein Verrechnungsabkommen bezogen werden kann, oder ob mit Rücksicht auf die Entwicklung der Ausfuhr der Einkauf aus einem bestimmten Lande zweckmäßiger ist.

Um einerseits die notwendigen Rohstoffe, Nahrungsmittel oder Fertigwaren zu erhalten und andererseits etwa entstehende Preisunterschiede gegenüber dem freien Waren- und Zahlungsverkehr auszugleichen, wird die Ausfuhr meist von Staats wegen gefördert, namentlich nach Ländern, die lebenswichtige Waren liefern können.

Dieses Bestreben, die Lebensbedürfnisse der Nation durch eine Überwachung der Ein- und Ausfuhr zu sichern, hat hauptsächlich zu den heutigen Formen der Außenwirtschaft der Schuldnerstaaten geführt in Verbindung mit dem Schutz der Währung auf dem Wege der Devisenbewirtschaftung. Hierzu treten in vielen Fällen innerpolitische Beweggründe, die bei der Betrachtung außenwirtschaftlicher Vorgänge häufig außer acht gelassen werden. Solche Grundsätze dienen allein dem Gemeinwohl, ohne Rücksicht auf irgendwelche privat-

wirtschaftliche Interessen, die deshalb auf die Gestaltung der zwischenstaatlichen Waren- und Zahlungsabkommen nicht mehr den Einfluß gewinnen können, wie dies früher der Fall war.

Tatsächlich haben z. B. seit Einführung des „Neuen Plans" in Deutschland die gewaltigsten Verschiebungen in seinem Warenverkehr stattgefunden. Nicht nur, daß Deutschland immer mehr die Fertigwareneinfuhr sowie die Ausfuhr lebenswichtiger Rohstoffe einschränkte, auch die Bezugsländer für die wichtigen Rohstoffe und Nahrungsmittel haben vielfach gewechselt oder sind gegenüber anderen oder neuen Bezugsländern in den Hintergrund getreten. In diesem Zusammenhang möge erwähnt werden, daß der Bezug von Baumwolle in den letzten Jahren an Stelle von Nordamerika auf Einfuhren aus Brasilien, Ägypten, Britisch-Indien usw. umgestellt werden mußte, weil sich vor allem der südamerikanische Markt für deutsche Waren aufnahmefähiger zeigte als Nordamerika. Ferner haben eine Reihe ausländischer Rohstoffe stark an Bedeutung für die Volkswirtschaft gewonnen und müssen daher in erhöhtem Umfange bezogen werden, andere bisher lebenswichtige Rohstoffe sind aus den verschiedensten Gründen teilweise entbehrlich geworden.

Eine größere Zahl von Staaten ist dazu übergegangen, die eigene Produktion nach Plänen, die sich auf mehrere Jahre erstrecken, auszubauen oder umzugestalten. Hierbei handelt es sich in erster Linie um autoritär regierte Staaten, und zwar um hoch industrialisierte Staaten; aber auch um Rohstoffländer, die den Aufbau nationaler Industrien erstreben. Derartige Entschlüsse haben ebenso wie planmäßige Aufrüstungen weitgehende Rückwirkungen auf die Außenwirtschaft der Staaten.

Die Maßnahmen, die die einzelnen Staaten zur Verhütung des Währungsverfalls, zur Lösung der Rohstofffrage bzw. zur Wiederherstellung einer gesunden Handels- und Zahlungsbilanz ergriffen haben und ergreifen, sind verschiedener Natur. Nicht allen liegen einheitliche Pläne zugrunde, und in vielen Fällen ist der Einfluß der Privatwirtschaft auf die Maßnahmen der Regierungen zu beobachten. Das gilt vor allem für die parlamentarisch regierten Länder. Aber allen Schuldnerländern ist gemeinsam, daß der Staat in außenwirtschaftlicher Beziehung aus seiner bisherigen Reserve heraustreten und zum mindesten auf Teilgebieten eine eigene Außenwirtschaftspolitik betreiben mußte, die dem Gesamtwohl dienen soll. Wenn es heute mehr als 130 Zahlungs- und Verrechnungsabkommen gibt, so zeigt sich hierin am deutlichsten die Aktivität dieser Staaten auf außenwirtschaftlichem Gebiet.

Weit schwieriger ist zu übersehen, ob und bis zu welchem Grade diese Wandlung sich in der staatlichen außenwirtschaftlichen Betätigung auch bei den sogenannten Gläubigerländern vollzogen hat und welche Bedeutung sie für die Rohstoffländer gehabt hat. Den Gläubigerländern blieb im wesentlichen nichts anderes übrig, als sich auf die Maßnahmen der Schuldner- und rohstoffarmen Staaten einzustellen.

Im Verkehr der Gläubigerländer untereinander sind Versuche gemacht worden, neue handelspolitische Wege zu beschreiten, deren Zweckmäßigkeit sich im Verkehr mit den Schuldnerländern zeigte. Es kommt hinzu, daß sich die Gläubigerländer angesichts des gesteigerten Ausfuhrdruckes der Schuldnerstaaten gezwungen sahen, diese Konkurrenz mit geeigneten Mitteln abzuwehren, sei es durch Exportsubventionen. durch bewußte Währungsabwertung oder politischen Druck. Heute haben die meisten Staaten schon aus innerpolitischen und sozialen Beweggründen ein besonderes Interesse an der Aufrechterhaltung und Erweiterung der Ausfuhr. Auch bei den Gläubigerländern steht hier die Arbeitslosen- und Arbeitsbeschaffungspolitik auf dem Spiel.

Weitere Fragen ergeben sich aus der Betrachtung der wirtschaftlichen Verhältnisse zwischen Mutterland und Kolonien. Auch hier zeigt sich neben der früheren, vorwiegend privatwirtschaftlich orientierten Handelspolitik ein wachsendes Interesse des Mutterlandes, Kolonien, Dominien, Protektorate usw. durch wirtschaftliche Maßnahmen und Verträge an sich zu fesseln. Ein hervorragendes Beispiel hierfür ist der Ottawa-Vertrag, der erhebliche Veränderungen in der Rohstoffeinfuhr Englands zugunsten der Dominien und Kolonien gebracht hat. Auch Frankreich und Portugal haben Erschwerungen für die Einfuhr ausländischer Waren zugunsten der Einfuhr aus den Kolonien eingeführt. Bei den großen Entwicklungsmöglichkeiten der Rohstoffe erzeugenden Kolonien ergibt sich aber eine Tendenz zum Warenaustausch mit den übrigen Verbrauchsländern, die einer einseitigen Bevorzugung des Mutterlandes entgegenwirkt.

Die Sowjetunion zeigt schließlich ein Wirtschaftssystem, das sich grundsätzlich von allen anderen insofern unterscheidet, als ein Dualismus zwischen Privatwirtschaft und Staat nicht besteht. Die Wirtschaftspolitik im Innern und nach außen wird ausschließlich vom Staat gelenkt. Der Staat schließt Waren- und Zahlungsabkommen, Handelsverträge und dergleichen für sich als den alleinigen Verkäufer und Käufer von Waren ab. Das politische System des Kommunismus verträgt keinen Unterschied zwischen Staat und Wirtschaft.

Es kann heute noch nicht vorausgesehen werden, welche Richtung die Entwicklung der vom Staat gelenkten Außenwirtschaft einschlagen wird; sie ist an sich imstande, eine Steigerung des weltwirtschaftlichen Warenaustausches herbeizuführen. Eine allgemeine Rückkehr zu den freien Formen des Warenaustausches auf der Grundlage des Goldstandards der Währungen und der Meistbegünstigung ist vorläufig nicht zu erwarten. Die staatliche Lenkung der Außenwirtschaft kann aber trotz zahlreicher Hemmungen auf politischen und wirtschaftlichen Gebieten zu vereinfachten Formen des Warenaustausches beitragen.

ARNOLD SEIFERT:

Von der politisierten Weltwirtschaft zur politischen Wirtschaft der Staaten

Die Welt steht im vierten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Sie hat über ein Jahrhundert einer Ordnung der wirtschaftlichen Tauschbeziehungen der Völker hinter sich, deren Grundlage das Weltbild des liberalen Menschen war. Dieses Weltbild und diese Ordnung sind zerstört. Aber wir glauben, daß eine neue Ordnung aus der großen Formsuche wachsen wird, die die abendländische Menschheit seit dem Ende des Weltkrieges erfaßt hat. Uns allen ist gegenwärtig, in welchen äußeren und inneren Aufruhr die Welt seit nunmehr fast 25 Jahren steht. Wir haben den Wirrwarr der Ideologien, die wirtschaftlichen, geistigen und seelischen Spannungen, die die Nachkriegszeit erschüttert haben, in uns verarbeitet, und wir erfahren an uns selbst den chaotischen Zwischenzustand, der mit seiner Fülle durcheinanderwirbelnder neuer Ideen, neuer politischer Sichten, neuer Geistesströmungen und veränderter seelischer Reaktionen der Welt unseres Jahrzehnts den Stempel aufdrückt.

Die Geister mühen sich um das Erkennen der sich aus dem Taumel dieser Bewegungen abzeichnenden Umrisse einer neuen Ordnung. Im wirtschaftlichen Blickfeld wird dabei ein Tatbestand sichtbar: das Emporkommen des Staates, das heißt, das stetige Anwachsen der Bedeutung, die der Wille der Staatsführungen für das wirtschaftliche Geschick der Einzelnen und der Völker und damit für das Schicksal der wirtschaftlichen Verflechtung der Welt im ganzen gewinnt. Diesen Wandlungsvorgang beobachten wir in der westlichen Welt ganz allgemein; er beschränkt sich keineswegs auf die sogenannten „autoritären Staaten". Er gilt aber nicht für die Völker des Ostens, die schwer zu beurteilenden anderen Reaktionsformen unterliegen. In Japan jedenfalls hat der Gedanke der souverän handelnden staatlichen Autorität — auch in der Wirtschaft — nie so stark an Boden verloren wie im Kulturkreis der „souveränen Individuen", so daß dem japanischen Volk ein echter Vorsprung im Wirtschaftskonzert der Völker in dem Augenblick in den Schoß fiel, in dem die abendländische Welt ihr mühevolles, noch keineswegs beendetes Ringen um eine ähnliche Hochbewertung des Staatsgedankens begann. Ein vom liberalistischen Spezialismus zerspaltetes und isoliertes Individuum hat es im japanischen Bereich nie gegeben. Deshalb teilt Japan diese Erschütterungen des Westens nicht; nicht jene „Flucht" der Individuen in neue Gemeinschaften und nicht jene Selbst-Auslieferung an den Staat, eine Auslieferung, die sich von Land zu Land in anderer Form und anderem Tempo vollzieht, durch die indessen überall — um den Preis der früheren unbeschränkten Bereicherungschance — die Existenzsicherung und die Erlösung von der überschwer gewordenen Last der ganzen Verantwortung erstrebt wird. Ihr entwachsen gleichzeitig — nach Ab-

schüttlung des zerfasernden Einflusses überspitzter Relativierung allen Seins — neue Bewegungen, die gerade in neuer Bindung den Weg zur Wiedererlangung der Fruchtbarkeit individueller Initiative erblicken.

Im Lebensbezirk der Wirtschaft stehen wir mitten in dem großen Prozeß der Übernahme solcher Funktionen der Verteidigung und Sicherung, der Lenkung und der Setzung objektiver Maßstäbe und Regeln durch den Staat. Darin eine mehr oder weniger rasch vorübergehende Episode zu erblicken, die der Zufall aus der Not der Krisenzeit gebar, ist nirgends mehr angängig. Auch läßt sich dieser Prozeß mit logischen Konstruktionen, die uns als längst geläufige Explizierungen des Segens einer Rückkehr zum reinen liberalen Schema nur noch langweilen, nicht beschwören. Wenn ein angesehener englischer Nationalökonom, Lionel Robbins, seinen Spott darüber ergießt, daß „Die Hohen Vertragschließenden Teile es unternehmen, einen Posten Sardinen von Ruritanien nach Utopien zu liefern", so ist dies dann gegenstandslos, wenn ohne diesen Vertrag die Sardinen mit tödlicher Gewißheit in den Häfen Ruritaniens verfaulen, so aber den Fischern und Arbeitern Utopiens und Ruritaniens die volle Beschäftigung und damit der Sinn ihres Daseins gesichert wird. Wenn wir das Gefühl für das Gewicht des ganzen Geschehens nicht besitzen, wenn wir uns den sich heute vollziehenden Wandlungen innerlich nicht gewachsen erweisen, können wir auch nicht annehmen, daß es uns gelingen wird, unser Schicksal zu meistern. Das ist ganz ernst und umfassend gemeint. Uns alle geht die Frage brennend an, ob dieses Emporkommen des Staates aus dem Chaos der Kräfte zugleich das Auftauchen eines neuen Richtpunktes bedeutet, von dem aus und nach dem hin das ganze Schaffen und Leisten der Menschheit wieder „einen Sinn" bekommt, d. h. im Ökonomischen, ob damit das Formelement einer neuen wirtschaftlichen Ordnung der Welt, das Agens einer Staatenwirtschaft heranwächst.

Mit solcher Sicht wollen wir uns der Arbeit an dieser Fragestellung verschreiben. Wir wollen vom Staat bestimmtes Geschehen dort zu erfassen und zu deuten suchen, wo es in den Bereich der zwischenstaatlichen Wirtschaftsbeziehungen dringt, also in den Außenwirtschaften. Selbstverständlich gehört zur Erfassung des Willens der Staatsführungen auf außenwirtschaftlichem Gebiet auch ein Verständnis der Vorgänge innerhalb der Länder, Völker und staatlichen Organe, und auch die Beurteilung des Gestaltwandels der „Weltwirtschaft" unter dem Einfluß des außenwirtschaftlichen Staatshandelns wird erst möglich, wenn wir die von Land zu Land verschiedenen natürlichen, volkhaften, wirtschaftlichen, politischen, geschichtlichen, kulturellen, personellen und organisatorischen Voraussetzungen in Ansatz bringen. Zu ihnen gehören Bevölkerungszahl und Bevölkerungsdruck, Lebensstandard und Preisniveau, natürliche Grundlagen der Volkswirtschaft und Struktur der Binnenwirtschaft, Staatsform, Partei- und Ständewesen, Wirtschaftsrecht, Instanzenzug der Wirtschaftsbehörden, Organisationsformen, Grad des Zentralismus

u. a. Drei Gesichtspunkte erweisen sich dabei als ganz besonders wichtig: das Strukturproblem, der Entwicklungsstand der statistischen Methoden und das Wirken der tragenden Persönlichkeiten des Staatswillens. Die — vor allem vom Weltkriegserlebnis ausgelöste — Inventuraufnahme der eigenen „kommandierbaren" Kräfte durch den Staat hat den Staatsführungen erst die Augen geöffnet, welche Bedeutung die Frage der Struktur der eigenen Wirtschaft in jeder Art zwischenstaatlich-wirtschaftlicher Auseinandersetzung für ihre Handlungsfähigkeit besitzt. Die Entwicklung und Verfeinerung der statistischen Methoden, die im übrigen nur durch eine Einschränkung der Souveränität der Unternehmer in bezug auf die Preisgabe der „Vertraulichkeit" ihrer privaten Erfolgsrechnungen möglich war, hat die komplizierten modernen Wirtschaften erst in einem hinreichenden Grade überschaubar gemacht, um ein planvolles Staatshandeln in der Außenwirtschaft zu ermöglichen. Solange die Wirtschaft als Automatismus wirkte, war die Entwicklungsrichtung noch ablesbar an untrüglichen Symptomen, wie Börsenbewegungen usw. Eine solche „Wirtschaftsbeobachtung" wird dann aber ein Selbstbetrug, wenn der Staat seine eigenen Maßnahmen an solchen Reagenzien messen wollte. In dieser neuen Stellung der Statistik bestehen in der heutigen Welt größte Unterschiede, die erkannt werden müssen. Ebenso muß uns das Leben und Wirken der persönlichen Träger des Staatswillens, der „Planenden", in deren Händen in größerem Umfange denn je das Wohl und Wehe ganzer wirtschaftender Gemeinschaften liegt, in höchstem Maße interessieren.

Uns wird sowohl das spezifisch außenwirtschaftliche als auch das politisch außenwirtschaftliche Staatshandeln beschäftigen. Als „spezifisch außenwirtschaftlich" sehen wir diejenigen Willensäußerungen der Staatsführungen an, die in und für die Außenwirtschaft des Landes geschehen. „Politisch außenwirtschaftlich" hingegen sind sie, wenn sie als außenpolitische, diplomatische oder strategische Maßnahmen mit dem Mittel der Außenwirtschaft auftreten. Das ist eine — nur begriffliche — Trennung, die nicht immer leicht ist, sofern es sich nicht um ausgesprochen wirtschaftsstrategische Maßnahmen (wie etwa im Falle der gegen Italien angewandten Sanktionen) handelt. Wir sehen indessen darin keine unüberwindliche Schwierigkeit, denn wir wollen gerade nicht das „rein Wirtschaftliche" um jeden Preis vom „rein Politischen" trennen. Wer sich fürchtet, bei wirtschaftlichen Erörterungen „politisch zu werden", ist gestrig.

Vom einzelnen Staat her gibt es im wesentlichen vier Gebiete der Außenwirtschaft, in denen der Staatswille spezifisch oder politisch wirkt: der Gütertausch (Außenhandelslenkung und Außenhandelskontrolle, Zoll- und Handelspolitik, Kolonialpolitik und Rohstoffsicherung, Marktinterventionen und Preispolitik, Sanktionen usw.), der Zahlungs- und Kreditverkehr (Devisenbewirtschaftung, Anleihen- und Goldpolitik, Kreditsperren usw.), der Verkehr (Schiffahrtssubventionen, Blockaden usw.) und die äußeren Wande-

rungen und Siedlungen. Die Beschäftigung mit ihnen ist das Rüstzeug für eine Beurteilung der gegenwärtigen Weltwirtschaft unter dem Einfluß des Staatshandelns, wobei wieder der Welthandel, der Weltzahlungs- und Weltkapitalverkehr, der Weltverkehr und die Wanderungsbewegungen und Kolonisationen der Welt abgrenzbar sind. Alle „weltwirtschaftlichen" Probleme — etwa die Industrialisierung der Agrarstaaten und die Reagrarisierung der Industriestaaten, das Weltschuldenproblem, die Frage des „wirtschaftlichen Nationalismus" oder die Krise des internationalen Rechts — rücken dadurch von selbst in eine neue Sicht, und diese Sicht öffnet den Weg zu einer fruchtbaren Erörterung der Bedeutung allen außenwirtschaftlichen Staatshandelns für eine neue wirtschaftliche Weltordnung. Sie stützt sich auf die Kenntnis der Daten und Zusammenhänge, die für eine vergleichende Betrachtung der Voraussetzungen des Staatshandelns in den einzelnen Ländern und für eine Gegenüberstellung der verschiedenen politischen und wirtschaftlichen Lebensformen der Völker unentbehrlich sind, und sie verarbeitet das Wissen, in welcher Weise die Formen des Staatshandelns im „Raum der Weltwirtschaft" aufeinander treffen und wirken. Damit erst ist diejenige Abrundung des Urteils erreicht, die einen Deutungsversuch erfolgversprechend macht. Die Deutung muß den vollständigen engeren staatenwirtschaftlichen Fragenkreis in Beziehung setzen zur gesamten Problematik einer neuen Ordnung der wirtschaftlichen Zusammenhänge der Welt. Zu ihr gehört die Entwicklungsgeschichte der Weltwirtschaft ebenso wie die Geschichte des Staatshandelns in der Außenwirtschaft, eine wirtschaftsphilosophische Schau ebenso wie wirtschaftstheoretische Überlegungen; vor allem aber eine geopolitische Konzeption der Welt.

Die Bewertung jeder einzelnen Staatsmaßnahme wird immer von einem gewissen Standort aus geschehen müssen. Die Bestimmung dieses Standortes ist abhängig von einem geschlossenen Weltbild, das wir heutigen Menschen, was die Ordnung des Zusammenlebens der Völker angeht, noch nicht besitzen. Soviel ist indessen sicher: Eine der Hauptwurzeln der sich heute unter den Trümmern der „Weltwirtschaft" nach dem Staate hin vollziehenden Kräfteverlagerung liegt im Weltkriegserlebnis. Die Bestimmung der Ursache des Weltkrieges aus der wirtschaftlichen Rivalität der führenden Industrieländer ist gewiß nur eine der tausendfältig möglichen Ausdeutungen des epochalen Ereignisses. Aber in dem Maße, in dem sich die 1914 bis 1918 geworfenen Schicksalslose auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Zusammenlebens der Völker unerbittlich erfüllen, wird tagtäglich in einem tieferen Sinne neu bestätigt, daß mit dem Griff zur Waffe der Glaube an die selbstheilende Kraft des weltwirtschaftlichen Automatismus endgültig zertrümmert wurde. Die von den langsam absinkenden, verrentnerten Industrieländern erhobene, gänzlich aliberale Forderung nach dem Einsatz der Waffe für die Verteidigung und die Konservierung des nationalen Bestandes an gewachsenen Wirtschaftskräften und -formen rief den Staat auf den Plan, der über Einsatz

oder Nicht-Einsatz der Waffe entschied. Mit seiner Entscheidung *für* diesen Einsatz wurde zugleich die Idee des *totalen* Einsatzes des Staates für die *Totalität* der wirtschaftenden Gemeinschaft geboren.

Solange Ursprung und Wesen des außenwirtschaftlichen Staatshandelns nicht weiter erforscht sind, wollen wir auf dieser Grundlage zu arbeiten anfangen. Dabei verkennen wir die Schwierigkeiten der Trennung des alten von dem neuen Geschehen nicht. Wir wissen sehr wohl, daß es Staatsmaßnahmen auf außenwirtschaftlichem Felde — Außenhandelspolitik, obrigkeitliche Beeinflussungen der Auslandsinvestitionen privater Kapitalbesitzer, Unterstützungen (Subsidien) auf dem Gebiete des internationalen Verkehrs und schließlich Betreuungen, Förderungen und Hemmungen der Wanderungen über die Landesgrenzen — praktisch schon immer gegeben hat. Nach unserer Herleitung ist Unterscheidungsmerkmal gegenüber früher der *Grad der Souveränität und Totalität* der staatlichen Entscheidungen, d. h. die Frage, in welchem Maße der staatliche Wille dem Gedanken des totalen Einsatzes für die Totalität der eigenen Wirtschaft (oder der politischen Gemeinschaft) verpflichtet ist und wie weit es ihm auf eine gesamt- oder nationalwirtschaftliche, nicht auf eine einzel- bzw. gruppenwirtschaftliche Erfolgsrechnung ankommt. Da sich aus letzterem auch ergibt, wie weit aus dem Handeln des Staates die Bereitschaft spricht, nach Abwägen des „kleinsten Übels" eine Maßnahme — wenn nötig — auch gegen die Interessen einzelner Wirtschaftsteile durchzuführen, gibt diese Fragestellung zugleich die Handhabe für die *Abgrenzung des Verhältnisses zwischen Staats- und Privatinitiative* in den Außenwirtschaften. Von hier aus ist schließlich auch einfacher zu unterscheiden zwischen Maßnahmen, die als isolierte Abwehrakte von Krisenerscheinungen aus einer Art Panikstimmung heraus erfolgten, und anderen, die *konstruktive Äußerungen des Staatswillens*, Vorstöße in neues Land sind. Man wird nicht übersehen dürfen, daß der moderne Gedanke des Staatswillens in der Wirtschaft aus einer Defensivstimmung, aus einer Verteidigungsaufgabe welthistorischen Ausmaßes erwachsen ist. Aber kein Staat kann ewig dabei stehenbleiben, Gewordenes zu konservieren, übernommene Aktiva zu sichern und übernommene Passiva zu liquidieren. Es stehe also hinter unserem Schaffen die Bindung an den Glauben, daß das Staatshandeln in den Außenwirtschaften der Völker eine der Grundlagen für den Neubau der wirtschaftlichen Beziehungen der Welt ist. Die dem Staatshandeln in den einzelnen Völkern unterliegenden Ideen rücken sich ohne Zweifel langsam näher. Vielleicht entsteht daraus — mindestens in der westlichen Welt — eine neue Gemeinsamkeit des Weltbildes, auf die sich das Staatshandeln und der internationale Ausgleich der staatlichen Willensäußerungen stützen könnten. Das würde den Schritt von der heutigen „politisierten Weltwirtschaft", wie die Anhänger der alten Ordnung diese Vorstöße des Staatshandelns bezeichnen, zu einer „politischen Wirtschaft der Staaten" bedeuten.

KARL C. THALHEIM:
Wanderung in der Hand des Staates

Das Zeitalter des Merkantilismus hatte in den Bereich seiner staatlich gelenkten Wirtschaft in vollem Umfange auch die Wanderungen einbezogen. Ob diese staatlich gelenkte Wirtschaft sich nun in den Auswanderungsverboten äußerte, mit denen der Staat den Verlust wertvoller Menschenkraft zu verhindern suchte, ob in der fast völligen Ausschließung fremder Einwanderer, mit der Spanien und Portugal ihr ungeheueres Kolonialreich für sich monopolisierten, ob in der fast beispiellos fruchtbaren Einwanderungs- und Siedlungspolitik der drei großen Hohenzollernherrscher: in jedem Falle war es der Staat, der Umfang und Zielrichtung menschlicher Massenbewegungen im Dienste seiner politischen Zielsetzungen regelte. Dem entsprach es auch, wenn die Wanderungen dieser Zeit in aller Regel organisierte Gruppenwanderungen, nicht Wanderungen einzelner isolierter Individuen gewesen sind.

Die Massenwanderungen des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts zeigen demgegenüber ein völlig anderes Gesicht. Dreierlei ist dabei im Zusammenhang unserer Fragestellung von Bedeutung: die massenhafte Summierung von Einzelbewegungen an Stelle organisierter Gruppenwanderungen; der Verzicht des Staates auf planende Lenkung der Wanderungsbewegung, wobei auf der Seite der Aus- wie der Einwanderungsstaaten wesentliche Unterschiede nicht festzustellen sind; und schließlich die Betrachtung der Aus- und Einwanderung unter rein ökonomischem Gesichtswinkel. Am deutlichsten wird das in der Haltung der Einwanderungsstaaten. Für sie galt angesichts der großen leeren Räume, die zu füllen waren, das Wort Friedrich Wilhelms I.: „Menschen achte vor den größten Reichtum"; sie brauchten die Hände, die ein Stück nach dem anderen des unerschöpflichen Bodenvorrats in Bearbeitung nahmen. Woher diese Menschen kamen, schien demgegenüber gleichgültig, wenn sie nur körperlich und geistig gesund genug waren, um den harten Anforderungen des Neulandes gewachsen zu sein. Und ob sie das waren, darüber entschied nicht ein Einwanderungsbeamter, sondern das Leben selbst; wer versagte, ging unter, wer sich bewährte, konnte für sich oder seine Nachkommen eine Freiheit und Weite des Daseins erkämpfen, wie sie die alten Länder Europas nur wenigen zu bieten vermochten. Die Spannungen, die sich aus dem verschiedenen Ausnutzungsgrad des Raumes zwischen alten und neuen Ländern ergaben, waren Antriebskraft genug, um trotz dieses Risikos den Strom der Wanderer fast kontinuierlich anschwellen zu lassen.

Den Auswanderungsländern lag der Gedanke einer politisch orientierten Lenkung oder Beeinflussung dieser Bewegung fern. Nachdem die scharfen merkantilistischen Auswanderungsgesetze weggefallen waren, beschränkten sich die staatlichen Re-

gelungen auf Maßnahmen polizeilicher oder wohlfahrtspflegerischer Natur, wofür das deutsche Auswanderungsgesetz von 1897 ein kennzeichnendes Beispiel ist; höchstens daß man versuchte, durch unverbindliche „Beratung" einen Teil der Auswanderung in eigene Kolonialgebiete zu leiten.

Einwanderungsländer sind es zuerst gewesen, die in diesen viele Jahrzehnte hindurch fast uneingeschränkt gültigen Grundsatz internationaler Freizügigkeit eine Bresche geschlagen haben; in den Vereinigten Staaten und in einigen britischen Dominien können wir schon gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts das Wirksamwerden von Tendenzen beobachten, die den Anfang einer Entwicklung darstellen, an deren Ende schließlich die heutige staatliche Regelung des Wanderungswesens steht. Es ist sehr charakteristisch, daß der erste Anfang dieser Entwicklung mit einem Rassenproblem zusammenhängt. Während sich bis dahin die Wanderungen lediglich im Bereich der weißen Rasse abgespielt hatten — wir sehen dabei von dem völlig anders gearteten Sklavenhandel mit Negern ab —, erschien seit den 50er Jahren in den Randgebieten des Stillen Ozeans die gelbe Rasse. Die Einwanderung zuerst von Chinesen, dann auch von Japanern hat den Anstoß dazu gegeben, daß in den Vereinigten Staaten, in Australien und Kanada die ersten einschränkenden Maßnahmen gegen die Einwanderung ergriffen worden sind. Aber im Haupteinwanderungsland, den Vereinigten Staaten, mußte man bald feststellen, daß die volksbiologischen Probleme der Wanderung sich nicht mit der Zuwanderung so völlig rassenfremder Elemente, wie die Ostasiaten sie darstellten, erschöpften. In den 80er Jahren beginnt auch in der Zusammensetzung der europäischen Massenwanderung ein Umschichtungsprozeß von außerordentlicher Tragweite. Bis dahin war die Besiedlung der überseeischen Neuländer ganz überwiegend von den nord- und mitteleuropäischen Völkern getragen gewesen. Deutsche, Briten, Iren und Skandinavier waren die Hauptträger der Wanderungsbewegung. Lediglich an der Erschließung Süd- und Mittelamerikas waren auch die Bewohner der iberischen Halbinsel sowie die Italiener stärker beteiligt gewesen. Ja sogar die kontinentalen Wanderungen innerhalb Europas wiesen eine Zielrichtung von der Mitte des Erdteiles nach dem Osten und Südosten auf, wie die starke deutsche Kolonisation in Ungarn und Rußland beweist, die, seit Beginn des 18. Jahrhunderts einsetzend, noch bis in die 20er Jahre des 19. Jahrhunderts andauerte.

Je mehr aber in Nord- und Mitteleuropa der Industrialisierungsprozeß fortschritt und je mehr infolge der damals günstigen Voraussetzungen dieser Entwicklung die Bevölkerungsüberschüsse dieser Länder in den neuen industriellen Produktionsanlagen volle Beschäftigung fanden, desto geringer wurde der Anreiz zur Auswanderung. Die Umkehr in der Zielrichtung der kontinentalen Wanderungen sehen wir mit besonderer Deutlichkeit an der Tatsache, daß seit Beginn der 90er Jahre der Arbeiterbedarf der deutschen Landwirtschaft nur noch durch die Zuwanderung polnischer Saisonarbeiter gedeckt werden kann. Annähernd gleichzeitig vollzieht sich

die Umschichtung in der Zusammensetzung der überseeischen Wanderermassen. Während die Auswanderung aus den alten Herkunftsländern Nord- und Mitteleuropas rasch und stetig zurückgeht, schwillt der Auszug von Italienern, Spaniern und Portugiesen, Polen, Ungarn, Tschechen, Slowaken, Jugoslawen, Griechen und Bulgaren in einem Maße an, daß die zwischenstaatlichen Wanderungen nicht nur alles bisher Erlebte weit in den Schatten stellen, sondern auch rassisch und völkisch ein vollständig anderes Gesicht gewinnen. (Dabei sind die Ostjuden ein Problem für sich.) Noch im Jahre 1882 waren in den Vereinigten Staaten 87% der Einwanderer aus den alten Auswanderungsländern Nord- und Mitteleuropas und nur 13% aus Ost-, Südost- und Südeuropa gekommen. Bis zum Jahre 1907 hatte sich das Verhältnis fast umgekehrt: 81% „neuer" Einwanderung standen jetzt nur noch 19% Einwanderer aus den alten Ländern gegenüber.

Das vor allem ist der Tatbestand, der in den Vereinigten Staaten die Ursache einer wachsenden einwanderungsfeindlichen Strömung geworden ist. Die Ursachen waren sozialer und volksbiologischer Natur. Unmittelbar sah man eine Gefahr in der Erschütterung des hohen sozialen Niveaus, das der amerikanische Arbeiter bei der natürlichen Gunst des Landes und der fast ständigen Knappheit an Arbeitskräften erreicht hatte, dessen hohen Lohn die bedürfnislosen Ost- und Südosteuropäer bedenkenlos unterboten. Mehr und mehr machte sich aber auch die Einsicht geltend, daß volksbiologisch diese neuen Einwanderer dem Körper eines werdenden „amerikanischen" Volkes wesentlich schwerer einzuverleiben seien, als die Deutschen oder Skandinavier der Vergangenheit, da diese rassisch und kulturell dem herrschenden angelsächsischen Volkstum ungleich näherstanden und von ihm auch ungleich leichter assimiliert werden konnten. Damit begann sich bereits eine Betrachtungsweise durchzusetzen, die die internationale Wanderung nicht mehr nur unter ökonomischen Gesichtspunkten sah, die die Einwanderer nicht mehr nur als Arbeitskräfte, sondern als Glieder eines werdenden Volkskörpers betrachtete.

Immerhin war in der Vorkriegszeit die grundsätzlich liberale Haltung doch noch so stark ausgeprägt, daß diese Neueinstellung sich nur zögernd und unvollkommen durchzusetzen vermochte. Wohl sind eine Reihe von Maßnahmen durchgeführt worden, die deutlich auf eine Einschränkung der unerwünschten neuen Einwanderung abgestellt waren, wie insbesondere das Verbot der Einwanderung von Analphabeten in USA. im Jahre 1917. Aber erst die Auswirkungen des Weltkrieges ließen in den Vereinigten Staaten die grundsätzliche Abkehr von dem Gedanken internationaler Freizügigkeit zur Wirklichkeit werden. Man wollte nicht mehr „Kolonialland" sein, um so weniger, als ja gerade die Union durch den Weltkrieg einen unerhörten Aufstieg ihrer wirtschaftspolitischen Machtstellung erlebt hatte. Und man fürchtete mit Recht, daß die durch Krieg und Friedensdiktate ausgelöste Zerrüttung Europas zu einer Massenflucht von unerhörtem Ausmaße führen

würde, wenn man nicht eine Mauer gegen diese unerwünschte Zuwanderung aufrichtete.

So kam es im Jahre 1921 zum Erlaß des Einwanderungsgesetzes der Union, des ersten Einwanderungsgesetzes eines großen Landes, das nicht mehr den Charakter einwanderungspolizeilicher Regelung trug, sondern eine bewußte staatliche Lenkung und Auslese im Dienst volksbiologischer Zielsetzungen anstrebte. Indem dieses Gesetz die Zahl der jährlichen Einwanderer auf 3% der Angehörigen jeder Nationalität begrenzte, die nach der Volkszählung des Jahres 1910 in der Union ansässig gewesen waren, wurde eine scharfe Auslese der Einwanderer in nationaler Hinsicht durchgeführt, da nach diesem Grundsatz die zugelassenen Quoten der Einwanderer bei den „alten" Einwanderungsländern im Verhältnis ungleich höhere waren als bei den neuen.

Die Entstehung dieses nordamerikanischen Einwanderungsgesetzes zeigt mit aller Deutlichkeit, daß es sich hier nicht um eine Notmaßnahme, sondern um die Auswirkung eines strukturellen Wandlungsprozesses handelt. Wie allerdings die besondere Situation der ersten Nachkriegsjahre die Durchsetzung dieser Tendenzen wesentlich gefördert hat, so ist ihr Weitergreifen auf andere Einwanderungsstaaten durch die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise sehr beschleunigt worden. Die Tatsache einer nie gekannten Massenarbeitslosigkeit, die in vollem Umfange auch die überseeische Welt ergriff, ließ überall das Streben in den Vordergrund treten, durch rigorose Beschränkung der Zuwanderung die vorhandenen Arbeitsmöglichkeiten für die eigenen Landeskinder zu reservieren. Es kann wohl nicht zweifelhaft sein, daß es sich bei diesen Maßnahmen großenteils ebenso um ausgesprochene Notmaßnahmen handelt, wie wir sie gleichzeitig in so großer Fülle auch auf dem Gebiete des internationalen Güteraustausches sehen. Eine Besserung der gesamten Wirtschaftslage wird allmählich wohl auch in der Regelung des Wanderungswesens zu Lockerungen und Erleichterungen führen. Sie werden aber bestimmt nicht so weit gehen, daß die Tendenz fallen gelassen wird, Umfang und Zusammensetzung der Einwanderung straffer staatlicher Leitung vorzubehalten. Denn während das Quotengesetz der nordamerikanischen Union in der Zeit bis zur Weltwirtschaftskrise fast der einzige wirklich entscheidende Versuch dieser Art blieb, haben sich inzwischen fast alle Einwanderungsländer ähnliche Gesetze geschaffen, die ihnen die Möglichkeit qualitativer Auslese der Zuwanderer geben. Dabei hat der Grundsatz der Festlegung bestimmter Höchstkontingente für die jährliche Zuwanderung der Angehörigen der einzelnen Staaten, wie ihn zuerst die USA. 1921 anwandten, vielfach Schule gemacht, weil auf diesem Wege die volksbiologischen Zielsetzungen besonders entschieden gefördert werden konnten. Besonders kennzeichnend ist in dieser Beziehung die brasilianische Quotengesetzgebung des Jahres 1935, mit der auch das wichtigste der lateinamerikanischen Einwanderungsländer dem Beispiel der nordamerikanischen Union folgte.

So sehen wir heute auf der Seite der Einwanderungsländer drei Grundtendenzen der Regelung:

1. Quantitative Begrenzung der Einwanderung entsprechend den Bedürfnissen der heimischen Wirtschaft.
2. Qualitative Auslese der Einwanderer im Hinblick auf ihre persönlichen Eigenschaften und ihre berufliche Eignung für die Betätigung im Einwanderungsland.
3. Volksbiologische Auslese, die von vornherein nur diejenigen Einwanderergruppen zuläßt, die in völkischer Hinsicht erwünscht scheinen.

Mit diesem dritten Gesichtspunkt wird in den heutigen Strukturwandel der internationalen Wanderungen der entscheidende außerökonomische Gesichtspunkt getragen, dessen Wirksamwerden den Bruch mit der Denkweise des liberalen Zeitalters besonders deutlich erkennen läßt.

Wenn, wie gezeigt wurde, diese Entwicklung auf der Seite der Einwanderungsländer ihren Anfang genommen hat, so liegt es doch auf der Hand, daß sich bei den Auswanderungsstaaten eine gleichgerichtete Reaktion vollziehen mußte. Je schärfer die Auslese der Einwanderungsländer im Hinblick auf die persönlichen und beruflichen Eigenschaften der Einwanderer wurde, desto mehr wurde die Auswanderung zu einem reinen Verlust für das menschenhergebende Land, zumal die Tendenz rascher Industrialisierung der Neuländer manche Probleme, wie insbesondere das der Facharbeiter-Auswanderung, entstehen ließ, deren Schwergewicht sich mit der bisherigen fast schrankenlosen Freiheit der Auswanderung nicht vertrug. Dazu kommt, daß entgegen den Übervölkerungsängsten der ersten Nachkriegsjahre das rasch rückläufige Bevölkerungswachstum der Nachkriegszeit immer mehr die Sorge um die Bestandserhaltung der europäischen Völker wachsen ließ, so daß auch rein mengenmäßig gesehen ein Zwang zur Auswanderung großenteils nicht mehr gegeben war. Erschwerend fiel dabei ins Gewicht, daß die Einwanderungspolitik der überseeischen Länder vor allem die Zuwanderung bäuerlicher Siedler und Landarbeiter begünstigte, von Bevölkerungsgruppen also, an denen die europäischen Industrieländer keineswegs einen Überfluß besaßen. Und schließlich mußte natürlich auch die Stellungnahme der Auswanderungsländer zum Wanderungsproblem beeinflußt werden durch das Wachstum des Nationalismus. Wenn schon Auswanderung notwendig war, dann sollte diese wenigstens so gelenkt werden, daß dabei ein möglichst großes völkisches Aktivum erzielt und die völkische Assimilation der Auswanderer in der neuen Heimat so weitgehend wie möglich verhindert würde.

Das beste Beispiel für die Wirksamkeit dieser Tendenzen bietet Italien. In der letzten Vorkriegszeit zum klassischen europäischen Auswanderungsland geworden, das in der Massenauswanderung die Abhilfe für einen unerträglichen Bevölkerungsdruck sah, hat es seit der Übernahme der Staatsführung durch den Faschismus mehr und mehr scharf auswanderungsgegnerische Bahnen beschritten und sucht sich heute durch seine Kolonialpolitik eigene Siedlungsgebiete zu

schaffen, in denen seine Auswanderer der Gefahr des völkischen Verlustes entzogen sind.

Eine interessante Auswirkung dieser Tendenzen auf beiden Seiten ist die Rückkehr zu dem, wie oben gezeigt, für den Merkantilismus so typischen Prinzip der organisierten Gruppenauswanderung und Gruppensiedlung. Die Einwanderungsstaaten erwarten von einer Förderung organisierter Gruppensiedlungen günstigere Ergebnisse für ihre eigene Volkswirtschaft und suchen durch die dabei angewandten Grundsätze eine ihnen unerwünschte Ballung der Angehörigen des gleichen Volkes zu verhindern, die die völkische Assimilierung erschwert. Umgekehrt streben die Auswanderungsländer darnach, solche geschlossenen Gruppensiedlungen und damit die völkische Bestandserhaltung ihrer Auswanderer zu fördern.

Die besten Erfolge haben — nicht erst seit heute — mit diesen Methoden die Japaner erzielt. Eine im Vergleich zu Europa stärkere Immunität gegenüber den Gedankengängen des Liberalismus wirkte dabei zusammen mit der Tatsache, daß gerade die japanische Auswanderung auf den schärfsten Widerstand der zum weißen Siedlungsraum gehörigen Einwanderungsländer stieß; der Grundsatz staatlicher Lenkung der Auswanderung war deshalb in Japan bereits zu einer Zeit maßgebend, in der in Europa noch in vollem Umfange der Grundsatz der Freizügigkeit galt. Die Erfolge, die die japanische Kolonisation in Nord- und Mittelbrasilien erzielt hat, sind nicht nur aus der Zähigkeit des japanischen Kolonisten, sondern ebensosehr auch aus den Vorzügen planvoll geleiteter Gruppensiedlung zu erklären. Andererseits zeigt uns aber gerade auch die heutige japanische Wanderungsbewegung die Grenzen, die dem staatlichen Einfluß in dieser Beziehung durch natürliche Voraussetzungen gezogen sind. Im japanischen Einflußgebiet Mandschukuo stößt die organisierte japanische Gruppensiedlung mit der völlig unorganisierten, zahlenmäßig aber ungleich stärkeren chinesischen Masseneinwanderung zusammen und hat sich dieser bisher durchaus unterlegen gezeigt, weil die bewußt national- und militärpolitisch geleitete Siedlung der Japaner mit der Ungunst der natürlichen Voraussetzungen, insbesondere dem Klima, nicht fertig zu werden vermag. —

Der im vorstehenden geschilderte Wandel im Wanderungswesen der Welt findet seinen Niederschlag vorläufig ganz überwiegend in der innerstaatlichen Gesetzgebung, vor allem der Einwanderungs-, in wesentlich geringerem Maße auch der Auswanderungsländer. Wanderungen sind keine Sache der Gegenseitigkeit; das unterscheidet sie grundsätzlich von dem internationalen Warenaustausch und gibt der innerstaatlichen Gesetzgebung auf diesem Gebiete eine viel größere Handlungsfreiheit als in der Handelspolitik, in der bei jeder Regelung die Rücksicht auf die Reaktion des Auslandes nicht unberücksichtigt bleiben darf. Daraus ist es wesentlich auch zu erklären, daß der Strukturwandel der Weltwirtschaft im Wanderungswesen bisher in wesentlich geringem Umfange als im Welthandel seinen Niederschlag in zwischenstaatlichen Vereinbarungen gefunden hat. Doch fehlen solche

durchaus nicht, und die Entwicklung der letzten Jahre macht es außerordentlich wahrscheinlich, daß sie in Zukunft erhöhte Bedeutung für die Gestaltung der internationalen Wanderungen gewinnen werden. Wir denken dabei nicht an die multilateralen Konventionen, die auf dem Wege über die Internationale Arbeitsorganisation des Völkerbundes zustande gekommen sind; sie gehen über Maßnahmen der Auswandererfürsorge nicht hinaus, und es ist nicht zu erwarten, daß auf diesem Wege konstruktive zwischenstaatliche Wanderungspolitik entstehen könnte.

Ansätze zu solcher finden wir dagegen in den bilateralen Abkommen, die zwischen Ein- und Auswanderungsländern in den letzten Jahren in wachsender Zahl abgeschlossen worden sind. Sie zerfallen in reine Arbeitsmarktabkommen und in Siedlungsabkommen. Während man bei den ersteren früher fast ausschließlich allgemeine Grundsätze für Anwerbung und Beschäftigung der Angehörigen des als Vertragspartner auftretenden Landes vereinbarte, finden wir neuerdings auch Vereinbarungen, die genau Zahl und Art der zuzulassenden ausländischen Arbeitnehmer festlegen, damit also den Kontingentsverträgen im Außenhandel an die Seite zu stellen sind. Eine zweite Gruppe bilden die Siedlungsabkommen, wie sie uns z. B. in den Vereinbarungen entgegentreten, die zwischen Großbritannien und den britischen Dominien über die Förderung britischer Siedlung abgeschlossen worden sind (wobei freilich die praktischen Auswirkungen dieser Abkommen deutlich die gerade auf dem Gebiete der Siedlung bestehenden erheblichen Schwierigkeiten erkennen lassen). Ein weiteres charakteristisches Beispiel dafür bietet das neuestens zustande gekommene Siedlungsabkommen zwischen den Niederlanden und Argentinien, das an anderer Stelle dieses Heftes ausführlicher besprochen wird.

Das alles sind gewiß vorerst nur bescheidene Ansätze — aber sie lassen doch erkennen, daß nach dem durch die Weltkrise verursachten fast völligen Stillstand der zwischenstaatlichen Wanderungen heute der Weg zu ihrer konstruktiven Neuordnung gesucht wird. Auch im weißen Siedlungsraum der Erde ist die Geschichte des zwischenstaatlichen Menschenaustauschs nicht zu Ende. Aber sie steht in einem neuen Stadium. Die Zeit internationaler Freizügigkeit ist endgültig abgeschlossen. Die Zukunft gehört der Wanderung in der Hand des Staates.

ARNOLD SEIFERT:
Staatenwirtschaftliche Länderschau

Die Lissaboner Regierung rückt dem Kabeljau des Nordatlantik mit immer drastischeren Maßnahmen auf den Leib. Alle portugiesischen Fischer, die sich im Jahre 1936 als Klippfisch-(Bacalhau)-Fänger in die Fischermatrikel eingetragen haben, sind zu Beginn der diesjährigen Fangperiode durch Regierungsverordnung zwangsweise rekrutiert worden, sofern sie sich bis zum 15. April nicht selbst zur Anheuerung auf den Fahrzeugen der Klippfisch-Reeder gemeldet

hatten (Ministério da Marinha, Decreto-lei Nr. 27658 Diário do Govêrno I/92, p. 382, 21. April 1937). Es stellt sich heraus, daß die Ausfahrt und der Betrieb der von der Regierung mit großer Mühe aufgebauten Klippfischer-Flottille durch den Mangel an Arbeitskräften ernstlich gefährdet waren. Man muß wissen, daß der Klippfisch das Hauptnahrungsmittel der breiten Massen des portugiesischen Volkes ist und daß er immer noch, wenn auch bereits in beträchtlich verringertem Umfang, eingeführt werden muß. Wenn man in Mitteleuropa den Portugiesen hauptsächlich als Fischer von Sardinen kennt, so deswegen, weil die Sardinen im Lande nur wenig verzehrt, sondern ausgeführt werden. Aber trotz dieser großen Ausfuhr von Sardinen, die vor allem aus den an der Südküste regelmäßig auftauchenden riesigen Schwärmen bestritten wird, führt die Vorliebe der Portugiesen für ihr Nationalgericht dazu, daß der Außenhandel in Fischen meist mit einem Passivsaldo schließt.

Seit 1934 sucht die von Oliveira Salazar geführte portugiesische Regierung hierin Wandel zu schaffen, und zwar einmal durch die — wie man sieht — konsequent betriebene Hebung des eigenen Klippfischfanges. Im Juni 1934 wurde ein Regierungskommissariat für den Handel mit Klippfischen eingesetzt, das Comissão Reguladora do Comercio de Bacalhau (C. R. C. B.). Im Oktober—November 1934 erfolgte die Errichtung einer Gilde der Importeure, dem Gremio dos Importadores Armazenistas de Mercearia, und einer Gilde der Klippfisch-Reeder, dem Gremio dos Armadores. Beide stehen unter Aufsicht des C. R. C. B. Die Flotte des Gremio dos Armadores stieg von 33 Fahrzeugen im Jahre 1934 auf 51 in 1936 und dürfte in diesem Jahre erneut vermehrt werden. Eine Verordnung (No. 27701 Diário do Govêrno I/112, 15. Mai 1937) schaltet die als Hausbank des Staates fungierende Caixa Geral de Depósitos, Crédito e Previdência für sofortige Beschaffung von Krediten für Klippfisch-Reeder ein, da die zu solchen Zwecken vorgesehenen Fonds des Gremio dos Armadores noch nicht ausreichen. Durch diese Förderung des Fanges unter eigener Flagge konnte die Klippfischeinfuhr schon beträchtlich vermindert werden. Die Statistik, die die Bewegungen der Fischein- und -ausfuhr in jüngster Zeit genauer erfaßt, weist im ersten Vierteljahr 1937 eine Halbierung der Einfuhr von Fischereierzeugnissen gegenüber der gleichen Vorjahrszeit aus.

Das ist indessen nur der eine Weg der Deviseneinsparung, der zweite geschieht durch planmäßige Steuerung der Einfuhr nach Menge und Preis. Seit Frühjahr 1935 besitzt das Gremio dos Impartadores das Ankaufsmonopol für Klippfisch in Portugal. Die Ankaufs-, sowie die Verkaufspreise und die dem Handel zuzuführenden Mengen setzt das C. R. C. B. fest. Die Wirkung ist sehr lehrreich. Seit dieser „Nationalisierung" des Klippfischfanges unter dem Regierungskommissariat ist es dem Gremio dos Impartadores regelmäßig gelungen, den ausländischen Fisch zu viel niedrigeren als den Weltmarktpreisen zu kaufen, obgleich 1935 die norwegischen und isländischen Fänge klein waren und obgleich die Welt-

marktpreise 1936 ständig anzogen! Die monopolistische Zusammenfassung des Einfuhrbedarfs des ganzen Landes ermöglicht offenbar die Vergebung von derart großen Aufträgen, daß allein dieser Umstand bei Abschluß der einzelnen Geschäfte zu einer besonders günstigen Preisgestaltung führt. Dabei ist der Nachteil der Anbieter um so größer, je größer ihre Zahl und je geringer auf ihrer Seite der zentrale Wille ist. Großbritannien z. B. schied als Lieferant für das Gremio dos Impartadores schon 1935 praktisch fast gänzlich aus, weil die meisten der einzelnen englischen Anbieter zu kleine Mengen heranführten. Demgegenüber hat Norwegen bezeichnenderweise die geforderten Preise bewilligt erhalten, weil sich Portugal in dem im September 1934 geschlossenen Norwegisch-Portugiesischen Handelsvertrag verpflichtete, als Gegenleistung für die jährliche Abnahme einer festgesetzten Menge portugiesischen Weins 40 Prozent seiner Einfuhr an Klippfisch zu laufenden Weltmarktpreisen in Norwegen zu decken. Das innere Preisniveau für Klippfisch ist auf Grund der vom Gremio dos Importadores erzielten, wesentlich niedrigeren cif-Preise nicht gesenkt worden. Der Regierung geht es lediglich um den nationalwirtschaftlichen Erfolg der Aufbesserung der Devisenbilanz.

*

Die portugiesische Politik ist ein sinnfälliger Ausdruck für die Anziehungskraft, die das „Niemandsland der Weltwirtschaft", die hohe See, in den letzten Jahren für alle diejenigen Länder gewonnen hat, die auf die mit landeseigener Kraft erschließbaren Nahrungs- und Rohstoffquellen angewiesen sind. Der schwankende Boden der Fahrzeuge der Hochseefischerei und des Walfanges wird für jeden Staat, unter dessen Flagge er wenigen Männern eine Arbeitsstätte ist, zu einem kostbaren Besitz; denn er ist Währungshoheitsgebiet, innerhalb dessen ohne Rohstoffe (und in Fällen wie Norwegen, Holland und Island ausgesprochen devisenschaffend) produziert werden kann. Kein Wunder daher, daß die Staaten mit den Fronten ihre Eigenerzeugung auch in diesem verbliebenen Freiraum immer stärker aufeinanderrücken. Die Gefahr von Zusammenstößen ist gering; der internationale Rechtsgrundsatz von der „Freiheit der Meere" ist unbestritten. Die hohe See ist mit allem ihren Inhalt nicht einmal ein „Gemeinschaftsgut" der Nationen (denn dann könnte sie auch Einzelgut werden); sie gehört in Wahrheit allen und keinem. Aber ein anderes droht: die Fische beginnen zu streiken! Die sprichwörtliche Unerschöpflichkeit des Fischreichtums der Meere hält dem Ansturm nicht mehr stand. Vor allem hat sich das Fangen und Anführen junger Fische, die nur zur Verarbeitung in Fischmehlfabriken, zur Verfütterung in Entenzüchtereien und zu ähnlichen Verwendungen (Zuchtfüchse) taugen, verhängnisvoll auf die Erhaltung der Brut ausgewirkt.

Das war der Anlaß einer internationalen Konferenz, die — ganz im Gegensatz zu sonstigen zwischenstaatlichen Bemühungen des Frühjahrs — am 26. März in London mit einem ausgezeichneten Erfolg zu Ende ging: die Inter-

nationale Konferenz zur Regelung des Fischfangs im Nordatlantik und seinen Nebenmeeren mit Ausnahme der Ostsee und des Mittelmeers. Auf ihr kamen zehn Länder (Belgien, Dänemark, Deutschland, Großbritannien, Island, Irland, die Niederlande, Norwegen, Polen und Schweden) überein, die Erhaltung und Verbesserung des Fischbestandes im Interesse aller Beteiligten dadurch zu sichern, daß die Maschenweite der Grund- und Schleppnetze und die Mindestgröße der Fische einheitlich festgesetzt und von den Regierungen verbindlich angeordnet wird. Unter den Mindestmaßen dürfen die verschiedenen Fischsorten nicht mehr an Bord gehalten, mitgenommen, an Land gebracht und verkauft werden.

Solche Abkommen sind an sich nichts Neues. Das Interessante an dieser Abmachung (wie auch an dem am 8. Juni mit ähnlichen Zielen zustandegekommenen Londoner Walfischfang-Abkommen, von dem noch zu reden sein wird) ist für uns, daß sich gerade in heutiger Zeit eine derartige Zusammenarbeit als möglich erweist und daß Länder, die die Erlangung der Nährfreiheit ausgesprochen zum Gemeinschaftsziel der Nation machen, dafür kein Hindernis bilden. Im vorliegenden Fall kam die Behinderung gerade von der anderen Seite. Ist es symptomatisch für die schwache Stellung des Staates in Frankreich, daß die französische Regierung — obgleich ihre Kommission in London begeistert für die Regelung stimmte — dem Abkommen nicht beitrat, weil die lokale Opposition in den Zentren der französischen Fischverarbeitung, besonders in Arcachon, nicht überwunden werden konnte?

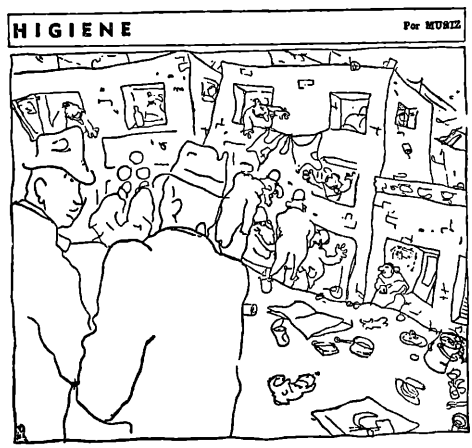
Zusammen mit einem neuen Handelsvertrag wurde am 17. April in Buenos Aires zwischen den Niederlanden und Argentinien ein Wanderungsabkommen unterzeichnet, das sich zur Aufgabe macht, holländische Kleinbauern und Gärtner, soweit ihnen durch die Strukturwandlungen im agrarischen Aufbau Europas in ihrer alten Heimat wohl dauernd die Existenzgrundlage genommen sein dürfte, auf den Deltainseln des Paraná anzusiedeln. Die Einwanderung ist sehr besonnen geplant. Vor allen Dingen ist die für die Siedler bestimmte neue Heimat von sehr ähnlichem geographischen, klimatischen und wirtschaftlichen Aufbau wie ihre alte.

Das Inselreich des Paranádeltas ist eingeschlossen zwischen dem kleinen Fluß Luján und den vielen Armen, mit denen der Paraná in den Trichter des Rio de la Plata mündet. Es beginnt bei der kleinen Stadt Tigre (40 Minuten Eisenbahnfahrt von Buenos Aires) und dehnt sich bis nach Rosario aus. Es ist von großen befahrbaren Armen des Paraná (einer davon auch für Seeschiffe passierbar) durchzogen, hat Dutzende von kleinen Flüssen und Seitenarmen und eine Unzahl von Kanälen, die zum größten Teil von holländischen Strombauingenieuren gebaut worden sind. Der Boden ist alluvialer Grund mit einer dicken fruchtbaren Humusschicht. Es gedeihen vor allen Dingen Früchte (Pfirsiche, Pflaumen, Birnen, Zitrusfrüchte) und Gemüse. Im übrigen ist die Anpflanzung einer dort besonders gut gedeihenden Faserpflanze, der „phormio tenax", in Aussicht genommen, durch die

der argentinische Staat sich auf lange Sicht von der Einfuhr der Sisalfaser zu befreien hofft. Nachteile bestehen in den ziemlich gefährlichen und unregelmäßig auftretenden Überschwemmungen, die aber auf die Dauer durch Eindeichung der unter Kultur genommenen Gebiete zu bannen wären, und gelegentlich auch in Verwüstungen durch Heuschreckenschwärme. („Maderil", Buenos Aires; Het Allgemeen Handelsblad, Amsterdam, 20. 4. 37.)

Gerade holländische Gärtner und Kleinbauern dürften eine besondere Eignung für Aufgaben mitbringen, wie sie hier die Natur und die wirtschaftliche Umwelt stellen. Die Regierung der Provinz Buenos Aires soll die notwendigen Kanalisationsarbeiten bald in Angriff nehmen. (Bis zur Fertigstellung sollen die Siedler voraussichtlich in den von der Banco Hipotecario Nacional oder von der Zentralbank verwalteten, aus liquidiertem Großgrundbesitz herrührenden Gebiete untergebracht werden, die gute Verbindungen zu den Verbrauchszentren des Landes haben.) Die beiden Regierungen übernehmmen es, sich durch eine gemischte Kommission gegenseitig zu unterstützen und zu informieren, und zwar argentinischerseits über die Möglichkeiten der Ansiedlung, des Grunderwerbs und der Marktverhältnisse und holländischerseits über Anzahl und Eignung der Wanderer bzw. Wandererfamilien, auf die besonderer Wert gelegt wird. Die Bedingungen für Kollektiveinwanderung werden erleichtert, die für einzelne Einwanderer erschwert.

Der argentinische Außenminister erklärte am 19. April, daß er derartige Einwanderungen aus „nordischen" europäischen Ländern für besonders geeignet halte. Er hoffe, ähnliche Vereinbarungen mit Dänemark, Ungarn und der Schweiz abzuschließen. Ob es ihm gelingt, ist eine andere Frage. Holland jedenfalls muß diesen Verlust an Volkskraft mit sich selbst ausmachen. Kommt die Umsiedlung zustande, so sind die Argentinier nur zu beglückwünschen. Zur gleichen Zeit (19. April) erschien in „La Razon", Buenos Aires, neben einem Leitartikel zu dieser „tarea oficial de Estado a Estado" die hier wiedergegebene Karikatur, die zwei argentinische Bürger vor den „slums" von Buenos Aires ein Gespräch führen läßt. Sie, d. h. das argentinische Volk, billigen offenbar diese sorgfältig auswählende Einwanderungspolitik der Regierung, wie sie im Hollandabkommen zum Ausdruck kommt. Aber sie würden es sehr gern sehen, wenn der Staat noch fester zupacken würde in der Frage der Deportierung solcher unerwünschter Einwandererelemente, wie sie da vor ihnen herumkriechen. Die Straße ist voller Schmutz, und im Vordergrund rechts sieht man einen Papierfetzen, und auf ihm das Zeichen von Hammer und Sichel — —



— ¿Que opina del acuerdo sobre inmigración con Holanda?
— Parece bueno ... Pero mejor hubiese sido un decreto de emigración para otros inmigrantes ...

Das Tagesgespräch von Wall Street und Londoner City war Anfang Mai die Finanzpolitik des argentinischen Staates, die ein Ergebnis der glänzenden Aufwärtsentwicklung der argentinischen Wirtschaft ist. Der Auftrieb war in den letzten 9 Monaten ganz außerordentlich. Januar—April 1937 war die Ausfuhr um 107,7% höher als in der gleichen Zeit des Vorjahres. Wenn sich die Weltmarktpreise für die wichtigsten Ausfuhrgüter (Getreide, Fleisch, Häute, Wollen) auch nur auf jetziger Höhe halten, dann dürfte das Jahr 1937 der argentinischen Handelsbilanz einen Überschuß bringen, der alles Dagewesene in den Schatten stellt. Schon 1936 begann dieser kräftige Hochschwung, und bald erhöhte der Zustrom der Ausfuhrerlöse sprunghaft das Angebot an fremden Valuten, das zusammen mit europäischem Fluchtkapital den Pesokurs in die Höhe trieb, die Ausfuhrgewinne also zu verkleinern drohte. Es stellte die Regierung vor die Entscheidung, die Staatsmaßnahmen der Krisendefensive entweder abzubauen oder beizubehalten. In welchen autoritären Formen sich bei Nachlassen des Krisendrucks die Lockerung der Einwanderungsdrosselung zu vollziehen beginnt, haben wir bereits gesehen. Finanzpolitisch hieß die Alternative: Devisenbewirtschaftung oder nicht. Die beiden führenden Männer der argentinischen staatlichen Wirtschaftslenkung, Außenminister Dr. Saavedra Lamas und Finanzminister Roberto Ortiz, entschieden sich für Beibehaltung und — unter Benutzung des Instruments der Devisenkontrolle — zu einer großangelegten finanzpolitischen Offensive. Der Staat trat selbst als Käufer der überschüssig anfallenden Devisen auf und verwandte sie zu Rückzahlungen von Auslandsanleihen und zum Ankauf von in Argentinien arbeitenden ausländischen Unternehmungen. Durch diesen Abfluß konnte zugleich der Kurs auf 16 Peso für das englische Pfund zum Stehen gebracht werden.

Dieser Vorgang ist mehr als die übliche staatliche Ausgleichsmanipulation auf dem Devisenmarkt eines in einer Hausse befindlichen Landes. Er enthält die ausdrückliche Absicht einer dauernden Befreiung vom ausländischen Kapitaleinfluß! Am 1. Dezember 1936 hatte die argentinische Regierung in Wall Street im ganzen noch 234 013 500 Dollar Anleiheschulden, die sie durchweg mit 6% verzinsen mußte und die alle um 1960 herum fällig waren. Am 22. April dieses Jahres hatte sie davon nicht weniger als 121 108 000 Dollar zurückgezahlt und den Rest in langfristige Papiere zu 4 bzw. $4^1/_2$% umgewandelt. Die Mittel aber, um die dafür erforderlichen Dollarbeträge aus dem eigenen Marktanfall an Devisen erwerben zu können, hat die Regierung zum Teil aus eigenen Quellen, zum größeren Teil aber durch eine innere vierprozentige argentinische Anleihe, die „Anleihe zur Repatriierung ausländischer Schulden", beschafft. Ihre Auflegung mit 200 Millionen Pesos ist (am 4. Mai) von einem überwältigenden Erfolg begleitet gewesen. Wir stehen vor der Umwandlung einer äußeren in eine innere Schuld, die die argentinische Zahlungsbilanz in Zukunft nicht mehr belasten

wird und die selbst dann ganz anders manipuliert werden kann, falls private ausländische Kapitalbesitzer Teile von ihr erwerben sollten. Soweit der Rest der Dollaranleihen konvertiert wurde, ist dafür gesorgt, daß der Zinsendienst durch die gesenkten Sätze beträchtlich weniger (ab 1938 anstatt 20 186 000 Dollar nur 7 041 270 Dollar) Devisen frißt als bisher.

Im staatenwirtschaftlichen Zusammenhang bedeutet das eine sehr empfindliche Zurückdrängung des nordamerikanischen Einflusses, und es ist nicht verwunderlich, daß der City-Berichterstatter der „Times" dem Finanzminister Ortiz am 6. Mai ausdrücklich zu seiner Aktion beglückwünscht hat. Immerhin, wir möchten nicht mit Sicherheit entscheiden, ob diesem Minus für die Nordamerikaner ein Plus für die Engländer notwendigerweise entsprechen muß. Vielleicht sind das nur Gradunterschiede im Rückzugstempo vor dem außenwirtschaftlichen Staatswillen Argentiniens. Denn auf dem Gebiete der Verdrängung des an Privatbetriebe gebundenen ausländischen Kapitals ist England der Hauptleidtragende. Anfang Februar hat die argentinische Regierung offiziell ihre Absicht erklärt, nach und nach sämtliche private ausländische Eisenbahngesellschaften Argentiniens anzukaufen, „um zu erreichen, daß in Zukunft die Verwaltung und der Betrieb der Eisenbahnen lediglich vom Gesichtspunkt des öffentlichen Interesses ohne Berücksichtigung kommerzieller Vorteile erfolgt." Gleichzeitig erwarb sie als erste für 10 Millionen Pfund Sterling die bisher von den Engländern betriebene Bahn Ferrocarril Central Córdoba (womit die Staatsbahnen, die bisher hauptsächlich in den noch unerschlossenen Außenprovinzen Argentiniens eine wenig einträgliche Pionierarbeit leisteten, endlich die langersehnte direkte Verbindung mit der Bundeshauptstadt bekommen). In allernächster Zeit wird, wie verlautet, die ebenfalls von den Engländern kontrollierte Transanden-Bahn übernommen, wovon sich der Minister für öffentliche Bauten Dr. Alvarado eine befruchtende Wirkung auf den Verkehr und Handel mit Chile verspricht. Die Rafaela—San Cristobal-Bahn in der Provinz Santa Fé ist dann die nächste.

Von allen privaten Eisenbahngesellschaften Argentiniens befindet sich nicht eine in den Händen landeseigenen Privatkapitals. Sie sind — bis auf drei kleine französische — alle britisch. England, das (nach einer Angabe des Staatssekretärs des Board of Trade im Unterhaus am 3. Mai) in Argentinien noch für 440 Millionen Pfund Interessen hat, wird also von der Politik der argentinischen Regierung am härtesten getroffen. Interessant ist, was in dieser Frage der Handelsrat der Britischen Vertretung im April 1936 aus Buenos Aires an das Department of Overseas Trade berichtete. (Economic Conditions in the Argentine Republic, London 1936, Nr. 639, p. 39.) Er schrieb: „Daß der Dienst, den die [englischen] Eisenbahnen leisten, innerwirtschaftlicher Natur ist, entgeht der Volksmeinung deswegen sehr leicht, weil aller Nachdruck auf die ausländische Nationalität des beteiligten Kapitals gelegt wird. Tatsachen wie die, daß die „ausländischen" Gesellschaften 90% aller Ausfuhren und Einfuhren Argentiniens befördern und mehr als 95% ihrer Einkünfte in Argentinien wieder ausgeben — sie sichern die Existenz von 120 000

argentinischen Arbeitern und Angestellten, deren Löhne 55% aller Einkünfte absorbieren — werden oft genau so außer Acht gelassen, wie die Verdienste um die Entwicklung des Landes in der Vergangenheit und die Fähigkeit, diese Entwicklung auch noch weiter zu fördern. Der Umstand, daß die Eisenbahnen mit ausländischem Kapital betrieben werden, ist zufällig..."

Aber auch den Amerikanern geht es an den Kragen. Gleichzeitig mit dem Übergang der Central-Córdoba-Bahn in Staatsbesitz erfolgte für 140—145 Millionen Pesos der Erwerb der Standard-Oil-Niederlassungen durch die staatliche Petroleumgesellschaft Yacimientos Petroliferos Fiscales. In dem Vertrag verpflichtet sich die Standard-Oil-Company, sich ganz vom argentinischen Markt zurückzuziehen, wodurch die Y. P. F. praktisch das Monopol bekommt. Mitte Mai lief ein für sie gebauter Tankdampfer („Presidente Figuerca Alcorta") vom Stapel. Es ist nicht nur das größte bisher auf einer südamerikanischen Werft gebaute Schiff, sondern es wurde vor allem bejubelt als ein Erfolg der staatlich geförderten argentinischen Schiffbauindustrie, die hier für sie gänzlich neue Aufgaben zu meistern hatte und damit von sich aus dazu beiträgt, die Petroleumausfuhr auch frachtlich zu „nationalisieren".

Das alles hat sich in wenig mehr als einem halben Jahre vollzogen. An Aufforderungen, einen gegenteiligen Kurs einzuschlagen, hat es nicht gefehlt. Besonders die Nordamerikaner haben es sich auf der Panamerikanischen Konferenz in Buenos Aires im Dezember 1936 angelegen sein lassen, die argentinische Regierung zur Aufgabe der Devisenbewirtschaftung zu bewegen; — nicht um jenes wirtschaftlichen Kooperations-Ideals willen, von dem auf der Konferenz so viel gesprochen wurde, sondern aus sehr wirklichkeitsnahen handelspolitischen Gründen: denn die staatliche Devisenkontrolle ist besonders ihnen ein Dorn im Auge.

Die argentinische Handelspolitik vertritt zwar offiziell den Grundsatz des *do ut des,* in Wirklichkeit ist der Ausgleich 1 : 1 — auf Grund des Roca-Runciman-Vertrages von 1933 — nur gegenüber England durchgeführt worden. 1933 bis 1935 sind für die aus England nach Argentinien eingeführten Waren aus dem amtlich bewirtschafteten Devisenfonds 102 % des Gegenwertes der argentinischen Ausfuhren nach England zugeteilt worden. Die übrigen Länder kamen im Durchschnitt nur auf 69 % ihrer Käufe in Argentinien. („Österreichischer Volkswirt", 22. Mai 1937, S. 674.) Diese Diskriminierung rechtfertigt die argentinische Regierung mit dem Argument, sie müsse zwischen einem Dauer versprechenden Handel auf vertraglich gesicherter Grundlage und einem stärker dem Zufall und Schwankungen unterworfenen Verkehr ohne handelsvertragliche Sicherung unterscheiden. So ist es nicht verwunderlich, daß die Vereinigten Staaten, die keinen Handelsvertrag mit Argentinien besitzen, mit deutlicher Spitze gegen England zum Rufer im Streite gegen die staatliche argentinische Devisenordnung geworden sind. Obwohl Englands Käufe in Argentinien ab-, die nordamerikanischen dagegen zugenommen hätten, erhielten die Engländer immer noch für 100 % ihrer eigenen Lieferungen Devisen zu dem günstigen amtlichen Kurs (es gibt außerdem noch einen wesentlich ungünstigeren freien Kurs, da nicht der ganze Devisenanfall

bewirtschaftet wird), sie (die Nordamerikaner) dagegen nur für höchstens 48 %. Jetzt, nach der Anleihe-Rückzahlung, sei — wie halbamtlich erklärt wurde — die Diskriminierung noch viel weniger zu entschuldigen.

Wer von beiden wird siegen, die Engländer oder die Yankees? — Wer so fragt, ist jener „zünftigen" politisch-wirtschaftlichen Sicht verschrieben, die in diesen Auseinandersetzungen nicht mehr als die geläufige alte Rivalität der beiden großen Wirtschaftsmächte um den Vorrang in Argentinien erblickt. Danach sind die beiden Mächte die Kämpfer und Argentinien das Kampffeld. Dieses Feld ist für England ein „heimliches oder halbes Dominium", welches englische „Finanzberater" auch politisch in das Kielwasser der Empirepolitik lenken und das mit Kanada zusammen der in London gemachten Weltpolitik dazu dient, etwaige panamerikanische Gebilde vom Süden und Norden her „in die Zange zu nehmen". Die andere, den Nordamerikanern zuneigende Hälfte der Propheten kommt sich weniger überholt vor, wenn es diese Lesart für veraltet hält. Sie läßt Argentinien — allmählich, aber auf die Dauer unentrinnbar — aus dieser alten englischen Bindung gleiten; aber nur, um sie sofort in eine neue zu verweisen, nämlich in den Status eines Gliedes des von Washington aus geführten panamerikanischen Wirtschaftsraumes, der sich „in seiner Einheitlichkeit und Geschlossenheit wirtschaftlich selbst genügt und sich infolgedessen auch politisch aus dem Weltgefüge herauslöst". Genug damit! Wer die Dinge aus der wirtschaftlichen Wirklichkeit heraus zu begreifen versucht, kann ein derartiges spekulatives Verfügen über „Räume" nicht mitmachen. Argentinien ist zu seinem eigenen staatlichen Leben erwacht, es baut mit sichtbarem Erfolg an seiner Unabhängigkeit auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet. Es wird sich in Zukunft weder von England noch von den Vereinigten Staaten seine Handlungen vorschreiben lassen, von letzteren übrigens auch nicht, wenn sie ihre Machtpolitik mit einer panamerikanischen Monroe-Doktrin verbrämen. Das hat der argentinische Präsident Justo seinerzeit auf der Konferenz unmißverständlich klargemacht.

*

Künftig soll in Jugoslawien das Gesetz gelten, daß bei allen Neugründungen von Aktiengesellschaften mindestens 51 Prozent südslawisches Kapital beteiligt sein muß. Bei diesen und ähnlichen Meldungen aus anderen Ländern fragt man sich immer wieder, ob private ausländische Kapitalbesitzer überhaupt noch dazu zu bringen sind, ihr Geld in Staaten mit solchen Bestimmungen neu anzulegen. Die Errichtung der Società Anonima Mineraria Africa Orientale Italiana (S.A.M.A.O.I.), die zum Zwecke der Ausbeutung von Bodenschätzen in Äthiopien am 20. Januar mit dem Sitz in Mailand gegründet wurde, gibt darauf eine recht interessante Antwort: Das Kapital der Gesellschaft ist zu 49 Prozent von deutschen, zu 51 Prozent von italienischen Kapitalgebern gezeichnet worden! Das Engagement kann beträchtlich werden; zunächst wird das Kapital

mit 50 Millionen Lire, also deutscherseits anteilig mit etwa 3,25 Millionen Reichsmark eingebracht; es kann aber auf 200 Millionen Lire erhöht werden, was einem deutschen (Minoritäts-) Anteil von etwa 13 Millionen Reichsmark gleichkommen würde. Die Schwierigkeiten liegen auf technischem Gebiet.

Hier haben die Kapitalgeber des Kapitalausfuhrlandes freiwillig auf die Erlangung der Aktienmajorität verzichtet, und es wird gerade an diesem Beispiel deutlich, daß eine Majorität dann gar nicht mehr erstrebenswert ist, wenn Gesetzgebung und Rechtsprechung des Kapitaleinfuhrlandes ein aus Aktienmajoritäten abgeleitetes Recht auf beherrschenden Einfluß nicht mehr um jeden Preis zu schützen gewillt sind, d. h. nicht mehr selbst dann, wenn sich dieser Einfluß gegen die Lebensinteressen des eigenen Wirtschaftskörpers richtet. An Stelle dessen wird der gemeinsame Wille der beteiligten Staatsführungen zum Garanten der Integrität der — mit Privatkapital erstellten — Unternehmung, wobei der Staatswille des Kapitaleinfuhrlandes den sachlichen Aktionsradius der Unternehmung bestimmt, während dem ausländischen Teilhaber zur Durchsetzung seiner Ziele — ungeachtet seiner kapitalmäßigen Unterlegenheit — der Beistand seiner eigenen Staatsführung gewiß ist. Dabei kann der Vertrag formell privatrechtlicher Natur sein, während er seine staatenwirtschaftliche Stützung aus dem politischen Bereich empfängt.

Im vorliegenden Falle ist der Staatswille deutscherseits aus dem Vertrag unmittelbar ersichtlich, denn nach dem Gründungsstatut der S. A. M. A. O. I. erwirbt die deutsche Industrie ein Vorkaufsrecht auf 25 Prozent der mineralischen Ausbeute, und dieses Vorkaufsrecht erlischt auch dann nicht, wenn die Italiener von ihrem Recht des späteren Rückkaufs der deutschen Kapitalbeteiligung Gebrauch machen sollten. Nachdem also unter Umständen die heute deutscherseits privat Beteiligten längst ausgeschieden sind, würde dennoch „die deutsche Industrie" Nutznießerin des Vertrages bleiben. Das ist eine generelle, nationalwirtschaftliche Sicherung von Anrechten auf Rohstoffe. Demgegenüber tritt der Gedanke der Erwirtschaftung einer möglichst hohen Rente sowohl für die deutschen Kapitalgeber, als auch für die deutsche Zahlungsbilanz in den Hintergrund, während umgekehrt die Lieferung deutscher Produktionsmittel den Transfer der Kapitalbeteiligung erleichtern dürfte. Im übrigen bringt Deutschland das geistige Kapital seiner Ingenieure ein: die technische Oberleitung ist vertraglich in deutsche Hände gelegt.

Wenn man sieht, wie die Politik der Zurückdrängung ausländischen Kapitaleinflusses — als logisches Ergebnis des Selbsterhaltungstriebes — immer stärker in die Gesetzgebungen der Länder eindringt; wenn man weiter mit Absicht den

Blick auf Argentinien gerichtet hat als auf ein Land, das zur „Prosperität' zurückgekehrt ist, ohne daran zu denken, seinen Anteil an dem „Wiederaufschwung der Weltwirtschaft" in den Dienst einer Rückgängigmachung der „Kapitalentflechtung" zu stellen, ja das eher als Goldkäufer aufzutreten als erneut Mächte zu stärken bereit ist, die außerhalb des Landes nach eigenen Gesetzen über Stillegung oder Inbetriebhaltung des „Produktionsabschnittes Argentinien" befinden könnten; und wenn man schließlich eine sich unter gänzlich neuen Aspekten vollziehende Kapitalausfuhr von Deutschland nach Äthiopien kennengelernt hat, in der der sakrosankte Maßstab der liberalen Kapitalherrschaft, die Aktienmajorität, eine wahrhafte „quantité négligeable" geworden ist, dann wirkt es wie die Kunde aus einer fremden Welt, wenn folgende Meldung aus Paris auf den Tisch flattert:

> Paris, 17. Mai. — Bei der Internationalen Handelskammer fand eine Sitzung ihres Ausschusses für ausländische Gesellschaften statt ... Zur Beratung stand erneut die Frage der Behandlung ausländischer Wirtschaftsunternehmungen. Bekanntlich hat der Ausschuß im November 1936 den Entwurf eines zweiseitigen Musterabkommens aufgestellt, daß die Regierungen hinsichtlich der in ihrem Gebiet befindlichen ausländischen Unternehmungen — Tochtergesellschaften wie Zweigbetriebe — von jeder Diskriminierung absehen sollten... Der Abkommensentwurf hat im allgemeinen die Zustimmung der Landesgruppen gefunden. Nach dem Musterabkommen sollen ausländische Unternehmungen die gleichen Rechte wie die einheimischen besitzen, und zwar das Recht, vor Gericht aufzutreten, Grundstücke zu erwerben usw. Ferner sollen sie weder diskriminatorischen steuerlichen Behandlungen unterworfen werden, noch Beschränkungen hinsichtlich der Nationalität der Gründer, der Mitglieder des Vorstandes und der Aktionäre. Auch sollen sie in gleicher Weise wie die einheimischen Unternehmungen berechtigt sein, Ausländer als Mitarbeiter und Fachleute zu beschäftigen. Der Abkommensentwurf wird in seiner neuen Fassung dem nächsten Kongreß der Internationalen Handelskammer unterbreitet werden, der vom 28. Juni bis 3. Juli d. J. in Berlin stattfindet.

Wir zweifeln nicht, daß dieser Entwurf, der durch die konsequente Zweiseitigkeit der Zugeständnisse nicht weniger „idealtypisch" wird, in Berlin Annahme findet. Ist aber nicht zu befürchten, daß die angesehene Einrichtung der Internationalen Handelskammer allmählich an Prestige verliert, wenn sie nicht die Notwendigkeit einer Erneuerung und eines Aufgabenwandels erkennt? Das gilt nicht nur von diesem einen Fall der im ganzen unbestritten verdienstvollen Arbeit an internationalen Wirtschaftsnomenklaturen, Verkehrsfragen usw., sondern überhaupt von ihrer grundsätzlichen Haltung zu den Problemen des zwischenstaatlichen Wirtschaftsverkehrs. Die Wiege der Internationalen Handelskammer steht in den Vereinigten Staaten, und unter denselben Männern, die ihr Gebäude dort seit 1919 tragen, befinden sich wohl eine ganze Reihe jener Unternehmernaturen, die alle staatliche Einmischung zum Schutz des Arbeiters oder des Verbrauchers ablehnen, sich aber nicht als inkonsequent betrachten, wenn sie gleichzeitig hohe Schutzzölle gegen ausländische Wettbewerber oder sogar direkte Regierungsunterstützungen fordern, um ihren Betrieben die Rentabilität zu sichern.

Es wirkt wie eine bloße Verlagerung dieser Inkonsequenz aus dem nationalen in den internationalen Raum, wenn Präsident Dr. Fentener van Vlissingen unermüdlich dem „Abbau der Handelshemmnisse" das Wort redet, ohne gleichzeitig eine Liste derjenigen Länder vorzulegen, die — als entscheidende Voraussetzung für ein Gelingen des Planes — eine Selbstvernichtung großer Teile ihrer sachlichen und menschlichen Produktivkräfte — mit allem, was dazu gehört — freiwillig auf sich zu nehmen bereit sind.

Gibt der jüngste Wiederaufschwung des internationalen Handels der Politik der Kammer recht? Das argentinische Beispiel spricht auf seine besondere Art dagegen, aber unzweifelhaft hat sich in den letzten 12 Monaten die Lage in mancher Hinsicht stark gewandelt. Wenn auch nicht übersehen werden sollte, daß die eingetretene Belebung, die ganz natürlich eine Tendenz zur Lockerung der staatlichen Notmaßnahmen der Krisenzeit mit sich bringt, zum überwiegenden Teil von Rüstungskonjunktur und strategischer Vorratswirtschaft ausgelöst worden ist, so ist doch in vielen Ländern eine Dauer versprechende Neigung zum „Abbau der Handelshemmnisse" feststellbar. Wir wollen uns aber über den Charakter dieser Neigung keinen Täuschungen hingeben. Sind die Bemühungen des belgischen Ministerpräsidenten van Zeeland und seines Finanzberaters Maurice Frère schon mehr als das Bestreben, den drohenden „Boom" mit nachfolgendem „Slump" durch gegenseitige zwischenstaatliche Hilfsstellungen rechtzeitig abzudrosseln bzw. durch Verteilung der Risiken aufzufangen? Das wäre ein dem Prinzip staatlicher Regulierung verhaftetes Tun! Wenn von der englischen Presse diese Vorsondierungen unter dem Schlagwort „For Freer Trade" kommentiert worden sind, so liegt in diesem Komparativ „freer" der ganze Gegensatz zu dem Schlachtruf „Back to Free Trade". Jeder Staat wird sich heute dort, wo es die Gegebenheiten seiner Wirtschaft zulassen, brennend gern an einer Zusammenarbeit beteiligen, die überflüssige Behinderungen des Handels im zwischenstaatlichen Felde ausmerzt. Das ist aber etwas grundlegend anderes als eine von den führenden Männern der Internationalen Handelskammer immer wieder propagierte schrittweise Wiederherstellung des Freihandels nach altem Muster, die den Staatsführungen im Endziel zur Aufgabe macht, die Lenkung der wirtschaftlichen Geschicke der Menschheit im nationalen und internationalen Zusammenhang nach Beseitigung des letzten Handelshemmnisses wieder vollständig in die „verantwortungsfreudigen Hände der privaten Unternehmer" zurückzulegen. Wenn dieses Endziel — wie entfernt auch immer — überhaupt gesetzt wird, muß notwendigerweise — das zeigt der Pariser Entwurf eindeutig — die ganze Tätigkeit der Kammer darunter leiden, denn es fehlt ihr eben dann die heute nicht mehr zu entbehrende, sachliche Berücksichtigung der Immanenz des Staatswillens in den Wirtschaftsbeziehungen der Völker.

MATERIALIEN

Das Wirtschaftsprogramm der Falange Española

Mitte April hat General Franco alle politischen Organisationen und Milizen der ehemaligen Rechten in der neuen Nationalen Partei vereinigt. Das 27-Punkte-Programm der Falange Española de las J.O.N.S. (Nacionalsindicalismo) soll in seinem wesentlichen Inhalt die Grundlage der neuen Verfassung werden. Nachstehender Auszug gibt die wirtschaftlich relevanten Punkte wieder:

1. Wir glauben an die höchste verwirklichte Realität (la suprema realidad) Spanien. Sie zu verstärken, sie zu vergrößern und sie zu erhöhen, ist die dringendste gemeinsame Aufgabe aller Spanier. Der Durchführung dieser Aufgabe werden sich unerbittlich alle Interessen der Einzelnen, der Gruppen und der Klassen fügen müssen.

3. Wir haben einen imperialen Willen (voluntad de Imperio) . Wir fordern für Spanien eine hervorragende Stellung in Europa. Wir werden weder die Isolierung durch die Welt noch die fremde Mediatisierung dulden.

In bezug auf die Länder Spanisch-Amerikas erstreben wir die Vereinheitlichung der Kultur, der wirtschaftlichen Interessen und der Macht (la unificación de cultura, de intereses económicos y de poder). Spanien leitet aus seiner Eigenschaft als geistige Achse der spanischen Welt sein Anrecht auf einen Vorrang in der Gestaltung der Welt ab (título de preeminencia en las empresas universales).

4. Unsere Streitkräfte — auf dem Lande, zur See und in der Luft — werden leistungsfähig und zahlreich genug sein müssen, um Spanien jeden Augenblick die ihm gebührende volle Unabhängigkeit und seinen Weltrang zu sichern.

Wir werden dem Heer zu Lande, zur See und in der Luft das ihm gebührende öffentliche Ansehen zurückerobern und dafür Sorge tragen, daß nach ihm das ganze spanische Dasein von soldatischem Geist erfüllt wird.

5. Spanien wird nochmals seinen Ruhm und seinen Reichtum (riqueza) auf den Seewegen suchen. Spanien muß danach streben, eine große Seemacht zu werden, und zwar sowohl für den Fall der Gefahr als auch für den Handel.

Wir fordern für unser Vaterland den gleichen Rang in den Flotten und auf den Luftwegen.

7. ...Niemandem wird es gestattet sein, seine Freiheit gegen die Einheit, die Stärke und die Freiheit des Landes zu gebrauchen ...

8. Der nationalsyndikalistische Staat wird jede mit dem allgemeinen Interesse zu vereinbarende private Initiative gestatten und die nützliche sogar schützen und anregen.

9. Wirtschaftlich betrachten wir Spanien als ein gigantisches Syndikat von Erzeugern. Zur Erreichung der nationalen Wirtschaftseinheit werden wir das spanische Volk (la sociedad española) in einem System von vertikalen Syndikaten nach Produktionszweigen körperschaftlich organisieren.

10. Wir lehnen das kapitalistische System ab, das die Bedürfnisse des Volkes außer acht läßt, das Privateigentum entmenscht und die Arbeiter in unförmige, zu Elend und Verzweiflung neigende Massen zusammentreibt.

Unser Geist und unser Nationalgefühl lehnen auch den Marxismus ab. Den Elan (ímpetu) der durch den Marxismus irregeleiteten schaffenden Klassen werden wir so lenken, daß sie ihre unmittelbare Anteilnahme an den großen Aufgaben des nationalen Staates fordern.

12. Der Reichtum hat — so wird es unser Staat ansehen — als erste Aufgabe die Verbesserung der Lebensbedingungen des gesamten Volkes. Es ist untragbar, daß ungeheure Massen im Elend leben, während einige wenige sich jeden Luxus leisten können.

13. Der Staat wird das Privateigentum anerkennen als legales Mittel für die Erfüllung individueller, familienbündlicher und sozialer Zwecke und es gegen die Mißbräuche des Großkapitalismus der Spekulanten und der Wucherer schützen.

15. Alle Spanier haben ein Recht auf Arbeit. Alle öffentlichen Stellen werden die nicht selbst verschuldet Arbeitslosen (paro forzoso) unterstützen.

16. Alle arbeitsfähigen Spanier haben die Pflicht zu arbeiten . .

18. Wir werden die landwirtschaftliche Produktion durch folgende Maßnahmen (Wirtschaftsreform) heben: ...

Indem wir die Art der Bestellung des Bodens nach seiner Eignung und den Absatzmöglichkeiten der Erzeugnisse bestimmen werden.

Indem wird die Zollpolitik zum Instrument des Schutzes der Landwirtschaft und der Viehzucht machen werden.

20. Wir werden einen unermüdlichen Feldzug für die Wiederausdehnung der Aufzucht von Vieh und für die Wiederaufforstung einleiten und die strengsten Maßnahmen gegen sich Widersetzende anwenden, und wir werden für diese historische Aufgabe des Wiederaufbaues des Reichtums der Heimat sogar zeitweise die Zwangsmobilisierung der ganzen spanischen Jugend verfügen.

SCHRIFTTUM

Karl W. Kapp: Planwirtschaft und Außenhandel. Genf 1936, Georg & Cie S.A., XI + 140 SS.

Der in Genf lebende Karl W. Kapp, Docteur ès Sciences Politiques, prüft die einer Planwirtschaft bei Teilnahme am internationalen Handel zur Verfügung stehenden Mittel. Obgleich die staatlichen Außenhandelsmonopole der U. d. S. S. R. und Irans sowie die Regulierung des Außenhandels in Deutschland während des Weltkrieges und seit dem „Neuen Plan" von 1934 abschnittweise in ihrem wesentlichen Gehalt erfaßt werden, wird die Untersuchung methodisch nicht diesen Erfahrungen zugrundegelegt. K. arbeitet vielmehr mit einem „planwirtschaftlichen Idealtypus", dem er den „liberal-kapitalistischen Idealtypus" gegenüberstellt. Dies geschieht vor allem, weil sich in der heutigen Welt „das Problem der planwirtschaftlichen Handelsbeziehungen mit dem Auslande in der Form des internationalen Warenaustausches zwischen einer oder mehreren Planwirtschaften einerseits und den Privatwirtschaften der übrigen Länder andererseits" stellt und weil es unwahrscheinlich ist, daß „die Staaten gleichzeitig oder in zeitlich geringem Abstande zu einer planwirtschaftlichen Organisation der Wirtschaft gelangen" (S. 2).

Entscheidende Voraussetzung für eine Rückkehr zur liberal-kapitalistischen Wirtschaft wäre nach K. die gewaltsame Wiederherstellung der freien Marktwirtschaft, wozu ein Staat mit demokratischer Verfassung kaum in der Lage sein dürfte. „Man käme also zu dem paradoxen Ergebnis, daß eine neue Aera des wirtschaftlichen Liberalismus nur durch Gewalt eingeleitet werden könnte" (S. 24). Die Ablösung der freien Marktwirtschaft durch eine planwirtschaftliche Ordnung erfordert eine Wirtschaftsrechnung nach anderen Kriterien als den Marktpreisen, denn auf der Grundlage der Marktpreise ist es unmöglich, zu einer Wirtschaftlichkeit vom Standpunkt der „Gesellschaft" zu gelangen, da in den individuellen Wertschätzungen und den entsprechenden individualwirtschaftlichen Entscheidungen die „gesellschaftlichen Ziele und Bedürfnisse" nur zum Teil Berücksichtigung finden. „In der Planwirtschaft ist der gesamte Außenhandel nur ein Teil der übrigen wirtschaftlichen Tätigkeit. Ergibt sich im Rahmen der Gesamtwirtschaft, daß die Ertragsgrößen die Aufwandsgrößen übersteigen, so hat die Planwirtschaft zumindest das Prinzip der volkswirtschaftlichen Rentabilität erfüllt. Hierzu bedarf es jedoch nicht, daß alle Abschlüsse der verschiedenen Produktionszweige oder jedes einzelne Außenhandelsgeschäft höhere Erträge als Aufwendungen aufweisen. Vielmehr könnten Verluste an einer Stelle durch Gewinne an anderer Stelle im Rahmen der Gesamtwirtschaft, ausgeglichen werden" (S. 53).

K. erörtert im einzelnen die Problematik der Durchführung des Außenhandelsplanes durch private Importeure und Exporteure und die Vor- und Nachteile einer besonderen

„operativen Außenhandelsorganisation". Zölle und Meistbegünstigungsklausel verlieren als technische Hilfsmittel der Handelspolitik sehr viel von ihrer Bedeutung, während das „Dumping" einer Planwirtschaft wohl nur noch terminologisch dem Dumping in der liberalkapitalistischen Wirtschaft zugerechnet werden kann. Der Handelsvertrag erhält überwiegend den Charakter eines Kaufvertrages bzw. eines Vorvertrages zu einem später abzuschließenden Kaufvertrag, ein Vorgang, der dem der „Handelsvertragsverhandlungen in Permanenz" ähnelt, die sich im modernen Protektionismus bei beiderseitiger Mengenkontrolle der Einfuhr ergeben.

Ein besonderes Kapitel prüft die Vor- und Nachteile für die Planwirtschaft einerseits und die kapitalistischen Länder andererseits bei der Teilnahme der Planwirtschaft am internationalen Handel. Im übrigen trage der planwirtschaftliche Außenhandel nicht notwendigerweise die Tendenz zu einer „Primitivisierung" (direkter Tauschverkehr) der zwischenstaatlichen Handelsbeziehungen in sich, auch für den „Dreiecksverkehr" blieben die Voraussetzungen gegeben. Ebenso bestehe keine zwangsläufige Verbindung zwischen Planwirtschaft und Autarkie. „Wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Ausland ist ein Ziel, das mit verschiedenen Mitteln sowohl von kapitalistischen Staaten als auch in planwirtschaftlichen Ländern angestrebt werden kann. In beiden Fällen würde das Opfer, das die Länder dem gesellschaftlichen oder politischen Ziel der wirtschaftlichen Unabhängigkeit zu bringen hätten, die Verschlechterung des Lebensstandardes der Bevölkerung sein. Eine Planwirtschaft, in der diese Erkenntnis der materiellen Opfer jeder Autarkiepolitik nicht verloren geht, wird sich die Vorteile der internationalen Arbeitsteilung ebenso zunutze machen können, wie es die kapitalistischen Staaten in früherer Zeit verstanden haben" (S. 114).

Die Grenzen des K.schen Buches liegen in dem, was zugleich seine Stärke ist: in dem hohen theoretischen Abstraktionsgrad, der z. B. in bezug auf den Willen der wirtschaftenden Völker und ihrer Führungen mit dem unausgeschöpften, fast farblosen Begriff der „gesellschaftlichen Ziele und Bedürfnisse" auszukommen sucht. Dennoch bleibt es eine ausgezeichnete Arbeit, die durch ihre vorbildlich klare Sprache und die logische Geschlossenheit der Beweisführung besticht. Sie ist für jeden, der staatenwirtschaftliches Geschehen zu deuten sucht, ein unentbehrliches Hilfsmittel. —sft—

Carl Brinkmann: Weltpolitik und Weltwirtschaft der neuesten Zeit, Berlin 1936, Juncker & Dünnhaupt, 116 S.

Nur im Schlußkapitel „Götterdämmerung des Imperialismus" — und auch dort nur andeutungsweise — mündet die Schrift Br.'s in unsere Fragestellung aus. Die neuen Kräfte sieht Br. in der Natur des besonderen Menschen und des besonderen Bodens, die in einer neuen Erkenntnis der (biologischen und geschichtlichen) Rasse und der Eigenständigkeit bisher ganz einseitig gesehener Raummöglichkeiten ihr Recht verlangen. „Die theoretische Größe der nationalsozialistischen Weltansicht liegt darin, daß sie in Gemeinschaft mit der Welt ... die gemeinschaftlichen Sünden des kapitalistischen und imperalistischen 19. Jahrhunderts innen- und außenpolitisch wieder gut machen und ein System des Treibenlassens der Wirtschaftskräfte wirklich überall durch ein neues souveräner und vereinbarter Lenkung ersetzen will." Sie läßt „eine Welt erhoffen, deren Politik, durch keine (kapitalistischen oder kommunistischen) ‚Internationalen' getrübt, eine internationale Raumordnung der Volks- und Bodenkräfte um so friedlicher anbahnen wird, je gebändigter im Innern der Nationalwirtschaften Kapital und Arbeit zur internationalen Zusammenarbeit antreten können."

Zur Erfassung der Gegenwartsbedeutung des zurückliegenden Geschehens ist das Buch — zusammen mit seiner guten kleinen Bibliographie — von Nutzen, wenn auch die unvermeidliche Verarbeitung und Anführung der ungeheueren Fülle wesentlicher Details zum Teil auf Kosten der Anschaulichkeit der Sprache geht. —sft—

Peter Dehen: Der Wirtschaftstheoretiker als Wirtschaftsdiktator. Der wirtschaftliche Aufstieg Portugals unter Salazar. In: Vierteljahrshefte zur Konjunkturforschung, 11. Jahrg., 1937, Heft 4, Teil A. Neue Folge, SS. 422—448.

Eine ungemein sorgfältige und auch auf Abrundung nach dem Politischen hin bedachte Studie über die Gestaltung der Wirtschaft Portugals, seit im April 1928 Ministerpräsi-

dent Dr. Antonio de Oliveira Salazar ihre autoritäre Führung endgültig übernommen hat. Die Abschnitte über den 1935 begonnenen Fünfzehnjahresplan und über die Wirtschaftspolitik Salazars in ihren Wirkungen auf den potugiesischen Außenhandel sind kleine Fundgruben staatenwirtschaftlicher Erkenntnis. „Portugal mit seiner ... ganzen Rückständigkeit verlangt den Einsatz der stärksten Antriebs- und Ordnungskräfte, über die ein Volk verfügt, d. h. den Einsatz des Staates selbst. Unter diesem Gesichtspunkt wird es verständlich, warum in Portugal der politische Führer die Wirtschaftsführung persönlich in die Hand genommen hat, um in straffer Leitung die Marschroute und auch das Marschtempo zu bestimmen." —sft—

La Statistique des Étrangers. Étude comparative des Recensements 1910 — 1920 — 1930. (Bureau International du travail. Études et Documents. Serie O ⟨Migrations⟩ No. 6.). Genf: Internationales Arbeitsamt 1936. 253 S. gr. 8°

Das vorliegende Buch ist für jeden an den Wanderungsfragen Interessierten ein außerordentlich wichtiges Quellenwerk, da es die statistischen Angaben zusammenstellt, die in allen erreichbaren Bevölkerungsstatistiken der einzelnen Länder über die Zahl der in ihnen ansässigen „Fremden" enthalten sind. Für den einzelnen Forscher wäre das eine nahezu unlösbare Aufgabe. Insgesamt wurden dabei für das Jahr 1910 97 Länder, für das Jahr 1930 166 Länder erfaßt, so daß im letzteren Jahre praktisch alle irgendwie wichtigen Länder berücksichtigt waren. Freilich ist die internationale Vergleichbarkeit der Zahlen begrenzt, da die Begriffsbestimmungen des „Fremden" sehr weit auseinandergehen; es wird dabei teilweise das Geburtsland, teilweise die Staatsangehörigkeit zugrunde gelegt. Die Zahl der „Fremden" deckt sich nach diesen beiden Begriffsbestimmungen keineswegs, am wenigsten in den überseeischen Einwanderungsländern, in denen der Erwerb der Staatsangehörigkeit des Ziellandes relativ leicht gemacht wird. So wurden z. B. in den Vereinigten Staaten 1931 14,2 Millionen Fremdbürtige, aber nur 6,28 Millionen fremde Staatsangehörige gezählt; die Zahl der fremden Staatsangehörigen machte also nur 44,2 v. H. der Fremdbürtigen, in Kanada im Jahre 1931 sogar nur 28,1 v. H. aus. Die Statistiken sind jedoch mit solcher Sorgfalt wiedergegeben, daß bei einer genaueren Auswertung der Grad der Vergleichbarkeit ausreichend feststellbar ist. Da sich in der Zahl der in den einzelnen Ländern ansässigen „Fremden" Stärke und Zielrichtung der internationalen Wanderungsbewegungen widerspiegeln, lassen die in dem Bande enthaltenen Statistiken wertvolle Rückschlüsse auf deren Entwicklungstendenz zu. Wie nicht anders zu erwarten, ist durch den (an anderer Stelle dieses Heftes eingehender geschilderten) Wandel in den Grundsätzen der Wanderungspolitik und das Ende der internationalen Freizügigkeit die Zahl der „Fremden" erheblich zurückgegangen. Während für 1910 insgesamt 33,2 Millionen „Fremde" ermittelt wurden, war ihre Zahl im Jahre 1930 trotz der wesentlichen Vergrößerung des Kreises der statistisch erfaßten Länder auf 28,9 Millionen gesunken. Interessant ist, daß die stärkste relative Vermehrung der Fremdenzahl in Europa nicht, wie man erwartet hätte, Frankreich, sondern die Niederlande aufzuweisen haben. Die wachsende Bedeutung Asiens für die internationalen Wanderungen dokumentiert sich darin, daß in einigen asiatischen Gebieten, wie z. B. Niederländisch-Indien und Korea (1930 mehr als eine halbe Million Japaner!), die Zahl der Fremden besonders stark angewachsen ist. Der Anteil der Japaner an der Gesamtzahl der statistisch erfaßten Fremden stieg von 0,7 v. H. im Jahre 1910 auf 6,5 v. H. im Jahre 1930! Diese wenigen Angaben mögen genügen, um die Bedeutung des in dem Buche enthaltenen Materials zu kennzeichnen, dessen genauere Auswertung wertvolle staatenwirtschaftliche Einsichten verspricht.

—kcth—

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes: H. C. H. Wohlthat, Ministerialdirektor im Reichs- und Preußischen Wirtschaftsministerium, Leiter der Reichsstelle für Devisenbewirtschaftung, Berlin W 8, Behrenstr. 43; Prof. Dr. Karl C. Thalheim, Handels-Hochschule Leipzig, Leipzig C 1, Sophienstr. 47; Anschrift der Schriftleitung: Schriftleiter Dr. Arnold Seifert, Leipzig C 1, Markt 4.

C. G. HARKE:

Der Freiheitskampf der Kosakenvölker gegen asiatische Mächte im russischen Raum

Ein geopolitisch bedeutsames Geschehen in der europäischen Geschichte[1])

Unter dem Begriff der „Kosaken" versteht man heute zumeist eine nach außen wenig einheitlich und geschult erscheinende russische Reitertruppe, die vorzugsweise zur Unterdrückung von Aufständen im Innern und Überfällen wie Plünderungen im Kriege eingesetzt wurde. — Wie sehr hiermit dem wirklichen Wesen des Kosakentums Unrecht getan wird, soll im folgenden gezeigt werden.

Erst eine Betrachtung der Entstehung des Kosakentums wie seines weiteren Schicksals unter dem Zarentum kann uns zeigen, in wie hohem Maße der ursprüngliche Sinn des Wortes „Kosak" (freier Krieger) verfälscht wurde unter dem Druck eines asiatischen Staatsdenkens. Wir werden sehen, daß wir das Kosakentum im besten Sinne als „europäisches Frontkämpfertum" bezeichnen können.

Die Entstehung des Kosakentums — der Kosakenvölker — ist bedingt durch die Natur des osteuropäischen Raumes zwischen Dnjepr und Wolga: unendliche baumarme, nur von wenigen Flußläufen unterbrochene Ebenen, die nach Osten zu in die noch größeren Steppengebiete Asiens übergehen, die ihre Begrenzung erst an den innerasiatischen Höhenketten finden. Das Land am Don und der Wolga liegt also nach Osten hin offen, das Kaspische Meer wie der Uralgebirgszug haben keine Grenzwirkung. Eine solche ist nur im Süden durch den Kaukasus und das Schwarze Meer gegeben, während das russische Waldland im Norden in alten Zeiten auch begrenzende Kraft hatte. — Diese Don-Wolgazone ist seit alten Zeiten das große Einfallstor aller asiatischen Völker gewesen, der Hunnen- wie der Mongolensturm haben von hier aus den weißen Erdteil erschüttert! — Völker, die sich hier behaupten wollten, mußten daher von großer Kriegstüchtigkeit und Zähigkeit sein.

Wir hören schon im Altertum von den Reitervölkern der Skyten und Sarmaten, die im heutigen südrussischen Raum beheimatet waren. Später besetzten die Goten von Nordwesten her die fruchtbaren Lande bis zum Don, ja bis zur Wolga hin und errichteten ein mächtiges, mehrere Jahrhunderte bestehendes Reich, dem selbst die oströmischen Kaiser oft Tribut zahlen mußten. Ihr letzter König war der tapfere Ermanerich, der im Jahre 375 von dem Reitervolke der Hunnen am Don besiegt wurde. Die Hunnen übernahmen unter ihrem König Attila das Erbe der Goten, die selber gezwungen wurden, gegen Süden abzuwandern. — Mit den Goten wurde auch das Volk der Alanen besiegt, das zum Kaukasus hin auswich.

---

1) Unter Benutzung von unveröffentlichten Aufzeichnungen des Obersten der Kuban-Kosaken Georg Koslowsky.

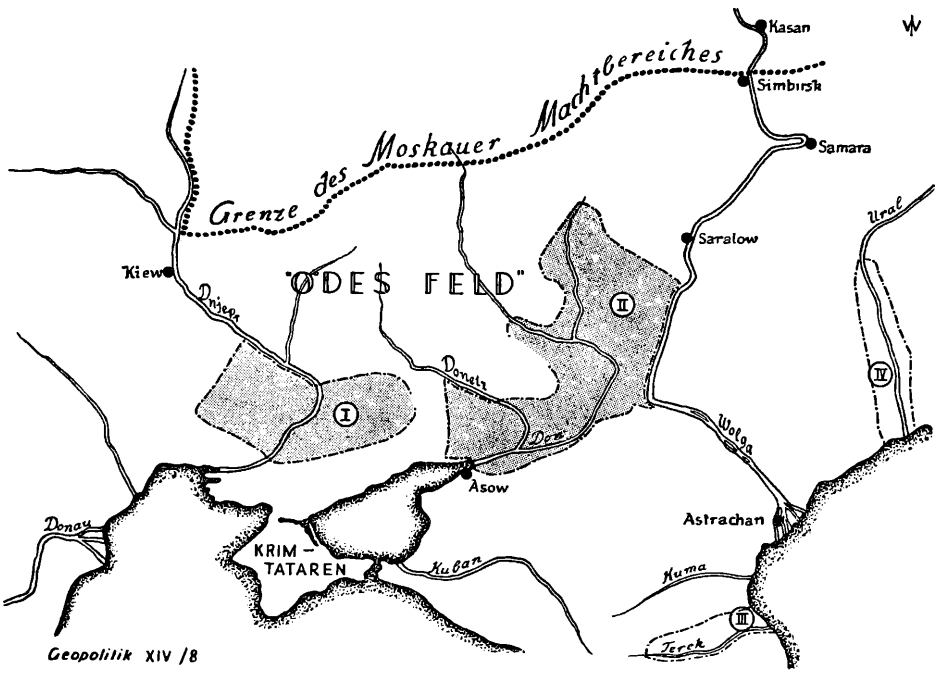
Aus den Resten der Alanen bildete sich, vermischt mit anderen Reiterstämmen, etwa im 9. Jahrhundert eine der Kerngruppen der Kosaken. Es läßt sich nachweisen, daß der Völkername der Alanen, die nach germanischer Sitte auch als Reiter den Speer als Waffe trugen, sich in dem späteren Begriff der „Ulanen" als einer besonderen Waffengattung der Reiterei erhalten hat. Der Volksname der damals dort herrschenden asiatischen „Chosaren", die den Säbel als Waffe der leichten Reiterei bevorzugten, ist dagegen im ungarischen Raum, wohin ein Teil der Chosaren mit den Ungarn vor dem Ansturm der Petschenegen hin abzog, zu dem Begriff der „Husaren" geworden!

Durch den Einbruch der Petschenegen, die um 1000 nach Zeitwende zeitweise ein weites Reich von der unteren Donau bis zur Wolga bildeten, wurden die Kosaken im Kubanraum von den nördlichen Kosakengebieten am Don getrennt. Jedes der sich bildenden Reitervölker aus russisch-alanisch-ungarischem Stamm am Dnjepr, am Don wie am Kuban und späterhin am Ural und Terek hat oft seine eigene Geschichtsentwicklung im Rahmen der ständigen großen Völkerstürme des Ostens durchmachen müssen, dennoch bestanden immer gemeinsame Bande der Wesensart und Daseinsform zwischen ihnen. Die Kosaken nahmen früh das griechische Christentum an und haben sich dieses durch alle Notzeiten hindurch bewahrt. Als die Petschenegen wiederum von einer neuen Völkerwelle aus dem weiten asiatischen Osten — durch die Kumanen — verdrängt wurden, bildeten die Kosaken in Lehnsabhängigkeit zu ihren neuen Herren eigene geschlossene Gefolgschaften, die den Namen „Brodniki" trugen und bald als offene Verbündete der Kiewer Fürsten auftraten.

Im 12. Jahrhundert bestanden enge Verbindungen zwischen den einzelnen Kosakenvölkern und Byzanz, das kulturell den Osten herrschend beeinflußte. Der innere Aufbau einer kosakischen Volksgemeinschaft unterschied sich grundlegend von der der slawischen Ackerbauvölker im Norden. Ackerbau war dem freien Kosaken bei Todesstrafe bis zum Jahre 1690 verboten, desgleichen auch das Handwerk, das von anderen botmäßigen Leuten ausgeübt wurde. Der innere Aufbau war der eines stets angriffsbereiten Kriegerstaates, der sich seine Führer aus der eigenen Mitte heraus erwählte. Niemand war ohne weiteres durch Geburt Kosak, jeder mußte erst durch Leistungen beweisen, daß er würdig sei, um in die Gemeinschaft der Krieger aufgenommen zu werden. Es gab keine ererbten, sondern nur erworbene Rechte. In anderen als militärischen und wirtschaftlichen Dingen herrschte größte Freiheit, so daß niemand auch zu einem bestimmten Glaubensbekenntnis gezwungen wurde. Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft waren Grundzüge der Kosakenstaaten, die ihren Mittelpunkt in dem rassisch stärksten Volke am Don fanden. Jahrhundertelang galt in ganz Rußland das Wort: „der Don liefert niemanden aus", was Ursache wurde, daß sich viele Unterdrückte, leibeigen gemachte Männer aus dem Norden zu den Kosaken flüchteten. Ehre und

Offenheit, Tapferkeit und Gemeinschaftssinn waren die Tugenden der Kosakenvölker, kraft deren sie oft Ungewöhnliches leisten sollten.

Die große Notzeit für den ganzen europäischen Osten begann mit dem Einbruch der Mongolen, die sich seit dem Jahre 1218 in Mittelasien unter dem Tschingis Chan Temudschin ein mächtiges Reich errichtet hatten, das nun zur Eroberung Europas schritt. Unter der Führung des Chans Batu brachen die furchtbaren Reitermassen auf demselben Wege gen Westen vor, den vor ihnen die



Die Stammlande der Kosaken im 16. Jahrhundert: I Gebiet der Kosaken am Dnjepr; II Gebiet der Kosaken am Don; III Gebiet der Kosaken am Terek; IV Gebiet der Kosaken am Ural.

Hunnen geritten waren. In dieser Lage blieb den ungeschützten Kosakengebieten nur übrig, die bisherige Oberherrschaft der asiatischen Kumanen mit der der Mongolen zu ihrer eigenen Erhaltung freiwillig zu vertauschen. So entging der Don wie Kuban der furchtbaren Verwüstung, die nun alles Land bis zur Waldgrenze im Norden zum Teil für Jahrhunderte menschenleer machte. „Dikoye Pole" — Ödes Feld — hieß noch im 15. Jahrhundert das von Natur so fruchtbare Land zwischen dem oberen Don, dem Donetz und dem Dnjepr! Das Fürstentum Kiew sank vor dem Mongolensturm dahin, und westwärts brausten die Reitermassen auf Schlesien zu. Mit nur wenigen Mannen, unterstützt nur durch Ordensritter aus Preußen, aber ohne Hilfe vom Reich, trat Herzog Heinrich II. von Schlesien

den wilden Reitern auf der Walstatt bei Liegnitz im Jahre 1241 entgegen. Die Mongolen führten damals schon Feuerwaffen mit, die von chinesischen Ingenieuren hergestellt waren. Nicht die Todesverachtung der kleinen deutschen Schar, die bis zum letzten Mann kämpfend fiel, entschied das Schicksal Europas, sondern die Tatsache, daß der Chan gerade während der Schlacht die Nachricht vom Tode des Großchans Ogotai erhielt, was ihn veranlaßte, sofort umzukehren.

Die Mitte und der Westen Europas war noch einmal gerettet, nicht aber der Osten, der von nun an — seit 1253 — unter der Herrschaft der „Goldenen Horde" stand, die ihrem Namen zum Unglück aller Russenvölker volle Ehre machte. Die Kumanen, die zuvor in den Steppenlanden am Dnjepr und Don gesessen hatten, wurden von den Mongolen teils nach Ungarn abgedrängt, wo sie im dortigen Volkstum aufgingen, teils an den Kaukasus, wo uns diese Völkergruppe noch heute in dem am Kaspischen Meer siedelnden Stamm der Kumyken begegnet.

Der Tatarenfeldherr Nogay (Nogi), nach dem noch heute eine Gruppe der Tataren an der Kuma heißt, unterwarf das Kubangebiet. Die alanischen Kosaken wurden aus den Städten verdrängt, wo sich die Mongolen niederließen. Vielleicht war das völkisch ihre Rettung, denn so konnten sie ihre Art auf dem freien Lande besser vor Vermischung bewahren. Ein furchtbarer Verfall aller kulturellen und wirtschaftlichen Kräfte trat übrigens in der Mongolenzeit ein. Mit asiatischer Grausamkeit wurde jeder Widerstandsversuch gegen die ständigen Tributforderungen unterdrückt, so daß weite Gebiete sich hiervon nie erholten. In Sarai am Wolgaknie lag der Hauptsitz des Mongolenfürsten, hier erschienen alle unterworfenen Stämme mit ihren Tributen.

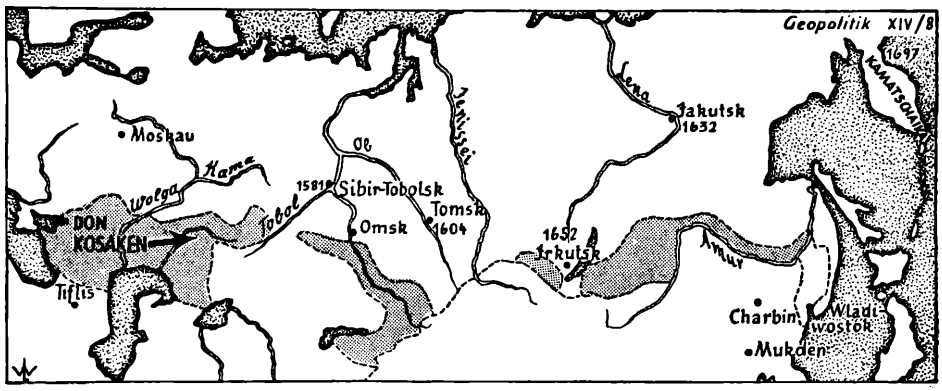
Höchst eigenartig war dabei die Verteilung der „Zuständigkeiten", wie wir heute sagen würden, zwischen den Unterworfenen. Je eine Völkergruppe hatte eine besondere Aufgabe innerhalb des Mongolenreiches zu erfüllen. So waren die Bauernvölker des Nordens — wozu auch das unterworfene Fürstentum Moskau gehörte — der sonst weniger behelligte „Steuerstand", wobei die „Großfürsten" untereinander beim Chan um höchste Gunst kämpften, durchaus im Vorbild zu den späteren Vorgängen am Zarenhof. Die Streitkräfte dieser Völker, die zumeist in Fußtruppen bestanden, wurden selten zu Kriegszwecken herangezogen, da die Mongolen den Reiterkampf als entscheidend liebten. — Das sollte später den Tataren zum Verhängnis werden. —

Den „Handelsstand" stellten die Bulgaren (Wolgaren), die Reste der Chosaren wie anderer Türkvölker dar. — Den „Reiterstand" aber bildeten die Kosakenvölker am Don und Kuban wie die Baschkiren im Osten. Das Fußvolk wurde zumeist von den als Waldläufer tüchtigen finnischen Tscheremissen dargestellt. Damals gewannen die alanischen Kosaken als Speerreiter ihren Ruf als „Ulanen".

Dieser innere Aufbau im Reiche der „Goldenen Horde" hat für über zwei Jahr-

hunderte im ganzen Wolga- und Dongebiet bestanden, wodurch sich der Charakter der Völker natürlich auch wesentlich formte. Die furchtbarste Zeit für alle Russenvölker war die zwischen 1240 und 1382, in der der ganze russische Raum bis auf den Nordwesten, in dem sich der Staat Nowgorod frei hielt, grausam unterjocht wurde. Kirgisen waren es, die im Jahre 1382 Moskau verbrannten und zerstörten, womit dem Großrussentum für die Folgezeit ein stark asiatischer Einschlag gegeben wurde. Hiervon hielt sich außer Nowgorod nur das weißrussisch-litauische Reich, bzw. die in diesem Westraum des oberen Dnjeprgebietes bestehenden Kleinreiche, völlig frei, was sich noch heute im Volkstyp erkennen läßt.

Eigenartigerweise wurde diesem Reiche der Goldenen Horde weniger ein äußerer Feind zum Verhängnis, als vielmehr der Islam. Der Einfluß des mohammedanischen



Vormarsch der Kosaken vom Don zum Amur:
Die Kosaken als Vorkämpfer der Europäischen Raumfreiheit.

Bekenntnisses zerriß die seelischen Bindungen mit dem mongolischen Osten, womit das auf Eroberung begründete Reich seinen natürlichen Rückhalt verlor.

Auf die Welle der Kirgisen, die unter ihrem Chan Tochtamysch Moskau eroberten, waren die Horden Tamerlans gefolgt, die wiederum das Land am Don völlig verwüsteten, so daß die Reste der Donkosaken weit nach Norden hin ausweichen mußten. Ein Teil war auch nach Süden ins Gebiet der Krim gezogen, um sich dort unter den Schutz der Genueser zu stellen, während die Alanen als „Osseten" im Kaukasus bergwärts Schutz suchten.

So zeigte sich geschichtlich immer wieder, daß der Tieflandsraum der Don-Wolganiederung militärisch ohne Anlehnung an gesichertere Nachbarräume im Ernstfalle nicht zu halten war. Diese Feststellung wird durch den späteren Verlauf der Geschichte des Freiheitskampfes der Kosakenvölker weitgehend bestätigt und dürfte auch für die zukünftige Schicksalsgestaltung dieser Gebiete ihre Bedeutung behalten.

Nach dem Einfall Tamerlans, der um 1395 die als Hafenstadt für das Dongebiet

wichtige Stadt Asow (Russa) am nach ihr benannten Meer eroberte, erschien bald darauf von Süden her ein neuer Feind: die Türken, die seit dem Jahre 1359 unter ihrem Führer Osman am Marmarameer um die Stadt Brussa herum sich ein Reich geschaffen hatten.

Unter dem Sultan Mohammed II. wurde das zuvor tatarische Chanat der Krim erobert, so daß das ganze Schwarze Meer bis auf wenige Berglande am Kaukasus nun ein türkisches geworden war. Im Jahre 1475 fiel ihnen dann auch die Stadt Asow in die Hände, womit den Kosaken die Verbindung zum Meere entrissen wurde. Wiederum mußten sie dem überlegenen Feind ausweichen. Sie zogen nordwärts an den Dnjepr, wo sie weiterhin für Jahrhunderte ansässig wurden und als „Saporogische Kosaken" eine nicht unwichtige Rolle in dem ferneren Kampf zwischen den nordischen Mächten — Polen-Litauen und Rußland — wie den Türken spielen sollten. Wir hören davon, daß diese Kosakengruppe um das Jahr 1517 in den Dienst des Zaren trat, um den Grenzschutz im Süden zu übernehmen. Damals entstand der Begriff „Ukraine", was nichts anderes als „Grenzland" bedeutet, Grenzland zwischen Europa und — Asien!

Durch die furchtbaren Landverwüstungen der Mongolen bildete, wie schon erwähnt, alles Land östlich des Dnjepr eine große menschenleere Öde (Dikoye Pole), in der aber das Wild sich zahlreich eingefunden hatte. Es müssen auf diesem Feld damals ideale Jagdgründe gewesen sein, denn wir hören, daß sich große Herden wilder Pferde wie Rudel von Wisenten, Elchen und Rotwild dort tummelten und eine undurchdringliche Waldwildnis sich nordwärts ausdehnte. Dieses Jägerparadies bildete nun bald einen großen Anziehungspunkt für die umliegenden Völker, insbesondere natürlich auch die Kosaken, die einerseits vom Dnjepr, andererseits vom Don aus allmählich in dies Feld vordrangen.

Die Macht der Mongolen war seit dem glänzenden Siege des Großfürsten Iwan III. über die Truppen der Goldenen Horde im Jahre 1480 gebrochen, der asiatische Bann wich von den russischen Landen, ohne daß allerdings die inneren Nachwirkungen damit ein Ende gefunden hatten. Damals übernahm der Moskauer Fürst Iwan die Überlieferung des byzantinischen Kaisertums und führte seitdem als Selbstherrscher der Rechtgläubigen und Nachfolger seines Schwiegervaters Johannes XIII. den Titel „Zar" und übernahm den byzantinischen Doppeladler in sein Wappen. Seitdem bestand in Moskau das Streben nach dem tatsächlichen Besitz von Byzanz, was in der Folgezeit bekanntlich zu einem der wichtigsten Probleme der europäischen Politik wurde.

Für das Schicksal der freiheitsliebenden Kosakenvölker wie der Ukrainer und Kaukasier sollte dieser großrussische Drang nach dem Süden am Ende verhängnisvoll werden. Moskau hatte mit dem Machterbe auch das Erbe der Raumdruckgewalt des Mongolenreiches übernommen und verfiel, je länger, je mehr der Versuchung asiatischer Gewalt-Herrschaftsmethoden.

Zunächst aber kam für die Kosakenvölker eine glückliche Zeit freiheitlicher Entfaltung. Als Verbündete des Moskauer Zaren eroberten sie 1552 das tatarische Kasan mit und im nächsten Jahre das wichtige Astrachan an der Wolgamündung. Der Freistaat der Kosaken am Don gewann europäische Bedeutung, da durch ihn drei tatarische Machtgebiete — an der Wolga (Kasan), am Kaspischen Meer (Astrachan) und auf der Krim (seit dem 15. Jahrhundert türkisches Chanat) — untereinander getrennt wurden und ein Übergreifen der türkisch-islamischen Macht auf den Wolgaraum unmöglich wurde. Seit 1549 war der Don vollkommen unabhängig von allen Nachbarn!

Der Donkosakenstaat stand in loser Fühlung mit Moskau und erhielt für die Sicherung der Südgrenze einen laufenden Sold. Dennoch hatte der Zar auf den inneren Aufbau der Kosakengemeinschaft keinen Einfluß. Es ging damals das Wort um: der Zar bestimmt in Moskau, am Don der Ataman. — Die Kosaken unterhielten in Moskau auch eine eigene Gesandtschaft, die zu feierlichen Anlässen oft mit herangezogen wurde. Im Gegensatz zu dem Selbstherrschertum in Moskau bestimmte am Don die oberste Volksversammlung — „Wojskowy Krug" — als oberste Staatsleitung (ganz nach altgermanischer Anschauung) über die Geschicke des Volkes und Landes. An den Ratssitzungen nahmen alle erwachsenen Bürger, die das Recht hatten, sich als „Kosaken" zu bezeichnen, teil. Jede einzelne Kosakengruppe wählte sich ihren Anführer „Ataman" (Hetmann) selber, jedes Dorf war zugleich eine Kriegsgemeinschaft, jede Jäger- oder Fischergruppe desgleichen. Im Kriege wurden dann auch noch die Obersten „Ssotniki" (Hundertschaftsführer) wie die Kapitäne gewählt. Jeder Führer war also vom Vertrauen des Volkes, das er führen sollte, gewählt, womit sich kein Gegensatz zwischen den Führern und den Geführten bilden konnte, bis Moskau zu eigenem Nutzen nicht ohne Erfolg Zwietracht zu säen begann

Dem Moskauer Selbstherrscher waren die freien Kosakenstaaten, die sich durch immer weitere Neugründungen — so bildete sich der Terekkosakenstaat im Jahre 1583, und um die gleiche Zeit entstand in Ufa am Ural wie in Orenburg ein solcher Kosakenfreistaat — rings um die großrussischen Lande dehnten, in mehrfacher Hinsicht unbequem. Seine Bojaren beklagten sich darüber, daß immer mehr ihrer „Leibeigenen" sich ihnen durch Flucht zu den Kosaken entzögen und sie dadurch ihre besten Arbeitskräfte verlören. Das Beispiel der freiheitlichen Staatsverfassung hätte leicht auf russischem Boden im Volke Nachahmung finden können. Das mußte unbedingt verhindert werden.

Das Mittel hierzu war das der Bestechung durch — Geschenke an die im Volksrate führenden Kosaken! Diese „nützliche" Methode der Beeinflussung eines fremden Willens hatte man in Moskau ja während der Mongolenzeit ausgiebig genug erprobt und war sich ihrer Wirkung gewiß. Den Atamanen wurden als Gunstbezeugung des Zaren große Vieherden und andere Wertsachen planmäßig „ge-

schenkt", so daß sich eine zuvor unbekannte wirtschaftliche Ungleichheit in den Kosakenlanden allmählich zwischen Führern und Geführten herausbildete, womit aufs nützlichste für Moskau der innere Neid wuchs Dann versuchte man immer wieder, die Kosaken zu einer Eidesleistung auf Moskau und den Zaren zu bewegen. Vergeblich! Als man dennoch die Kosakengesandtschaft in Moskau gewaltsam einmal dazu gezwungen hatte, erkannte der Oberste Volksrat am Don diesen „Eid" nicht an.

Zunächst nahm der Kampf gegen die Türken aber noch alle Kräfte in Anspruch und hieß auf Moskau Rücksicht nehmen. Zur Zeit, als in Deutschland der 30jährige Krieg tobte, im Jahre 1638, eroberten die Don-Kosaken das wichtige Asow wieder und vertrieben die Türken von der Donmündung. Etwa um die gleiche Zeit lösten sich die zeitweise in polnischen Diensten stehenden Saporogischen Kosaken wieder von Polen und unterstellten sich Moskau, um die Türkengefahr besser abwehren zu können. Das polnische Reich ging damals ähnlich wie das deutsche einem unaufhaltsamen inneren und bald auch äußeren Zerfall entgegen.

Für die russische Geschichte und den Einfluß der Kosaken auf sie ist noch die Tatsache der Erwähnung wert, daß nach dem Aussterben des warägischen Hauses Rurik im Jahre 1598 es den Kosaken zuzuschreiben war, daß der „rechtmäßige Zar" Michael Fedorowitsch nach langen Jahren der Thronwirren im Jahre 1613 gewählt wurde, womit das bis zum Jahre 1762 im Mannesstamme herrschende Haus Romanow auf den Thron kam. Bezeichnend aber für die Moskauer Zustände war es, daß man kurz nach der Wahl den Kosakeneinfluß in Moskau bewußt auszuschalten bestrebt war, da diese Reiter „zu ehrlich und tapfer" seien Sie blieben so Frontkämpfer und sollten gerade damals eine ihrer denkwürdigsten Taten vollbringen.

Das war die Eroberung Sibiriens! — Um die gleiche Zeit, in der sich das ganze übrige Europa auf den deutschen Schlachtfeldern schlug und alle Volkskraft im Herzen des weißen Erdteils für lange Zeit geschwächt, wenn nicht vernichtet wurde, waren es die freien Kosakenvölker, die den ungeheuren sibirischen Raum für Rußland gewannen! So schuf sich das Russentum um die gleiche Zeit seinen Großlebensraum, in der die Engländer in Amerika und Indien, die Franzosen in Kanada ihrer Nation Zukunftsland eroberten. Von den Taten der Kosaken in jener Zeit lebt heute noch — wenn auch zur Zeit in bolschewistisch verzerrter Form — der russische Staatsgedanke in der Welt.

Der Zug zur Eroberung Sibiriens ist untrennbar mit einem Namen verbunden: dem des Kosakenführers Jermak Timofeewitsch! — Jermak war ursprünglich, wie so viele der tapferen Männer in den Reihen der Kosaken, ein seinem Bojaren entlaufener Leibeigener, der sich an der Wolga eine kleine Freischar schuf, um gegen den Zaren zu kämpfen. Daher erhielt er auch seinen Namen, der eigentlich ein Beiname ist, denn „Jermak" bedeutet: Koch. Das Räuberleben an der Wolga

aber gefiel ihm auf die Dauer nicht, und er schlug sich zu den freien Don-Kosaken durch, die ihn als bewährten Krieger gerne in ihre Reihen aufnahmen. So wurde er Ataman eines Kosakendorfes und konnte als solcher mit verstärkter Macht seine Streifzüge an der Wolga fortsetzen. — Der Zar wurde auf ihn aufmerksam und setzte alles daran, ihn zu fangen. Größere Verbände mußten seine Schar verfolgen.

Jermak ging darum die Kama aufwärts und kam in die Gegend von Perm. Hier wohnte eine reiche Kaufmannsfamilie namens Strogonoff, die sich zum Schutze ihrer Niederlassungen ein kleines Heer hielt. Hinter Perm dehnt sich der Ural und dann folgen die unendlichen Weiten Sibiriens. Der Weg dahin mußte über Perm gehen. Das Schicksal wollte es, daß damals der rechte Mann zur rechten Zeit hier eintraf.

Der islamische Tatarenfürst Kutschum hatte gerade die für den Handel der Strogonoffs wichtige Stadt Sibir — das heutige Tobolsk —, nach der das ganze Land seinen Namen erhielt, eingenommen. Die Strogonoffs erbaten sich darum vom Zaren die Erlaubnis, mit Sibirien Krieg zu führen. Jermak trat — ungeachtet der Verfolgung aus Moskau — in den Dienst der Strogonoffs und bildete mit seinen 540 Mann die Kerntruppe zur Eroberung unermeßlicher Weiten. Der Zar sandte den Strogonoffs dazu noch eine Hilfstruppe, die — im Stile der Zeit — aus Gefangenen des livländischen Krieges bestand, worunter sich nicht wenige — Deutsche wie Litauer befanden. Diese 300 Mann verstärkten die Kosaken Jermaks. Aufs beste mit Feuerwaffen und Geschützen ausgerüstet, begann Jermak am 1. 9. 1581 seinen Zug gegen Sibirien, der wohl verdiente, neben den im einzelnen, oft weniger ruhmvollen Taten der Cortez und Pizarro erwähnt zu werden.

Jermak unterwarf den Stamm der Wogulen und die hier ansässigen Tataren und überschritt trotz heftiger Gegenwehr den Fluß Tobol, um dann am 23. Oktober die von vielfacher Übermacht verteidigte Stadt Sibir, in der sich der Fürst Kutschum aufhielt, zu nehmen. Immer weiter ging sein Marsch gen Osten. Die Stämme der Ostjaken und ihre Nachbarvölker unterwarfen sich freiwillig, als sie von den Siegen Jermaks hörten. Dennoch war die Lage für Jermak schwierig, da seine Schar sehr zusammengeschmolzen war und ein strenger Winter gekommen war. Er sandte darum eine Botschaft an den Zaren — der ihn eigentlich hängen wollte — und bat um Unterstützung. Einer der Verurteilten, Iwan Kolzo, ging als Bote nach Moskau und — wurde reich beschenkt in Gnaden vom Zaren entlassen, um Jermak Unterstützung und Anerkennung zu bringen. Jermak unternahm weiterhin auf dem Ob-Nebenfluß, dem Irtisch, einen Vorstoß gegen die Tatarenmacht. Er fiel hierbei aber in einen Hinterhalt und ertrank auf der Flucht nach tapferem Kampfe im Fluß. — Sein Andenken lebt heute noch in Sibirien im Volke fort.

Die Kosaken haben dann als Kerntruppe der Russen die Eroberung Sibiriens im

17. Jahrhundert erfolgreich fortgesetzt und bis 1697 Kamtschatka am Stillen Ozean erreicht.

Je mehr die äußeren Erfolge der Kosaken wuchsen, um so mißvergnügter wurde man in Moskau. Seitdem Peter I., den man im Kosakenlande nicht den „Großen" nennt, im Jahre 1689 durch einen Staatsstreich auf den Thron der Zaren gelangt war, begann eine offene Verfolgungspolitik gegen die freien Kosaken. Massenhaft waren die unterdrückten und geschundenen Leibeigenen zu den Kosaken geflohen, so daß das Wort entstand: „es gäbe keine Ruhe im Reiche des Zaren, solange der Don frei sei! ..."

Schon im Jahre 1671 war es dem Zaren Alexej Michailowitch gelungen, die Kosaken des Don zum Treu-Eid für den Zaren zu zwingen und ihr Land damit zu einem Bestandteil seines Reiches zu machen. — Dieser „Eid" war das Endergebnis eines erbitterten gewaltigen Aufstandsversuches der von den Kosaken unterstützten unterdrückten russischen Bauernschaft. Am Don hatten sich damals so große Massen von Flüchtlingen eingefunden, daß das Land sie nicht mehr ernähren konnte. So entstand ein „Elendskosakentum", das sich endlich auch dem Diebstahl im Lande zuwandte. Das alte Kosakentum schritt hiergegen mit schärfsten Mitteln ein, aber die Not wuchs weiter.

Da setzte sich ein Kosaken-Ataman namens Stepan Rasin an die Spitze der allgemeinen Bewegung gegen Moskau und rief das Land zum Kriege auf. Alle Bauern an der Wolga folgten ihm schon und das Kosakentum am Dnjepr stand bereit sich ihm anzuschließen, für das Zarentum stand es schlecht. Da gelang es dem Fürsten Barjatinski die Kosaken bei Simbirsk entscheidend zu schlagen. Alle Freiheitshoffnungen der Unterdrückten wurden so wieder zunichte. Stepan Rasin aber wurde auf dem „Roten Platz" in Moskau hingerichtet und die Kosaken mußten nun den „Treueid" schwören, der auch die Auslieferung aller Verfolgten in sich schloß.

Peter I. beschloß nun die Kosakenfreiheit völlig zu vernichten. Er errichtete am Don mehrere Festungen, um den Kosakenflottillen den Zugang zum Meere zu sperren und ihnen auch die Verbindung mit den Türken unmöglich zu machen, die — eine seltsame Umkehrung der natürlichen Front — jetzt als Beschützer der von Moskau unterdrückten Kosakenvölker auftreten konnten. Willkürlich wurde das freie Volksland der Kosaken verteilt und dann folgten „Strafexpeditionen" gegen die Unzufriedenen. Eine dieser Expeditionen unter dem Fürsten Dolgoruki wurde völlig vernichtet, aber andere folgten, bis der Widerstand durch Waffen, Brand und Verrat gebrochen war.

Viele Kosaken flohen nun zu den Türken, die diese waffengewohnten Männer gern in ihren Reihen aufnahmen, so daß sich der Zar beim Sultan glaubte bitter beschweren zu müssen. Das alles aber war die Folge der asiatischen Politik, die man jetzt in Moskau zu treiben für richtig hielt.

Die Unterdrückungsmaßnahmen gingen weiter. Das Land der Kosaken wurde neu „begrenzt", das heißt eingeengt, um dem Volke den Lebensraum zu schmälern. Die Gesandtschaft in Moskau war schon im Jahre 1703 beseitigt worden. Auch die innere Verwaltung der Kosakengebiete wurde nun von Moskau aus bestimmt, das nur ihm ergebene Atamane zuließ und diese dann oftmals für möglichst servile Haltung — in den russischen „Adelsstand" erhob. Wer Ehre und Widerstand weiter zeigte, wurde mit Verbannung in eben dasselbe Sibirien „bestraft", das die Kosaken einst für den Zaren erobert hatten!

Noch immer bestanden selbständige Kosakentruppen. Auch das sollte aufhören. Im Jahre 1769 versuchte Kaiserin Katharina zum ersten Male die Kosaken in besonderen von russischen Obersten geführten Regimentern zu vereinen. Der Versuch schlug fehl. Erst zur Zeit des Zaren Nikolaus I. gelang es, die Kosaken in russische Kaderverbände zu zwingen. Die Atamane wurden nun von Petersburg aus „ernannt", was den alten Sinn der freiwilligen Gefolgschaft der Reiterverbände natürlich völlig zerstörte.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts entstand dann — bewußt durch gewisse Kreise genährt — in der europäischen Öffentlichkeit jenes Zerrbild des räuberischen wilden „zarentreuen" Kosakentums, durch das das Ansehen dieser tapferen freien Reitervölker in den Augen der Welt für lange Zeit vernichtet wurde. — Trotz der gewaltsamen Eingliederung in das stehende russische Heer haben sich viele Kosakenführer und Truppenverbände oft geweigert, sich von der Zarengewalt zur Unterdrückung von inneren Aufständen mißbrauchen zu lassen, wie durch Urkunden zu beweisen ist. — Es war ein weiter Weg von den Zeiten Jermaks und Stepan Rasins bis zu jener unfreiwilligen Beschützerrolle für das Zarentum!

Mit dem Untergang der Dynastie Romanow, die einst es nur den Kosaken zu danken hatte, daß sie auf den Zarenthron gekommen war, erhielt das Kosakentum im Jahre 1917 für kurze Zeit seine alte Freiheit wieder. Noch war der alte Sinn trotz aller Unterdrückung nicht erstorben! Einmütig erhoben sich alle Kosakengebiete gegen die neue rote Diktatur von Moskau, um nicht von neuem um ihr Eigenleben gebracht zu werden.

Als die Deutschen im Jahre 1918 die ganze Ukraine besetzt hatten und damit aus dem Machtbereich Moskaus ausgeschaltet hatten, begann der ganze bisher von Moskau unterdrückte Osten zu hoffen. Im Frieden von Brest-Litowsk mußten die roten Machthaber die Freiheit der baltischen Lande, der Ukraine, Polens, Kaukasiens wie auch der Donkosakenlande anerkennen, das Ziel jahrhundertelanger Mühen schien erreicht. Kosaken waren die Führer am Dnjepr und am Don. — Da machte der rote Verrat im deutschen Heere alle diese Hoffnungen wieder zunichte und die kaum befreiten Ostvölker mußten, um ihre Freiheit zu schützen, gegen Moskau wieder zu den Waffen greifen.

Wiederum schien sich das Glück zunächst den tapferen Söhnen des Don zuzuneigen, denn ihr Führer Mamontoff stand im Jahre 1919 nur noch 300 Kilometer vor Moskau, die roten Machthaber wollten schon kapitulieren. Da wurde auch hier von „überstaatlicher" Hand durch den Russengeneral Denikin von hinten der Dolchstoß geführt, der die Befreiung des russischen Landes von der jüdischen Pest verhinderte. Der Freiheitskampf der Kosaken brach durch Hinterlist und Verrat zusammen, die Reste der Befreiungsheere mußten ins Ausland flüchten, wo sie heute der Stunde der Auferstehung ihrer Heimat harren.

Furchtbar hat seitdem der Druck des Bolschewismus gerade auf den Kosakenlanden gelegen. Mit grausamem Terror, Zwangsverschickungen und Massenermordungen wurde die Zahl der Kämpfer in der Heimat planmäßig gelichtet. Von den 11 Millionen Menschen, die im Jahre 1918 in den Kosakengebieten lebten, wurde die Hälfte vernichtet!

Die heutigen Zahlen lauten: im Dongebiet 2 Millionen 50000 Menschen, im Kubangebiet desgleichen 2 Millionen, am Terek wohnen noch 350000 Kosaken, in Astrachan etwa 50000, am Ural 220000 und in Orenburg 73000. Ganz ähnlich sieht es auch in den sibirischen Kosakengebieten aus. (Die dortigen Kosaken sind zumeist ins mandschurische Gebiet übergetreten und bilden den Kern der dortigen weißrussischen Kräfte.)

Die Geschichte läßt erkennen, von wie hoher Bedeutung der Freiheitskampf der Kosaken für die innere wie die äußere Schicksalsgestaltung des ganzen osteuropäischen Raumes im Sinne europäischen Denkens und Strebens gewesen ist. Lebensvolle Mächte der Zukunft aber können immer nur aus den echten Wurzeln der Vergangenheit hervorgehen. So dürfte auch dem Kosakentum im Rahmen des europäischen Raumkampfes noch eine besondere Aufgabe vorbehalten sein.

M. Hannemann:
Die Verschiebungen der Negerbevölkerung in den U.S.A.

Der aus zahlreichen heterogenen Elementen zusammengesetzte Volkskörper der Vereinigten Staaten birgt in sich eine Reihe sozialer und wirtschaftlicher Probleme, welche noch ihrer Lösung harren. Ganz besonders gilt dieses von der Negerfrage, welche in der Gegenwart ihre besondere Bedeutung dadurch erhält, daß sie in ein neues Stadium eingetreten ist, indem viel ausgedehntere Gebietsteile des Staates unmittelbar von ihr berührt werden und das früher hauptsächlich soziale Negerproblem einen stark wirtschaftlichen Charakter angenommen hat.

Die Ursache für die Wandlungen, welche in der Negerfrage stattgefunden haben, liegt darin, daß die Negerbevölkerung nicht in ihrem bisherigen Wohnbereich innerhalb der Union geblieben ist, sondern daß Hunderttausende von Negern ihren alten Wohnsitz verlassen und sich in anderen, bisher mehr oder weniger negerfreien Ge-

bieten des Staates angesiedelt haben. Verschiebungen der Negerbevölkerung haben zwar von jeher stattgefunden, aber sie hielten sich früher doch in recht bescheidenen Grenzen im Vergleich zur Gesamtmasse der Neger, so daß schwerwiegende Folgen nicht entstanden sind. Das geschlossene Negergebiet im Südosten des Staates blieb stets als solches erhalten und stand in schroffem Gegensatz zum Norden und Westen, wo die Neger gar nicht oder nur in geringer Zahl vertreten waren.

Man kann die Wanderbewegungen der Neger in vier große Perioden einteilen. Ob die vierte heute bereits abgeschlossen ist und wir am Anfang einer neuen Periode stehen, muß vorläufig noch unentschieden bleiben. Die erste derselben erstreckt sich vom Beginn der Sklaveneinfuhr 1620 bis zum Bürgerkrieg und zur Aufhebung der Sklaverei. Sie ist dadurch gekennzeichnet, daß die eigene Bewegungsfreiheit fehlte und die Verschiebungen unter dem Zwange der Sklaverei erfolgten. Damals drangen die Schwarzen vom Ursprungsstaat der Sklaverei, Virginia, allmählich nach Süden und Südwesten vor, so daß am Ende der Periode der gesamte Südosten identisch war mit dem Wohngebiet der Neger. Im einzelnen waren es die Gebiete der heutigen Staaten Delaware, Maryland, Virginia, West Virginia, North und South Carolina, Georgia, Florida, Kentucky, Tennessee, Alabama, Mississippi, Arkansas, Louisiana und Texas. Wohl bestanden innerhalb dieser Region der eigentlichen Sklavenstaaten noch erhebliche Unterschiede, die meist auf wirtschaftliche Ursachen zurückgingen; aber die Zahl der außerhalb wohnenden Neger war doch verschwindend gegenüber der großen Masse, die bis 1870 bereits auf 5,4 Mill. Köpfe (12,7 % der Gesamtbevölkerung) angewachsen war.

Durch die Aufhebung der Sklaverei wurden die Schwarzen zu freien Bürgern der Union erhoben und erhielten die Berechtigung, Erwerb wie auch Wohnsitz selbständig zu wählen. Hiermit setzte die zweite Periode der Bewegungen ein, die etwa bis zur Jahrhundertwende angedauert hat[1]). Man hätte erwarten können, daß nun eine weitgehende Abwanderung aus den Sklavenstaaten und eine Ausbreitung über die anderen Staaten einsetzte, zumal die Südstaaten keineswegs gewillt waren, die Neger als gleichberechtigte Bürger anzuerkennen, sondern mit allen Mitteln und meist erfolgreich versuchten, ihnen in sozialer, politischer und wirtschaftlicher Hinsicht jede freie Betätigung zu nehmen und sie weiterhin als minderwertigeres Bevölkerungselement zu behandeln. Trotzdem blieb die große Masse der Neger im wärmeren Klima des Südens und unter ihresgleichen. Die Seßhaftigkeit war aber keine absolute. Es vollzogen sich Verschiebungen innerhalb der eigentlichen Negerstaaten, und dann machte sich im Laufe der Jahrzehnte mit zunehmender Intensität bereits eine wenn auch zahlenmäßig noch geringe Abwanderung nach Norden bemerkbar. Innerhalb der Südstaaten war die Bewegung aber keineswegs nach Norden gerichtet, sondern ebenso wie zur Sklavenzeit gerade nach Süden. Als

1) Vgl. hierzu auch C. W. Thornthwaite: Internal migration in the United States. Philadelphia 1934, mit Karten.

Abwanderungsgebiete traten besonders die nördlicheren Staaten Maryland, Virginia, Kentucky, Tennessee und die beiden Carolina hervor, und zwar so, daß von der nördlichen Staatenreihe die Bewegung hauptsächlich nach Norden, von der südlichen in stärkerem Maße nach Süden erfolgte.

Diese für die zweite Periode so charakteristische doppelseitige Bewegung hat im gegenwärtigen Jahrhundert eine grundlegende Wandlung erfahren, und die dritte Periode erhält ihren wichtigsten Charakterzug durch das fast völlige Aufhören der Südwanderung. Im Jahrzehnt 1900/10 trat dieser Umschwung deutlich in Erscheinung. Viele Zehntausende von Negern wanderten besonders in die nördlichen Industriestaaten und nach Oklahoma ab. Man kann in dieser auffallenden Wandlung nur den Ausdruck einer durch zunehmende Industrialisierung und wirtschaftlichen Aufschwung des Nordens und Westens bewirkten natürlichen Entwicklung sehen. Wenn trotzdem die Abwanderung aus den Südstaaten bis zum Weltkrieg zahlenmäßig nicht übermäßig hoch war, dann darum, weil sich die Weißen im Norden und Westen entgegen ihrer ehemaligen Negerfreundlichkeit Zuwanderern gegenüber durchaus ablehnend verhielten.

Mit dem Weltkriege ist die Negerwanderung wieder in ein neues Stadium getreten. Diese bis zur Gegenwart dauernde, heute vielleicht schon abgeschlossene vierte Periode unterscheidet sich von der vorigen nicht hinsichtlich der Richtung, aber hinsichtlich der Intensität. Der durch den Krieg hervorgerufene Arbeitermangel in den nordstaatlichen Industrien führte zur Umschau nach Arbeitskräften. Mehrere Hunderttausende folgten dem Rufe. Wohl ist von seiten der Negerführer darauf hingewiesen worden, daß die soziale und politische Unterdrückung der Schwarzen in den Südstaaten die Hauptveranlassung der verstärkten Abwanderung gewesen sei[1]); aber es besteht kein Zweifel, daß der Arbeitermangel den Anstoß gab und die hohen Löhne in den Industriegebieten sowie die Aussicht auf soziale Besserstellung die Lockmittel waren, welche die bislang immer noch recht trägen Negermassen in Bewegung setzten. Gehen wir den Veränderungen im einzelnen nach, so erhalten wir für den Zeitraum 1910/30 folgendes Gesamtbild[2]).

Im größeren Teil der von Negern bisher bewohnten Regionen läßt sich eine Abwanderung feststellen, besonders in den Südstaaten, aber auch in vielen Teilen der Nordstaaten. Diesen Abwanderungsgebieten steht nun sowohl in den Nord- und Weststaaten, als auch in den Südstaaten selbst eine Anzahl räumlich meist beschränkter Zuwanderungsgebiete gegenüber, welche jedoch nicht wahllos über das Gesamtgebiet zerstreut sind, sondern mit bestimmten natürlichen Landschaften zusammenfallen bzw. mit Gebieten, die einen ganz bestimmten wirtschaftlichen Cha-

1) Die Abwanderung der Neger aus den Südstaaten der Union. Kolon. Rundschau 1917, S. 312—15.

2) M. Hannemann: Negerprobleme in den Vereinigten Staaten. Hermann Wagner Gedächtnisschrift (Pet. Mitt., Erg.-Heft 209). Gotha 1930. S. 230—252, mit 2 Karten.

rakter tragen. Hieraus läßt sich schon die Vermutung ableiten, daß die Zuwanderung der Neger bedingt ist durch die jeweils günstigen wirtschaftlichen Verhältnisse, und diese Vermutung findet bei näherer Untersuchung überall ihre Bestätigung. Sehen wir ganz ab von kleinen hier und da eingestreuten Zuwanderungsgebieten zweiter Ordnung, deren jeweilige Bedingtheit im einzelnen schwerer und wohl nur an Ort und Stelle zu ergründen ist, so können wir folgende Großregionen der Zuwanderung erkennen. An erster Stelle stehen die großen Industriegebiete; unter ihnen wiederum der große Industriegürtel, der sich von der atlantischen Küste im Norden bis nach Chicago und St. Louis hinzieht und jenseits des Mississippi in den größeren Städten noch einige Ausläufer bzw. Vorläufer erkennen läßt. Die Zuwanderung war hier so stark, daß 1930 bereits 16,7% der gesamten Negerbevölkerung (Gesamtzahl 11,9 Mill. Köpfe = 9,7% der Gesamtbevölkerung) allein in der Gruppe der Mittelatlantischen und NO-Zentralstaaten wohnte. Die Zuwanderung hat aber das Gebiet nicht gleichmäßig betroffen, sondern ist mit wenigen Ausnahmen auf die großen Industriestädte, besonders auf die Millionen- und Halbmillionenstädte beschränkt geblieben. Neuyork mit (1930) 328000, Chicago mit 234000, Philadelphia mit 220000 und Baltimore mit 142000 Negern sind heute die größten städtischen Konzentrationspunkte der Neger innerhalb der Vereinigten Staaten. In den zwischen den Industriezentren gelegenen Distrikten läßt sich eine Zuwanderung nur gelegentlich und dann stets in geringer Menge erkennen, ferner nimmt die Zuwanderung nach Norden ab, so daß selbst große Industriestädte wie Boston nur verhältnismäßig wenig betroffen sind. Manche Gebiete sind von den Negern sogar wieder verlassen worden, so daß neben der allgemeinen Zuwanderung von außerhalb eine Abwanderung in die großen Städte den wichtigsten Charakterzug dieser Region bildet.

Eine derartig einheitliche und räumlich ausgedehnte Zuwanderungsregion fehlt den Südstaaten. Hier ordnen sich die Zuwanderungsgebiete in Anlehnung an die natürlichen Landschaften meist streifenförmig an und erreichen zahlenmäßig bei weitem nicht die Bedeutung wie im Norden. Der östlichste Streifen liegt unmittelbar an der Küste, läßt eine Zuwanderung aber fast nur punkthaft in den größeren Hafenstädten erkennen, die sich von den virginischen Häfen bis nach Jacksonville in Florida hinziehen. Parallel folgt als nächstes Gebiet die Mittlere Atlantische Küstenebene, ein Gebiet überwiegend landwirtschaftlichen Charakters, in dem der Anbau von Baumwolle die Hauptrolle spielt. Teilweise unmittelbar an diese Landschaft angelehnt, im Süden aber durch die Obere Küstenebene von ihr abgegliedert, folgt als nächstes Zuwanderungsgebiet die Reihe der Industriestädte, die sich im Anschluß an die Fallinie entwickelt hat und eine Fortsetzung der Städtereihe des Nordens (von New York über Philadelphia nach Washington) bildet. Einen ganz ähnlichen Charakter trägt der nächstfolgende Streifen, der hauptsächlich die industriellen Mittelpunkte am Ostfuß der Alleghanies umfaßt und sich über Atlanta bis

nach Birmingham in Alabama verfolgen läßt, wo die Zuwanderung ihr Maximum erreicht und außer dieser Stadt auch den gesamten umliegenden Industriebezirk betroffen hat.

Östlich der Alleghanies ist diesen Zuwanderungsstreifen noch das südliche Florida hinzuzufügen. Wenn auch hier die größeren Siedlungen trotz des Fehlens einer Industrie durchaus bevorzugt waren, so blieb doch die Zuwanderung der Neger keineswegs auf diese beschränkt. Es müssen also andere Ursachen für die Zuwanderung vorgelegen haben. Sie erklärt sich aus der neueren Entwicklungsgeschichte der Halbinsel, welche dem Lande eine unerwartete wirtschaftliche Blüte verhieß. Diese Zuwanderung erreichte ihren Höhepunkt erst nach 1920, fand aber ein ebenso schnelles Ende, als sich 1926 zeigte, daß der Aufstieg nichts als Landspekulation größten Stils gewesen war, deren Zusammenbruch früher oder später einmal erfolgen mußte. So erklärt sich auch, daß nach 1925 die Zuwanderung der Neger in den Staat fast ganz aufhörte und sich nur noch innerhalb desselben geringe Verschiebungen vollzogen haben.

In dem eigentlichen appalachischen Gebiet finden wir neben den kleineren industriellen Mittelpunkten nur eine Zuwanderungsregion größeren Ausmaßes im Grenzgebiet von West Virginia, Virginia und Kentucky, d. h. im mittelappalachischen Kohlengebiet, das wiederum ganz anderen wirtschaftlichen Charakter trägt und wo der Kohlenbergbau die beherrschende Rolle spielt.

Westlich der Alleghanies treten die Zuwanderungsgebiete immer mehr zurück. Nur eine einzige geschlossene größere Region hebt sich scharf von den umliegenden Abwanderungsgebieten ab, das Talgebiet des mittleren Mississippi vom südlichen Missouri bis nahe an die Grenze von Louisiana, wo sich außer Memphis und Little Rock keinerlei größere Städte und Industrien finden, vielmehr die Landwirtschaft vorherrscht. Wie in der Mittleren Atlantischen Küstenebene steht hier der Baumwollanbau an erster Stelle. Im übrigen sind die Zuwanderungsgebiete westlich des Mississippi weit unregelmäßiger angeordnet und durch mehr oder weniger große Lücken voneinander getrennt. Die Beziehungen zu bestimmten wirtschaftlichen Verhältnissen treten aber auch hier deutlich hervor, sind jedoch mannigfaltiger als im Osten und Norden. Vier Faktoren, teils getrennt, teils zusammenfallend, sind hier maßgebend. Einmal die zunehmende Entwicklung und Industrialisierung der größeren Städte, besonders von New Orleans, Houston, Dallas und Beaumont; ferner der Baumwollanbau, der allerdings nur lokal eine stärkere Anziehungskraft hat ausüben können; drittens als neuer wichtiger Faktor die Erdölgewinnung, die sich besonders im zentralen Oklahoma ausgewirkt hat, ihre Wirkungen aber auch in den Erdölgebieten von Texas und Louisiana erkennen läßt. Als letzter Faktor ist das Vordringen der Wirtschaft in die westlichen, trockeneren und bisher unproduktiven Gebiete zu nennen.

Mit den behandelten Regionen schließt zwar das Hauptnegergebiet auch heute

noch gegen Westen ab, aber die Neger haben doch schon mehrfach diese Grenze überschritten und sich in den westlichen Staaten angesiedelt. Besonders gilt dieses von Kalifornien mit Los Angeles und San Francisco als Zentren der Zuwanderung, weniger von den größeren Industrie- und Hafenstädten der nördlichen Staaten.

In erster Linie sind es also auch hier die industriellen Mittelpunkte, landwirtschaftliche Gebiete nur vereinzelt, und zwar besonders dort, wo sich wie im südlichen Kalifornien und Arizona neuerdings der Baumwollanbau entwickelt hat. Hierzu kommen dann noch einzelne Bergbaubezirke in Arizona und New Mexico, welche aber in keiner Weise mit den großen Zuwanderungsgebieten des Ostens gleichgestellt werden können. Weite Gebiete, besonders in den nördlichen Prärieстaaten, in den Gebirgsstaaten und in den nördlichen pazifischen Staaten müssen aber auch heute praktisch noch als negerfrei bezeichnet werden.

Zusammenfassend zeigt sich, daß dank der hohen Löhne die großen Industriegebiete, in erster Linie die Industrie- und Hafenstädte, das Ziel der Negerwanderungen gewesen sind. Der durch den Arbeitermangel während des Krieges veranlaßte Zustrom hat auch in der Folgezeit angehalten und zunächst sogar noch an Intensität zugenommen. An zweiter Stelle stehen einzelne der wichtigsten Baumwollgebiete, bei denen allerdings in den 20er Jahren die Zuwanderung größtenteils wieder zum Stillstand gekommen ist. In größerem Abstande folgen dann Bergbaugebiete, besonders das mittelappalachische Kohlenfeld und die Erdölgebiete der SW-Zentralstaaten. Eine besondere Stellung nimmt schließlich das Zuwanderungsgebiet von Florida als vorübergehendes Einwanderungsgebiet infolge der Bodenspekulation ein.

Es ist also nicht richtig, daß die Wanderungen der Neger nur die großen Städte bzw. die Industriegebiete zum Ziele hatten, aber es läßt sich auch nicht leugnen, daß gerade diese es waren, welche die größte Anziehungskraft ausgeübt haben. Dieser Zug in die Städte tritt uns nicht allein im Norden, sondern auch überall im Süden entgegen, so daß ihm allgemeine Bedeutung zukommt und er zum hervorstechendsten Merkmal der ganzen Bewegungen geworden ist. An sich bildet er keine ganz neue Erscheinung, vielmehr läßt sich schon im vorigen Jahrhundert eine derartige Abwanderung vom Lande feststellen, aber er erhielt durch den Weltkrieg doch einen besonders kräftigen Anstoß, so daß der Anteil der städtischen Bevölkerung an der Gesamtzahl der Neger im Jahrzehnt 1910/20 von 27,4% auf 34,0%, 1920/30 sogar auf 43,7% gestiegen ist.

Es ist auf Grund der vorliegenden Zahlen nicht möglich, die Wanderungen der Neger bis in ihr jeweiliges Herkunftsgebiet zurückzuverfolgen. Aber es lassen sich leicht die großen Regionen feststellen, die die abgewanderten Negermassen geliefert und infolgedessen stark an schwarzer Bevölkerung eingebüßt haben. Besonders ist es der Gebietsstreifen zwischen den Alleghanies und dem Mississippi von Kentucky bis zur Golfküste; ferner kommen das Piedmont Plateau, Teile der Atlantischen Küstenebene, das nördliche Florida und das Gebiet rings um das Ozark-

Bergland in Frage. Weitaus am stärksten war die Abwanderung in dem sog. Black Belt von Alabama und Mississippi und im Bereich des unteren Mississippitales (außer New Orleans). Es ist dieses um so auffallender, als der genannte Black Belt gerade eines der fruchtbarsten Baumwollgebiete der Union darstellt, ein Teil der Baumwollgebiete also die Neger angezogen, ein anderer Teil aber und sogar in weit stärkerem Maße abgestoßen hat. Baumwollgebiete und Zuwanderungsgebiete sind also nicht identisch, sondern fallen nur vereinzelt zusammen. Wie diese Erscheinung zu erklären ist, muß vorläufig offenbleiben, ebenso die Frage, ob in den Baumwollgebieten die Zunahme des Anbaues die Neger herbeigezogen hat oder die zugewanderten Neger die Ausdehnung des Baumwollanbaus veranlaßt haben. Eine ähnliche Doppelstellung nehmen weder die Industriegebiete noch die Bergbaugebiete ein. Beide sind, soweit sie von den Wanderungen betroffen sind, stets Zuwanderungsgebiete gewesen; wo diese Wirtschaftszweige dominieren, haben wir nirgends eine stärkere Abwanderung der Neger.

Die Auflockerung des ursprünglich geschlossenen Negergebietes im Südosten der Union kann in ihrer Bedeutung nur gewürdigt werden unter Berücksichtigung der Verschiebungen, die sich gleichzeitig innerhalb der weißen Bevölkerung vollzogen haben. Zwei Bewegungsrichtungen machen sich bei diesen besonders geltend, nämlich vom Hauptsiedlungsgebiet des Nordostens aus einmal der Zug nach Westen, sodann ein Zug nach Süden in die Negerstaaten. Dort, wo die Neger weichen, siedeln sich vielfach die Weißen an, und wenn auch der Zug in die Städte die weiße Bevölkerung ebenfalls sehr stark beherrscht, so ist doch eine weiße Zuwanderung in den ländlichen Distrikten des Südens keineswegs zu verkennen. Die Folge ist, daß der Anteil der Neger an der Gesamtbevölkerung im Süden fast überall im Sinken begriffen ist, nicht allein in den Abwanderungsgebieten, sondern ebenfalls in den Zuwanderungsgebieten der Ackerbaudistrikte oder der größeren Industriestädte. Andererseits ist die Zuwanderung der Neger im Norden und Westen der Union meist so stark gewesen, daß hier ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung fast überall zugenommen hat, dieses besonders in den größten Industriestädten des Nordostens. Es bedeutet dieses eine viel stärkere Durchdringung der beiden Rassen als früher, eine Tatsache, welche das Negerproblem heute in ganz anderem Lichte erscheinen läßt.

Bevor wir die Folgen dieser Verschiebungen ins Auge fassen, muß noch des Geburtenrückganges bei den Negern gedacht werden. Ihre große Fruchtbarkeit besteht heute nicht mehr. Die Negerbevölkerung hat zwar bis in die neueste Zeit zugenommen, aber die Zunahme in den beiden letzten Jahrzehnten zeigt bereits eine bemerkenswerte Verminderung. Sie belief sich auf insgesamt 2 063 000 Köpfe [1]), war

1) Ein getrennter Vergleich der Jahrzehnte 1910/20 und 1920/30 führt zu Fehlschlüssen, da der Zensus von 1920 Fehler enthält, welche die Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten und die Zahl der Neger zu klein erscheinen lassen. Aus demselben Grunde kann auch für

damit auf 21,0% gesunken, während im vorigen Jahrhundert die Zunahme in jedem Jahrzehnt 20—30% und mehr betragen hatte. Sie war daher auch geringer als bei der Gesamtbevölkerung, welche 1910/30 nach Abzug des Einwanderungsüberschusses noch um 25,7% zugenommen hat. Stärker kommt der Geburtenrückgang zum Ausdruck, wenn wir die Zahl der Negerkinder unter 5 Jahren und unter 1 Jahr heranziehen, welche 1910/30 um 33000 bzw. 20000 abgenommen hat[1]), während die entsprechenden Gesamtzahlen aller Kinder in den Vereinigten Staaten in diesem Zeitraum noch um 813000 zu- bzw. nur um 27000 abgenommen haben, obwohl sich auch bei den Weißen ein Geburtenrückgang immer stärker zeigt. Besonders stark macht sich der Einfluß der Städte bemerkbar, in denen die Gesamtzahl der Geburten bei den Negern in neuerer Zeit geringer war als die der Todesfälle. Die Tatsache des Geburtenrückganges bedarf noch vollkommen der Klärung. Es ist bemerkenswert, daß er trotz Steigens des Lebensstandards bei den Negern einsetzte, dessen bisheriger Tiefstand immer als Ursache für die große Zahl der Todesfälle und besonders für die große Kindersterblichkeit herangezogen wurde.

Drei Faktoren sind es also, welche die Verschiebungen innerhalb der Negerbevölkerung in neuerer Zeit beherrscht haben: die Ausbreitung über die bisher negerfreien oder negerarmen Gebiete mit besonderer Bevorzugung der Industriegebiete, der Zug in die Städte und der Geburtenrückgang, der besonders die städtische Bevölkerung, aber auch die ländliche betroffen hat. Diese Bewegung hat dem ganzen Negerproblem ein anderes Antlitz gegeben. Neue soziale und wirtschaftliche Komplikationen und neue Konfliktstoffe wurden geschaffen. Auf sozialem Gebiet galt das Negerproblem bisher fast nur für den Süden. Nun nehmen zwar die Neger in den Nordstaaten eine etwas andere Stellung ein als im Süden, aber von einer Negerfreundlichkeit wie zur Zeit des Bürgerkrieges ist nichts zu bemerken, im Gegenteil, der Gegensatz der Rassen hat sich gerade hier durch das zunehmende Eindringen der Neger zu einem Haß entwickelt, wie er in den Südstaaten heute kaum zu finden ist. Bestärkt wurde diese Entwicklung dadurch, daß die Neger auf dem Arbeitsmarkt als erfolgreiche Konkurrenten der weißen Arbeiter aufgetreten sind und von manchen Arbeitgebern bei Streiks als Streikbrecher willkommen geheißen wurden, ferner dadurch, daß die Neger selbst zivilisierter und wohlhabender geworden sind und sich eine Zurücksetzung durch die Weißen nicht mehr gefallen lassen wollen. So häufen sich gerade im Norden die Konfliktstoffe. Es ist in der Nachkriegszeit bereits mehrfach zu blutigen Auseinandersetzungen gekommen. Jederzeit können neue Kämpfe zwischen den Rassen ausbrechen, wie die Ereignisse

die Negerkinder nur der Gesamtunterschied zwischen 1910 und 1930 herangezogen werden. Bei einer Trennung der beiden Jahrzehnte ergibt sich die widerspruchsvolle und unerklärliche Erscheinung, daß 1910/20 die Zahl der Kinder unter 5 Jahren um 120000, diejenige der Kinder unter 1 Jahr um 25000 abgenommen, 1920/30 aber erstere um 87000, letztere um 5000 zugenommen hat.

1) Vgl. Anm. auf S. 634.

der neueren Zeit gezeigt haben. Die Lage ist heute um so kritischer geworden, als die wirtschaftliche Depression und die zunehmende Arbeitslosigkeit die Gegensätze immer aufs neue verschärft haben. Es mag sein, daß der Höhepunkt der Krise heute schon überschritten ist, da dank der Wirtschaftskrise der jüngsten Zeit und der zunehmenden allgemeinen Arbeitslosigkeit die Nord- und Westwanderung der Neger anscheinend zum Stillstand gekommen ist, die Neger in den Nordstaaten durch die Weißen aus ihren Arbeitsplätzen vielfach wieder verdrängt sind und sogar eine Rückwanderung in die Südstaaten bereits wieder eingesetzt haben soll. Ob hierdurch eine neue Periode der Wanderung eingeleitet ist, kann heute noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden.

Die Negerfrage spielt auf jeden Fall heute im Norden eine ebenso große, wenn nicht wichtigere Rolle als in den Südstaaten. Hier, wo das ganze Wirtschaftsleben bereits auf das Zusammenarbeiten von Weißen und Schwarzen eingestellt ist, hat sich die weiße Bevölkerung schon mehr mit der Daseinsberechtigung der Neger abgefunden. Nichtsdestoweniger wäre es falsch, von einer Aussöhnung der Rassen, von einer Lösung der Negerfrage zu reden; die Gegensätze blieben bestehen und sind in den letzten Jahren wieder aufs deutlichste zum Ausdruck gekommen durch die blutigen Auseinandersetzungen in den Staaten Alabama, Mississippi, Texas und Oklahoma. Verschärfend dürften hier noch der Zuzug weißer Arbeiter und die daraus entstehende und wachsende Konkurrenz wirken.

Hierzu treten noch wichtige Folgeerscheinungen auf rein wirtschaftlichem Gebiet: im Norden das Überangebot von Arbeitskräften und die große Zahl der Arbeitslosen, in den großen Abwanderungsgebieten des Südens vor der Wirtschaftskrise der neuesten Zeit ein starker Mangel an Arbeitskräften. Die Abwanderung, die Landflucht und die zurückgehende Kinderzahl haben bewirkt, daß in der Nachkriegszeit vielfach die Felder nicht bestellt werden konnten, infolgedessen die Farmer in Zahlungsschwierigkeiten gerieten und schwere wirtschaftliche Krisen die betreffenden Ackerbaudistrikte heimsuchten. Selbst die Zuwanderung weißer Arbeiter oder die im Südwesten vielfach herangezogenen mexikanischen Arbeiter haben den bestehenden Fehlbedarf nicht decken können. Die verlassenen und verfallenen Farmen und brachliegenden Felder haben sich immer mehr gehäuft. Infolge der Wirtschaftskrise haben allerdings diese Vorgänge in der Gegenwart nicht mehr die Bedeutung wie in den 20er Jahren.

Die Negerfrage ist also heute nicht nur eine viel umfassendere als früher, sondern hat auch in mancher Hinsicht eine Zuspitzung erfahren, so daß sie mehr denn je das Interesse aller daran beteiligten Kreise beansprucht. Es fragt sich, ob eine Lösung der Konflikte überhaupt möglich ist. Vorschläge sind von jeher gemacht worden, aber die meisten haben sich von vornherein als undurchführbar erwiesen. Hierzu gehören die Pläne, die Neger nach Afrika zurückzuschaffen oder ihnen innerhalb der Union wie den Indianern gewisse Gebiete als Reservationen zuzu-

teilen. Nur zwei Möglichkeiten kommen m. E. für eine Lösung des Negerproblems überhaupt in Frage: entweder Assimilierung der Neger oder eine gütliche Einigung der Rassen, die den Negern ihre persönlichen, sozialen, politischen und wirtschaftlichen Rechte als Bürger der Vereinigten Staaten allgemein und überall anerkennt.

Die erste dieser Lösungen ist von manchen Seiten befürwortet und von vielen als unausbleibliche Folge des Zusammenlebens der beiden Rassen ausgesprochen worden. Es ist ja auch eine Tatsache, daß eine starke Blutsvermischung zwischen beiden Rassen bereits stattgefunden hat und ein großer Teil der als Neger bezeichneten Bevölkerung aus Mulatten besteht. Die genaue Zahl der Mulatten ist heute nicht bekannt; die Angaben schwanken zwischen 1/5 und 1/3 der gesamten Negerbevölkerung. Es ist ferner eine Tatsache, daß die Zahl der Mulatten seit langem stieg und heute noch weitersteigt[1]). Es wäre aber der Schluß verfrüht, daß ein Aufgehen der beiden Rassen ineinander die unausbleibliche Folge ist, denn die Zahl der Mischlinge wächst sehr stark durch die sehr beliebte Vermischung reinrassiger Neger mit bereits vorhandenen Mischlingen[2]). Die Beteiligung der Weißen an der Vermehrung der Mulatten läßt sich überhaupt nicht ermitteln. So erklären sich auch die gegensätzlichen Meinungen, die in dieser Hinsicht ausgesprochen sind. Man könnte meinen, daß durch die Gesetze, die in etwa 30 Staaten der Union nicht nur eine Ehe zwischen den beiden Rassen, sondern vielfach auch einen außerehelichen Verkehr verbieten und z. T. mit sehr hohen Strafen (vielfach bis zu 10 Jahren Kerker) belegen[3]), ein weiteres Eindringen von weißem Blut in diesen Staaten ziemlich unterbunden wird. Eine Vermischung findet trotzdem weiter statt; sie ist aber geringer als in den Nordstaaten, wo derartige Gesetze fehlen[4]). Man erhält sogar den Eindruck, daß in den Südstaaten eine Blutsvermischung nur noch in sehr beschränktem Maße stattfindet und ganz allgemein die Abneigung des reinrassigen Amerikaners, besonders desjenigen germanischer Abstammung, gegen eine derartige Vermischung groß ist und zunimmt, daß diese Rassenabneigung daher eine vollkommene Assimilierung der Neger auch für die Zukunft verhindern wird[5]).

---

1) Die Zensusangabe von 1920 mit 1 661 000 Mulatten (15,9% der Farbigen), durch welche eine Abnahme der Mulatten vorgetäuscht wird, ist auf jeden Fall zu klein gegenüber der Angabe von 2 051 000 (20,9%) für 1910 (vgl. Negro Year Book 1931—32. Tuskeegee Inst., Alabama, S. 336 f.).

2) E. B. Reuter: The American Mulatto. Ann. Americ. Acad. of Polit. and Social Science. Vol. 140. Philadelphia 1928, S. 36—43.

3) F. v. Luschan: Die Neger in den Vereinigten Staaten. Kolon. Rundschau 1915, S. 504 bis 540.

4) Alle Zensusangaben stimmen darin überein, daß in den Südstaaten die Zahl der Mulatten verhältnismäßig geringer ist als in den Nord- und Weststaaten. 1910 ergaben sich für die Südstaaten 20,1%, für die Nordstaaten 26,6% und für die Weststaaten 32,1% Mulatten (Negro Year Book 1931—32, S. 337).

5) Vgl. auch G. v. Hoffmann: Die Rassenhygiene in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. München 1913, S. 67.

Erscheint somit die erste Lösung praktisch kaum durchführbar, so stößt auch die zweite auf ganz ähnliche Schwierigkeiten. An der bis zum Haß gesteigerten Abneigung sind bisher alle Versuche gescheitert, die eine Gleichstellung der Rassen erstrebten. Mag der Neger heute auch teilweise an Bildung und Zivilisation dem Weißen nicht nachstehen, mag er auch wohlhabend und einflußreich geworden sein, die gesellschaftliche Gleichstellung bleibt ihm im Norden ebenso wie im Süden versagt. Man erkennt ihn als nützliches Glied der Wirtschaft an, aber die Scheidewand bleibt bestehen.

Leichter als die Lösung der sozialen Fragen dürfte es vielleicht sein, die wirtschaftlichen Folgen der Negerwanderungen zu überwinden. Es gilt in der Hauptsache nach Überwindung der gegenwärtigen Wirtschaftskrise den Arbeitermangel in den Abwanderungsgebieten des Südens durch die Heranziehung anderer, eventuell weißer Arbeitskräfte auszugleichen. Die Schwierigkeit liegt einmal in der Frage, ob die Weißen aus klimatischen Gründen der schweren Arbeit im Süden auf die Dauer gewachsen sind und die fehlenden Arbeitskräfte voll ersetzen können, ferner darin, daß die Landflucht auch bei den Weißen in starkem Maße vorhanden ist, die Verdienstmöglichkeiten auf dem Lande schlechter sind und die Einwanderung williger und geeigneter Arbeiter (z. B. der Südeuropäer) heute sehr stark beschränkt bzw. ganz unterbunden ist.

Fassen wir die Ergebnisse und Folgen der Negerwanderungen zusammen, so sehen wir, wie heute das einst geschlossene Negergebiet im Südosten mehr und mehr in Auflösung begriffen ist, wie sich die weißen und schwarzen Siedlungsgebiete immer mehr durchdringen und wie hierdurch neue Konflikte geschaffen werden ohne Verminderung der bereits bestehenden. Alle diese Erscheinungen sind noch im Fluß, und es ist nicht abzusehen, wann das Ende erreicht ist. Ganz allgemein dürfte sich durch diese Erscheinungen der Rassengegensatz eher verschärft als vermindert haben, und hierdurch dürfte jeder Versuch, die Negerfrage auf gütlichem Wege zu lösen, von vornherein zum Scheitern verurteilt sein. Wir werden auch weiterhin mit starken Auseinandersetzungen zwischen den beiden Rassen zu rechnen haben, und selbst, wenn infolge des Geburtenrückganges die Zahl der Neger in Zukunft abnehmen sollte, wird ihre Zahl doch so groß bleiben, daß noch Generationen hindurch die Negerfrage bestehen bleibt. Eine Lösung derselben durch Assimilation erscheint ebenso unmöglich wie eine Überbrückung der Rassengegensätze. Beides würde nicht nur dem Neger selbst keinen Gewinn bringen, sondern auch für die weiße Bevölkerung den kulturellen und wirtschaftlichen Niedergang bedeuten.

R. MILLEKER:

Über ethnographische Karten als Grundlage geopolitischer Entscheidungen

Wohl selten wurde eine so vollständige politische, wirtschaftliche und kulturelle Einheit, wie sie das Karpatenbecken darstellt, in gleich sinnloser Weise zerstückelt: bei der Aufteilung des alten ungarischen Staates. Schon das Jahrtausende lange Bestehen, das stete Zurückkehren zu den ursprünglichen Grenzen trotz erfolgreicher oder verlustreicher Kriege, zeigt die Reife der politischen Einheit, die Vollständigkeit der Staatsgrenzen. Diese schöne Einheit wurde zerstückelt auf Grund des Nationalitätenprinzips, unter dem Vorwand, das Gebiet auf Grund ethnographischer Grenzen aufteilen zu müssen. In politischen Kreisen wurde seinerzeit ständig von dieser Art Grenzen gesprochen, trotzdem man sich nie recht klar werden konnte, was eigentlich unter diesem Begriff zu verstehen sei. So reich auch die Literatur über Grenzen heute schon ist, so suchen wir doch umsonst, z. B. auch in dem schönen Buch von Haushofer, ein Kapitel, welches über die Wichtigkeit und das Wesen der ethnographischen Grenzen Aufschluß gibt. Vielleicht ist der Grund dafür, daß diese ethnographischen Grenzen stellenweise so sinnlos ausgefallen sind, in der Unbestimmtheit des Begriffes zu suchen.

Die Grenzen des heutigen Rumpfungarn schließen sich nur zu einem ganz kleinen Teil an sogenannte natürliche Grenzen an, im übrigen sind sie durchweg willkürlich gezogen worden, so daß in manchen Gemeinden der Pfarrer durch eine Grenze von seiner Kirche getrennt war, und so nur mit gelegentlich erteilten Erlaubnisscheinen seines Amtes walten konnte. Oft wurden ganze Dörfer von ihrem Grundbesitz abgetrennt, ja sogar einzelne Gehöfte durch eine Grenze entzwei geteilt. Das war sicherlich eine nur temporäre Unreife der Grenzbestimmung, sie konnte aber nur stellenweise und erst nach längerer Zeit korrigiert werden.

Was sich im kleinen ereignete, das zeigt sich auch im großen in Ungarn, in seinen nationalen, kulturellen und wirtschaftlichen Einheiten, die zerstückelt, unvollständig und verkümmert ihr Dasein fristen müssen. Gute Grenzen zu ziehen ist eine große Kunst, aber leider ergab es sich, daß bei den Friedensverhandlungen keine Künstler, sondern Stümper das führende Wort hatten. Ausschlaggebend war in erster Linie die Ländergier der Sieger, die jedes andere Prinzip zurückdrängte. Danach kamen Eisenbahnlinien, Punkte strategischer oder wirtschaftlicher Bedeutung in Betracht; im übrigen zog man künstliche, und lange Zeit im wahrsten Sinne des Wortes unsichtbare Grenzen, die viel Leid, viel wirtschaftlichen und kulturellen Schaden verursachten. —

Nach dem Krieg erschienen mehrere sogenannte ethnographische Karten, jede nach einem anderen Prinzip verfertigt, nicht immer auf authentischen Daten

basierend, oft auch tendenziös, und so waren sie natürlich voneinander grundverschieden, im Aussehen, in Inhalt und Ergebnis.

Die einfachste Arbeitsweise war die, einzelne politisch kleine Einheiten, Kreise oder Gemeinden mit den Farbzeichen der Mehrheitsbevölkerung zu versehen. Die Minderheiten wurden ganz einfach vernachlässigt, — es ist aber nur eine Frage der Geschicklichkeit, wenn man z. B. größere territoriale Einheiten zur Grundlage nimmt, die kleineren so zusammenzustellen, daß sie die gewünschte Mehrheit ergeben! Man kann jedoch auch die Minderheiten darstellen, und zwar so, daß man die Fläche des Kreises mit der Farbe der Mehrheit versieht und die Minderheiten je nach der Zahl mit verschieden gefärbten und verschieden großen Zeichen darstellt. Schließlich kann man vom Flächenkolorit ganz absehen, natürlich nur auf großmaßstabigen Karten, und die Bewohner der einzelnen Ortschaften mit verschieden großen Kreisen oder Kreisteilen darstellen, die nach der Nationalität verschieden gefärbt sind. Hier hat man es mit einer absolut ethnographischen Karte zu tun, deren Zweck es ist, die absoluten Zahlen der in einer Ortschaft ansässigen Nationalitäten graphisch darzustellen. Diese Methode ist in ihrer Art vollständig und zeigt an sich keine Mängel.

Aber ethnographische Grenzen selbst nach dieser Karte zu ziehen und zu bestimmen, ist schon darum unmöglich, weil gerade bei dieser Darstellung zutage tritt, daß es kompakte, zusammenhängende Gebiete, die nur von einer Nationalität bewohnt werden, gar nicht gibt. —

Es stellte sich auch die Notwendigkeit heraus, das Verhältnis zwischen den bewohnten Gebieten und der Volkszahl irgendwie graphisch darzustellen. Werden die einzelnen Kreise nach den Mehrheiten mit Farbe bedeckt, so kann es natürlich vorkommen, daß ein Gebiet, das eine relativ schwache Volksdichte von 20 aufweist, dieselbe Farbe bekommt, wie ein anderes Gebiet, wo die Volksdichte vielleicht über 100 ist. Ebenso falsch ist es, die Fläche mit der Farbe der Majorität zu bedecken und die Minorität auf einen Ort zu konzentrieren. Es kann ja sein, daß gerade die Majorität konzentriert wohnt und die Minorität in kleineren oder Streusiedlungen. Es ist schon oft betont worden, daß bei guten bevölkerungsstatistischen Karten ein jeder Mensch wenigstens annähernd an der Stelle eingetragen werden müßte, wo er wirklich wohnt, sonst würde sich die ganze Darstellungsweise nicht viel von den Graphikons unterscheiden, die man in der Statistik benützt und die nicht geeignet sind, gleichzeitig eine wissenschaftliche Darstellung über die wirkliche räumliche Verteilung der Bewohner zu geben. Regierungsbezirke und Kreise sind an sich nicht geeignet zur Darstellung der Bevölkerungsverhältnisse. Bedecke ich eine so kleine politische Einheit mit der Farbe der Mehrheit, so habe ich im geographischen Sinn noch sehr wenig erreicht. Da ist es besser eine graphische Darstellung in irgendeinem statistischen Werke ohne topographische Unterlage zu benützen. Auch wenn man die Minderheiten einzeichnet, so hat man

noch immer nicht mehr erreicht, als daß man Zahlenverhältnisse innerhalb eines politischen Territoriums graphisch dargestellt hat. Geographisch kann man auch diese Methode nicht nennen, denn sie entbehrt des grundlegenden Charakters, nämlich, daß sie ganz präzis auf die Frage „wo" antwortet. Gerade das Gegenteil tritt ein, wenn in einem Kreise Industriewerke sind; so kann deren anderssprachige Volksmasse die größte Fläche des Kreises mit ihrer Farbe einnehmen, während die eventuell anderssprachige landwirtschafttreibende Minderheit auf der Karte von den eigenen Grund und Boden verdrängt wird. Es ist auf manchen Karten versucht worden, die sogenannten unbewohnten Gebiete auszuscheiden, und auf diese Weise die wirklich bewohnten Gebiete treuer darzustellen. Es war ja auch ganz widersinnig, daß man, wenn in einer Ecke eines sonst zum größten Teil unbewohnten Kreises einige Menschen wohnten, die ganze Fläche des Kreises mit dem Farbzeichen dieser Menschen bedeckte. Als Grenze des bewohnten Gebietes wurde z. B. eine Höhe von 800 m angenommen; was sich über 800 m befindet, wurde von vornherein als unbewohnt betrachtet. Man wich aber auch gelegentlich von diesem Prinzip ab. Eine der interessantesten Karten, die auch bei den Friedensverhandlungen eine große Rolle spielte, ist die des Grafen Teleki. Er geht von der Überzeugung aus, daß sich das Leben der Gebirgsbewohner hauptsächlich in den Talsohlen oder Tallehnen abspielt, wo sich auch ihre Häuser befinden. Er berücksichtigte auch bei seiner Karte die Verschiedenheit der Volksdichte. Wenn man also annimmt, daß in vielen Teilen von Ungarn eine Volksdichte von 100 zu finden ist, so muß man an jenen Teilen, wo diese Volksdichte geringer ist, um die gleiche Darstellungsweise zu wahren, weniger Fläche mit derselben Farbe anlegen. Es ergeben sich so Kreise, die ganz mit Farbe bedeckt sind, diejenigen nämlich, die eine Volksdichte von annähernd 100 aufweisen, und solche, die im Verhältnis zur minderen Volksdichte, nur teilweise mit Farbe bedeckt sind. Die weißen Flecke, die so entstehen, sind nicht wahllos zerstreut oder rein nach politischen Einheiten geordnet, sondern, wenn nur irgend möglich, zusammenhängend, topographisch, wo die Minderbewohntheit am wahrscheinlichsten ist.

Aber auch diese Lösung befriedigt nicht restlos. Es ist überhaupt zweifelhaft, ob man absolut unbewohnte Gebiete feststellen und abgrenzen kann. Wenn man sagt, das Meer sei bewohnt, infolge seines Schiffsverkehrs, oder aber wenn alpine Hochflächen, die der Touristik geöffnet sind, als bewohnt gelten, dann ist es schwer eine Grenze in den weniger kultivierten Hochflächen zu ziehen, wo Hirten gelegentlich Gegenden als beständige Übergangswege benützen. Auch Wälder können nicht als unbewohnt dargestellt werden; wenn sie auch nur alle 10 Jahre gefällt werden, so ist das doch nur ein zeitlicher Unterschied gegenüber der Landwirtschaft, wo die Ernte jährlich, wenn nicht öfter stattfindet. Auch wo sich mit Maschinen bearbeiteter Großgrundbesitz befindet, bildet dieser für die daneben-liegenden oder gar davon eingeschlossenen Dörfer sozusagen unbewohntes Gebiet.

Alle diese Versuche zeigen uns, daß ebenso, wie bei den Bevölkerungskarten, auch bei den ethnographischen Karten die endgültige Lösung noch fehlt. Je nach Maßstab, Prinzipien und Absichten ändern sich die Methoden, doch restlos befriedigt bis jetzt keine einzige, — ganz im Gegenteil, es weisen alle grundlegende Mängel auf. Eine wirklich gute Karte müßte auf den ersten Blick auf viele Fragen zugleich Antwort geben können. Die meisten ethnographischen Karten erteilen aber höchstens über die qualitative Verteilung der einzelnen Nationalitäten Aufschluß, während das Quantitative meistens vernachlässigt, oder nur sehr unvollständig dargestellt wird.

Auf die Verteilung der Bevölkerung haben kulturelle und wirtschaftliche Faktoren maßgebenden Einfluß. Sie ist eine Folge und Auswirkung der volkswirtschaftlichen Lage, der Art und Weise der Bodenbebauung, der verschiedenen Erwerbszweige, der Arbeitsgelegenheit, der Arbeitsweise sowie auch der Verkehrslage. Alles in allem spiegelt sie auch die allgemeine Kulturstufe der Bewohnerschaft, und auch darüber muß die Karte nach vielen Richtungen hin Aufschluß geben können. Eine solche Karte kann nicht die Gemeinde-, Kreis- oder Regierungsbezirksgrenzen als grundlegend aufweisen. Diese sind hier unnatürlich, da es ja oft vorkommen kann, daß die Bewohnerschaft eines Ortes über die Gemeindegrenzen mit ihren wirtschaftlichen Interessen hinausreicht, wie ja auch der Grundbesitz, der vor allem bei der Beurteilung der Volksverteilung von Agrarstaaten eine so wichtige Rolle spielt, sich sicherlich nicht immer nach Gemeinde- oder Kreisgrenzen richtet. Es wäre notwendig, den Lebensraum von Volksgruppen präzis zu bestimmen. Nur diese Grenzen allein können zur Beurteilung des Lebens- oder Ellbogenraumes der für die wirtschaftliche und geistige Entfaltung des einzelnen zur Verfügung steht, als maßgebend angesehen werden. Es kann vorkommen, daß ein Großgrundbesitz von mehreren 1000 ha auf seiner Fläche eine Gruppe von Landarbeitern ansiedelt. Für diese Gruppe wurde zur Zeit der Ansiedlung ein entsprechender Lebensraum festgesetzt. Mit der Zeit vermehrte sich nun die Bewohnerschaft auf das Vier- oder Fünffache, und, da der Lebensraum derselbe blieb, wirtschaftlich aber in der Erwerbsmethode auch keine Änderungen eintraten, so kam eine starke Übervölkerung zustande.

In Ungarn wurden nach den Türkenkriegen auf den einst von Ungarn bewohnten aber nun verwüsteten Gebieten deutsche Kolonisten angesiedelt, teilweise von Großgrundbesitzern, oder es sickerten Slawen und Rumänen von Süden durch. Wir haben nun Beispiele dafür, daß deutsche Siedler in Ostungarn, da sie ihre eigenen Länder nicht vermehren konnten, weil der Großgrundbesitzer nichts mehr hergab, sich am Rande des Großgrundbesitzes neue Felder erwarben; da aber die Überbrückung der Entfernungen wirtschaftlich schwere Hindernisse mit sich brachte, so siedelten sie auf ihr Gehöft, und es entstanden so kleine Flecken deutscher Siedler, meist in der Nähe anderer Gemeinden, die dann langsam, da sie in der

Minderheit waren, ihre nationalen Eigenheiten verloren und in das Ungartum einschmolzen. Wenn man also von den ethnographischen Karten auch die Beantwortung wirtschaftlicher Fragen erwartet, ohne die politische Fragen nicht zu lösen sind, so müssen sie auch über solche Dinge auf den ersten Blick Aufschluß geben. Das ist bei den geschilderten Methoden sehr schwer möglich.

Wir benötigen aber auch solche Karten, die uns über die verschiedenen Ursachen der Zu- und Abnahme der einzelnen Nationalitäten unterrichten können. Oft kommt es vor, daß von zwei verschiedenen Nationalitäten die eine durch Fleiß und Ausdauer in verhältnismäßig kurzer Zeit einen großen Teil des Großgrundbesitzes der anderen Nationalität sich aneignet und so auch deren Lebensraum einnimmt. Dasselbe kann auch auf andere Weise eintreten. Verschiedene Erwerbszweige verlieren mit der Zeit ihre Bedeutung, und wenn nun ein Volk konservativ ist und nicht rasch genug zu anderen Hilfsquellen gelangt, dann kann es sich auch nicht behaupten und muß entweder auswandern oder aber aussterben.

Noch einen anderen Nachteil hatten die alten ethnographischen Karten. Eine gute topographische Karte kann nur dann zustande kommen, wenn genügend Detailaufnahmen vorhanden sind; durch deren Generalisierung können wir dann gute Übersichtskarten erhalten. Bei den ethnographischen Karten hat man immer nur mit kleinen Maßstäben gearbeitet, und infolgedessen sind sie so detailarm, und darum können wir auch aus ihnen so wenig entnehmen.

Es ist eigentlich unbegreiflich, daß nach den Friedensverhandlungen, während deren soviel über ethnographische Verhältnisse gesprochen wurde, von keiner Seite der Versuch gemacht worden ist, eine ernste, wissenschaftliche Basis zu diesen Verhandlungen und Behauptungen zu erhalten. Auch heute hört man Tag für Tag von der Notwendigkeit einer Revision des Friedensvertrages sprechen, ständig werden verschiedene neue ethnographische Grenzen Ungarns gezogen, auch in anderen Ländern gibt es Bestrebungen, die nationale Unrichtigkeiten beseitigen wollen, und in Anbetracht all dessen wäre es doch sehr nützlich, natürlich nicht immer im politischen Sinne, die Frage einmal gründlich zu lösen. Es wurde des öfteren der Vorschlag gemacht, bevölkerungsstatistische Grundkarten in einem einheitlichen Maßstab zu zeichnen. Wo es sich aber um ethnographische Fragen handelt, ist ein einheitlicher Maßstab ebenso ausgeschlossen wie bei topographischen Fragen. Die Forschungen müßten unbedingt von Karten sehr großen Maßstabes ausgehen.

Wenn wir die Städte Ungarns betrachten, in denen mehrere Nationalitäten untergebracht sind, so können wir sehen, daß die Lebenskraft der einzelnen und die sich daraus bedingende wirtschaftliche Entwicklungsfähigkeit sehr verschieden ist. In einer südungarischen Stadt kam es vor, daß an eine serbische Kernsiedlung im 18. Jahrhundert deutsche Siedler zugesiedelt wurden. Durch ihren Fleiß wirtschaftlich höher stehend als die Serben, drangen die Deutschen mit ihrem Hausbesitz in die serbische Kernsiedlung immer mehr und mehr ein, während diese sich kaum ver-

größerte. Dieser Vorgang kann nur kartographisch demonstriert werden. Zahlen und Zahlenreihen zeigen hier nicht viel. Rein bevölkerungsstatistische Angaben aber, ohne die Nationalität zu unterscheiden, sagen wieder zu wenig, denn es kann vorkommen, daß sich die ganze Siedlung ständig vermehrt, trotzdem sich die eine Nationalität andauernd vermindert. Man muß also bei der Konstruktion von ethnographischen, oder besser gesagt Ethno-Spezialkarten, jeden Menschen auf seinem Ort darstellen. Das kann aber nur auf Karten sehr großen Maßstabes geschehen, wo die Hausplätze genügend groß dargestellt sind. Natürlich läßt sich dies bei großen Städten, wo mehrere Schichten übereinander leben, schwer durchführen, aber auch hier müßte sich eine Lösung finden lassen, und zwar vielleicht so, daß einzelne Häuserblocks entsprechend koloriert werden, oder aber, daß man die Häuserblocks als Würfel darstellt und dann entsprechend auswertet. In einem Agrarstaat, wie es Ungarn ist, muß man auch den Grundbesitz nach der Nationalität des Eigentümers bezeichnen bzw. färben. Es ist sehr leicht möglich, daß eine nationale Mehrheit, was Grundbesitz anlangt, in großem Nachteil gegenüber der Minderheit ist. In Siebenbürgen gibt es Komitate, wo der Großgrundbesitz schon seit Jahrhunderten in ungarischen Händen ist; die zugesiedelten Rumänen haben fast gar keinen Grundbesitz. Sie verdienen ihren Lebensunterhalt dadurch, daß sie im Winter Hausindustrie betreiben und die so erzeugten Produkte, meist Holzwaren, in die ungarische Tiefebene tragen und dort gegen Naturalien eintauschen. In der Erntezeit verrichten sie auch Aushilfedienste und ergänzen so ihre ungenügenden Bestände. Wenn man nun diese Gegend rein nach der Bewohnerschaft bezeichnet, so kann es leicht vorkommen, daß man mit der Farbe der rumänischen Bevölkerung den ganzen Großgrundbesitz bedeckt; trotzdem die Bevölkerung mit diesem Großgrundbesitz wenig gemein hat. Die Karte Siebenbürgens würde ganz anders aussehen, wenn man auf Karten großen Maßstabes — ich würde diese Karten einen ethnographischen Kataster nennen — die einzelnen Ortschaften für sich selbst behandelte und den Grundbesitz getrennt darstellte.

Aber nicht nur der Besitz selbst ist maßgebend, ebenso wichtig wäre es, die Nationalität des eventuellen Pächters einzutragen, denn an vielen Stellen gibt der Pächter über eine große Anzahl wirtschaftlich wichtiger Fragen Aufschluß. Der Pächter muß nicht immer eine Person sein, ebensowenig wie der Besitzer. Es kann ja auch z. B. von Banken die Rede sein. Wo aber sehr viel Grund im Besitz von Banken sich befindet oder von solchen verwaltet wird, dort ist die wirtschaftliche Lage unbedingt krankhaft oder aber nicht normal.

Ich will hier nur darauf aufmerksam machen, daß einzelne Banken auch Nationalitätenpolitik betrieben und durch Beleihungen und Versteigerungen viel Grundbesitz ihren Zielen zuführten.

Bei Industriegebieten muß man bei Fabrikanlagen dasselbe tun wie beim Großgrundbesitz. Hier ist nicht der Pächter, sondern die Nationalität der Arbeiter dem

Besitzer gegenüber wichtig. Man kann so leicht Aufschluß darüber erhalten, welche Nationalität die kulturell höherstehende und welche die einfachere, unentwickeltere ist.

In den Nachfolgestaaten finden wir überall die Bestrebungen, den ungarischen Großgrundbesitz aufzuteilen und den Besitzlosen, aber national verläßlichen Elementen zu übergeben. Jahrhunderte alte Großgrundbesitze werden enteignet, moderne landwirtschaftliche Betriebe zugrunde gerichtet, um sehr einfachen, nur mit den primitivsten Mitteln vertrauten Landwirten übergeben zu werden. Es wäre nun ungemein lehrreich, wenn wir sowohl eine ethnographische Karte des Großgrundbesitzes vor der Aufteilung Alt-Ungarns, wie ich sie beschrieben habe, als auch eine Karte, die die neue Lage darstellt, zur Verfügung hätten. Man könnte aus der erstgenannten und einer späteren Karte ersehen, ob dieses wirtschaftspolitische Experiment gelungen ist, ob sich diese neu angesiedelten, aus ihrer alten Heimat herausgerissenen Elemente anwurzeln konnten und ob sie wirtschaftlich entwicklungsfähig oder aber im Rückgang begriffen sind.

Nach 1848 wurden 1600000 Joche Grundbesitz enteignet und den Leibeigenen zugesprochen, die zum größten Teil Rumänen waren. Dasselbe wiederholte sich jetzt. Und doch ist es fraglich, wieviel die Rumänen bei freiem Verkehr von diesem Grundbesitz behalten werden?

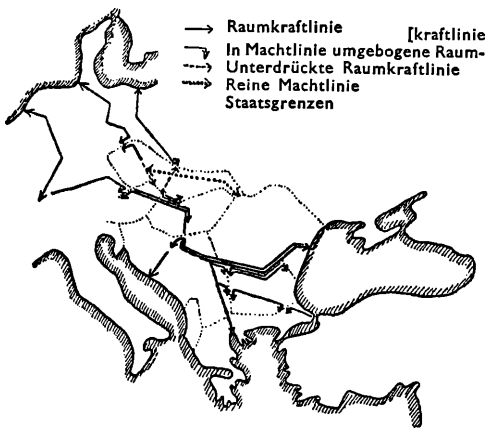
Auch ethnographische Grenzen könnte man, wenn von solchen überhaupt die Rede sein kann, nur auf der Grundlage solcher Karten bestimmen, denn hierbei hängt die Darstellung nicht von der Geschicklichkeit des Zeichners oder von der Methode ab, sondern sie ist wirklich geographisch ortsgetreu und zeigt die Verhältnisse, wie sie tatsächlich sind. Auch andere praktische Maßnahmen, wie die Führung von Autobuslinien, Eisenbahnen, Straßen, den Bau von Schulen und anderen kulturellen Institutionen kann man so viel vollkommener durchführen. Natürlich muß der Staat die Herstellung solcher Karten finanzieren, um so mehr, da es sich ja um Lebensinteressen handelt. Kann man für kriegerische Zwecke topographische Aufnahmen machen und Karten verschiedenen Maßstabes verfertigen, kann man geologische Aufnahmen herstellen und dafür die Mittel aufbringen, so muß man ebenso auch für diese ethnographischen Karten die Mittel finden, denn sie sind mindestens ebenso wichtig, wenn nicht noch wichtiger.

Gottfried Hobus:
Die Raumkameradschaft der Südostvölker. III

Dafür bemühen sich die Tschechen, innerhalb des Staates die Rolle des Staatsvolkes einzunehmen, ohne die Mehrheit zu besitzen. Der demokratische Staat ist dazu die geeignete Plattform, weil ja nur er die rechtliche Sicherung dieses Zustandes darstellt. Damit werden alle übrigen Völker in diesem Staat — die Deutschen, die Slowaken, die Madjaren und die Ruthenen — zu „Minderheiten", das

heißt zu Völkern minderen bis gar keinen Rechts. Dem dient auch die bewußt verschleiernde Umdeutung der Existenz einer tschechischen, deutschen, slowakischen, madjarischen und ruthenischen Wirtschaft in eine „tschechoslowakische" Wirtschaft. Dadurch berauben sich aber die Tschechen der ihrem Staat von Natur gegebenen Wirtschaftskräfte des artbewußten Volkstums. Die Dynamik des Blutes hat also dieser Staat ebenfalls nicht für seinen Bestand eingesetzt.

Der Bestand dieses Staates ist daher ausschließlich auf raumfremde Kräfte gestützt. Damit ist in die weitere Entwicklung des südosteuropäischen Raumes ein Unruheherd gelegt, der sich am empfindlichsten auf wirtschaftlichem Gebiet, jedoch nicht nur in der Tschechoslowakei, sondern im ganzen Südostraum und im mitteleuropäischen Nachbarraum bemerkbar macht. Denn durch die Umbiegung der Raumkraftlinien in reine Machtlinien wird in diesem Staat keine Raumwirtschaft mehr betrieben, sondern eine reine Zweckwirtschaft. Die Folgen sind wirtschaftliche Rückwärtsentwicklung und steigende Auslandsverschuldung. Durch die Zweckwirtschaft ist das reiche „Erbe" von 80% der alten österreichisch-ungarischen Industrie nicht nur nicht erhalten, sondern empfindlich gemindert worden. Da wieder 80% dieser Industrie deutsch waren, hat man in der Kurzsichtigkeit der Zweckwirtschaft jeden verlorenen Betrieb als politischen Erfolg gebucht und hat dabei nicht erkannt, daß mit jedem deutschen Betrieb, dessen Pforten geschlossen wurden, nicht nur die wirtschaftliche Grundlage des Staates von den Deutschen zu den Tschechen verschoben wird, sondern daß dadurch ein Teil der natürlichen Wirtschaftskraft des Raumes überhaupt totgelegt wird. Denn die Machtlinie ist wegen des immer teurer werdenden Aufwandes an Macht niemals ein Ersatz für die Raumkraftlinie. Und die planmäßige wirtschaftliche Ausschaltung des deutschen Volkes wird selbst durch eine Mehrleistung der Tschechen nicht aufgewogen. Das beweist nichts besser als der Rückgang des tschechischen Außenhandels. Alle Versuche einer Umlenkung des Außenhandels nach Westen schlagen fehl. Daran ändert auch nichts die augenblickliche, durch die allgemeine Aufrüstung hervorgerufene Konjunktur der tschechischen Rüstungsindustrie. Die Gesetze des Raumes lassen sich eben nicht aus der Welt schaffen, sondern höchstens für einige Zeit durch Machtaufwand in ihrer Wirksamkeit abbremsen. Bei einer Übernahme von 80% der Industrie des früheren Gesamtgebiets mit gleichzeitiger Verringerung



Südostraum. Machtlinien

des Binnenmarktes auf 20% des früheren Gesamtgebietes bedeutet aber ein Außenhandelsrückgang mehr als bei anderen Staaten. Die Kaufkraft des Binnenmarktes wird jedoch nicht nur von der Ausfuhrseite geschwächt, sondern durch die Struktur des Binnenmarktes selbst. Denn der durch die Natur des Raumes bedingte Zerfall in die westlich des Trenngebirges der Karpaten liegenden Sudetenländer und die östlich von ihnen liegenden Karpatenländer hat zur Folge, daß die Erzeugnisse nicht gegenseitig ausgetauscht werden können. In den Karpatenländern, die von ihren natürlichen Absatz- und Industriegebieten im Süden abgeschlossen und von ihrer natürlichen Funktion einer Brückenstellung zwischen Ungarn und Polen ausgeschlossen sind, werden die auf den unnatürlichen Wegen herantransportierten sudetenländischen Industrieerzeugnisse zu teuer. Die karpatenländischen Erzeugnisse dagegen sind meist land- und forstwirtschaftlichen Charakters und vertragen infolgedessen erhöhte Transportkosten noch weniger als hochwertige Industrieerzeugnisse. Der Aufbau einer eigenen slowakischen Industrie kommt aber schon aus dem Grunde nicht in Frage, weil der Antransport der Rohstoffe den gleichen Weg gehen müßte, so daß nach tschechischer Berechnung die Transportkosten von Prag nach der Slowakei teurer sein würden als die Überseefracht bis Prag. Wenn zur Zeit eine Industrie im Waagtal aufgebaut wird, so handelt es sich hier nicht um eine slowakische Industrie, sondern um ein Eindringen der tschechischen Industrie mit tschechischen Arbeitern in die Slowakei aus rein wehrwirtschaftlichen Gründen, bei denen Rentabilitätsberechnungen von zweitrangiger Bedeutung sind. Der Entwicklungsweg der Tschechoslowakei kann daher selbst dem Staatsvolk der Tschechen im günstigsten Fall nur so lange eine Erhöhung des Lebensstandardes bringen, als der ständige unvermeidliche Verlust an Wirtschaftskraft von den anderen Völkern des Staates getragen werden kann.

Im Gegensatz zur Tschechoslowakei, die die Umwandlung der organischen Raumwirtschaft in die liberale Zweckwirtschaft am deutlichsten ausgeprägt hat, setzt bei den anderen Südoststaaten die Rückwandlung der Zweckwirtschaft in die Raumwirtschaft bereits ein. Wenn in Jugoslawien und Rumänien die Natur der Raumkraftlinien eher gesiegt hat als in der Tschechoslowakei, so liegt das auch daran, daß diese Staaten im unmittelbarsten Wirkungsbereich des Rückgrats des südosteuropäischen Raumes liegen. Die Querstellung dieser Staaten zu der Raumkraftlinie erforderte einen entsprechend höheren Machtaufwand, das heißt, wirtschaftlich gesehen, einen größeren Verlust an Wirtschaftskraft, der natürlich nur entsprechend kurzfristig getragen werden konnte.

Eine Sonderstellung nimmt Österreich ein. Es gehört teils zum mitteleuropäischen, teils zum südosteuropäischen Raum. Es handelt sich also um einen typischen Brükkenstaat, der mit seiner Lage an der hauptsächlichen Verbindungsstelle beider Räume gerade durch die jetzige Grenzziehung eine eindeutig festgelegte Sonderaufgabe erhalten hat. Jede Verneinung dieser natürlichen Aufgabe, also die Querstellung

zur Raumkraftlinie, muß hier naturnotwendig zu einem um so größeren Verlust von Wirtschaftskraft führen, als es sich um die einzige Funktion dieses Staates im südosteuropäischen Raum handelt. Denn die zweite Brückenaufgabe dieses Staates nach Süden geht vom mitteleuropäischen und nicht vom südosteuropäischen Raum aus!

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß die Europäisierung des südosteuropäischen Raumes folgende Wirkungen ausgelöst hat:

1. Der liberale Grundsatz der persönlichen, unbeschränkten Wirtschaftsfreiheit, die in der demokratischen Staatsform gipfelt, führt zur Gegensätzlichkeit zwischen den natürlichen Kraftlinien des Raumes und den „Interessen" der jeweils herrschenden Gruppen.

2. Die liberale Form des Nationalstaates führt dazu, daß jeder Staat „Minderheiten" sämtlicher benachbarter Staaten und deutschen Blutes enthält, und zwar in einem Umfange, der zusammengenommen bis zur Mehrheit gegenüber dem Staatsvolk geht und daß diese Minderheiten an der Entfaltung ihrer Volkskraft planmäßig gehindert werden.

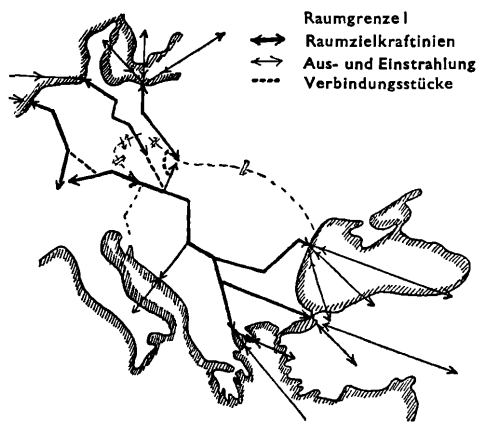
3. Beide Folgeerscheinungen des Liberalismus führen zu einer Schwächung der Wirtschaftskraft des entsprechenden Raumteiles, die sich auch in einer für die liberale Wirtschaftsauffassung und das Streben nach einem augenblicklichen Gewinn ohne Rücksicht auf die Zukunft typischen Folgeerscheinung zeigt: in der Industrialisierung. Gewiß spielt bei dieser Politik auch der Wunsch der Machterhaltung mit. Indessen läßt sich das oft genug einmalige Geschäft der Maschinenlieferung usw. überallhin machen, dagegen läßt sich nicht überall ohne Schaden für die Bevölkerung eines Raumes eine Industrie aufbauen. Denn dazu gehört, abgesehen von allen Rohstofffragen, ein für die einzelne Industrie verschiedener Mindestmarkt, also eine ganz bestimmte Verbrauchsmenge des Binnenlandes. Kleine Staatsgebiete, selbst wenn sie alle Rohstoffe besitzen, können diesen Verbrauch um so weniger aufbringen, je mehr es sich um eine Sonderindustrie handelt, und der naheliegende Ausweg, den zu engen Binnenmarkt durch entsprechende Ausfuhr zu erweitern, ist gerade deshalb mehr oder weniger verschlossen, weil der Weltmarkt durch die immer mehr vorhandenen Eigenindustrien zwangsläufig verengt wird. Die Industrialisierung auf zu kleinem Staatsgebiet führt so zu einer Steigerung des Mißverhältnisses zwischen Preis und Absatzmöglichkeit.

Der Versuch, die Erhöhung des Lebensstandardes in Südosteuropa auf dem Weg der Zweckwirtschaft zu erreichen, muß also an der Eigenart dieses Raumes scheitern. Es ist daher Pflicht, sich darüber klar zu werden, auf welchem anderen Wege dieses Ziel erreicht werden kann. Andernfalls führt die Entwicklung zwangsläufig wiederum zum Ausbruch eines Brandes im Südosten, der das weiße Kulturzentrum der Welt in seinen Grundlagen erschüttern kann.

*

Nachdem die raumfremde Zweckwirtschaft eine Organisation darstellt, die gegen die Raumgesetze gerichtet ist, liegt es eigentlich nahe, eine Organisation zu versuchen, die mit den Raumgesetzen geht. Das erscheint sehr einfach. Aber da alles Handeln der Menschen restlos aus einer bestimmten geistigen Grundhaltung fließt, so ist es nicht möglich, den Menschen von heute auf morgen von der aus dem Einzelligkeitsgedanken fließenden Raumgelöstheit auf die mit dem Gemeinschaftsgedanken kommende Raumverbundenheit umzustellen[1]). Es muß also gewartet werden, bis das Erleben stark genug gewesen ist, um einen Menschen vom Einzelligkeitsgedanken auf den Gemeinschaftsgedanken umzupolen. Dann fließen die Handlungen dieses Menschen von selbst aus der neuen Geisteshaltung.

Die Raumverbundenheit des Gemeinschaftsgedankens bringt es mit sich, daß sich die Menschen ihres Bodens und seiner Gesetze bewußt werden und bewußt bleiben. Reine Machtlinien, die immer den Raumkraftlinien widersprechen, sind eine innere Unmöglichkeit. Damit ist die Zweckwirtschaft in einem vom Gemeinschaftsgedanken beseelten Raum undenkbar. Das Wollen der Menschen geht bewußt in die vom Schicksal bestimmte Richtung und sichert sich damit die Initiative selbst dem Schicksal gegenüber. Die Machtlinien dieses Raumes gehen also in die gleiche Richtung wie die Raumkraftlinien. Denn beide haben ein und daselbe Ziel! Die Raumkraftlinien werden daher zu Raumzielkraftlinien, und die Raumwirtschaft wird zur Raumzielwirtschaft. Die Raumverbundenheit des Gemeinschaftsgedankens bringt es weiter mit sich, daß sich die Menschen ihrer eigenen Kraft bewußt werden und bewußt bleiben. Sie werden daher niemals die auch ihnen zugute kommende Wirtschaftskraft der Nachbarvölker im Raum vernichten. Sie werden im Gegenteil alles tun, um die aus der völkischen Eigenart quellenden Kräfte zu pflegen und so zu einer möglichst restlosen Ausnutzung der Kräfte ihres Raumes zu kommen.



Südostraum. Raumzielkraftlinien

Ein Blick auf die Karte lehrt, welche Fülle solcher Aufgaben der Gemeinschaftsgedanke im Südostraum allein schon durch den Ausbau der Raumkraftlinien zu Raumzielkraftlinien stellt. Beginnen wir mit der Hauptlinie des Raumes, dem Donauweg. Zu dem gehören selbstverständlich auch die Uferstraßen, Uferbahnen usw., also das ganze breite Verkehrsband. Ein einheitlicher Ausbau des Donauweges ist

1) Siehe vom gleichen Verfasser: „Ich oder Wir". Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1935.

bisher an den verschiedenartigen „Interessen" der vielen Staaten selbstverständlich gescheitert. Erst der Gemeinschaftsgedanke im Raum kann sich an solche Aufgaben wagen. Zum vollständigen Ausbau dieser Raumkraftlinie gehört natürlich auch die Herstellung der Verbindung zwischen Donau und Rhein im mitteleuropäischen Raum. Von nicht viel geringerer Bedeutung ist der Ausbau der mit der Donau in unmittelbarem Zusammenhang stehenden Kraftlinien. Die Herstellung einer Verbindung zwischen der March und der Oder schafft eine neue Verstärkung der natürlichen Kraftwirkung. Denn mit ihr wird der im organischen Wechselverkehr mit dem mitteleuropäischen Raum stehende skandinavische Raum jetzt auch dem Südostraum nähergebracht. Der Ausbau der Raumkraftlinie der Elbe bringt nicht nur eine Verstärkung zum mitteleuropäischen Raum, sondern eine Verlängerung bis zum Anschluß an die March. Damit erhält die Raumzielkraftlinie der Donau auch eine Auswirkungsmöglichkeit zum Weltausfallstor des mitteleuropäischen Raumes.

Die schwächeren Linien sind nicht minder wichtig. Der durch die verschiedenen Nebenflüsse der Sawe erschlossene Adriaweg hat insofern noch eine Sonderbedeutung, als dieser Weg die Verbindung des Südostraumes mit dem Mittelmeerraum Italiens darstellt. Eine erheblich stärkere Bedeutung hat dagegen der Salonikiweg durch das Morawa-Wardar-Tal. Durch ihn erhält der Südostraum die dritte Auswirkungsplattform gegen Kleinasien, das damit ganz im Strahlungsfeld des Südostraumes liegt und eine ähnliche, wenn auch etwas schwächere organische Verbindung mit ihm hat wie der mitteleuropäische Raum. Von fast gleichgearteter Bedeutung ist der Istanbulweg durch das Morawa-Maritza-Tal, der die zweite Auswirkungsplattform gegen Kleinasien schafft. Schließlich bleibt der Ausbau der Brückenstellungen in den sudetenländischen Grenzgebirgen und im nördlichen Karpatenbogen zum mitteleuropäischen Raum hin. Alle diese vielen Äderchen, die hier in den großen Nachbarraum hinüberreichen, sind von nicht geringerer Bedeutung als manche große Kraftlinie. Denn gerade sie schaffen eine derart intime Abstimmung der beiden Räume gegeneinander, daß sie sich zu einem einzigen Akkord ergänzen.

Eine nicht geringe Aufgabe harrt im Bevölkerungsproblem des Südosten der Lösung durch den Gemeinschaftsgedanken. Nach dem bisherigen Bevölkerungsaufbau müssen wir bis 1960 im Südostraum mit einem Zuwachs von 15 bis 16 Millionen Menschen rechnen (Deutschland nur $3\frac{1}{2}$ Millionen), das heißt eine Steigerung der Bevölkerungsdichte um rund 30% (Deutschland $5\frac{1}{2}$%). An der gewaltigen Aufgabe, für alle diese Menschen Lohn und Brot zu schaffen, wird der Liberalismus sowieso scheitern. Das zeigt mit aller Deutlichkeit heute schon das Beispiel der Tschechoslowakei. Auf dem Wege der Bevorzugung einer bestimmten Volksgruppe und innerhalb dieser wieder bestimmter Interessenten behält man zwar eine, übrigens ständig sinkende, Zahl „rentabler" Betriebe, bekommt aber auch eine ebenso ständig steigende Zahl von Arbeitslosen. Jeder Arbeitslose ist aber verlorene Wirtschafts-

kraft, die niemals wieder eingeholt werden kann. Auf dem Wege der Industrialisierung und Verstädterung, dem einzigen Hilfsmittel des Liberalismus bei steigender Bevölkerungszahl, sind — die unmögliche Tatsache vorausgesetzt, daß der Kapitalismus dazu überhaupt das Kapital auftreibt, weil das nach der kapitalistischen Ordnung erst die Arbeit schafft — wegen der persönlichen Wirtschaftsfreiheit Kapitalfehlleitungen in einem außerordentlich großen Prozentsatz nicht zu vermeiden. Das bedeutet wiederum verlorene Wirtschaftskraft. Schließlich würde der Raum auf diese Weise sich in ungeheuerem Umfange an das Ausland verschulden und durch den Zinsendienst zu teuer arbeiten. Auch das ist verlorene Wirtschaftskraft. Schon diese riesigen Verluste, mit denen die liberale Wirtschaft zwangsläufig arbeiten muß, machen sie einfach unfähig, die Lösung solcher riesigen Wirtschaftsfragen zu erreichen.

Nur der Gemeinschaftsgedanke kann solche wirtschaftlichen Probleme meistern, weil er durch die Richtschnur des Gemeinnutzens die verlustlose Wirtschaft erreicht. Denn durch die einheitliche Führung wird die Zweckwirtschaft des Liberalismus zur Raumzielwirtschaft, in der jede Kraft restlos ausgenutzt wird. Damit wird die Arbeitskraft zum Kapital dieser Wirtschaft. Erst dieses Arbeitskapital ermöglicht die Vollendung der riesigen Aufgaben, die durch die Umwandlung der Raumwirtschaft zur Raumzielwirtschaft erstehen. Erst dann, wenn der Raum sich so seiner Kräfte bewußt wird und sie auch planmäßig einsetzt, wird die umfassende Hebung des Lebensstandardes erreicht, die sich nicht nur vorübergehend auf eine Schicht beschränkt und damit schwere wirtschaftliche Gegensätze aufreißt. Denn hier handelt es sich um nicht weniger als um die Hebung der Wirtschaft auf die höhere Stufe der Gemeinschaftswirtschaft wie seinerzeit beim Übergang von der Einzelwirtschaft zur Gesellschaftswirtschaft.

Die Not als der große Lehrmeister der Menschen steht auch jetzt wieder mit gebieterischer Gebärde da. Und zwar gerade hier, im südosteuropäischen Raum. Man sündigt eben nicht ungestraft gegen die Natur. Es ist aber keine Zeit mehr zum Debattieren, wenn die Not schon da ist. Dann ist der Augenblick zum Handeln gekommen, will man den Ausbruch eines Brandes verhindern, der alle schädigt. Wie aber soll sich der Raum zum Gemeinschaftsgedanken durchringen, ohne daß schwere Erschütterungen entstehen?

Vor allem eins: Es wäre eine Verkennung der Kräfte des Gemeinschaftsgedankens, wenn zu diesem Zweck irgendeine Grenzveränderung im Raum durchgeführt werden müßte. Denn im Gegensatz zum Liberalismus des Einzelligkeitsgedankens, der ohne Rücksicht auf die Natur, also mit Gewalt in den luftleeren Raum konstruiert, wächst der Gemeinschaftsgedanke organisch, evolutionär. Die wirtschaftliche Entwicklung zwingt die gegeneinander quergestellten Staaten zur Zusammenarbeit, ob sie wollen oder nicht. Denn die Naturkraft hat einen gewaltigen Bundesgenossen: die Zeit. Die völkische Entwicklung treibt die Staaten weiter zusammen. Denn mit

dem fortschreitenden Gemeinschaftsgedanken werden die Minderheiten zu Volkstumsbrücken zum Nachbarstaat. Auf ihnen kommt das Verständnis für die Eigenart des benachbarten Staatsvolkes, auf ihnen geht die bewußte Einstellung auf das völkische Eigenleben des anderen. Aus dem Gegen- und Miteinander der Staaten, dem Bündnissystem als Spiegelbild der Interessentenhaufen der Demokratie, wird die Raumkameradschaft der Völker.

Utopien? Gewiß! Nämlich für alle die, die am Liberalismus hängen, weil er ihnen bisher ihr sicheres Einkommen gebracht hat. Und die nun mit greisenhafter Zähigkeit die Augen vor dem verschließen, das kommen muß. Die nun denken, sie könnten das Rad der Entwicklung festhalten oder gar zurückdrehen. Aber ihre Zahl ist noch niemals die Mehrheit gewesen, sie ist aber in allen Staaten der wirtschaftlichen Not so klein, so lächerlich klein, daß ihre Kraft nicht einmal dazu reichen würde, durch törichtes Entgegenstemmen den evolutionären Gang wenigstens zeitweise revolutionär zu gestalten.

Europa ist keine Raumkameradschaft, sondern eine Staatenorganisation! Sie weckt daher nicht alle Kräfte und sammelt sie zu planmäßigen Kraftbündeln, sondern sie legt sie zum Teil tot und verbraucht die anderen zur Aufrechterhaltung der Organisation in sich. Und gerade die im Südosten dem asiatischen Raum vorgelagerten Räume können nicht früh genug alle ihre ungeheueren Kräfte frei machen und planmäßig einsetzen, um stark zu werden gegen einen neuen Steppensturm aus dem Osten. Der Weg zu dieser Freiheit in sich selbst gesicherter Stärke geht nur über die Raumkameradschaft der Völker. Sie allein ist dazu imstande, an die Stelle des Gewaltfriedens zur Erhaltung des Status quo, des Besitzstandes der Besitzenden, den wahren Frieden der Arbeit zu setzen, der jedem einen wachsenden Anteil am Leben verschafft, denn die Raumkameradschaft der Völker ist die Organisation des Friedens!

Albrecht Haushofer:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

„Manöver im Nahen Westen" — so lautet die Überschrift des Leitaufsatzes der „Los Angeles Times" vom 10. Juli. Naher Westen? Was mag damit gemeint sein? Der Aufsatz behandelt den möglichen Zusammenhang zwischen dem russisch-japanischen Zwischenfall am Amur und den jüngsten Kämpfen zwischen den Japanern und chinesischen Nordtruppen vor den Toren der alten chinesischen Reichshauptstadt... Naher Westen — jenseits des Stillen Ozeans. Das kurze geographische Schlagwort verleitet zum Nachdenken. Wenn das, was wir in Europa den Fernen Osten nennen, für Kalifornien Naher Westen ist — was mag wohl die Bezeichnung für Europa sein? Wir haben die Wahl zwischen Fernem Westen und Fernem Osten — je nachdem, ob man Europa als eine westliche Fortsetzung Asiens oder als ein

dunkles östliches Randstück des Atlantik betrachtet. Ob Westen, ob Osten — Fern auf alle Fälle.

Diese Einleitung mag gleichzeitig als Entschuldigung dienen für die Leichtfertigkeit, mit der ich angenommen hatte, einen Bericht aus der Atlantischen Welt noch von der Küste des Stillen Ozeans schreiben zu können. Man weiß zwar um die Wirkung der Ferne — aber man muß doch wohl immer wieder erleben, wie groß die Entfernungen im Geistigen geblieben sind, auch wenn die Reiseentfernungen so zusammengeschrumpft sind, daß zwischen Cherbourg und Neuyork nur mehr vier Tage liegen und zwischen Neuyork und San Franzisko (wenn man es eilig hat) eine Nacht mit einem „Schlafwagenflugzeug" (der riesige Fortschritt, den der Luftverkehr in Amerika genommen hat, gehört zu den ersten unter den vielen Veränderungen, die sich dem Auge aufdrängen, wenn man die Vereinigten Staaten nach zehn Jahren wiedersieht).

Auch in den besten Zeitungen hier an der Westküste muß man suchen und blättern, wenn man überhaupt etwas über Europa finden will. Mit einer bezeichnenden Ausnahme: England gehört als Teil des Britischen Weltreichs begrifflich nicht zu Europa, sosehr es geographisch dazu gehören mag. Das letztere wird in Amerika ungemein bedauert, liegt darin doch die Gefahr beschlossen, daß England einmal in eine neue europäische Katastrophe mit einbezogen werden könnte. Man ist sich darüber klar, daß nur besonderes Ungeschick des Foreign Office es dahin bringen könnte, daß die Dominien sich von einem solchen Konflikt fernhalten würden. Und man ist sich — wenn auch vielleicht nicht in Kansas City oder Denver — so doch ebenso in San Franzisko wie in Washington darüber klar, daß ein Existenzkampf Englands die Vereinigten Staaten nicht als teilnahmslose Zuschauer sehen würde. Das Britische Weltreich ist für die Sicherheit Amerikas ebenso nützlich wie umgekehrt. Zwischen beiden Mächten besteht kein Bündnis, aber eine so tiefe Interessengemeinschaft, daß auf beiden Seiten Politik getrieben werden kann, als ob ein unauflösbares Bündnis bestünde. Wer mit England in Konflikt gerät, sollte wissen, daß er auch Amerika unter seinen Gegnern haben wird — allen Neutralitätsgesetzen zum Trotz. Die Meldungen dieser Tage, daß Neville Chamberlain erhöhte Sicherungen im Mittelmeer trifft, daß die Schlagfertigkeit der englischen Stellung an der ägyptischen Westgrenze, auf Cypern und auf Malta verstärkt wird, daß den Kabinettsmitgliedern im Zusammenhang mit der spanischen Krise der Festlandurlaub gesperrt worden ist, werden in Amerika als Sicherungsmaßnahmen eines guten Freundes aufgefaßt, der alles Recht habe, sie zu treffen. Wenn man auch die Rede des amerikanischen Botschafters Bingham vom 4. Juli in der Form nicht billigt — ihr Inhalt entspricht in hohem Maße dem, was vom durchschnittlichen Amerikaner empfunden wird. Mögen die Diplomaten des Weißen Hauses auch durchaus willens (und in der Lage) sein, nüchterne Interessenpolitik zu treiben — die Zahl derer, die in der kontinentalen Weite

dieses Landes sich mit Außenpolitik beschäftigen, ist recht gering —, auf der Straße versteht man die Ideenpolitik des billigen Schlagwortes „Demokratie gegen Diktatur" besser. Und die politische Wirkung ist auf der einen wie auf der anderen Ebene die gleiche: sowohl die ideenpolitische wie die realpolitische Überlegung führt Amerika an die Seite des Britischen Weltreichs. Im Ernstfall würde man die nötige Kreuzzugsstimmung sehr schnell wiederherstellen können. Der eigenen Machtmittel, vor allem der riesigen Rohstoffreserven, ist man sich in Amerika wie im Britischen Reich bewußt: und der Wille "not to be caught sleeping" ist hier wie dort lebendig. Insofern besteht nicht nur in England, sondern auch in Amerika ein erheblicher Unterschied der Haltung gegenüber der Zeit noch vor drei oder vier Jahren.

Im einzelnen freilich besteht der gewaltige Unterschied der geographischen Lage zwischen der kleinen Insel in halbstündiger Flugentfernung von europäischen Flughäfen, mit ihren gefährdeten Reichsverbindungen zur See, und einem Halbkontinent, der keinen militärisch zu bewertenden Nachbar hat, in seiner Nahrungsversorgung — wenn man von reinem Luxus absieht — völlig autark ist, seine Rohstoffzufuhr auch in den wenigen Stoffen, die von auswärts benötigt werden, jederzeit sichern kann und seine Reichsverteidigung auf der einzigen allenfalls gefährdeten Seite in einen Gürtel von See- und Luftstützpunkten legen kann, der im Durchschnitt zwischen zwei- und dreitausend Seemeilen vor der zu schützenden Küste liegt. Kalifornien macht, trotz der Flottenbasis in der San-Franzisko-Bucht, nicht den Eindruck eines Gebietes, das sich Sorgen um seine militärische Sicherheit macht. Das völlige Fehlen alles Militärischen im Gesicht des ganzen Landes ist für den, der aus dem Europa von 1937 kommt, etwas sehr Bezeichnendes. Die Wehrmacht — etwas technisch sehr hoch Entwickeltes, Notwendiges, aber durchaus nicht in das Leben des einzelnen Eingreifendes — gehört zur Machtgrenze draußen auf dem Großen Wasser, nicht in das friedliche Land. Nicht viel anders mag es in der friedlichen Zeit der Pax Romana in den senatorischen Provinzen des inneren Mittelmeerkreises empfunden worden sein.

Wird der Blick nach außen gewendet, dann steht das Interesse am lateinisch-indianischen Mittel- und Südamerika politisch nicht mehr so im Vordergrund wie vor zehn Jahren. Man hat in den mittel- und südamerikanischen Staaten sehr viel Geld verloren (von den südamerikanischen Bonds in nordamerikanischem Besitz sind heute noch etwa drei Viertel notleidend), man hat auf eine Interventionspolitik endgültig verzichtet: so verzeichnet man mit einer gewissen Gelassenheit eine neuartige Deutung des Monroe-Doktrin durch den argentinischen Außenminister und Nobelpreisträger Saavedra Lamas (der sich damit in einen gewissen Gegensatz zu dem um die Wiederwahl kämpfenden Präsidenten Justo gestellt hat), die kleineren politischen und wirtschaftlichen Experimente in einer Reihe von Andenstaaten, den Verzicht auf begonnene Volksfrontversuche, den die spanischen Erfahrungen

in Kolumbien und in Chile bewirkt haben, sogar die neue Wahlstärkung der Regierung Cardenas in Mexiko, die von einer verdächtigen Ankündigung neuer Maßnahmen gegen die fremden Ölgesellschaften begleitet ist. Da man die großen Konzerne auch in Washington nicht eben liebt, ist man in Mexiko anscheinend der Auffassung, man könne das Calles-Morrow-Abkommen umgehen oder brechen.

Im Inneren der Vereinigten Staaten ist zur Zeit zweifellos ein Stimmungsumschwung zuungunsten des C. I. O. (der radikaleren Gewerkschaftsgruppe unter Führung von Lewis) zu bemerken. Sie hat viel erreicht, aber auch in den Reihen der „Demokraten" mehren sich die Stimmen, die jetzt eine Regelung der Pflichten der Gewerkschaften fordern. Die Bundesgenossenschaft zwischen Roosevelt und Lewis hat sich gelockert. Der Kampf in der Stahlindustrie ist kein reiner Sieg der Arbeiter geworden. Vieles spricht dafür, als ob wieder eine Periode vorsichtiger Handhabung des New Deal gekommen wäre. Die öffentliche Meinung, die zweifellos lange Zeit ausschließlich auf seiten Roosevelts und überwiegend auf seiten der Gewerkschaften war, ist merklich konservativer geworden. Ausschreitungen der Streikenden, von denen zwar räumlich nur kleine Teilgebiete, vor allem in Indiana, Michigan und Ohio, betroffen waren, haben doch weithin aufschreckend gewirkt. Man darf bei der Beurteilung auch der inneramerikanischen Verhältnisse die Raumweite nicht vergessen: Vorgänge, die in den Hafen- und Industriestädten des Ostens schon zum Alltäglichen gehören, können deswegen noch etwas sehr Unerhörtes für die Farmerstaaten des Mittelwestens sein. Roosevelt verdankte seinen großen Wahlerfolg dem Zusammengehen der Farmerschaft und der gesamten Mittelschichten mit den Arbeitern. Die Farmer beginnen mißtrauisch zu werden, und die Mittelschicht, die in Gefahr steht, bei steigenden Preisen und Löhnen zwischen Kapital und Arbeit zerrieben zu werden (man hat Beispiele dafür!), fängt an, sich zu beschweren. Roosevelt ist hellhörig. Er hat bewiesen, daß er Schwankungen der Stimmung zu deuten versteht. In der inneren Entwicklung wird also vorsichtig gebremst werden. Soweit aber (wie man aus manchen Meldungen fast glauben mochte), daß man die Geister, die man rief, nicht mehr beherrschen kann, ist es noch lange nicht. Gewiß — das große Problem der Einfügung der Nichtgermanen in den wirtschaftlichen und politischen Aufbau des Staates bleibt bestehen. Iren, Italiener, Juden und Neger verändern den politischen Stil ebenso, wie sie die englische Sprache verändern — und der politische Einfluß zum mindesten der Iren und der Juden macht sich auch außenpolitisch geltend. Es ist bezeichnend, daß zwei Fragen aus dem europäischen Kreis, die in Europa selbst gewiß nicht auf der ersten Seite großer Blätter erscheinen, hier mit erheblicher Aufmerksamkeit beobachtet werden: die eine ist die nach dem weiteren Schicksal Palästinas, die andere die nach der weiteren Gestaltung der irischen Verfassung. Beides sind Fragen, in denen die englische Politik Rücksicht auf die Empfindungen der amerikanischen Iren und der amerikanischen Juden nehmen muß. Das geht bis in den Weltkrieg

zurück. Ohne den Druck der Iren auf Wilson wäre die irische Revolution vielleicht noch einmal blutig niedergeworfen worden. Ohne den Druck der Juden auf Roosevelt wäre die Entscheidung des englischen Kabinetts in der Palästinafrage vielleicht noch araberfreundlicher ausgefallen. Daß die Sympathien der englischen Kolonialverwaltung auf seiten der Araber nicht auf seiten der Juden stehen, ist ja kein Geheimnis. Der Aga Khan, eben von einer Reise durch die mohammedanischen Gebiete zurückgekehrt, soll allerdings in London keinen Zweifel darüber gelassen haben, daß eine freundliche Behandlung der Araber angesichts der italienischen Islampropaganda durchaus zu empfehlen sei. (Auf die Italiener unter den Wählern Roosevelts braucht die englische Regierung zu ihrer Erleichterung keine Rücksicht zu nehmen: sie sind in ihrer Mehrzahl in heftiger Weise antifaschistisch.)

Ein Bild über den Stand der spanischen Entwicklung hier draußen zu gewinnen, ist fast unmöglich. Man erfährt, daß die englische Regierung bemüht ist, einen letzten Kompromißvorschlag in der Nichteinmischung zu machen — das Hin und Her der Verhandlungen im einzelnen bleibt unverständlich (vielleicht liegt das nicht nur an Amerika!). Über die Kriegslage in Spanien selbst erfährt man nichts — außer, daß immerhin etwa 2500 amerikanische Freiwillige auf seiten der Madrider Verteidigung kämpfen. Fortschritte Francos gegen Santander, ein großer Ausfall der Madrider Verteidiger im Sektor von Escurial-Brunete, der zum mindesten einen starken Anfangserfolg gehabt zu haben scheint — das ist alles, was sich berichten läßt.

Von ganz Mitteleuropa nichts — außer der Versetzung eines in Washington unbeliebt gewordenen hohen Beamten als amerikanischer Gesandter nach Prag — dem die Pille durch die öffentliche Mitteilung des Staatssekretärs versüßt worden ist, Prag sei einer der wichtigsten Beobachtungsposten der amerikanischen Diplomatie. Auch das ist — im Zusammenhang mit manchen englischen Äußerungen — recht aufschlußreich.

Über die inneren Entwicklungen der Stalin-Diktatur hat man in Amerika ebensowenig eine klare Vorstellung wie in anderen Ländern. Spekulationen darüber, ob die russische Armee durch die jüngsten Hinrichtungen erheblich, wenig oder gar nicht an Schlagkraft eingebüßt habe, nehmen einen breiten Raum in der Presse ein. Seitenblicke auf Japan und auf Deutschland pflegen dabei nicht zu fehlen. Daß der Nahe Westen dabei gegenüber dem Fernen Osten oder Westen — je nachdem! — zum mindesten für die pazifische Küste im Vordergrund steht, bringt uns zum Anfang dieses Berichts zurück. Europa ist hier fern. Man wünscht ihm nichts Böses. Aber man glaubt nicht daran, daß es ihm gelingen werde, einen Ausweg aus dem Strudel seiner — von Amerika gesehen — unaufhörlichen, sinnlosen, kleinen und dennoch lebensgefährlichen Wirren zu finden.

San Franzisko, 12. Juli 1937.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

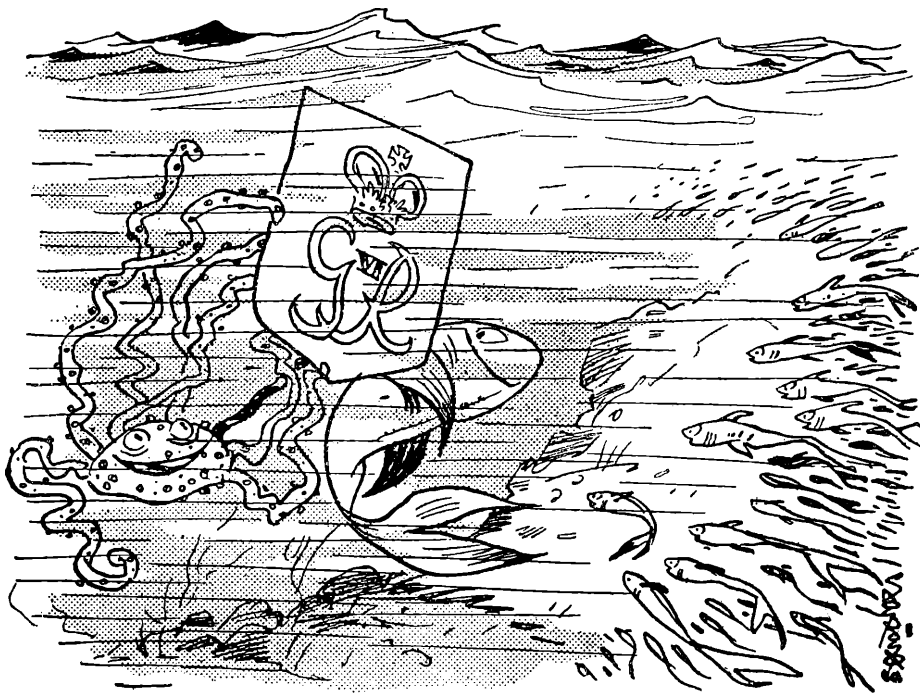
„Lebenslinien des Britischen Reiches" überschreibt H. Th. de Booy einen aufschlußreichen Aufsatz im Juniheft der „Pacific Affairs" (Bd. X, No. 2, S. 161—167 mit guter geopolitischer Übersichtsskizze). „Study large maps" beginnt er bezeichnenderweise und enthüllt eine bemerkenswerte weiträumige Auffassung. Auf und zwischen den Zeilen können wir vieles lernen. Auf der Karte der Lebenslinien ist vor allem in einer einheitlichen Übersicht von Verkehrsbändern die Zahl der britischen Schiffe über 3000 t angegeben, die sich täglich im Durchschnitt auf diesen Lebenslinien bewegen. Von der starken Tagesbelegung nach dem atlantischen Westufer (164, 30, 100, 168 für Neuengland, Mexiko-Golf, Panama und Südamerika) sinken die indozeanischen Verkehrsbänder auf 18, 30, 49, 47—45 (Persergolf, Bombay, Colombo, Cap-Australien), um endlich im Pazifik mit 22 von Singapore nach Hongkong, mit 11 durch die Südsee und mit 9 von Britisch-Columbia auf Yokohama viel weniger belegt zu erscheinen.

Damit ist für den indo-pazifischen Raum dargetan, wie sehr die verkehrsgeopolitischen und wehrgeographischen Ziele des Britenreichs im Indischen Ozean die im Pazifischen überwiegen. Dementsprechend sind, wie Dr. Helmut Papajewski ausführt („Die Bedeutung der Zivil-Luftfahrt für die britische Landesverteidigung." Wehrfront, Jahrg. IV, Nr. 11, S. 277—281), die von den Imperial Airways beflogenen Lebenslinien in der Luft hauptsächlich nach den Bedürfnissen der inneren Reichsverbindung ausgewählt. Die indozeanischen Stammlinien unter den im ganzen zunächst rund 25 000 km mit rund 200 deckenden Flugzeugen, darauf bleiben die Südlinie London—Kairo—Cap mit rund 12 800 km (seit 1931) und die Fernostlinie London—Singapore—Brisbane mit rund 20 800 km, die neuerdings durch den Einbruch der US.-Amerikaner über den Pazifik weg nach Auckland und Sidney gestreckt wird. Dort begegnet sich trans-pazifisch das gewaltige Flugnetz der USA. mit seinen rund 96 000 km und 464 Einheiten darauf mit dem britischen, das sogar noch um einige 1000 km hinter dem französischen an Ausdehnung zurücksteht. (Vgl. Russell E. Hall: Expanding Airways in the Far East. Far Eastern Survey New York City, Band VI, 9/37.)

Da weder das Britenreich — trotz dem Coronation-Jubel über Sieben Meere (vgl. Zeichnung 1), noch Frankreich — (mit seiner Belastung an Volksfrontexperimenten), noch gar die Niederlande — (wegen des Mißverhältnisses von Mutterland zu Kolonialbesitz überhaupt) — jemals so viel Mittel aufbringen können, um den engeren Pazifikanliegern dort das Gegengewicht zu halten, kann man sich leicht vorstellen, wie beliebt sich der Australische Premierminister Joseph Lyons mit seinem Friedenspaktvorschlag für den Pazifik machte. Schnell bezeugte auch der „North China Herald" (26. 5. 1937; S. 313) Japan und den Vereinigten

Staaten, daß auch sie nicht ohne innere Schwierigkeiten seien. Prompt verhöhnte auch hier der Zeichner (Spottbild 2) den damals noch ungelösten Konflikt zwischen dem seither durch ein stärkeres unter Konoye-Hirota ersetzten Kabinett Hayashi und den japanischen Parteien. Natürlich blies das Australische „Institute of International Affairs" mit vollen Backen in die über Gewohnheit aus der öffentlichen Meinung hoffnungs-geschwellten Segel des Premierministers..

Es wäre wider die fernöstlichen Ordnungen, wenn sich nicht mit einem Beitrag:



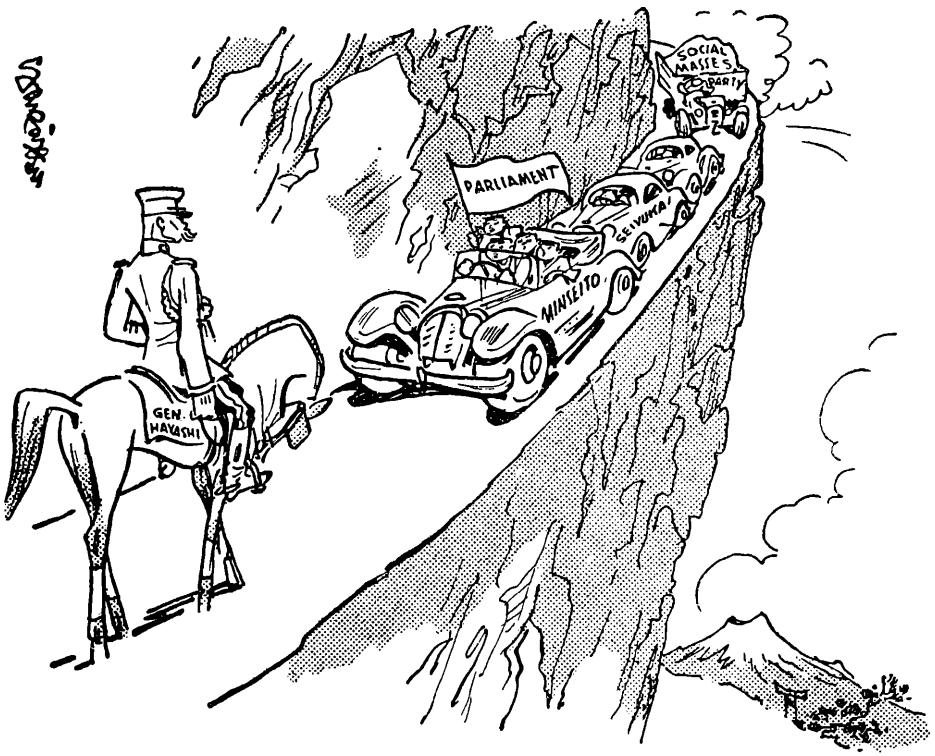
Über alle sieben Meere *By SAPAJOU*

„Collective security" in the Far East auch „The People's Tribune" (1937, S. 209) und Dr. Hu Shih (Independent Critic) diesem Chorus beigesellt hätten. Zwar erinnerte sich die „Tribune" noch des herben Satzes aus „Nishi Nishi", als Japan den Potipharmantel des Völkerbundes von sich warf: „Die Ämter sind entschlossen, sich jedem Plan zur Schaffung eines kollektiven Garantiesystems im Pazifik zu widersetzen, aus dem klaren Grund, weil es sich gegen die Festlandpolitik Japans richten, und so eine ständige Drohung gegen das Lebensrecht Japans als Nation bilden würde."

Außenminister Sato, der vielleicht anderer Meinung sein würde und auch sonst keine glückliche Hand hatte, ist inzwischen, wie der „Tribune" gewiß nicht ent-

gangen ist, in der Versenkung verschwunden; Dr. Hu Shih tummelt sich allein in der Arena und freut sich über Sowjetrußlands Wiederauftauchen als erstklassige pazifische Kriegsmacht und die Rüstungen rings um den Pazifik von den Aljuten bis Neuseeland und Singapore, die großartige Einigung Chinas, von der auch Minister Kung im Westen sprach, und das neue Kräftegleichgewicht rund um den Pazifik.

Wozu aber, wenn die „new world-order" schon da ist, noch „collective secu-



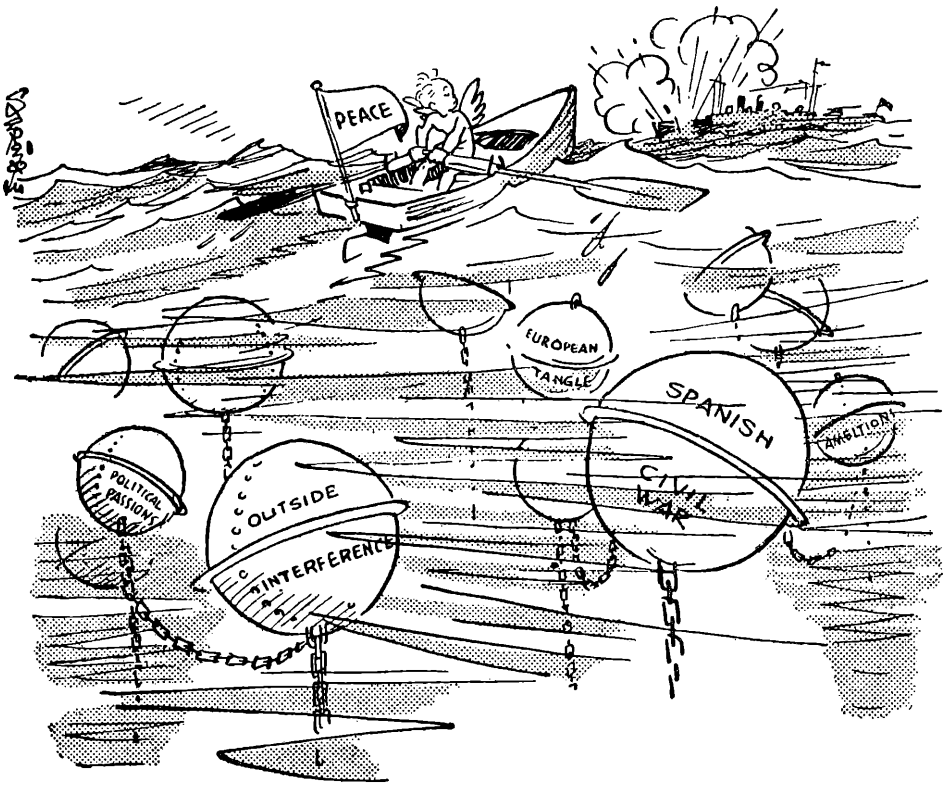
Wer wird zuerst weichen? *By SAPAJOU*

rity"?? Ist das nicht Kraftverschwendung? mindestens Tautologie? (Lu Yen Ying: „Russo-Jap. Stalemate" Peopl's Tribune, S. 287/1937.)

Saposchnikow zeichnete in Vorahnung des Bombenwurfs auf die „Deutschland" einen Friedensengel, der auf gebrechlichem Kahn durch ein minenverseuchtes Meer auf eine Vorschiffsexplosion zusteuert (Spottbild 3). Aber sein roter Landsmann Yurenew, unterwegs nach Berlin, durch Koslowski aus Shanghai in Tokyo ersetzt, hat beim Abschied von Tokyo den pazifischen Strand auch nicht viel sicherer dargestellt als der weiße Spottzeichner das Mittelmeer. Japans Beziehungen zu den

Sowjets seien zwar nicht unterwegs vom Schlechten zum Schlechteren, sondern nur „unstable" (unstet?), und keine der zwischen ihnen schwebenden Fragen so, daß sie sich nicht ohne Krieg lösen ließe: mandschurisch-mongolische Grenzfragen, Fischereifragen; Rüstungsüberhäufung des Fernen Ostens... Die gefährlichsten Riffe oder Minen im roten China wurden nicht berührt.

Inzwischen sind die neun Hauptstützen der Roten Armee gestorben worden, die noch kurz zuvor als große Hoffnungen, als „Adler" britische und französische



Gefährliche Schiffahrt *By SAPAJOU*

Kameradenhände geschüttelt hatten; weder Paris, noch Prag ist ganz wohl bei der Entwicklung, die immer ernster die Fragwürdigkeit solcher Gegenseitigkeitspakte unter Prüfung stellt. Die beiden von Yurenew als Botschafter beglückten Reiche sind sich darüber rascher ins Klare gekommen. Er weiß von Japan her, daß man dort aus alter Samurai-Sitte nicht vorher mit dem Säbel rasselt, sondern das Schwert lautlos mit einem seidenen Tuch abwedelt, wenn man wirklich an seine rasiermesserscharfe Schneide appellieren muß, was so weitsichtige Staatsmänner, wie Fürst Konoye, Graf Otani und Hirota sicher so lange als möglich vermeiden

werden. Schon die Griffbewegung nach dem Gürtel war in Altjapan Warnung genug; die Männer, die heute die Regierung des Kaiserreichs führen, verstehen sich aus wissendem alten Blut tausendjähriger Geschlechter auf altjapanischen Brauch.

Sie werden deshalb jedes Angebot einer pazifischen regionalen Sonderregelung aufmerksam und kühlen Kopfes prüfen und gewiß vorher mit ihren Freunden darüber sprechen, die schon deshalb in Amsterdam und Lissabon auch pazifische Gegenstände besprechen müßten, um wenigstens ihre wissenschaftliche Gegenwart rings um die Erde nachzuweisen.

Es ist ein großer Unterschied zwischen aufmerksamem Anteil an einem Erdraum, in dem man machtmäßig zur Zeit nur durch gute Freunde vertreten ist, und allzu lauten Orchesterlärm über das, was dort vorgeht.

Deshalb genügt es uns auch, wenn uns maßgebende indische Freunde darüber beruhigen, daß die manchmal maßlos gehässige Art, in der die sozialistischen Exaltados der Kongreßpartei in Indien deutsche, auch italienische und japanische Angelegenheiten in ihren Reden und Zeitungen berühren — ganz abgesehen von dem geringen Maß an Wirklichkeit in ihren Übertreibungen —, mehr Schaufensterreißerei, als Gesinnungsausdruck ist. Dennoch ist es beklagenswert, weil auch ein großes und zahlenstarkes Volk auf diese Weise Sympathien abkühlen, schließlich verscherzen kann, die es vielleicht einmal recht nötig hätte.

Solches Einwerfen von fremden Fensterscheiben und Zerbrechen von internationalem Porzellan hat mit dem „Ideal des Dienens" bei „psychologischen Konflikten zwischen Nationen" nichts zu tun, mit welchem Vortragsgegenstand Pandit Jawaharlal Nehru die Rotarier in Rangun (Birma) zur Anerkennung des Sozialismus, wie er ihn versteht, als Allheilmittel für alle Weltprobleme zu bekehren suchte.

Was er davon empfahl, ist nämlich die russische Marke. In Rußland wachse eine Geschlechtsfolge heran, die nie von dem Profitsystem etwas gehört habe, und so würde dort eine neue Seelenstimmung geschaffen. Die letzten Ausbrüche dieser Seelenstimmung liegen noch zu nah und sind zu weltbekannt, als daß man uns damit zur russischen Auffassung von allumfassender Menschenliebe bekehren könnte. Die Nehru offenbar unbekannt gebliebene deutsche Prägung, daß Gemeinnutz vor Eigennutz gehe, ist uns in der Ausprägung lieber, so sehr wir Nehru als einen geistigen und seelischen Führer seines Volkes achten und wissen, welche Opfer er persönlich gebracht hat. Aber seine Propaganda für den Bolschewismus, wie sie aus dem Vortrag in Rangun deutlich wird, lehnen wir ab — (Amrita Bazar Patrikabericht von 22. 5. 1937, S. 10) — und sehen, falls eine Übertragung nach Indien gelänge, das Unheil noch schwerer, als für China dort kommen.

Geopolitisch wichtiger, als die Rede in Rangun scheint der Tags zuvor an gleicher Stelle erschienene Abschiedsgruß an Birma nach einer mit Leidenschaft und Einfühlungskraft durchgeführten Werbefahrt, um die Trennung Indiens und Birmas im Volksgefühl als fremde Aufdrängung zu entkräften. „Die Verkettung

der Umstände brachte dasselbe Schicksal über uns; dieselbe Unterdrückung verband uns in Sorgen und Leiden. Wir werden auch herauskommen aus diesem Tal des Schattens — miteinander."

Edelste Klänge waren, mit meisterhafter Beredsamkeit, unscheidbar verwoben mit Demagogie und Massenverhetzung.

„Die Welt ist in Gärung heutzutage und Riesenprobleme starren uns allen ins Gesicht. Es herrscht eine schleichende Krisis überall und Zusammenbruch glostet über dem Sehkreis. Wie sollen wir diesen Problemen begegnen? — Denn wir ignorieren sie nur auf unsere Gefahr hin! Kleine Männer und kleine Länder verlieren sich selbst an geringe Ziele und werden überwältigt und weggeschwemmt, wenn die großen Dinge kommen. Aber die Weisen und Tapferen blicken tiefer und weiter, und bereiten ihr Land für ein großes Schicksal, für eine größere Bestimmung vor."

Das sind Sätze, die jeder weitschauende Mann im Dritten Reich nur wird unterschreiben können.

Aus ihnen begründet der indische Volksführer die Notwendigkeit für Indien und Birma, diese Schicksalsgemeinschaft Hand in Hand anzugehen.

„Die britischen Imperialisten sind außerordentlich schlau." So beginnt am 16. 5. eine zusammenfassende indische Kritik über die Reichstagung im unmittelbaren Anschluß an die Krönung und ihre geschickte Auswertung zur Verfestigung der Reichsverbände. Ihr Verfasser behauptet schließlich, „ein Gaikwar von Baroda (der indische Vertreter) und ein Ba Maw (der Vertreter Birmas) sei wohl dahin zu bringen, nach der Pfeife des britischen Imperialismus zu tanzen, aber das wirkliche Indien habe sich genau so von der Reichstagung zurückgezogen, wie Irland".

Immerhin konnten auch einige Sätze des Gaikwars von Baroda schon zu denken geben.

„Zu welchem Ziel wird die große Energieentfaltung, die nun losgelassen wird, die Millionen Indiens führen? Politisch ganz gewiß zur Erlangung des Vollwuchses zur autonomen Einheit der britischen Gemeinwelt und sozial zur Freiheit, vollendet durch Ordnung, und zur Ordnung vollendet durch Freiheit!"

Das nennt herbe indische Kritik „Plattheiten", da ein solcher Vertreter nicht der Stimme bitterer Enttäuschung Indiens Ausdruck geben konnte, darüber, daß es eben nicht den Dominionzustand erlangt hatte.

Dennoch war die klare Zielsetzung des Gaikwar schon ein Mehr gegenüber der ersten Rundtischtagung; es ist leider das Schicksal aller britischen Zugeständnisse an Indien, immer um einen Schachzug zu spät gekommen zu sein. Der einzige Mann, der das Wehen des Geistes nach unseren Beobachtungen rechtzeitig spürte und deshalb ein ungeheures persönliches Vertrauen in Indien (aber auch in Deutsch-

land!) besaß, war Lord Irwin, heute unter dem Titel Halifax vielleicht gegenüber seinem weltgeschichtlichen Dauernamen getarnt, als Vizekönig Indiens eine der großartigsten und reinsten Gestalten in der Nachkriegsweltpolitik.

Im verwandten, kleineren Stil wiederholt sich der Fehler bei Birma. Ein Indien, dem Benoy Kumar Sarkar das in Nr. VII/37 der „Geopolitik" widergespiegelte Bild seiner schöpferischen Leistung durch fünf Jahrtausende vorhielt, kann sich mit keiner Statistenrolle begnügen.

Es kann nicht z. B. rein materiell mit einer Küstenlinie von mehr als 7000 km, mit einem Küsten- und Überseehandel von mehr als 400 Millionen £ im Jahr, mit rund 30 Millionen Tonnen Last und 3 Millionen Passagieren aus seinen Häfen bei einem indischen Anteil von 5% daran zufrieden sein.

Es kann nicht, selbst rein materiell gesprochen, die unsinnige Binnenzergrenzung seiner Fürstenstaaten auf die Dauer ertragen. (K. C. Chakrabarti: Indian States & Federation. A. B. P. 1. 3. 1937.) Niemand in Indien hat vergessen, wie der Versuch der Tatawerke zum Starten einer indischen Japanlinie durch einen Frachtratenkrieg erstickt wurde. Der Zeiger der Waage steht zwischen Dominium und Unabhängigkeit, nicht unterhalb des Dominium Status.

Benoy Kumar Sarkar hat — neben einem sonstigen Lebenswerk voll imponierender Leistungskraft — für unsere geopolitische Auffassung zweimal das Glück gehabt, für die um Eigenbedeutung im politischen Weltganzen hinter ihm „aus dem Schatten" ringenden Millionen den Besten seiner Zeit genug getan zu haben: das erste Mal mit dem kühnen Gestaltungsgriff des „Futurism of Young Asia", und in der Reife des Lebens mit „Creative India".

„Creative India" überzeugt; die Demagogie der einseitigen Kongreßsozialisten überredet nur; sie würde die verführerische Kraft nicht haben, wenn nicht eben „Creative India" auf seinem Goldgrund dahinter stände!

Die ungeheure Bedeutung für eine indische Kulturpolitik, die ein solches Werk deshalb hat, weil es die Gesamtheit der schöpferischen Kraft und Leistung Indiens vor einem gebildeten Weltforum so zwingend offenbar macht, daß niemand mehr daran vorbei kann, die scheint seinen indischen Kritikern noch nicht aufgegangen zu sein. Sonst würde sich eine spaltenreiche Besprechung (Amrita Bazar Patrika, 23. 5. 1937) nicht immer wieder in hauchdünne geistige Spitzfindigkeiten verlieren oder in gekränktem Ton Personalfragen erörtern, sondern die außenpolitische Gesamtwirkung zu sehen suchen! „Trotz allem, das kritischen Augen nicht angenehm sein mag — (die offenbar lieber eine vierzigbändige, im Ausland ungelesen bleibende Enzyklopädie sähen!) — bleibt dieses ‚stupendous' Werk, wie es von überragender Bedeutung ist, ein schöner Anlauf (a fair attempt)."

Zwei solche Anläufe, wie der „Futurismus Jungasiens" und „Schöpferisches Indien" bringen ein Großvolk weiter vorwärts in der kulturpolitischen Front der Welt, als Dutzende von Agitationsreden und Hunderte von Spezialistenschmökern.

Weil wir diese Überzeugung auch da verfechten, wo sich ihr Aussprechen unbequem auswirken kann, haben wir diesen Zeugen kultur- und volkspolitischen Ringens in Indien so viel Raum gegeben, um dort wieder einmal die Durchschnittshöhe der Gipfelflur und die darüber hinausragenden Einzelspitzen mit ihrer Fernwirkung klarzustellen.

Vom Fernen und Mittleren Osten zum Nahen Osten herüberschauend, haben wir das Fortschreiten der kulturpolitischen Gedanken des Islambundes und seine zunehmende Ausdehnung von Türkei, Iran, Irak, Afghanistan, Syrien, Saûd-Arabien und Transjordanien auf Ägypten festzustellen.

Auch Alexandrette wird hier als Erfolg verbucht, Palästina noch nicht.

Praktisch hat natürlich die in ihrer Art eindrucksvolle Leistung der Italienischen Handelsmarine mit dem Transport von 360000 Mann, 30000 Vierfüßlern, 6500 Kraftfahrzeugen, drei Millionen Tonnen Kriegsbedarf und 26000 Arbeitern innerhalb weniger Monate, zusammen mit einer klugen geopolitischen Pressevorbereitung seit Jahren (ich erinnere z. B. an „Politica" 1936, S. 118—137: „L'equilibrio navale nel Mediterraneo", und vieles andre!) — einen sehr starken Eindruck gemacht. Bis Chile ist die Erkenntnis durchgedrungen, welche Stärkung die Nordsüdachse Berlin—Rom auch durch die Entwicklungen in Südosteuropa erfahren habe: Eindrücke, die sich selbstverständlich in den Nahen Osten noch viel rascher fortgepflanzt haben.

Einige der technischen Erfahrungen hat L. Fontana-Russo im „Messagero" zusammengetragen (8. 4. 1937), darunter den lapidaren Satz: „Die Geschwindigkeit ist ein großer Brennstofffresser und deshalb sehr kostspielig." Trotzdem will man sie bei der Linienschiffahrt in den Kauf nehmen und muß auf sie zurückkommen, „falls der Ruf zur Verteidigung Afrikas ertönt, der jüngsten oder älteren, ferneren Eroberungen" (lontana).

Erfahren die Machtträger rings um die Ufer des Indischen Ozeans nicht eine rückhaltkräftige moralische und physische Verstärkung, so wird es sich freilich mehr um Verteidigung des Besitzstandes und langfristige Entwicklungsarbeit handeln, wie es Marschall Graziani mit Recht ausgedrückt hat, als er Äthiopien kein Land des raschen Reichwerdens, sondern „des harten Pflügens" nannte. Wer nicht hart pflügen will, der lasse im Wettbewerb der Kolonialvölker die Hand vom Pfluge. Für ihn gilt Jawaharlal Nehrus Warnungswort von den Krisen- und Sturmfeldern, der Welt in Gärung, in deren hartumstrittene Räume er Bleiben oder Einlaß fordert.

Schwerste Verantwortungen lasten dabei auf allen, die Raubbau mit jungfräulichen Böden, mit „Gottes letzten oder allerletzten" Geschenken an die Menschheit getrieben haben, was als ihre große Sünde jetzt vor allem den US.-Amerikanern zum Bewußtsein kommt, nach harter Belehrung durch von Staubstürmen weggeblasene Farmen, durch Hochwasserkatastrophen mit dem Anfang in Gebieten

sinnloser Waldverwüstung, durch jähe Not zwischen Dürre und bodenverschwemmender Flut.

Kennzeichnend genug ist es, daß man die Gefahr für Amerika dem älteren Roosevelt durch Gegenüberhalten von Gemälden einer ehedem waldreichen chinesischen Landschaft und derselben Landschaft in Bildern ein paar Jahrhunderte nachher im ausgewirtschafteten, des Pflanzenkleides beraubten, abgeschwemmten Zustand zum Bewußtsein brachte. Dem jüngeren Roosevelt steht sie, wie seine Schonungsverfügungen beweisen („The american soil; Times, 4. 6. 1937), deutlich genug vor Augen. Aber auch für Afrika und Australien macht man sie sich klar. (Elspeth Huxley: Making deserts. Soil erosion in Africa. The other aspect of agriculture. Times-Folge.)

„Wüsten sind zu einem guten Teil Menschenwerk: das Ergebnis einer Verschiebung im natürlichen Gleichgewicht durch menschliches Dazwischentreten." Auch von Versteppung Deutschlands hat man schon geschrieben, und eine Einführung von keinem geringeren, als dem Reichsstraßenbaumeister Dr. Todt dafür gefunden. Es ist ernst gemeint, wenn ein Mann vom Range M. A. de Loppinots im westafrikanischen Kolonialgebiet Frankreichs ein Fortschreiten der Wüste seit dreihundert Jahren im Durchschnitt um einen Kilometer jährlich feststellt. Nur 10% des afrikanischen Bodens ruht sicher unter Bäumen. Das Richtige für seine Erhaltung wären 30% beschatteten und wasserspeichernden Bodens.

Der Pflicht zur Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit gegenüber erwächst aus dem Besitz und der Verfügungsgewalt riesengroß die Verantwortung: eine Beziehung zwischen Macht und Erde, die durchaus in das Arbeitsgebiet der Geopolitik gehört, bei deren Beachtung wir nicht warten wollen, bis uns, wie Angelsachsen, Chinesen, Franzosen und Russen im größten Stil Unterlassungsünden nachgewiesen werden, sondern denen danken, die uns mit Recht vor einem Zuviel an Auswirtschaftung unseres Bodenerbes gewarnt haben.

KURT VOWINCKEL:

Die Tagung der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung auf der Marienburg/Wpr. vom 20. bis 22. Mai 1937

Vom 20.—22. Mai 1937 fand auf der mit voller Absicht als Tagungsort gewählten Marienburg die erste Frühjahrstagung der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung statt. Wie unseren Lesern bekannt sein dürfte, ist die Reichsarbeitsgemeinschaft durch gemeinsamen Erlaß der Herren Reichsminister Rust und Kerrl gegründet worden mit dem Ziel, die wissenschaftlichen Grundlagen für die Neuordnung des deutschen Lebensraumes zu erarbeiten. Ihr gehören in der Form von Hochschularbeitsgemeinschaften sämtlicher deutscher Hochschulen Wissenschaftler

aller Wissensgebiete an. Sie steht unter Leitung des Obmannes Professor Dr. Konrad Meyer.

Die Tagung brachte nach einleitenden grundsätzlichen Vorträgen von Staatssekretär Muhs (Reichsstelle für Raumordnung) und Professor Meyer eine unter dem Gesichtspunkt der Raumforschung gesehene Vortragsfolge über den Raum Ostpreußen, sodann eine Fülle von Berichten der einzelnen Arbeitskreise.

Da diese Vorträge in Kürze gedruckt vorliegen, sei von der Wiedergabe von Einzelheiten abgesehen. Daher beschränkt sich auch der vorliegende Bericht auf einige grundsätzliche Bemerkungen, die sich im Vergleich mit der Geopolitik dem Beobachter der Tagung aufdrängten.

Es wurde mit Deutlichkeit sichtbar, wie sehr sich Raumforschung und Geopolitik in ihrer wissenschaftlichen Problematik ähneln: hier wie dort die gleiche Unsicherheit in der Ausgangshaltung; fast jeder der Berichterstatter hatte vom Begriff der Raumforschung seine eigene, durchweg vom eigenen Fach her bestimmte Auffassung. Die Einseitigkeitshaltung dieses Faches wurde ohne Bedenken auf den Begriff der Raumordnung übertragen. Die Schwierigkeiten dieser Arbeit zeigten sich besonders eindringlich bei dem Bericht des Arbeitskreises „Belebung von Notstandsgebieten" (Dr. Meyer als Vertreter von Prof. Dr. Bente, Kiel). Es scheint nicht möglich, einen objektiven Maßstab für den Begriff der Not mit den wissenschaftlichen Methoden der Wirtschaftswissenschaft und der vergleichenden Statistik zu gewinnen. Not wird immer zuerst und in der entscheidenden Linie ein psychologischer, also ein relativer Begriff sein und bleiben. Eine Landbevölkerung in einem Notstandsgebiet des Ostens z. B. vermag sich durchaus zufrieden und glücklich zu befinden, vermag mit ruhiger Beharrlichkeit an der Gestaltung ihres Raumes zu arbeiten, ohne von der Tatsache wesentlich beeinflußt zu werden, daß ihre Lebenshaltung weit unter dem wissenschaftlich als Durchschnitt festgestellten Maß liegt. Und umgekehrt vermag die nicht so selbstgenügsam eingestellte Volksgruppe einer der industriellen Monokulturlandschaften des Westens sich durchaus bereits als in tiefer Not befindlich betrachten, auch wenn der wissenschaftlich festgestellte Pegel noch erheblich über der Nullinie steht. Es bleibt die Frage, ob der wissenschaftliche Einsatz in einem solchen Fall lohnt, oder ob es sich hier nicht um eine Fragestellung an und eine Lösungsmöglichkeit nur durch den Politiker handelt? Denn eine wissenschaftliche Feststellung des Notstandes, die Anspruch auf Geltung haben wollte, würde sich, sofern sie überhaupt möglich ist, durch die Hinzuziehung rassenmäßiger, psychologischer, sozialpolitischer, historischer Tatbestände — um nur die wichtigsten zu nennen — so verwickelt gestalten, daß der Arbeitsaufwand zum Ergebnis in keiner Beziehung mehr steht.

Ich habe dies Beispiel so ausführlich herangezogen, weil sich an ihm besonders gut die der Raumforschung wie der Geopolitik eigene wissenschaftliche Problematik zeigt: beide sind Wissenschaften einer neuen Ebene, die im bisherigen Gebäude der

Wissenschaften noch keinen Raum hat. Beide, Geopolitik und Raumforschung, haben als Gegenstand ihrer Arbeit jenen Überorganismus, der mit den Begriffen: Volk, Staat, Raum, jeweils von verschiedenen Standpunkten aus bezeichnet wird, — Begriffe, die sich alle auf einen und denselben Tatbestand beziehen, nämlich auf den in seiner Heimatlandschaft verwurzelten Volkskörper in seiner staatlichen Erscheinungsform. Raumforschung und Geopolitik sind also biologische Wissenschaften, — daher auf dieser Tagung der von leitender Stelle immer wiederkehrende Ruf nach der Totalität der Betrachtung und nach der Ausrichtung der wissenschaftlichen Arbeit auf die Dynamik des Geschehens, — ein Ruf, der die 14 Jahresbände unserer Zeitschrift immer und immer wieder in gleicher Weise durchzieht.

Diese biologische Grundeinstellung zu den Fragen von Volk, Staat und Raum ist Wesensmerkmal des Nationalsozialismus. Auf der wissenschaftlichen Ebene verlangt sie den Verzicht auf das Fach. Der Geograph muß die Geographie verlassen, um Historiker zu werden. Er muß die Geschichte verlassen, um Biologe zu werden, die Lebenskunde, um die Wirtschafts-, Staats- und Sozialwissenschaften zu erfassen. Bleibt er in seinem Ausgangsfach befangen, versucht er, dessen Methodik auf seine Forschungen am Volkskörper, am Raum, am Staat zu übertragen, muß er in der Geopolitik wie in der Raumforschung scheitern. Er wird vielleicht im Einzelfall und für die kleinere Fragestellung der heutigen Wissenschaft brauchbaren Stoff liefern. Für den Staatsmann, den Führer seines Volkes wird solche Arbeit nur ganz bedingten Wert haben, weil dieser die Gesamtheit der Lebenserscheinungen sehen und sie, mit der ganzen ungeheuren Verantwortlichkeit des aus der Intuition schaffenden Menschen, auf Jahrzehnte und Jahrhunderte hinaus beeinflussen muß. Es ist eine große, aber heute erst noch in den Ansätzen stehende Aufgabe der Wissenschaft, ihm hierfür das Handwerkszeug zu bereiten.

Es erhebt sich die Frage, ob solche Anforderungen, wie ich sie oben erwähnte, überhaupt noch an einen Wissenschaftler gestellt werden können, der ernst und mit Verantwortung arbeitet?

Wir glauben es. Zwar hat die Tagung gezeigt, daß diese Einstellung und Fähigkeit noch längst nicht bei allen Wissenschaftlern zu finden ist. Die Ausführungen des Obmannes der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung, Prof. Dr. Konrad Meyer, ließen aber erkennen, daß eine solche Wissenschaft, die den Bereich vieler Einzelfächer umspannt, möglich ist. Sie ist möglich, weil es bei ihr in erster Linie auf eine Erfassung der Lebensvorgänge selbst ankommt, in zweiter Linie auf die Erkenntnis des Wesens und der Methodik der einzelnen wissenschaftlichen Fächer, und erst in dritter Linie auf das Wissen selbst.

Dieser Wissensstoff nämlich wird im Einzelfall aus den vorliegenden Arbeiten der einzelnen Fächer übernommen werden können, wenn einmal die Ausrichtung auf die gemeinsame Fragestellung in diesen Fächern sich durchgesetzt haben wird. Die Schwierigkeit der Einstellung auf die grundsätzlich neue Aufgabenstellung ist

auch der Grund, weshalb bisher in der Raumforschung, ähnlich wie in der Geopolitik, so wenig Arbeiten vorliegen, die den Anforderungen unserer neuen wissenschaftlichen Haltung entsprechen.

Es fehlt in allen von uns berührten wissenschaftlichen Fächern bisher noch die strenge Ausrichtung auf die volksorganischen bzw. volksbiologischen Zielsetzungen. Setzt sie sich einmal durch — und die Arbeit von Männern wie Professor K. Meyer und K. Haushofer drängt sie dazu —, dann wird die „Sprachverwirrung" in der Raumforschung weichen, wie sie in der Geopolitik jetzt langsam zu verschwinden beginnt. Kein Zweifel: die Tagung auf der Marienburg war ein guter Schritt dazu. Und aus dieser Erkenntnis heraus beglückwünschen wir die befreundete Raumforschung zu ihr.

SPÄNE

der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

„Gespräch über die Geopolitik zwischen einem Deutschen und einem Franzosen" von Reg.-Rat Dr. Otto Haussleiter-Hannover. Kultur der Gegenwart. Kulturbeilage Nr. 23 der Köln. Zeitg. v. 8. Juni 1937.

Freundlicher Zufall spielt uns dieses merkwürdige Gespräch in die Hände, darin ein Deutscher der französischen wissenschaftlichen Politik Sekundantendienste leistet, deren sie wahrlich nicht bedarf. Wir freuen uns, wenn unser Mitbegründer Otto Maull „der beste wissenschaftliche Kopf der deutschen politischen Geographie und Geopolitik" genannt wird, und vertrauen darauf, daß er sich der kleinen Angriffe und Nadelstiche zu erwehren wissen wird. Aber wir beklagen, daß eine mächtige, in Deutschland aufgesprungene Bewegung — denn Kjellén hat sich selbst als Schüler Ratzels bekannt —, deren Aufspringen in Deutschland bis jetzt von niemand in der Fremde in Abrede gestellt worden ist — ob er sie bekämpfte oder ihr zustimmte, oder auch sie nachahmte —, durch einen Deutschen dem Franzosen Turgot zugeschoben werden soll.

Wenn man schon in die Vergangenheit zurückgräbt, um der Gegenwart Verdienst zu rauben, wenn man es schon nicht selbst vorwegnehmen kann, dann durfte dieser Deutsche einen Mann, wie Varenius, den wackeren Bernhard Waren aus Hitzacker an der Elbe nicht vergessen, der mehr als ein Jahrhundert vor Turgot liegt, 1622 geboren ist, und den nach dem dreißigjährigen Krieg das deutsche Volk in den Niederlanden verkommen ließ.

Es ist kein Ruhmesblatt für uns, gewiß; aber das Zuschanzenwollen einer großen geistigen Bewegung, deren ursprünglichen Antrieb bis jetzt noch keiner Deutschland wegzunehmen versucht hat, an ein paar längst vergessene Ideen, Fragmente eines französischen Physiokraten und Staatsmannes ist ganz gewiß auch keines, gleichviel, aus welchem Grund es unternommen werde.

Hier bleibt nur: Tiefer hängen, damit die Leute es besser lesen können.

Nationalitätenfragen im tschechischen Blickfeld

Zur Ergänzung der im Juni-Heft behandelten Fragen bringen wir eine Stellungnahme zu dem jüngsten Beitrag zur tscheschischen Kartographie, der aus dem Außenministerium stammt. Die Schrift „Die nationalen Minderheiten in Mitteleuropa"[1]) unterschiebt dem Deutschen Reich nicht allein nationalistisch-imperialistische Tendenzen und „den Mißbrauch der deutschen Minderheiten in anderen Ländern zur Verwirklichung von Offensivplänen" (S. 126); sie unterstellt ihm auch ein „offenes rücksichtsloses Entnationalisierungsregime" (S. 121) gegenüber den innerhalb der Reichsgrenzen verbliebenen Teilen fremder Völker. Die Nationalitätenpolitik des Reiches wird der der Italiener in Südtirol gleichgestellt. Umfang und Eigenart der so betroffe-

1) Erschienen im Regierungs- und Propagandaverlag „Orbis", Prag 1937. Verfasser Josef Chmelar, Obersektionsrat im Außenministerium.

nen Volksteile sind dementsprechend auf der dieser Schrift beigegebenen Karte „Nationalitätenbild Mitteleuropas" verzerrt dargestellt worden. Den Lausitzer Sorben wird so ein geschlossener Siedlungsraum von beträchtlichem Umfang zugewiesen, Bautzen und Cottbus sind hier rein wendische Städte! Die gerade hier vorliegende, ausgesprochene Mischsiedelung zwischen Deutschen und Wenden auf dem flachen Land kommt durch nichts zum Ausdruck. Ost- und Oberschlesien sind bis auf spärliche deutsche Inseln polnisch, Beuthen ist eine rein polnische Stadt. Diese Darstellung versucht offenbar das Ergebnis der Volksabstimmung sowie die Entscheidung der Alliierten zu widerlegen, die dieses Gebiet dem Reich zusprach. Die Masuren im südlichen Teil Ostpreußens sind als Polen bezeichnet. Auch die Darstellung der Verhältnisse an der polnischen Westgrenze zeigt antideutsche Voreingenommenheit.

Die Veröffentlichung erweist sich hier als ein Teil der von amtlichen Stellen der Tschechoslowakei mit großem Aufwand unternommenen internationalen publizistischen Offensive, die gegen den Volkstumsgedanken, gegen eine überstaatliche Gemeinschaft der Deutschen, schließlich gegen das Reich selbst gerichtet ist.

Die Darstellung der Tschechoslowakei läßt die nationalpolitischen Auffassungen der Tschechen recht gut erkennen. Hier ist die Darstellung von Mischgebieten nunmehr möglich, wenn auch die Streifenmanier den tschechischen Anteil in den Einbruchsstellen des sudetendeutschen Gebietes übertrieben darstellt. Die Karte gibt Znaim und das südmährische Gebiet als rein tschechisch an, auch das ist unrichtig und im Sinne der Karte höchstens ein Wechsel auf die Zukunft. Das gleiche gilt von dem angeblich rein tschechischen Brünn, von Troppau (!), Iglau, Olmütz. Die deutschen Sprachinseln sind entweder verschwunden oder äußerst unscheinbar. Ungeachtet des kleinen Gesamtmaßstabes von 1 : 5 000 000 zeigt die Darstellung Ungarns, daß Genauigkeit bei gutem Willen zu erreichen wäre. Ein innerer Widerspruch sind die tschechischen Namen Karlovy Vary, Ustí, Liberec für die ganz richtig als deutsch bezeichneten Städte Karlsbad, Aussig, Reichenberg. Auch hier nationale Zielstrebigkeit am falschen Gegenstand. Tschechen und Slowaken werden durch einen einheitlichen Farbton und als Tschechoslowaken auch sprachlich zu einem Volk zusammengefaßt. Dies ist auf einer Karte unmöglich, die Großrussen, Weißrussen und Ruthenen nach sprachlichen Grenzen durch entsprechende Tonwerte trennt. Dafür werden die Ruthenen in der Tschechoslowakei mit einem ganz anderen Farbton bezeichnet als ihre Brüder jenseits der Grenze. Ein nicht ganz ehrlicher Versuch, den Anteil der Tschechoslowakei an Volksgruppen herabzusetzen, die ihre Mehrheiten jenseits der Grenzen haben. Zum andern wohl auch ein Vorauseilen des Zweckgedankens, diese Ruthenen von ihrer Volksgemeinschaft abzuspalten, sie zu tschechoslowakisieren, was sich auch in dem Sondernamen Karpathoruthenen bereits ausdrückt. Daß auch der geschlossene Siedlungsraum der Deutschen und Magyaren innerhalb des Staates verkleinert wird, entspricht der Gesamteinstellung[1]).

Das slowenische Siedlungsgebiet in Kärnten ist im Umfang stark übertrieben. Ein Meisterstück findet sich aber im Süden. Daß die Friulaner zwischen Görz und Udine vergessen wurden, wiegt nicht so schwer. Aber im Jugoslawischen Königreich wie auch in den entsprechenden reichsitalienischen Gebieten gibt es keine Slowenen, Kroaten und Serben, sondern nur mehr Südslawen. Hier wird also der Begriff der politischen Nation an Stelle der volklichen Unterschiede dargestellt, und dies in einem „Nationalitätenbild". Politisch-diplomatische Rücksichten auf den südslawischen Partner in der Kleinen Entente wären in einer halbamtlichen Veröffentlichung an sich nicht unverständlich. Sie dürften aber doch um so weniger maßgebend gewesen sein, als der Gedanke einer erzwungenen und unterschiedslosen Einheit der Slowenen, Kroaten und Serben heute in Belgrad selbst nicht mehr vertreten wird. Es schien aber ein Gegenstück zu den „Tschechoslowaken" erwünscht, deren Einheitlichkeit als Staatsvolk eine Grundauffassung tschechischer Machtpolitik im Raum und gegenüber den einzelnen Volksgruppen ist. *Silesius.*

1) Es sei hier auf die äußerst sorgfältig gearbeitete „Nationalitätenkarte der Sudetenländer" von Erwin Winkler, Verlag Karl H. Frank, Karlsbad-Leipzig 1936, hingewiesen. Sie beruht auf den amtlichen Daten der Volkszählung 1930 und ergänzt das sehr übersichtliche Bild durch zahlreiche Angaben über das sudetendeutsche Siedlungsgebiet.

WALTHER JANTZEN:
Das Gepräge des deutschen Volkes auf den geopolitischen Wandkarten

Es gehört zur Wesensbestimmung der geopolitischen Wandkarte, daß es als ihre oberste Aufgabe gesehen wird, durch Vereinfachung und übersichtliche Ordnung eine leichtere Übersicht über Zusammenhänge und Befunde zu ermöglichen als die schriftliche Darstellung es im allgemeinen vermag. Eine solche Wandkarte hat also, wenn sie dieser Aufgabe dienen will, nicht eine Art Lexikon zu sein, aus dem man bei eifrigem Suchen Einzelheit um Einzelheit herausfindet. Eine gute Wandkarte hat weiterhin die Aufgabe, den Gegenstand, den sie darstellen will, eindrucksvoll in die Vorstellungswelt des Betrachtenden einzufügen. Daraus ergibt sich, daß sie das wirklich Wesentliche stark ins Auge springen lassen muß und grundsätzlich darauf verzichtet, durch zu große Vielfältigkeit Verwirrung zu stiften. Wandkarten, die der Schulung über Grundfragen des deutschen Volkes dienen wollen, müssen unter allen Umständen die völkischen Grundgesetze beachten, die heute als Allgemeingut des deutschen Volkes unanfechtbar sind. Wenn also versucht wird, das Gepräge des deutschen Volkes schlechthin in einem farbigen Kartenbild darzustellen, dann muß es oberstes Ziel des Zeichners sein, die Einheit des deutschen Volkes ins Auge springen zu lassen und nicht etwa den deutschen Raum als buntes Flickwerk innerhalb einheitlicher Blocks von Nachbarräumen erscheinen zu lassen. In entsprechender Weise gilt für rassenkundliche Karten, daß das deutsche Bekenntnis zum Nordrassischen in Farbgebung und Kartenbild entsprechend hervortritt. Die Plakatwirkung jeder Karte verlangt, daß das Wichtige in stark hervortretender Form dargestellt wird. Es hat sich demgemäß auch eingebürgert, auf den Schulwandkarten das Gebiet der nordischen Rasse in Rot anzulegen.

Ein weiterer sehr beachtlicher Gesichtspunkt ist, daß bei allen völkisch ausgerichteten Karten innere Widersprüche vermieden werden, die vom Gegner leicht zuungunsten des deutschen Volkes ausgenutzt werden können. Was an der Ostgrenze recht ist, muß an der Westgrenze billig sein. Es ist zwecklos, den realen Befund in irgendeiner Weise zu beschönigen und damit eine „Vogel-Strauß-Politik" zu treiben. Der Dienst am völkischen deutschen Gedanken geschieht dadurch, daß die Leistung des deutschen Volkes in ihrer Größe und Einheit stark herausgearbeitet wird und damit entsprechend ins Auge fällt.

Von Zeit zu Zeit wird es nötig sein, den Bestand an aktuellen Wandkarten, die Grundfragen des deutschen Volkes behandeln, zu sichten und bestimmte Neuausrichtungen vorzuschlagen. Hierfür ist als wichtigster Grundsatz anzusetzen, daß eine möglichste Einheitlichkeit bei den wichtigeren Fragen des deutschen Volkstums und seiner Darstellung gewahrt bleibt. Das gilt vor allem für die räumliche Ausbreitung des deutschen Volkes und für die Namensbezeichnungen seiner einzelnen Volksgruppen und Siedlungen. Bedauerlicherweise weicht auch die Schreibweise einschlägiger Namen trotz amtlicher Vorschläge stark voneinander ab. Man findet auf neuesten Karten statt Südslawien Jugoslavien, Bukowina statt Buchenland u. a. m.

Nicht zuletzt sei darauf hingewiesen, daß eine Wandkarte stets für sich selbst sprechen muß. Der Gebrauch eines Erklärungsheftes ist erfahrungsgemäß auf einen verschwindenden Hundertsatz der Betrachter beschränkt. In knappen Worterklärungen auf der Karte selbst muß daher das unumgängliche Notwendige unmißverständlich gesagt werden.

Neuerdings werden Wandkarten gern von vornherein als geopolitisch bezeichnet. Gemeint ist mit dieser Benennung, daß die betreffenden Karten über die reine Darstellung des sachlichen Befundes (Statik) hinausgehen und die Bewegungen und Vorgänge in einem Raum kennzeichnen wollen (Dynamik). Methodisch muß dabei darauf aufmerksam gemacht werden, daß dem Wesen geopolitischer Arbeitsweise die Kartenserie mehr entspricht, als das Einzelblatt, auf dem ein Thema etwa von verschiedenen Gesichtspunkten her versinnbildlicht werden soll. Daraus erklärt sich, daß die Entwicklung der geopolitischen Skizze, die ja fast immer im Zusammenhang mit der textlichen Gestaltung literarischer Arbeiten steht, bereits wesentlich weiter vorgeschritten ist, als die der großen Wandkarte. Im folgenden soll versucht werden,

an der Betrachtung einer Anzahl neuerer und beachteter Wandkarten einige Leitgedanken zu entwickeln, die vielleicht dazu dienen können, die Vereinheitlichung der Wirkungskraft dieses Gebietes geopolitischer Schulung ein wenig zu fördern. Es geht dabei nicht darum, die vorhandenen Karten negativ zu kritisieren, sondern lediglich um die Gewinnung von Anhaltspunkten für die Weiterentwicklung der Gesamtfrage.

*

Eine der beachtetsten Leistungen im Rahmen der kartenmäßigen Erfassung des deutschen Volksgepräges ist die große Wandkarte von Prof. Dr. Max Georg Schmidt: „Werdegang des deutschen Volkes". Durch sie ist versucht worden, die Entwicklungslinie von Anbeginn nordisch-germanischen Wirkens über die Seßhaftwerdung der einzelnen Völker bis zu der heutigen Ausbreitung der Völkergruppen aufzuzeigen. Ein wahrhaft gewaltiges Thema ist erstmalig zu einem einzigen Kartenbild verarbeitet worden. Der Gedanke ist bestechend: seine Ausführung muß als ein erster dankenswerter Versuch gewertet werden, der der Weiterentwicklung bedarf. Es wird sich bei den Betrachtern dieser Karte wohl stets dasselbe Bild ergeben: Wer mit dem Stoff der deutschen Geschichte einigermaßen vertraut ist, fühlt sich stark angesprochen. Er wird mitgerissen von der großzügigen Gedankenführung dieser Karte. Sein Blick wird immer wieder auf Dinge gelenkt, an denen er neue Beziehungen zum Volksganzen lernt. Jene anderen aber, die ohne viel Vorbildung mit gänzlicher Unbefangenheit vor die Karte hintreten, nehmen unwillkürlich andere Eindrücke mit. Südskandinavien, das leuchtend rot angelegt ist, muß ihnen als die Hochburg der nordischen Rasse erscheinen. Im deutschen Raum aber ebben durch die Abtönung der Farbe die nordischen Wellen immer mehr ab. Durch die rot-grüne Schraffur im Weichselraum und die stark ins Auge springenden andersfarbigen Dreiecke im deutschen Raum, die fremden Bluteinschlag gerade bei Berlin, Danzig, Königsberg, Hamburg, Bremen und Köln verzeichnen, wird ihm der Lebensraum des deutschen Volkes leicht zu einem uneinheitlichen, vielfach zerlappten Gebilde. In einheitlicher grüner Farbe erstreckt sich in gewaltiger Ausdehnung von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer und wieder bis zur Adria das slawische Wohngebiet. Das für die deutsche Geschichte so überaus wichtige Motiv der völkischen, sprachlichen und kulturellen Buntheit der ost- und südosteuropäischen Schütterzone ist nicht berücksichtigt und kann sich daher in der Vorstellung des Betrachters nicht auswirken. Dasselbe gilt für die einheitliche blaue Färbung des sogenannten romanischen Lebensraumes, der Frankreich, Spanien, die Schweiz und Italien zu einer Einheit werden läßt. Es soll hier nicht über die inhaltliche Berechtigung einer solchen Darstellung geurteilt werden. Die rein psychologische Durchdenkung allein führt zu warnenden Randbemerkungen. Die Plakatkunst nennt seit langem jene Grundsätze ihr eigen, die hier gemeint werden. Ein weiteres Bedenken ergibt sich aus der Gefährlichkeit, Rassen, Völker- und Sprachengruppen gleichzeitig auf einer Karte darzustellen. Die Sprachenverwandtschaft zwischen dem Französischen, Italienischen und Spanischen dürfte geopolitisch gesehen heute kaum aktuell sein. Spanien hat gerade innerhalb seiner letzten Generationen, die politisch stärkstens bewegt waren, immer wieder erklärt, daß es sich nicht einem romanischen Kulturkreis zugehörig fühlt, sondern seine natürliche Bindung an Ibero-Amerika findet. Für eine Karte aber, die den Werdegang des deutschen Volkes in den Mittelpunkt stellt, ist es ungünstig, wenn der deutsche Raum stark aufgegliedert ist, jenseits der Grenzen aber gewissermaßen starke Einheiten künstlich zusammengefügt worden sind. Zudem stimmt es bedenklich, wenn der fremde Bluteinschlag in Deutschland sehr reichlich gekennzeichnet wird, während die Nachbargebiete solche unliebsamen Einsprengsel auf der Karte nicht aufweisen. Da schließlich die auslandsdeutschen Siedlungsgebiete als Sprachinseln mit farbigen Kreisen gekennzeichnet wurden, wird das Bild der deutschen Leistung in Osteuropa auf einige wenige Punkte beschränkt, während wir uns doch bereits daran gewöhnt haben, das Insel- und Streudeutschtum als eine Flur von unzähligen kleinen Farbtupfen zu sehen.

Ein Beispiel dafür, in wie unglaublicher Weise deutsche Karten gegen das deutsche Volk ausgenutzt werden können, ist ja die bekannte Schmähschrift von Weinstein „Oberschlesien, das Land der Gegensätze", Paris 1931. In ihr wird auf Grund von abgedruckten farbigen Karten von Joseph Partsch und aus Andrees' Handatlas „bewiesen", daß Polen 1921 noch

nicht einmal alle die Gebiete von Schlesien erhalten hat, die es nach der deutschen Kartenstatistik zu beanspruchen gehabt hätte. Es sollte deshalb auf keiner deutschen Wandkarte etwas erscheinen oder ausgelassen werden, was sich zu ungunsten des Deutschtums auswirken könnte. Im Hinblick darauf ist es recht verwunderlich, daß die Karte „Werdegang des deutschen Volkes" das nordungarische Deutschtum überhaupt nicht verzeichnet.

Eine kleinere Wandkarte unter ähnlichem Thema schufen W. Czajka und T. J. Mann „Lebensräume und -reiche der Germanen 1000 v. bis 800 n. Chr". Die Beschränkung auf einen leichter überblickbaren Geschichtsabschnitt wirkt sich auf dieser Karte ebenso günstig aus wie die Herausnahme der Teilfrage „Auswertung des germanischen Lebensraumes" auf eine Nebenkarte. Auf diese Weise wurde erreicht, daß ein einheitheitlicher Raum „Freies Germanien" als das Ausgangsfeld für Vorstöße und Wanderungen sichtbar wird. Außerdem ist darauf verzichtet worden, Rassen- und Völkergebiete gegeneinander abzusetzen. Als Gegenspieler Germaniens tritt flächenmäßig allein das Römische Reich auf. Auf der dadurch erreichten politischen Raumkulisse wurden die Vorgänge der geschichtlichen Bewegung durch Pfeile dargestellt. In diesem Stadium tritt die Karte allerdings in ein nicht ungefährliches Gebiet ein; denn durch die Vielfalt der reich verschlungenen Pfeillinien wird die Übersichtlichkeit und damit die Hervorhebung des Wesentlichen gefährdet. Der Betrachter wird gezwungen, sozusagen mit dem Zeigefinger die einzelnen Fäden abzutasten, die Knoten zu entwirren und sich schließlich bis zu ihren Endpunkten durchzufinden. Die Grenzen kartenmäßiger Darstellung sind damit erreicht. Eine bessere Übersichtlichkeit würde möglich, wenn durch Schraffur die Hauptgebirgszüge kenntlich gemacht wären. Dann würden die Beziehungen zwischen den geschichtlichen Vorgängen und den räumlichen Gegebenheiten auf einfache Weise hervorgehoben werden können und die Völkertore würden leicht das Entstehen der zahlreichen Pfeilbündel erklären.

Für die Frage der „Deutschen Ostlandsiedlung vom 11.—19. Jahrhundert" schuf Christof Silbermann ein Kartenblatt, das sich weitester Verbreitung in der Volksschule erfreut. Silbermann verzichtete auf alle Pfeile und sonstigen geopolitischen Kartenzeichen. Er arbeitet nur mit Farbstrichen und Abtönungen. Die Wirkung des Kartenblattes wird dadurch außerordentlich übersichtlich, klar und eindringlich. Silbermann entwickelt den Gedanken, das Deutschland westlich der Elbe als den Volksboden vor der Rückbesiedlung des Ostens anzusehen, er kennzeichnet in hellerer Farbe den verlorenen Kulturboden des ersten Reiches im Westen und Süden, wobei er die Reichsromanen einbezieht. Im Osten jenseits der Elbe fügt er in besonders hervorstechender Farbe den durch die Ostlandsiedlung zurückgewonnenen deutschen Volksboden etwa im Raum der jetzigen Reichsgrenzen an. Diesem vorgelagert ist in hellerer Farbe der deutsche Kulturboden, der das Baltikum, Posen und Westpreußen und das sudetendeutsche Gebiet umfaßt, und zwei weitere Vorfelder sind in abgestuft hellerer Farbe durch die Abgrenzung des mittelalterlichen deutschen Rechtes und die Ostgrenze der deutschen Verkehrssprache gegeben. In der Farbe des deutschen Volksbodens sind auslandsdeutsche Siedlungen wiedergegeben. Alles fremde Gebiet ist in einem blassen Grün angelegt. Die Farbwirkung entspricht genau dem beabsichtigten Ziel. Als Schwächen in der Gesamtkomposition müssen aus psychologischen Gründen folgende gekennzeichnet werden: Mitten durch Deutschland geht der Riß zwischen altem und neuem Volksboden, der für das Gleichwertigkeitsgefühl eine Belastung sein kann. Die Einbeziehung des reichsromanischen Raumes könnte zu der Auffassung Anlaß geben, als ob dieses Gebiet für das deutsche Volk von größerem Wert sei oder gewesen sei als manch eine ostdeutsche Landschaft. Diese Einwände hätten sich leicht beheben lassen, wenn — etwa wie bei der Langeschen Sprachenkarte — im Rahmen der abgedruckten Erklärungen der Farbskala etwas ausführlichere Erläuterungen untergebracht worden wären. Als besonders erfreulich muß bei dieser Karte hervorgehoben werden, daß die Bezeichnungen der auslandsdeutschen Siedlungsgebiete in vorbildlicher Weise geschehen ist. So ist das Wort Sudetendeutsche unmißverständlich für das gesamte Deutschtum in der Tschechei angesetzt, und die Bezeichnung Donau-Schwaben faßt das ungarische, südslawische und rumänische Donaudeutschtum sinnvoll zusammen. Daß die Statistiken von 1910 zugrunde gelegt wurden, wird nicht jedermann befriedigen.

Für die Deutung des deutschen Volksgepräges ist unerläßlich eine Überschau über seine Stämme. H. Schlenger versuchte diese in dem Blatt „Deutsche Stämme und Volksinseln" zu geben. Als Grundlage dafür ist der Versuch gemacht worden, die Wohngebiete der Stämme gegeneinander abzugrenzen. Dazu war das Wagnis nötig, eine Anzahl von recht strittigen Fragen sozusagen durch einen Federstrich zu entscheiden. Wenn sich auch bei den einzelnen angesetzten Gebieten manche Erörterung über ihre Berechtigung ergeben muß, so ist doch eine Arbeitsgrundlage gewonnen worden, auf der sich weitere Verständigungen ermöglichen lassen. Neuerdings mehren sich übrigens die Stimmen, daß man die Bezeichnung „Stamm" zugunsten etwa der „Volksgruppe" aufgeben sollte, da die heutigen Bewohner der einstigen Stammesgebiete durch vielfache Unterwanderung, Verdrängung und anderes eine neuartige Prägung erfahren hätten. Immerhin muß der Versuch dieser Stammeskarte als ein Zeugnis neuen Wagemutes beachtet werden. Durch Pfeile wurde angedeutet, wie die Ausbreitung aus den einzelnen Stammesgebieten zu denken ist. Gewisse Fehlschlüsse sollten dabei von vornherein verhindert werden, wie etwa der, daß — wie durch einen Pfeil angedeutet wird — der Stammesraum der Brandenburger (!) von Obersachsen her besiedelt worden sein könnte. An Stelle der übergedruckten Bezeichnungen Niederländer und Schweizer wäre es wohl glücklicher gewesen, die neutralere Benennung Niederlande und Schweiz zu wählen. Dann hätte auch das Wort Österreich auf der Karte Platz gehabt, und es wäre ins Auge gefallen, daß der Raum dieses Staates altes bayrisches Siedlungsgebiet ist. Reizvoll wäre es gewesen, bei den deutschen Volksinseln im Osten und Südosten ihre nord-, mittel- oder süddeutsche Herkunft anzudeuten. Auch hier wäre die Andeutung der Gebirgszüge wertvoll gewesen.

Zur Ergänzung jeder Geschichtskarte wird man heute eine Rassenkarte heranziehen. Unter den heute bekanntesten 4 Rassenkarten zeichnet sich die von v. Eickstedt-Haack dadurch aus, daß sie versucht, nicht nur den Befund von Untersuchungen festzuhalten, sondern die Dynamik rassischen Geschehens darzustellen. Hierdurch ist eine Arbeitsgrundlage ermöglicht, die gern genutzt werden wird. v. Eickstedt nimmt die Darstellung der heutigen Ausbreitung der Rassen Europas zur Grundlage, um die Entwicklung dieses Zustandes über die Jahrtausende hin kenntlich zu machen. Wichtigen Anhalt bieten die Grenzlinien der heutigen Vereisungen, die nacheiszeitlichen Druckrichtungen und die germanisch-nordischen Ausbreitungswellen. An einigen Stellen sind auch die unbewohnbaren Gebiete gekennzeichnet, eine Methode, die für Karten größeren Maßstabes noch weiter entwickelt werden müßte. Auffallend an dieser Karte ist ihre starke Abweichung von der obengenannten „Werdegang"-Karte des gleichen Verlages (vgl. Baltikum u. a.).

Reine Zustandskarten für die Rassenverbreitung in Europa sind die von Banse und von Jeß-Tiemann. Beide bedienen sich im Unterschied zu der Eickstedtischen einer recht ansprechenden Methode zur Darlegung der Überschichtungsgebiete. Während v. Eickstedt die zerlappten Farbgebiete gegeneinander scharf absetzt und dadurch den Eindruck scharfer Grenzen hervorruft, bedienen sich Jeß-Tiemann in den Grenzgebieten ineinander greifender Rechtecke, und Banse erreicht auf ähnliche Weise dasselbe. Starke Abweichungen zeigen beide Karten in dem Gebiet nördlich des Schwarzen Meeres. Ein Vorzug der Jeß-Tiemannschen Karte ist, daß die Grenzen des Reiches hervorgehoben sind.

Eine vierte Rassenkarte von Ehrhardt und Schultz wählt kleine farbige Kreise als Darstellungsgrundlage und erweckt damit die Vorstellung erhöhter Korrektheit. Erleichternd für den Benutzer wirken die eingetragenen Staatsgrenzen und die Hauptstädte. Sehr augenfällig wird auf dieser Karte das Völker- und Rassengemisch Südosteuropas; die Dynamik der Karte erhöht sich dadurch um ein Beträchtliches. Bei der Farbwahl wurde augenscheinlich das Ziel verfolgt, das Eindringen fremden Blutes nach Europa besonders hervorzuheben. Die stärkste Farbwirkung geht aus von Vorder- und Innerasien und von Afrika. Das hellblau gehaltene Gebiet der nordischen Rasse wirkt dadurch besonders bedroht. Auffällig wirken hierbei — diesem Ziel entsprechend — die Neger in Portugal und Frankreich und die asiatischen Einschläge in der Tschechoslowakei und Polen.

Eine ganz hervorragende Darstellung der Rassenfrage für allgemeine Propagandazwecke schuf das Deutsche Hygiene-Museum in seinem Blatt 9014. Dadurch, daß hier die

Farbskala für jede Rasse „Kerngebiete" und „vorwiegende Verbreitung" unterschied, entstand ein eindrucksvolles Bild, verstärkt noch durch die plakatmäßig entwickelte Farbgebung.

Neben die eigentlichen Rassenkarten müssen Darstellungen der bevölkerungspolitischen Zusammenhänge gestellt werden. Auf diesem Gebiet aber hat sich von vornherein ergeben, daß jede Karte nur die Darstellung einer Einzelfrage zuläßt, da die Verkoppelung verschieden gelagerter Fragengebiete Verwirrung stiften muß. Als geradezu vollendetes Beispiel für solche Einzeldarstellungen kann hier Blatt 9015 des Deutschen Hygienemuseums genannt werden, „Auswanderung und Einwanderung in Deutschland seit dem Kriege bis 1932". Gerade an solchen Blättern wird klar, daß das Kartenbild überzeugend wirken muß und sich hierfür auf das Wesentliche zu beschränken hat.

Was noch immer fehlt, ist eine gute Wandkarte, die die Leistung des deutschen Volkes am Volksboden zeigt. Ein Versuch auf diesem Wege ist die Karte von Olbricht „Der deutsche Nährboden". Leider leidet diese Darstellung darunter, daß zu viele, in sich verschiedene Gedanken auf eine Ebene projiziert worden sind. Die Olbrichtsche Karte zeigt Wald-, Weizen-, Hopfen-, Zuckerrüben-, Garten- und Weinanbaugebiete, versucht aber außerdem durch Überdruck Überschuß- und Zuschußgebiete sowie Großgrundbesitz zu kennzeichnen. Die Klarheit der Karte wird dadurch zweifellos beeinträchtigt. Wenn nun außerdem noch die Leitlinie der Ostkolonisation, die Volksgrenze um 900 v. Chr. und die beiden letzten Reichsgrenzen verzeichnet sind, so erhöht sich dieser Eindruck noch. Bedenklich ist, daß nach Olbricht „Der deutsche Volksboden im Jahr 1918 außerhalb der Reichsgrenzen" wohl Sudetendeutschland, Deutsch-Österreich und die Deutsche Schweiz umfaßt, das Ostvorfeld jedoch unberücksichtigt läßt. Dagegen sind die abgetrennten Gebiete nicht als Volksboden, sondern als deutscher Nährboden gekennzeichnet, eine Angelegenheit, die bei dem Untertitel „Merktafel zur Erzeugungsschlacht" leicht zu Irrtümern führen kann. Merkwürdig ist, daß nur ein Beispiel für Landgewinnung eingezeichnet ist, der Halligenplan, während die übrigen der Erzeugungsschlacht dienenden Großvorhaben des Reichsarbeitsdienstes nicht berücksichtigt sind.

*

Zusammenfassend sei als Wunsch ausgesprochen, daß uns die Zukunft eine einigermaßen einheitliche und überzeugende Wandkartenserie bescheren möchte, die die Hauptgebiete geopolitischer Erfassung eindrucksvoll zur Darstellung bringt. Das Gepräge des deutschen Volkes läßt sich kartenmäßig erfassen an seinem geschichtlichen Werdegang im Verhältnis zu Bodenform und Bodenbedeckung, an seiner rassischen Gliederung, seinem Bevölkerungsgefüge und seiner Wirtschaftsverteilung. Dazu käme als Querverbindung aller Gebiete die Deutung seiner geopolitischen Lage innerhalb Europas und des Erdraumes. Grundsatz einer solchen Serie müßte sein, daß ihre Einzelblätter in gleicher Weise das Wesentliche hervorheben, organisch die Farbwerte einsetzen, die Sprache der geopolitischen Kartenzeichen benutzen und daß dadurch die geschlossene Einheitlichkeit, die gerade auf diesem Gebiet nottut, gesichert wird.

Max Georg Schmidt: „Werdegang des deutschen Volkes". Haack, Physikalischer Wandatlas. Abt. VII. Verlag Justus Perthes, Gotha. — W. Czajka und T. J. Mann: „Lebensräume und Reiche der Germanen 1000 v. bis 800 n. Chr." Wandatlas des deutschen Volkstums, Reihe A. Verlag Priebatsch, Breslau. 2. Aufl. 1936. — Christof Silbermann: „Deutsche Ostlandsiedlung vom 11.—19. Jahrhundert". Verlag „Der praktische Schulmann", Stuttgart. — H. Schlenger: „Deutsche Stämme und Volksinseln". Wandatlas des deutschen Volkes. Verlag Priebatsch, Breslau. — v. Eickstedt-Haack: „Die Rassen Europas". Geschichtliche Entwicklung und heutige Verbreitung. Verlag Justus Perthes, Gotha. — Ewald Banse: „Rassenkarte von Europa". Verlag Georg Westermann, Braunschweig. 2. Aufl. — J. Jeß und W. Tiemann: „Die europäischen Rassen". 3. Aufl. Verlag L. Schwann, Düsseldorf. — S. Ehrhardt und B. K. Schultz: „Die Rassenverteilung in Europa und seinen Grenzgebieten". Wandtafeln für den rassen- und vererbungskundlichen Unterricht. Erste Reihe, Tafel I. Verlag J. F. Lehmann, München. — Deutsches Hygiene-Museum: „Die nordische Rasse in Europa und ihre Nachbarrassen". Gesellschaft für hygienischen Lehrbedarf, Dresden. Katalognummer 9014. — Deutsches Hygiene-Museum: „Auswanderung und Einwanderung in Deutschland seit dem Kriege bis 1932". Ebenda, Katalognummer 9015. — K. Olbricht: „Der deutsche Nährboden". Merktafel zur Erzeugungsschlacht. Flemmings Verlag, Breslau, Deutsch-Lissa.

KARL HAUSHOFER:
Fernost-Schrifttums-Auslese

Eine großzügige Überschau und eine folkloristisch-geopolitische Feinarbeit von höchster Präzision, beide aus dem romanischen Sprachgebiet stehen voran:

1. **Giovanni Vacca: „La Cina e il Giappone".** Rom 1937. 1279 S., 2 farb. Karten, 228 Abb. für China; 134 für Japan; 14 Karten im Text für China; 8 Karten im Text für Japan: eine gemeinverständliche und zugleich wissenschaftlich probefeste Landes- und Volkskunde, und

2. **Dr. George Montandon: „La Civilisation Aïnou et les cultures arctiques".** Paris 1937, Payot. 272 S., 10 Karten, 112 Text-Abb., 48 Bilder außer Text, die 31. größere Veröffentlichung des rassenkundigen, an seinen Arbeitstellen mit größter Sorgfalt in letzte Tiefen schürfenden Verfassers.

Beide Werke geben uns geopolitisch doppelt, weil sie uns zugleich am praktischen Fall in die italienische, wie die französische Arbeitsweise am Fernen Osten einführen.

Aus eigener Erfahrung vertraut mit den unter persönlichem Anteil des Duce hochgeführten Leistungen der italienischen Fernostkunde und der ihr dienstbaren Persönlichkeiten, kenne ich die gediegenen Grundlagen, auf denen sie steht. So kann ich die Fernostüberschau des berühmten römischen Sinologen Vacca als hochwertige geopolitische Arbeitshilfe angelegentlich empfehlen: reiche Bebilderung und kartographische Ausstattung dienen einer gediegenen Darstellung des Zusammenwirkens von alter Handwerkskunst und Persönlichkeitskultur mit wuchtiger Industrialisierung — Japans heutiger Hauptstärke, allerdings auch Gefahr.

Montandons Ainuwerk, die Krönung der Vorbereitungsarbeit eines Vierteljahrhunderts, ist naturgemäß mit seiner Beschränkung auf ein engeres Gebiet ganz anderer Art: neben weiträumiger Übersicht steht geschliffene, auf letzte Formen gebrachte Feinkunst, aber mit großen Durchblicken und Fernsichten auf die vom Verfasser in seltenem Grad beherrschten arktischen Kulturen als Ausgangspunkte wichtigster Entwicklungen. Von Montandon kann man lernen, in welche Tiefen man steigen muß, über welchen Umfang an Vergleichstoffen man verfügen muß, wenn man von festem Grunde aus Rassenkunde treiben will.

Während Montandon vom Blute her, von der Rassengeschichte ausgehend, ein kaum zu übertreffendes Bild einer der wichtigsten, wenn auch räumlich abgelegenen, beim ursprünglichen Bevölkerungsaufbau beteiligten Zellen des japanischen Reiches auf seinen Nordinseln gibt, das auf viele Jahre maßgebende Gültigkeit besitzt, wurde es für Korea vom Boden aus geschaffen.

3. **Hoon K. Lee: „Land utilization and rural economy in Korea".** London 1937, Humphrey Milford. 302 S., 132 (überaus geschickt verwendete) Tafeln, 12 Karten (von denen aber viele vier verschiedene Karten auf 1 Blatt zusammenfassen). 17 Sh.

Diese Bodenpolitik von Korea ist nicht nur ein würdiges Seitenstück zu den ähnlichen, gleichfalls von d. Inst. of Pac. Relations und der American Geogr. Soc. angeregten Werken von John Lossing Buck über China und Shiroshi Nasu über Japan (zusammen eine vortreffliche Boden-, Politik- und Wirtschaftslehre des ganzen Fernen Ostens), sondern darüber hinaus eine vom Boden her bestimmte geopolitische Darstellung Koreas mit einer darübergebauten Volks- und Wirtschaftskunde, wie wir sie noch nicht besessen haben.

Auf nur 49 Seiten sind die für Geopolitik unentbehrlichen landeskundlichen Unterlagen, auf 42 die Leitzüge der koreanischen Landwirtschaft zusammengedrängt, was durch vorbildliche Ausnützung von Tafeln und Karten ermöglicht wird. So stellt Fig. 2, das Januar- und August-Isothermalbild der Halbinsel, ein geradezu körperhaftes Luftrelief über die Umrisse. Hingegen gehen Fig. 3 und namentlich Fig. 5 (die unvollkommene Wiedergabe der schönen farbigen geologischen Karte) über die Kraft der Schwarzweiß-Darstellung und sind nur dem Vergrößerungsglas erschließbar. Zu S. 105 ist die Bodennutzungstafel von Korea bemerkenswert, namentlich für jeden, der die Schwierigkeiten solcher Landnutzungsaufnahmen (vgl. Anlagen) etwa aus dem gleichen Unternehmen

des Reichsnährstandes von 1937 für Deutschland erfahren hat. Im ganzen eine vorzügliche, unentbehrliche Unterlage für eine geopolitische Würdigung der Landbrücke im einzelnen, die im großen seinerzeit in der „Geopolitik" durch F. W. Trautz erfolgt ist („Geopolitik", Band 1924, S. 485).

Seitenstücke für China zu den Indien-Büchern von innen und von außen her, die wir in H. VII der „Geop." besprachen, sind:

4. **Lin Yu Tang: „Mein Land und mein Volk".** Stuttgart 1936. Deutsche Verlagsanstalt. Aus dem Englischen von W. E. Süskind. Eingeleitet und empfohlen von Pearl S. Buck. 440 S., 3 Tafeln, Text-Fig., gebd. RM. 8,50.

5. **Grover Clark: „China am Ende?"** (The Great Wall crumbles.) Deutsch von Dr. van Bebber. Leipzig 1936, Wilhelm Goldmann. 336 S., 16 Abb., 8°, kart. RM. 6,—, gebd. RM. 7,80; in kurzer Fassung:

6. **Felix Guse: „China. Ereignisse und Zustände".** Berlin 1936. Georg Stilke. 77 S., 3 Karten, 8°, brosch. RM. 3,—.

Ferner als Scheinwerfer mit ganz bestimmter persönlicher und sachlicher Einstellung, die aus den Titeln hervorgeht:

7. **Henry L. Stimson,** Secretary of State 1929—1933: **„The Far-Eastern Crisis"** recollections and observations. New York & London 1936, Harper & Brothers. 293 S., mit Bildern der Verfasser, von Baron Shidehara, Dr. Alfred Sze, Dr. Yoshizawa, des Amtssitzes der Verfasser, die Beschießung von Chapei, Sir John Simons, der Lytton-Kommission des Völkerbundes usw.

„Published under the auspices of the Council on Foreign Relations, New York, & distributed in Europe by the Royal Institute of International Affairs, Chatham House, London." Eines der gültigsten und lebendigsten Zeugnisse zur Zeitgeschichte des Fernen Ostens, im besondern Chinas, aber auch der US., schließlich

8. **F. Mödlhammer: „Moskaus Hand im Fernen Osten".** Berlin-Leipzig 1937. Nibelungen Verlag. 186 S., 21 Abb., 3 Karten; Packender Umschlag, Geleitwort Se. Exc. des Botschafters Graf Mushakoji und des Botschafters v. Ribbentrop. Kart. RM. 4,—, gebd. RM. 5,—, Format 14/22. Jenseits der Gewalt dient dem Recht:

9. **Jean Escarra: „Le Droit Chinois".** Pékin-Paris 1936. Editions Henri Vetch; Librairie du Recueil Sirey. 559 S. Die Gesamtheit dieser Quellen gibt einen scharf umrissenen Ruhepunkt für die Beurteilung der in so jähem Fluß sich wandelnden chinesischen Zustände, die sich an ihrer Hand in ihrer augenblicklichen Gestaltung überschauen und übersichtlich ordnen lassen. Das ist von Frist zu Frist unvermeidlich, wenn man nicht selbst in den unruhigen Zug des Kräftespiels hineingerissen werden will.

Lin Yu Tang hat seinen 435 Millionen Landsleuten einen guten und wichtigen Dienst getan, den ihnen nur ein Landsmann tun konnte, der zugleich mit Soll und Haben des Abendlands tief vertraut war und auf geopolitischem Gebiet ähnlich gestaltungsfähig war, wie auf dem Arbeitsfeld des lebensnahen Romans die Chinakennerin Pearl S. Buck, die sein Buch eingeleitet hat und ihm die schönen Geleitworte mitgibt: „Ich halte es für das echteste, tiefste, umfassendste und bedeutendste Buch, das bis jetzt über China geschrieben wurde." Da deren Zahl überwältigend ist, liegt darin ein Superlativ, der zunächst scharfe Prüfung herausfordert, um so mehr, als man sich durch eine scheinbare Unbekümmertheit hindurchlesen muß, die einer britisch-chinesischen Symbiose entspringt.

Aber schnell geht die Untersuchung ins Tiefe, schon von der völkerpsychologisch, wie geopolitisch gleich scharfsinnigen Anfangsgegenüberstellung des Nordsüdgegensatzes und seiner rassenpolitischen Begründung (S. 33 bis 41). Dann zieht über Entartung, Blutauffrischung, Kulturstete bis zum kecken Vorgriff auf „eine jugendliche Rasse" zunächst einmal eine Menschenkunde, dann eine Charakterologie des chinesischen Volks an unsern Augen vorüber, eine Schilderung des chinesischen Geistes und der Lebensideale, die freilich voraussetzt, daß man vieles weiß, darunter die Landes- und Volkskunde und mindestens die Raumgeschichte von rund 10 Millionen Quadratkilometer! Dann folgen Frauenleben, Erotik, soziales und literarisches, endlich künstlerisches Leben. Ich habe unter den 434 Seiten keine gefunden, der ich hätte widersprechen können. Nur setzt der Verfasser voraus, daß sein Leser das Landesübliche über China schon kennt, wie sein Gegenspieler Grover Clark voraussetzt, daß man alle

abendländischen und namentlich die euramerikanischen Vorurteile über China schon kenne, die er ohne weiteres bei seinen Lesern voraussetzt. Gewiß tut auch die Übersetzung des Titels dem Sonderzug des Buches Unrecht, der vor allem auf die Folgen des Niederbrechens der einstigen Abschließung Chinas abzielt, und von diesem Schlüsseltext aus viel leichter verständlich wird. Deshalb fordert Grover Clark mit Recht von Anfang an „eine angemessene Perspektive" und fügt ihr eine Fülle geopolitisch wohlgesichteten Stoffes aus 22jähriger China-Erfahrung ein, die man mit hier billig und preiswert erwirbt.

Felix Guse nennt seine 77 Seiten (denen als Karte 1 eine nicht ganz richtige Übersicht der Provinzialeinteilung Chinas angefügt ist) mit Recht eine „Skizze". Aber diese Skizze gibt, zuweilen in einem flüssigen Aphorismenstil, einen guten Vorgeschmack eines Buches, das aus ihr entstehen könnte. Teils wird das Wort von Rudolf Kjellen von China als großem X geleugnet, teils aber doch (z. B. S. 76 unten) wieder in seinem tiefen Sinn stehengelassen. Gewiß „dient man dem Deutschen nicht durch Schönfärberei"; er will und muß gerade in China sehen, was ist, und nicht was sein sollte und was man sich erträumt, oder was man zwar — eine Eigenheit der Kuomintang! — auf dem Papier errichtet, aber nicht in der harten Wirklichkeit. Indem er alle diese Geister und Kinder beim Namen nennt, ist Guse ein redlicher Diener des die Zustände hinter den Schein suchenden deutschen Chinafahrers und auch ein redlicherer, wenn auch rauher Freund der Chinesen, denen er viele Wahrheiten sagt, als mancher blumenreicherer Schriftsteller. Hier schreibt Praxis für die Praxis!

Henry L. Stimson, von 1929—1933 Staatssekretär der USA., hat mehr als irgendein anderer der mit dem Auftreten Japans in der Mandschurei und Italiens in Äthiopien befaßten Staatsmänner des euramerikanischen Machtbereichs den Undank des Schicksals für redliche, aber der Seelenstimmung weder des Völkerbundes, noch Ostasiens gemäße, mit großem Aufwand in Szene gesetzte und dann nirgends durchgehaltene Politik geerntet. Dafür blieb ihm die zweifelhafte Genugtuung, die Nichtanerkennungslehre in die Welt gesetzt zu haben; der Name war doppelsinnig, denn er konnte gerade so gut der Nichtanerkennung ihrer Vertragsverpflichtungen durch die neun Mächte, durch die Unterzeichner des Pariser Abkommens und der Völkerbundsverpflichtungen bedeuten, wie die Nichtanerkennung des gewaltsam erworbenen Neubesitzes. „Non-Recognition Doctrine" — damit wird Stimsons Name auf die völkerrechtliche Ewigkeit des Unwirklichen kommen. Wie es dazu kam, erzählt er von seinem Standpunkt in einem höchst lehrreichen Buch, NB. einem unbewußten Propagandawerk für Erwerb geopolitischer Kenntnis.

Diese geopolitische Vorbereitung war (S. 6) in den Schlüsselstellungen der USA. beim Ausbruch des Mandschureikonflikts im Herbst 1931 ungewöhnlich gut — und dennoch unzulänglich, gerade im wesentlichsten, dem Einblick eben in die „Hintergründe". Wir geben Stimson Recht: „Wenn irgendwer den mandschurischen Ausbruch mit dem Hinblick auf Freiheit vor einem Dazwischentreten vom Rest der Welt aus geplant hatte, war sein Zeitpunkt gut gewählt." Aber war das nicht überhaupt die Pflicht von Staatsmännern, die Notwendiges für ihr Land tun mußten, diese Zeitwahl nach reifer geopolitischer Prüfung der Weltlage so zu treffen? Haben die USA. anders gehandelt, als sie die Konferenz von Washington, die Auflösung des anglo-japanischen Bündnisses, die Rassenschranken durchsetzten? Anders, wenn sie Europa und Völkerbund in Durcheinander warfen, und sich dann auf Beobachtungsposten zurückzogen? Aber selten ergibt sich die Möglichkeit, einen Ausschnitt der Neuen-Weltpolitik im us.-amerikanischen Lichte in allen Einzelheiten so zu überschauen, die Ohnmacht der Papierverträge von Versailles, von Washington, von Paris (Kellogg-Briand) zu wirklichem Schutz in Lebensfragen so bloßgestellt zu sehen, wie in diesem Stück Zeitgeschichte, in dem Stimson die Spielauffassung seiner wichtigen Rolle verteidigt; denn dieser Zug muß natürlich berücksichtigt werden, wenn man ein solches Stück staatsmännischer Feinkunst würdigen will.

F. Mödlhammer stand vor einer ungleich schwierigeren Aufgabe, wenn er „Moskaus Hand im Fernen Osten" bloßzulegen hatte, als der leitende Staatssekretär der USA., der ihre Hand im Fernen Osten zugleich entschleiern, wie verschleiern wollte und im Besitz aller Quellen war. Denn gerade die ge-

schicktesten Handlanger Moskaus entziehen sich mit Erfolg dem Ergriffenwerden auf der Tat; man muß sich mehr auf die Entgleisungen der minder geschickten beschränken.

Um so anerkennenswerter ist es, mit welcher Folgerichtigkeit die einzeln greifbaren Anhaltspunkte zu einem einheitlichen Bild der Weltgefahr zusammengefügt worden sind, die ganz gewiß nur durch amerikanische, britische, französische und tschechische Mithilfe gerade auf nordasiatischem und zentralasiatischem Gebiet diesen Umfang erreichen konnte. Wie weit diese Hilfe wissentlich hauptamtlich, wie weit sie unwissentlich im Nebenamt gegeben wurde, wird sich nie im vollen Umfang klären lassen, es sei denn, daß der Zynismus der Unterstützten einmal diese Einblicke öffnet. Aber wer sehen will, braucht nur die erschütternde Stelle eines britischen Tatzeugen (S. XII u. XIII) als Ausgangspunkt zu nehmen und die harten Tatsachen der beiden, darauffolgenden Karten. Gegen diese Hintergründe schloß Stimson seine Augen, wie sie jetzt Lord Eden schließt. „Amerikas Politik im pazifischen Raum war dazu auserkoren, die Bolschewiken vor ihrer Vernichtung zu retten!" S. 7 steht diese harte Antithese zu Stimsons Selbstverteidigung der USA.!

Herbe Wahrheit ist auch (ab S. 79) die zermalmende Kritik an dem „jungen Marschall", der in vier Jahren die Möglichkeiten der Mandschurei vernichtete, die sein Vater in 17 Jahren aufgebaut hatte, und 1936 China in Sianfu mit dem Flecken einer der niederträchtigsten Verrathandlungen belastete.

Die ganze grausame Ironie der Weltgeschichte faßt uns an, wenn wir etwa im Abschnitt IX von Mödlhammer die Kehrseite der Stimson-Rechtfertigung überschauen. Es wissen zu viele um den wahren Hergang in Sibirien, als daß auch nur ein Teil der Welt dauernd über ihn getäuscht werden könnte!

Die Konfrontation zweier solcher Bücher, beide gewiß vom Wunsch geleitet, Wahrheit zu suchen, oder doch wenigstens zweckbestimmtes Handeln so darzustellen, als ob es objektive Ziele gehabt hätte, verrät, wie unendlich schwierig es ist, vor fremden Helfern Chinas, wie vor seinem eigenen Rechtsstreben durch ein Vierteljahrhundert der Aufgabe zu genügen, wie sie darstellt: Jean Escarra in seinem „Chinesischen Recht in Auffassung und Wandel, in Einrichtungen gesetzgebender und richterlicher Art, in Rechtswissen und Rechtslehre".

Das Durcharbeiten dieses mächtigen Bandes mit seinen 560 Seiten erschließt nicht nur für den Rechtswahrer und Rechtsforscher eine Fundgrube: es hat auch für den Nichtjuristen, für Jünger der politischen Wissenschaft z. B. ungeheuren Reiz. Freilich wird er ihn anderen Seiten abzugewinnen haben; gerade das Suchen nach ihnen offenbart das volkspolitische und bodenwüchsige Leben, das die Sammelarbeit des französischen Forschers während seiner beiden längeren Chinareisen durchglühte. Ist nicht sein Wunsch, eine veritable „sinologie juridique" schöpferisch ins Leben zu rufen, unsern Gedanken verwandt, alle bedeutenden Wissensgebiete mit geopolitischen Forschungsmethoden zu durchdringen? Es rührt sich unter der gewählten Form der französischen Fernostkunde fortwährend ein gewaltiges Leben. Geistige Leistungen eines Forscherdaseins, wie Cordiers, sind nicht tot, und strahlen in die verschiedensten Wissenszweige aus. So sind es für uns vor allem die „aperçus historiques", aus denen Anregung strömt (S. 87, 251, 345), dann etwa I, Chap. 4: „L'Esprit du droit Chinois." Aber schon die „Einführung" bringt einige Gedanken zur Schaffung einer Rechtsgeopolitik, oder, mit Langhans-Ratzeburg zu reden, Geojurisprudenz, die der Franzose aber weiter faßt und höchst reizvoll in „Notions fondamentales" als eine china-eigne Naturrechtsgläubigkeit, als besonderen Beitrag zum Rechtsbau der Menschheit begründet. Aus ihm entspringt die Ritengläubigkeit, eine Sonderleistung der Monsunländer mit ihrem Klimarhythmus (S. 9/10); endlich die Achtung vor dem „Tao". Dann aber folgt bei Escarra eine so wundervolle Durchdringung der chinesischen Kulturgeschichte — von der Verwirklichung des Rechtsgedankens in ihr aus gesehen —, daß sie Wort für Wort gelesen werden muß. Es ist die weittragende Bedeutung dieser echten Rechtsphilosophie eines Viertels der Menschheit, daß sie (selbstverständlich für jede Rechtsakademie, jeden Rechtsforscher unentbehrlich) bei souveränem Wissen auch den Laien so zu fesseln vermag, daß er sie tiefer durchpflügt und mit einem Einblick in Chinas Volksseelenkunde verläßt, die nur einem reifen und liebevollen Einfühlen und Streben zur Wiedergabe des Erschauten entströmt. K. H.

HANS HUMMEL: Büchertafel

Im folgenden wird eine Reihe von kleineren Broschüren, von bereits durch den Titel bestimmten Spezialarbeiten und kleineren allgemeinen Werken angezeigt, die wir der Beachtung der Leser der ZfG. gerne empfehlen. Es handelt sich in jedem Falle um interessante Einzelbeiträge zu den Fragen der geopolitischen Grenzgebiete oder um kurze Zusammenfassungen. Leider fehlt der Zeitschrift der Raum, um den Inhalt jeder dieser Arbeiten wiederzugeben.

Eine neue Reihe ist im Verlag Neuenfeldt, Breslau 1937, erschienen, von der uns als Beiträge zu allgemeinen Themen vorliegen:

Karl Liebau: Mensch und Weltall. 195 S., Geb. RM. 3.90.

Fritz Mielert: Kampf um die Erde. 192 S., Geb. RM. 3.90.

Arno Reißenweber: Kampf ums Meer. 189 S. Geb. RM. 3.90.

Über europäische Fragen:

Hans K. E. L. Keller (Führer der Internationalen Kampfgemeinschaft der Nationalisten): **Das dritte Europa.** Vorrede von Charles Rousseau. 2. Aufl. 48 S. Batschari, Zürich-Paris-Berlin 1935.

Karl Springenschmid: Deutschland und seine Nachbarn. Geopolitische Bildreihe. Vorwort von Karl Haushofer. 54 Sk. mit ausführlichen Begleittexten. Wunderlich, Leipzig 1935. Kt. RM. 2.80.

Über Fragen der deutschen Wehrhoheit, Wehrerziehung und allgemeinen wehrpolitischen Situation berichten:

Walter Jost: Die wehrpolitische Revolution des Nationalsozialismus. Geleitwort von Generalfeldmarschall von Blomberg. 39 S. Hanseat. Verlagsanst., Hamburg 1936. Br. RM. 0.80.

Volk und Wehrkraft. Jahrbuch der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften. 1936. 136 S. Hanseat. Verlagsanst., Hamburg 1936. Kt. RM. 3.60.

Erich Wasmund: Wehrgeologie in ihrer Bedeutung für die Landesverteidigung. 103 S. Mittler, Berlin 1937. Kt. RM. 2.50.

Aus der Kriegsgeschichtlichen Bücherei des Verlages Junker & Dünnhaupt, Berlin, liegen, erschienen 1936, vor:

Brun von Merseburg: Das Buch vom Sachsenkrieg. Eingel. von Ottokar Menzel. 81 S. Geb. RM. 1.—.

Wilhelm von Tyrus: Ums heilige Grab. Eine Geschichte des ersten Kreuzzuges. Eingel. von Hellmut Bauer. 117 S., 4 Kt. Geb. RM. 1.80.

Hermann von Boyen: Von Großbeeren bis Leipzig. Eingel. von Johannes Ullrich. 112 S., 4 Kt. Geb. RM. 1.80.

Arbeiten zu Wirtschafts- und Verkehrsfragen des Deutschen Reiches:

Ernst Wagemann hrs.: Kurven und Zahlen. Zur Wirtschaftslage in Deutschland. 2. Aufl. 43 S. mit vielen Diagrammen. Hanseat. Verlagsanst., Hamburg 1935. Br. RM. 2.—.

Günther von Geldern-Crispendorf: Die deutschen Industriegebiete, ihr Werden und ihre Struktur. In der von Walter Geisler herausgegebenen Reihe Geographie der Deutschen Sammlung, 4. Bd. 160 S., 1 Kt. Moninger, Karlsruhe 1933. Geb. RM. 3.—, kt. RM. 2.50.

Rudolf Lütgens: Die deutschen Seehäfen. Eine wirtschaftsgeographische und wirtschaftspolitische Darstellung. In der gleichen Sammlung, Bd. 6. 160 S., 8 Kt. Moninger, Karlsruhe 1934. Geb. RM. 3.30, kt. RM. 2.70.

Hildegard Ende: Die Verkehrsdichte des Deutschen Reiches. 85 S., viele Sk. u. 1 Kt. Archiv für Eisenbahnwesen, Halle 1935.

Über Fragen der Agrarpolitik und des Arbeitsdienstes:

Der dritte Reichsbauerntag in Goslar vom 10.—17. Nov. 1935. In: Arch. d. Reichsnährstandes, Bd. 3. 234 S., 27 Abb. Reichsnährst.-Vlg., Berlin 1936. Ln. RM. 3.80.

Carl Brinkmann: Die Bedeutung der Allmenden im Neuen Deutschland. In: Sitzungsber. d. Heidelberger Akad. d. Wiss., Jg. 1935/36, Bd. 1. 16 S. Winter, Heidelberg 1935. Br. RM. 0.80.

Oberstarbeitsführer Müller-Brandenburg hrs.: Jahrbuch des Reichsarbeitsdienstes. Geleitwort von Reichsarbeitsführer K. Hierl, mit Beiträgen von Erb, Decker, Tholens, Schmeidler, Berendt, Roch, Scheller, Schropp u. a. 113 S., viele Abb. und Kt. Volk u. Reich, Berlin 1936. Geb. RM. 5.—.

Herbert Erb: Der Arbeitsdienst. Ein Bildberichtbuch. Vorwort von Reichsarbeitsführer K. Hierl. 120 S., 64 prachtvolle Abb. Freiheitsverlag, Berlin 1935. Geb. RM. 2.—.

Peter Hußmann: Der Deutsche Arbeitsdienst. Eine staatsrechtliche Untersuchung über Idee und Gestalt des Deutschen Arbeitsdienstes und seine Stellung in der Gesamtstaatsstruktur. 118 S. Stilke, Berlin 1935. Br. RM. 4.50.

Weiterhin sind in der letzten Zeit sehr viele Arbeiten über deutsche Landschaften innerhalb und außerhalb der Grenzen, über Deutschtumsfragen und die Politik des Außendeutschtums erschienen, von denen wir folgende empfehlen:

Eine Spezialarbeit über eine deutsche Frage des gesamten Ostens in dem Max Friederichsen zum 60. Geburtstag gewidmeten Band „Vom deutschen Osten" von **Hermann Aubin: Die deutschen Stadtrechtslandschaften des**

Ostens. 25 S., 1 Kt. Marcus, Breslau 1934. Br. RM. 1.85.

Über einzelne Gebiete des deutschen Ostens berichten:

Karl Kasiske: Die Siedlungstätigkeit des Deutschen Ordens im östlichen Preußen bis zum Jahre 1410. In: Einzelschr. d. Hist. Komm. f. ost- u. westpr. Landesforsch., Bd. 5. 176 S. Gräfe und Unzer, Königsberg 1934. Br. RM. 4.—.

Rudolf Grieser: Hans von Baysen. Ein Staatsmann aus der Zeit des Niederganges der Ordensherrschaft in Preußen. In der Sammlung Deutschland und der Osten, Bd. 4. 149 S. Hirzel, Leipzig 1936. Br. RM. 4.—.

Walther Franz: Bollwerk Ostpreußen. In: Grenzkampfschriften, Bd. 13. 56 S., viele gute Karten u. Abb. Runge, Berlin 1935. Br. RM. 0.80.

Auswertung der Urprodukte Ostpreussens: Braunkohle, Erdöl, Torf, Kalk, Stickstoff und Holz. Sitzungsber. d. Fachtagung der Arbeitsgem. Technik u. Landwirtsch. in Ostpreußen. 72 S. Osteuropaverlag, Königsberg 1933. Br. RM. 2.—.

Claus Grimm: Das Baltikum. 40 S., viele Kt. u. Sk. Grenze u. Ausland, Berlin 1935. Br. RM. 0.60.

Reinhold Pregel: Das Schicksal des Memelgebietes. In: Volk und Welt, Bd. 12. 86 S., viele Abb., 1 Kt. Beltz, Langensalza 1935. Br. RM. 1.80.

Kurt Gloger: Deutsches Memelland. In: Grenzkampfschriften, Bd. 14. 64 S., viele gute Karten u. Abb. Runge, Berlin 1935. Br. RM. 080.

Hellmuth Lenz: Deutsches Schicksal an der Memel. Die Wahrheit über das Memelland. 79 S., 31 Abb. u. Kt. Lehmann, München 1935. Br. RM. 1.50.

Friedrich Kopp: Der Kampf um das Memelland. Ein Abriß seiner politischen Geschichte. 66 S., 2 Kt. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1935. Br. RM. 1.20.

Gustav Giere: Danzigs Rechtsstellung unter dem Versailler Diktat. 64 S., 2 Kt. Grenze u. Ausland, Berlin 1935. Br. RM. 0.80.

Gustav Simoleit: Brückenkopf Ostpommern. In: Grenzkampfschriften, Bd. 12. 52 S., viele Kt. u. Abb. Runge, Berlin 1935. Br. RM. 1.—.

Janoschek u. C. Borries: Grenz- und Ostmark, die Klammern Ostdeutschlands. In: Grenzkampfschriften, Bd. 11. 68 S., viele gute Kt. u. Abb. Runge, Berlin 1935. Br. RM. 0.90.

Vom Südosten des Reiches:

Schlesisches Jahrbuch für deutsche Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raum. 9. Jg. 148 S., 37 Abb. u. Kt. Korn, Breslau 1937. Br. RM. 2.50.

H. Hielscher: Das Altvatergebirge. Natur, Mensch und Wirtschaft im deutschen Grenzland. In: Wirtschaftsgeogr. Arb., Bd. 2. 137 S., 11 Abb. u. Kt. Hirt Breslau 1936.

Hans Matthäus: Die Entwicklung der Verfassung und Verwaltung Breslaus von der Gründung der Stadt bis zur Stein'schen Städteordnung unter besonderer Berücksichtigung der Reformen Friedrichs des Großen. 36 S. Triltsch, Würzburg 1935. Br. RM. 1.20.

Peter Fischer: Erlebtes Grenzland Oberschlesien. Ein Bekenntnis zur deutschen Sendung Oberschlesiens 1925—1933. 121 S., 2 Kt. Ostdeutsche Verlagsanst., Breslau 1935. Kt. RM. 2.80, Ln. RM. 3.80.

M. Meister: Die Industrie in Ratibor. Eine Untersuchung über Grenzlandwirtschaft. 16 S., 1 Kt. Oppeln 1936.

Zwei Berichte über Norddeutschland:

W. Völz: Die Siedlungstätigkeit der Mecklenburgischen Landgesellschaft, ein Beispiel deutscher ländlicher Siedlungspolitik. 159 S. Verlagsges. f. Ackerbau, Berlin 1935. Geb. RM. 6.60.

Karl Alnor: Schleswig-Holsteins Erbe und Sendung. In: Grenzkampfschriften, Bd. 1. 64 S., viele gute Abb. u. Kt. Runge, Berlin 1935. Br. RM. 0.80.

Rheinisches Volkstum und rheinische Landschaft behandeln:

Jahrbuch der Arbeitsgemeinschaft der rheinischen Geschichtsvereine. 2. Jg. unter dem Sammelthema Baldewin von Luxemburg mit einer Anzahl sehr interessanter von verschiedenen Autoren stammender Beträge. 2.Teil: Ausführliche rheinische Bibliographie des Jahres 1935. 331 S. Bagel, Düsseldorf 1936. Br. RM. 3.50, geb. RM. 4.50.

Friedrich Metz: Baden als Oberrheinland. In: Grenzkampfschriften, Bd. 6. 43 S., mit Abb. u. Kt. Runge, Berlin 1935. Br. RM. 0.80.

Die Geschichte von Elsaß-Lothringen. 2. Aufl. 104 S., 5 Kt. Elsaß-lothringische Jungmannschaft, Neuer Elsässer Verlag, Straßburg 1935. Br. RM. 0.80.

Oskar Elwert: Das Klima des Bodenseegebietes. In: Erdgesch. u. landeskundl. Abh. aus Schwaben u. Franken, Bd. 17. 170 S., 25 Kt. Rau, Oehringen 1935. Br. RM. 3.20.

Neben einer allgemeinen Einführung in das Südostdeutschtum von **Hermann Ullmann: Das Südostdeutschtum.** 32 S. Grenze u. Ausland, Berlin 1935. Br. RM. 0.40, verzeichnen wir eine Spezialarbeit über Siebenbürgen:

Paul Collmer: Fürsorge als völkische Selbstbehauptung, dargestellt am Beispiel des Fürsorgewesens der Siebenbürger Sachsen. In: Arbeiten aus dem Forschungs-

inst. f. Fürsorgewesen, Bd. 9. 172 S. Heymann, Berlin 1936. Br. RM. 6.—.

Europäische Einzelfragen behandeln folgende Arbeiten:

Eine aktuelle Zusammenfassung: **Johannes Stoye: Spanien im Umbruch.** Die räumlichen und geistigen Grundlagen der spanischen Wirren. In: Macht u. Erde, Bd. 2. 68 S., 9 gute Kt. Teubner, Leipzig 1936.

Eine bibliographische Zusammenstellung: **Bibliographie zur politischen Geschichte Frankreichs in der Vorkriegszeit und im Weltkrieg.** In: Bibl. Vierteljahreshefte der Weltkriegsbücherei, Bd. 11/2. 91 S. Weltkriegsbücherei, Stuttgart 1937.

Eine historische Untersuchung von aktuellem Interesse: **Ernst Schüle: Rußland und Frankreich vom Ausgang des Krimkrieges bis zum italienischen Krieg 1856—1859.** 168 S. Osteuropaverlag, Königsberg 1935. Br. RM. 6.50.

Ein Einzelthema zur französischen Innenpolitik: **Hans Naumann: Charles Maurras und die Weltanschauung der Action française.** Mit ausf. Bibliogr. In: Stud. u. Bibl. z. Gegenwartsphilosophie. 94 S. Hirzel, Leipzig 1935. Kt. RM. 3.50.

Eine außerordentlich wertvolle Bibliographie: **Bibliographie zur Geschichte des Britischen Reiches.** 1. 1870—1914, 2. 1914—1918, 3. Nachkriegszeit, 4. Englische Propaganda im Weltkrieg. 58, 123, 72, 69 S. Weltkriegsbücherei, Stuttgart 1935—1936.

Eine Anklage und Flugschrift: **Ward Hermans: Het boek der stoute waarheden.** West-europeesche perspectieven. 3. Aufl. 158 S. Vonksteen, Langemark.

Eine historische Abhandlung zur Staatsphilosophie: **Paulina Havelaar: Der deutsche Libertätsgedanke und die Politik Wilhelms III. von Oranien.** In: Das Reich und Mitteleuropa, Bd. 1. 173 S. Dümmler, Berlin-Bonn 1935. Br. RM. 5.50.

Eine wichtige Einführung: **Erich Maschke: Das germanische Meer.** Geschichte des Ostseeraums. 40 S. Grenze u. Ausland, Berlin 1935. Br. RM. 0.60.

Zum gleichen Thema Spezialuntersuchungen: **Hans-Christoph Messow: Die Hansestädte und die Habsburgische Ostseepolitik im 30jährigen Kriege (1627/28).** In: Neue deutsche Forschungen, Abt. Neuere Geschichte. 91 S. Junker u. Dünnhaupt, Berlin 1935. Br. RM. 3.60; und

Otto Haintz: Karl XII. von Schweden im Urteil der Geschichte. In der Schriftenreihe der Preußischen Jahrbücher, Bd. 36. 41 S. Stilke, Berlin 1936. Br. RM. 1.80.

Zu orientalischen Fragen schreiben:

G. Jäschke: Die Türkei in den Jahren 1933 und 1934. Geschichtskalender. Mitt. d. Seminars f. oriental. Sprachen, Jg. 38. 37 S. Reichsdruckerei, Berlin 1935.

Hans Seibt: Moderne Kolonisation in Palästina. I. Die Kolonisation der deutschen „Templer". 149 S. Verlag der Zentralkasse der Tempelges., Jerusalem 1933.

Alfred Birk und Karl Hermann Müller: Der Suezkanal. Seine Geschichte und seine wirtschaftspolitische Bedeutung für Europa, Indien und Ägypten. 144 S. Boysen u. Maasch, Hamburg, 1925 (neu vorgelegt!).

Heinr. Schiffers-Davringhausen: Stumme Front. Männer und Mächte im Banne der Sahara. 329 inhaltsreiche und flott geschriebene Seiten mit einer Reihe von Kartenskizzen über bisher unbekannte Themen. Goldmann, Leipzig 1936.

In den Wiener geographischen Studien erschien als Bd. 1 ein Heft mit zwei Arbeiten von **Eugen Oberhummer: Schanghai,** und **Ludwig Brandl: Die Hochwasserkatastrophe am Yangtse-Kiang.** 40 S., 4 Kt., 9 Abb. Müller, Klosterneuburg 1933.

In den Schriften der Deutschen Akademie kam als Heft 23 eine Tagebuchbearbeitung heraus: **Adolf Gabler: Jan van Riebeeck gründet die Kapstadt.** Ein Auszug aus seinem Tagebuch (1652—1662). 275 S., 1 Kt. Reinhardt, München 1936. Br. RM. 7.50, Ln. RM. 8.80.

Als Bd. 6 der Schriften des Geographischen Instituts der Universität Kiel erschien eine umfangreiche und sehr wertvolle Spezialarbeit über Kanada: **Carl Schott: Landnahme und Kolonisation in Canada am Beispiel Südontarios.** 330 S., 59 Fig. u. Kt., 55 zum größten Teil eigene Aufnahmen des Verfassers. Kiel 1936. Br. RM. 12.—.

Ein Sonderdruck der Verkehrstechnischen Woche, Jg. 1936, bringt eine interessante Arbeit **Prof. Blum's: Der Sezessionskrieg.** Der amerikanische Bürgerkrieg als erster „Eisenbahnkrieg". 20 S., 10 ausgezeichnete Kt. Berlin 1936.

In die lateinamerikanische Geschichte führen:

Hermann Trimborn: Quellen zur Kulturgeschichte des präkolumbianischen Amerika. In Studien zur Kulturkunde. 262 S. spanische Texte mit deutschen Übersetzungen. Strecker u. Schröder, Stuttgart 1936. Br. RM. 9.—, geb. RM. 11.—.

Franz Termer: Deutsche und nordamerikanische Auslandsforschung in den ibero-amerikanischen Ländern. 21 S. Frie. derichsen, de Gruyter, Hamburg 1936. Br. RM. 1.—.

Georg Königk: Die Politik Brasiliens während des Weltkrieges und die Stellung des brasilianischen Deutschtums. In: Überseegeschichte, Bd. 8. 66 S. Christians, Hamburg 1935. Br. RM. 2.10.

KURT ROEPKE: Bibliographie der Geopolitik

Bemerkung: Die Bibliographie verzeichnet laufend die neueste deutschsprachige Literatur zur Geopolitik mit Ausnahme der in der „Zs. f. Geopolitik" erscheinenden Aufsätze. In der Titelfassung dient das „Lit. Zbl. f. Deutschland" als Vorbild. Selbständig erschienene Arbeiten sind durch *, Aufsätze usw. durch „In:" gekennzeichnet. Ergänzungen der Titelaufnahmen durch den Verfasser stehen in ( ), wenn sie dem Objekt selbst, in [ ], wenn sie anderen Quellen entnommen sind.

1. Allgemeine Fragen

***Aa, K. von der: Volk, Raum, Wirtschaft.** Lehrbuch d. Wirtschaftserdkunde. Hrsg. v. H. Perl. 13. überarb. Aufl. d. „Grundrisses d. Wirtschaftsgeographie". Mit 90 Skizzen. Leipzig u. Berlin: Teubner 1937. VI, 180 S. gr. 8°. Pp. 2,80 RM.

***Hermann Blumenau. Jb. d. Volksbundes f. d. Deutschtum im Ausland.** 1937. Berlin: Verl. Grenze u. Ausland (1937). 127 S., 32 S. Abb. kl. 8° = Jbb. d. VDA. Bd 3. 1,10 RM.

***Boehm, M. H.: Volkskunde.** Berlin: Weidmann 1937. X, 176 S. 8° = Neue Rechtsbücher f. d. Studium d. Rechts- u. Wirtschaftswissenschaften. Lw. 5,— RM.

(Grosch, Fr.): „Raum und Volk". 3. Sächs. Schulgeographentag 19.—22. Mai 1937 auf dem Aschberg im Vogtland. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 9/10. S. 353—354. — Vgl. auch: Geograph. Anz. Jg. 38, 1937, 9. S. 193—194.

Haushofer, A.: Räume und Mächte. In: Zs. f. Politik. Bd 27, 1937, 5. S. 284—296.

Haushofer, K.: Grenz- und Wehr-Siedelung. In: Reichsplanung. Jg. 3, 1937, 2. S. 29—32.

Haushofer, K.: Wehrgeopolitik und Luftfahrt. In: Der Flieger. Jg. 10, 1937, 11. S. 11.

***Haushofer, K.: Weltmeere und Weltmächte.** Mit 121 Abb. u. 71 Ktn. Berlin: „Zeitgeschichte" Verl. (1937). 285 S. gr. 8° 5,50 RM.; Lw. 6,50 RM.

Haussleiter, O.: Gespräch über die Geopolitik zwischen einem Deutschen und einem Franzosen. In: Kultur d. Gegenwart (Kulturbeilage d. Kölnischen Zeitung). Jg. 1937, 23. S. 9.

Isbert, O. A.: Volksbodenkarten. Ein ungelöstes Problem auf dem Gebiet der Nationalitätenkunde. In: Nation u. Staat. Jg. 10, 1937, 8. S. 490—501.

Leers, J. von: Das Negertum als Bevölkerungsproblem. In: Die Tat. Jg. 29, 1937, 4. S. 259—270.

Lohmann, Fr.: Wirtschaft und Geopolitik. In: Bergisches Wirtschaftsblatt. Jg. 8, 1937, 17. S. 567 bis 568.

***Mackensen, L.: Volkskunde in der Entscheidung.** Versuch e. Standortbestimmung. Tübingen: Mohr 1937. 48 S. gr. 8° = Philosophie u. Geschichte. 63. 1,50 RM.; Subskr.Pr. 1,20 RM.

Niedermeyer, O. von: Wehrgeographie. In: Mittn d. Geograph. Ges. in Wien. Bd 80, 1937, 1/2. S. 5—10.

Pfeil, E.: Bevölkerung und Raum. In: Archiv f. Bevölkerungswiss. u. Bevölkerungspolitik. Jg. 7, 1937, 2. S. 111—129.

Puttkammer, W.: Forderungen der Raumordnung an die Standortauswahl. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 9. S. 358—364.

Die Raumordnung in ihrer Beziehung zur Geopolitik von Dr. F. In: Niedersachsen-Technik. Jg. 31, 1937, . S. 90—91; 7. S. 107—108.

Ruprecht, P.: Politik, Geopolitik und Technik. In: Gelbe Hefte. Jg. 13, Hlbbd 2, 1937, 9. S. 486—492. — Vgl. auch: Wehrtechn. Mhe. Jg. 41, 1937, 2. S. 65—68.

Schultze, J. H.: Die Geographie und ihre politische Bedeutung. In: Dt. Lebensraum. Jg. 5, 1937, 6. S. 209—215; 7. S. 254—257.

***Schumacher, R. von: Siedlung und Machtpolitik des Auslandes.** Mit 9 Kt. Leipzig u. Berlin: Teubner 1937. 74 S. 8° = Macht u. Erde. H. 5. 1,50 RM.

Tscharnke, H.: Bevölkerungsgeschichte und Raumforschung. In: Archiv f. Bevölkerungswiss. u. Bevölkerungspolitik. Jg. 7, 1937, 2. S. 91—110. — Methoden u. materialkrit. Betrachtungen zu einer historisch-statist. Untersuchung d. Bevölkerungsentwicklung im Raume Mecklenburg.

Wenzel, H.: Die Ausbildung des Geographen zur Mitarbeit an der Raumforschung. In: Reichsplanung. Jg. 3, 1937, 4. S. 92—95. — Erfahrungsbericht aus d. Geograph. Institut d. Univ. Köln.

2. Regionale Arbeiten

Mehrere Erdteile

Björkman, W.: Die neuesten Erfolge der arabischen Nationalbewegung. In: Zs. f. Politik. Bd 27, 1937, 6. S. 350—366. — Nach e. Vortrage in d. „Dt. Ges. f. Islamkunde" in Berlin am 26. Mai 1937. — Untersucht in d. Ländern: Ägypten, Irak, Syrien.

Brand, W.: „König über Königreiche". In: Volk u. Führung. Jg. 3, 1937, 6. S. 250—260. — Betr. das britische Weltreich.

Corbach, O.: Leere Wiegen und leere Räume. In: Volk u. Reich. Jg. 13, 1937, 5. S. 318—325. — Beh. die f. England lebenswichtige Frage d. Geburtenrückganges u. der damit verbundenen Schwierigkeiten, die sich d. brit. Imperialismus seit Weltkriegsende entgegenstellen.

Eschmann, E. W.: Die politische Lage am Mittelmeer. In: Westermanns Mhe. Jg. 81, 1937, Juli. S. 364 bis 368.

Jacob, E. G.: Portugals Kolonialpolitik im Lichte seiner nationalen Wiedergeburt. In: Afrika-Nachrichten. Jg. 18, 1937, 5. S. 117—118.

Keiser, W. von: Machtpolitik im Mittelmeer. In: Deutschlands Erneuerung. Jg. 21, 1937, 7. S. 353 bis 357.

***Krüger, K.: Die Straßen der Welt.** Eine Straßengeographie. Berlin: Volk u. Reich Verl. 1937. 152 S. mit Kt.Skizzen, 8 Bl. Abb. 8°. 4,50 RM.

Manthe, H.: 750 Jahre Kampf um Macht und Raum im Mittelmeer. In: Dt. Lebensraum. Jg. 5, 1937, 2. S. 49—56; 3. S. 114—122; 4. S. 153—160; 5. S. 201 bis 205; 6. S. 221—227; 7. S. 258—263.

(Mohr, E.): Die Flottenstützpunkte der Welt. In: Marine-Rdsch. Jg. 42, 1937, 6. S. 353—357.

Pahl, W.: Italien, der Islam und das Mittelmeer. In: Dt. Rundschau, Jg. 63, 1937, Mai. S. 81—91.

***Pahl, W., Wetterzonen der Weltpolitik.** Bern, Leipzig, Wien: Goldmann (1937). 340 S. mit Abb., 12 Bl. Abb., 2 Kt. 8°. 6,80; Lw. 8,50 RM.

Rohrbach, P.: Das Empire in Verteidigung und Angriff. In: Die Hilfe. Jg. 43, 1937, 10. S. 197—200.

***Schmitz-Kairo, P.: Neubau der arabischen Welt.** Bern, Leipzig, Wien: Goldmann (1937). 97 S. mit 2 Kt.Skizzen. 8° = Weltgeschehen. Pp. 1,80 RM.

Stoye, J.: Das britische Imperium. In: Dt. Kolonial-Dienst. Jg. 2, 1937, 4. S. 16—21.

Stoye, J.: Die staatsrechtliche und politische Verfas-

sung des Britischen Weltreiches. In: Zs. f. Politik. Bd 27, 1937, 4. S. 191–205.

***Stoye, J.: Das britische Weltreich.** Sein Gefüge u. s. Probleme. 2. durchges. u. auf d. neuesten Stand gebrachte Aufl. München: Bruckmann (1937). XIII, 356 S., 1 Kt. gr. 8°. 5,80 RM.; Lw. 7,80 RM.

Wilhelm, J.: Das französische Kolonialreich von heute. In: Die neueren Sprachen. Jg. 45, 1937, 4. S. 149–159.

Willert, A. Sir: England und das Empire. Zur Krönung u. Reichskonferenz 1937. In: Europ. Revue. Jg. 13, 1937, 6. S. 423–432.

Wirsing, G., Empirekonferenz 1937. In: Die Tat. Jg. 29, 1937, 4. S. 217–229.

Zugschwert, H.: Deutschland und das englische Weltreich. In: Der polit. Brief. Jg. 4, 1937, 3. S. 2 bis 15.

Deutschland
(deutsches Sprachgebiet)

Burgdörfer, Fr.: Geburtenbewegung im Deutschen Reich und bei den auslandsdeutschen Volksgruppen. In: Jb. f. auslanddt. Sippenkunde. Jg. 2, 1937. S. 52–82.

Burgdörfer, Fr.: Deutschlands Recht auf Kolonien im Lichte vergleichender Bevölkerungsstatistik. In: Koloniale Rdsch. Jg. 28, 1937, 2. S. 73–84.

Czybulka, G.: Das Deutschtum der Masuren. In: Volksspiegel. Jg. 4, 1937, 1. S. 27–37.

Engelmann, G.: Grenzvolk im oberen Vogtland. In: Geograph. Anz. Jg. 38, 1937, 9. S. 194–198.

Engelmann, G.: Das Vogtland als Lebensraum. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 9/10. S. 377–391. — Mit 4 Kt.Skizzen u. 11 Abb.

Fischer, E.: Elsaß-Lothringen heute. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 12. S. 465–475.

Fochler-Hauke, G.: Das nordwestböhmische Deutschtum. In: Auslandsdt. Volksforschung. Bd 1, 1937, 2 S. 131–144. — Ausschnitt aus e. großen, demnächst im Verlag Vowinckel, Heidelberg, erscheinenden Arbeit über d. Sudetendeutschtum.

Gasser, A., Die geopolitische Bedeutung des Aargaus im Wandel der Zeiten. In: Argovia. Jahresschr. d. Histor. Ges. d. Kantons Aargau. Bd 48, 1936. S. 5—24.

***Gerstenhauer, M. R.: Grundzüge einer deutschen Staats- und Volkskunde.** Bd 1. Leipzig: Armanen-Verl. 1937. gr. 8°. — 1. Mittgarts Verfall u. Wiederaufstieg. VIII, 102 S. 3 RM.

Grünberg, H. B. von: Der Aufbau des deutschen Ostens. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 8. S. 298–301.

Kapp, W.: Die Elsässer in Frankreich. In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung. Jg. 1, 1937, 2. S. 402 bis 415.

***Kauder, V.: Das Deutschtum in Polen.** Ein Bildbd. T. 1. Plauen: Wolff 1937. gr. 8° = Deutsche Gaue im Osten. Bd 8/9. — 1. Das Deutschtum in der Wojewodschaft Schlesien. 108 S. 4,50 RM.; Lw. 5,50 RM.

Keiter, Fr.: Die Südtiroler Sprachgrenze als Rassengrenze. In: Auslandsdt. Volksforschung. Bd 1, 1937, 2. S. 187–190.

***Lehmann, E.: Sudetendeutsches Grenzlandvolk.** Das Sudetendeutschtum in s. stammlich-landschaftl. Entfaltung. Mit 1 Kt. u. 4 Bildern. Dresden: Basteі-Verl. (1937). 71 S. kl. 8° = Stimmen d. Landschaft. Bd 8. 0,90 RM.

Lüdtke, F.: Rasse, Recht, Raum, Reich. Das Werden des deutschen Volkes. In: Zs. f. Politik. Bd 27, 1937, 5. S. 261–283.

Meyer, K.: Grundsätzliches zum Boden und zur Bodenordnung im „Großhof Deutschland". In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 8. S. 301 bis 312.

Neef, E.: Der sächsisch-böhmische Grenzraum. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 9/10. S. 391–408. — Mit 6 Kt.Skizzen.

Neef, E.: Stand und Aufgaben der landeskundlichen Forschung in Sachsen. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 9/10. S. 354–364. — Sammelreferat mit Bibliographie. (146 Nrn).

Ostpreußen und der Ostseeraum. In: Der ostpreuß. Erzieher. Jg. 1937, 10.

Pfitzner, J.: Josef Pekar und die Deutschen. In: Auslandsdt. Volksforschung. Bd 1, 1937, 2. S. 113 bis 131.

Predöhl, A.: Bevölkerung und Wirtschaft der Nordmark. In: Zs. d. Ver. dt. Ingenieure. Bd 81, 1937, 26. S. 725–730.

Der deutsche Raum. In: Der SA.-Führer. Jg. 2, 1937, 4. S. 8–21.

***Rogmann, H.: Die Bevölkerungsentwicklung im preußischen Osten in den letzten hundert Jahren.** Berlin: Volk u. Reich-Verl. 1937. 269 S., 10 Taf. gr. 8°. Lw. 8.— RM.

Schliebener, I.: Tilsit — ein Beispiel deutscher Grenzlandnot. In: Dt. Zs. f. Wirtschaftskunde. Jg. 2, 1937, 1. S. 5–17.

Schmidt, M.: Neuere Arbeiten über Untersteiermark. In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung. Jg. 1, 1937, 2. S. 493–501.

Schultze, E.: Die Raumlage Deutschlands in ihren Wirkungen auf den deutschen Volkscharakter. In: Deutschlands Erneuerung. Jg. 21, 1937, 7. S. 345 bis 353.

Springenschmid, K.: Der Kampf um die Alpengrenze. In: Der getreue Eckart. Jg. 14, 1937, 8. S. 549 bis 553.

Springenschmid, K.: Österreichs Wehraufgabe, geopolitisch gesehen. In: Der Ackermann aus Böhmen. Jg. 5, 1937, 5/6. S. 226–232.

***Das deutsche Volk, sein Boden und seine Verteidigung.** Hrsg. v. Dr. **K. C. von Loesch** u. **L. Vogt.** (1. bis 10. Tsd.) Berlin: Volk u. Reich-Verl. 1937. 470 S. mit Kt.Skizzen. gr. 8°. Lw. 10,50 RM.

Wostry, W.: Die Heimatländer der Sudetendeutschen zwischen Ost und West. In: Mittn d. Ver. f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen. Jg. 75, 1937, 1. S. 1–15; 2. S. 33–58. — Vgl. auch: Zs. f. sudetendt. Geschichte. Jg. 1, 1937, 1. S. 1–41.

Zeck, H. F.: Der deutsche Mensch in Österreich. In: Neue Wege. Jg. 10, 1937, 5. S. 223–227.

Zeck, H. F.: Neuland am Meer. In: Geograph. Anz. Jg. 38, 1937, 11. S. 250–252. — Mit 2 Kt.Skizzen d. schleswig-holsteinschen Küste.

Übriges Europa

Albrecht, Fr. W.: Der Aufbau des faschistischen Imperiums. In: Dt. Kolonial-Dienst. Jg. 2, 1937, 5. S. 18–22; 6. S. 15–17.

Bauer, R.: Ein Volk ohne Sprache — die Iren. In: Nation u. Staat. Jg. 10, 1937, 8. S. 506–513.

***Beiträge zur Kunde des Deutschtums in Slawonien und Syrmien.** Hrsg. v. **Hermann Rüdiger.** Stuttgart: Weinbrenner [It Mitteilg: Ausland u. Heimat in Komm.] 1937. 88 S. mit Abb., 4 Bl. Abb. gr. 8° [Umschlagt.] — Aus: Der Auslandsdeutsche. Jg. 20. 1937, H. 4. — Enth. u. a.: **Lendl, E.:** Die Stellung

des Slawoniendeutschtums unter d. südostdt. Volksinseln; **Braun, F.:** Drei dt. Siedlungen Slawoniens u. ihre Beziehungen zur Batschka; **Kreiner, E.:** Zur bevölkerungspolit. Lage in Slawonien; **Haller, H.:** Die Entstehung d. dt. Tochtersiedlungen in Syrmien.

Burkardt, A.: Das volksbiologische Gefüge Belgiens in jüngster Zeit. In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung. Jg. 1, 1937, 2. S. 344—352. — Mit 2 Ktn.

(Die tschechoslowakischen Denkschriften für die Friedenskonferenz für Paris 1919/20.) In: Volk u. Reich. Jg. 13, 1937, 6. S. 365—435. Enth.: **Grazian:** Die tschech. Denkschriften; **Fischer, R.:** Der Geist der Mémoires; **Viererbl, K.:** Mémoire III; **Niedermayer, O. Ritter von:** Wehrpolit. Gedanken zu d. tschech. Memoranden; **Loesch, K. C. von:** Der burgenländische Korridor; **Mauerkircher, Fr.:** Die Pläne zur Politisierung d. mitteleurop. Verkehrslage; **Raschhofer, H.:** Memoranden u. Staatsverfassung.

Dietze, H.-H.: Europa als Einheit. In: Zs. f. Völkerrecht. Bd 20, 1937, 3. S. 290—338.

Durach, M.: Lebensraum und Volkstum in der Zips und in Karpatenrußland. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 12. S. 475—485.

Essén, R.: Die Ostsee, geopolitisch gesehen. In: Der ostpreußische Erzieher. Jg. 1937, 11. S. 412—417.

Grazian: Die Entwicklung der ungarischen Staatsidee. In: Volk u. Reich. Jg. 13, 1937, 5. S. 302—317.

Haufe, H.: Zur Volksordnung des rumänischen Altreichs. In: Osteuropa. Jg. 12, 1937, 9. S. 575—583.

Helbok, A.: Stammeskunde und Siedlungsgeschichte im auslandsdeutschen Raum. In: Jb. f. auslanddt. Sippenkunde. Jg. 2, 1937. S. 44—51.

***Holldack, H.: Söhne der Wölfin. Wandlung Italiens.** Stuttgart: Franckh (1937). 196 S., 8 Bl. Abb. 8°. Lw. 5,50 RM.

***Hummel, H.: Südosteuropa und das Erbe der Donaumonarchie.** Mit 7 Kt. Leipzig u. Berlin: Teubner 1937. 64 S. 8° = Macht u. Erde. H. 4. 1,40 RM.

Jaensch, E.: Leben und Sterben der Volksgruppen in Polen. In: Nation u. Staat. Jg. 10, 1937, 8. S. 501 bis 506.

Janeff, J.: Die bolschewistische Internationale im Donauraum. In: Länder u. Völker. Jg. 67, 1937, 6. S. 183—186.

Klocke, H.: Die Donauschwaben. In: Ungar. Jahrbücher. Bd 17, 1937, 1/3. S. 154—166.

***Kohl, L. von: Das dänische Schicksal.** Zwischen Löwen u. Herzen. Berlin: Volk u. Reich Verl. 1936. 125 S. 8° = Veröffentlichung d. Volk und Reich-Buchreihe. 1936, 3. Hldr 4,50 RM.

***Lengauer, R.: Wir rufen Europa.** Die antibolschewistische Front, die Rettung des Abendlandes. München: Bruckmann (1937). 204 S. mit Kt.-Skizzen. gr. 8° 2,50 RM.; Lw. 3,80 RM.

Loesch, K. C. von: Der „wahre Slawismus der Zukunft". In: Zs. f. Politik. Bd 27, 1937, 6. S. 325 bis 332. — Zugleich eine Entgegnung an Dr. Edvard Benes.

Mende, G. v.: Die Stellung der Nationen in der Sowjetunion nach der Verfassung vom 5. 12. 1936. In: Auslandsdt. Volksforschung. Bd 1, 1937, 2. S. 144—151.

***Sachse, H.: Die Verluste des ungarländischen Deutschtums im Spiegel der Statistik.** Berlin: Verl. Grenze u. Ausland. 1937. 73 S. mit 38 statist. Tab. gr. 8° = Schriften zur Volkswissenschaft. 4.— RM.

Schweckendiek, A.: Grundzüge der Staatenbildungen auf der Balkanhalbinsel. In: Vergangenheit u. Gegenwart. Jg. 27, 1937, 4. S. 187—206.

***Srbik, H. von: Mitteleuropa.** Das Problem u. d. Versuche s. Lösung in d. dt. Geschichte. (Vortr.) Weimar: Böhlau 1937. 39 S. 4°. 1,50 RM.

Stieve, Fr.: Die geographische Lage Italiens und Deutschlands und ihr Einfluß auf die Geschichte. In: Berliner Mhe. Jg. 15, 1937, Juli. S. 568—578. — Vortrag, geh. am 29. April 1937 im Istituto Italiano di Studi germanici zu Rom.

***Stumpp, K.: Deutschtum in Bessarabien.** Hrsg. vom Volksbund f. d. Deutschtum im Ausland. Berlin: Volksbund f. d. Deutschtum im Ausland 1937. 31 S. 8° = Volksdt. Abende. H. 9. 0,25 RM.

Deutsche Volksgruppen im Osten und Südosten. In: Der Auslandsdeutsche. Jg. 20, 1937, 5. S. 314 bis 376. — 8 zusammenfass. Überschauberichte zur Lage d. einzelnen dt. Volksgruppen im Osten u. Südosten Europas. Beh. werden: Estland, Lettland, Litauen, Polen, Tschechoslowakei, Rumänien, Südslawien, Sowjetunion.

Walter, G.: Die deutschen Sprachinseln bei Wischau und Neu-Raussnitz in Mähren und ihre Landschaft. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 8. S. 305—326.

***Die Nordische Welt.** Geschichte, Wesen u. Bedeutung d. nordischen Völker. Unter Mitw. von **F. J. Domes** hrsg. von **H. Fr. Blunck.** Berlin: Propyläen-Verl. (1937). XVIII, 651 S. mit Abb., 28 Taf., 1 Kt. 4°. — 22,— RM.; Lw. 26,— RM.; Hldr 29,— RM.

(Wirthoven, A. Fr. Chr.): Zur gegenwärtigen Bevölkerungsentwicklung des ungarländischen Deutschtums. In: Neue Heimatblätter. Vjschr. zur Erforschg d. Deutschtums in Ungarn. Jg. 2, 1937, 1/2, S. 7 bis 41.

Wolters, E.: Zur Bevölkerungsbewegung der einzelnen Völker und Volksgruppen in der Tschechoslowakei. In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung. Jg. 1, 1937, 2. S. 332—343. — Mit 6 Abb. u. 3 Ktn.

Asien

***Dunbar, G. Sir: Geschichte Indiens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart** (History of India from the earliest times to the present day [dt.]. Vom Verf. überarb. u. v. Prof. Dr. **H. Zimmer** übers.). Mit 16 Kt. München u. Berlin: Oldenbourg 1937. XI, 426 S. gr. 8°. 9.— RM.; Lw. 10,50 RM.

***Fernau, Fr.-W.: Der Orient im Britischen Weltreich.** Eine wehrwirtschaftl. Untersuchung. Hamburg: Hanseat. Verl. Anst. (1937). 68 S. 8° = Schriften zur kriegswirtschaftl. Forschg. u. Schulung. 1,80 RM.; Subskr. Pr. 1,50 RM.

(Schmeltzer, C.): Japan und der Süden. In: Dt. Lebensraum. Jg. 5, 1937, 4 S. 142—147; 6. S. 216 bis 221.

Schubert, J.: Einheimische Quellen zur völkerkundlichen Erforschung Tibets und des chinesisch-tibetischen Grenzgebietes. In: Tagungsber. d. Ges. f. Völkerkunde 1936. Leipzig 1937. S. 75—84.

***Treslong Prins, B. van: Die Deutschen in Niederländisch-Indien.** Vortrag. Tokyo: Dt. Ges. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens; Leipzig: Harrassowitz in Komm. 1937. 23 S. gr. 8° = Mitteilgn d. Dt. Ges. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens. Bd 29, T. D. —,80 RM.

Diesem Heft ist ein Werbeblatt beigefügt, das wir der freundlichen Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

Verlagsbuchhandlung S. Hirzel-Leipzig über das „Deutsche Archiv für Landes- und Volksforschung".

Welt-Rundfunk

STÄNDIGE BEILAGE ZUR ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

Schriftleitung: Dr. Kurt Wagenführ, Berlin

1937 August Nr. 4

Der „Großen Deutschen Rundfunkausstellung 1937" zum Geleit!

In jedem Jahre veranstalten die führenden europäischen Rundfunkländer eine nationale Leistungsschau, auf der die Rundfunkinteressenten aus allen Kulturstaaten als willkommene Gäste empfangen werden. Ausstellungen geben eine Zusammenfassung über Geleistetes, legen Querschnitte durch den gegenwärtigen Stand, bieten Ausblicke auf die Zukunftsentwicklung und fordern zu Vergleichen auf. Wie zweimal jährlich die offiziellen Vertreter der Länder auf den Arbeitstagungen des Weltrundfunkvereins in Gedankenaustausch treten, so sollen die Ausstellungen dazu dienen, daß weiteste Kreise, die Programmschöpfer und -Gestalter, die Fachmänner, Techniker, Bastler, Händler, Wirtschaftler, Hörer — kurz alle an dem wunderbaren Instrument Rundfunk in seinen vielseitigen politischen, kulturellen, wirtschaftlichen und technischen Erscheinungsformen Interessierte zusammenkommen, miteinander Fühlung nehmen, Beziehungen anknüpfen und Freundschaften schließen. Wir erinnern uns — um nur ein Beispiel zu nennen — mit größter Freude an die Besuche französischer Rundfunkleute auf den Berliner Ausstellungen, denn wir wissen, welch segensreiche Frucht ein persönliches Kennenlernen für die weltumspannende Aufgabe des Rundfunks tragen kann. Die Große Deutsche Rundfunkausstellung bedeutet jeweils den Beginn eines neuen Arbeitsjahres, sie zeigt die Linie kommender politischer Rundfunkarbeit und hat so über die Grenzen hinaus richtungweisende Bedeutung für die zwischenstaatliche Zusammenarbeit der Nationen. Diese nationalen Ausstellungen sind seit über einem Jahrzehnt ein schöner, ständiger Brauch in Europa geworden; mögen sie sich mehr und mehr dazu entwickeln, aus den Kenntnissen der Leistungen eines Volkes und seines Rundfunks Erkenntnisse vom Wesen und Wollen der Völker zu vermitteln, die Grundlage für den Verständigungswillen und die Friedensarbeit im unermeßlichen Ätherraume sind.

Hans Kriegler.

Präsident der Reichsrundfunkkammer

KURT VON BOECKMANN:
Deutscher Rundfunk und Völkerverständigung

Für das Verhalten des deutschen Rundfunks zur großen Aufgabe der Völkerverständigung und des Weltfriedens ist das Wort des Führers maßgebend:

„Indem wir in grenzenloser Liebe und Treue an unserem eigenen Volkstum hängen, respektieren wir die nationalen Rechte auch der anderen Völker aus dieser selben Gesinnung heraus und möchten aus tief innerstem Herzen mit ihnen in Frieden und Freundschaft leben."

Diesem Wort getreu setzt sich der deutsche Rundfunk mit besonderem Nachdruck für alles das ein, was ihn zu einem wirksamen Friedensinstrument zu machen vermag. Hierbei stützt er sich mit Erfolg auf sein dichtes Netz von insgesamt 37 Sendern, auf den raschen Ausbau seiner Rundfunkfernleitungen und Kurzwellensender und auf seine zentrale Lage als europäisches Durchgangsland. Das deutsche Sendernetz ermöglicht einen vielseitigen Einsatz des Rundfunks für die Aufklärung der eigenen Hörer über Auslandsfragen und das Wesen anderer Völker. Die Fernleitungen und Kurzwellensender stellen unmittelbare Verbindungen mit dem Rundfunk dieser Völker her und haben den internationalen Programmaustausch entstehen lassen. Die europäische Zentrallage schließlich macht Deutschland zum wichtigsten technischen Bindeglied für ähnliche Bestrebungen der Nachbarländer.

Gelegentliche Übertragungen von ausländischen Rundfunksendungen in das Inland werden nur mehr oder weniger flüchtige Sensationseindrücke hinterlassen, wenn sie nicht durch eine Aufklärung der eigenen Hörer über das Ausland unterbaut sind. Ein Blick in die deutschen Sendefolgen zeigt, wie vielseitig dies ununterbrochen geschieht. Neben dem Nachrichtendienst, der die aktuelle Tagesinformation liefert, finden sich an allen Sendern Berichte verschiedener Art über die Geschichte, das Staats- und Sozialleben, die Wirtschaft, den Sport, Kunst, Wissenschaft und Volksleben bei unseren Nachbarn und den übrigen Völkern. Der große Anteil der Kunst am deutschen Gesamtprogramm hat auch der Kunst des Auslandes einen breiten Raum gegeben, vor allem natürlich der Musik. Was das Ausland an wesentlicher und dem deutschen Empfinden entsprechender Musik geschaffen hat, ist ein fester Bestandteil der ernsten und leichten musikalischen Programme geworden. Ebenso ist es auf dem Gebiete der ausländischen Literatur. Auch der Schulfunk nimmt sich der Auslandskunde in besonderem Maße an. Auf allen diesen Einzelgebieten einer systematischen Pflege der Auslandskenntnis ist

der Schallplattendienst eingesetzt worden, der bedeutungsvolle Sendungen aufnimmt, inventarisiert und in seinem Archiv für erneute Verwendung bereithält.

Mit dieser vielseitigen Aufklärung über das Ausland hat der deutsche Rundfunk eine Grundlage geschaffen, auf der nun mit weit vergrößerten Erfolgsmöglichkeiten die unmittelbare Zusammenarbeit mit dem Rundfunk des Auslandes aufgebaut werden konnte. Zwei hauptsächliche Vorteile haben sich hierbei gezeigt. Die mit dem Ausland bereits vertrauten Hörer bringen solchen Arbeiten und vor allem den Übertragungen von Rundfunksendungen aus anderen Ländern eine gesteigerte Hörfreudigkeit entgegen. Außerdem aber erweist sich dieser gut eingespielte Aufklärungsdienst als ein hervorragendes Hilfsmittel, das bei besonderen Auslandsübertragungen vorbereitend und ergänzend eingesetzt werden kann.

Deutschlands Anteil an den Arbeiten des Weltrundfunkvereins, der großen europäischen Verständigungszentrale, ist so offenkundig und vom Verein selbst so oft bestätigt worden, daß hierüber kaum etwas gesagt zu werden braucht. Deutschland ist heute seiner Hörerzahl nach das größte Rundfunkland Europas. Schon darin kommt seine entscheidende Bedeutung für den Verein zum Ausdruck. Deutschland ist nicht nur im Rat, sondern auch in den Ausschüssen durch vier Sachverständige vertreten.

Deutschland ist es auch, dem der Verein seinen bisher größten Erfolg verdankt: die Weltringsendung von 1935, die als erste wirkliche Weltsendung 27 Rundfunkgesellschaften (400 Sender) aller fünf Erdteile zu einer friedlichen Gemeinschaftshandlung zusammengeschlossen hat. Von Deutschland kam die Anregung zu dieser Großtat des Rundfunks und Deutschland hatte die gewaltige technische Organisation und Durchführung. Immer hat Deutschland in vorderster Front gestanden, wenn eine Möglichkeit sich ergab, der Völkerverständigung durch Rundfunk zu dienen.

Die Anfänge eines deutschen Programmaustausches mit dem Ausland liegen schon im Jahre 1927. Sie erstreckten sich zunächst auf die international verständliche Sprache der Musik, gingen sehr bald aber auch zu Übertragungen festlicher und politischer Ereignisse über. Das Hemmnis des Sprachenunterschiedes wurde dadurch überwunden, daß deutsche Sprecher in das Übertragungsland entsandt wurden. Dieses Verfahren wurde dann auch bei sportlichen Ereignissen angewandt. So bildeten sich drei große Übertragungsgebiete heraus:

1. Die Musik in allen ihren Arten von der Oper bis zur Tanzmusik. Diese Übernahmen ausländischer Originalmusik bilden eine wichtige Ergänzung der oben geschilderten deutschen Wiedergaben ausländischer Werke.

2. Der Sport — heute ein aus den nationalen und internationalen Programmen

nicht mehr wegzudenkender Bestandteil, der vor allem die Jugend der Völker zu Kameradschaft, gegenseitiger Achtung und friedlicher Verständigung erzieht. Was der Rundfunk gerade auf diesem Gebiete zu leisten vermag, haben die Olympischen Spiele 1936 mit ihren von Deutschland organisierten Rundfunksendungen bewiesen.

3. Nationale Ereignisse politischer oder festlicher Art. Längst haben sich die Völker daran gewöhnt, am Leben anderer Völker durch Rundfunk teilzunehmen. Die Selbstverständlichkeit, mit der dies heute geschieht, ist eine der größten Friedensleistungen des Rundfunks. Deutschland ist auch hier bahnbrechend vorangegangen, es verfügt über einen Stab sorgfältig geschulter Auslandssprecher, die bei solchen Ereignissen in das betreffende Land gesandt werden.

Kein anderes Land schickt so viele Berichterstatter ins Ausland wie Deutschland, das auch hier wieder seinen Verständigungswillen durch Taten beweist.

Und es darf noch hinzugefügt werden, daß in keinem anderen Lande das Gastrecht ausländischer Rundfunksprecher so weit entwickelt ist, wie in Deutschland. Zum erstenmal seit es Rundfunk gibt, sind in den Olympischen Sommerspielen von Berlin die Rundfunksprecher der Presse gleichgestellt worden.

4. Zu diesen drei großen Arbeitsgebieten des internationalen Austausches ist auf der diesjährigen Frühjahrstagung des Weltrundfunkvereins in Berlin ein viertes hinzugekommen, das die Landes- und Volkskunde als Aufgabe hat. Wiederum war es Deutschland, das die Anregung gab, einen systematischen Austausch von Reiseberichterstattern (Echange de voyageurs) einzuführen, die ihre Eindrücke von Land und Leuten unter Benutzung der Rundfunkeinrichtungen des Gastlandes in der eigenen Sprache an die Hörer ihres Landes übermitteln. Dieser Vorschlag ist deshalb so wertvoll, weil er zu den Quellen des Volkslebens vordringt, die Menschen so erfaßt, wie sie im Alltag sind und dies in der Form der lebendigen und immer aktuellen Reiseplauderei wiedergibt. Was für die Zeitung der Reisebrief ist, kann für den Rundfunk dieser Reisespruch werden, ja mehr — denn er hat den Vorteil des lebendigen Wortes für sich, das in Zukunft durch Schallaufnahmen, die während der Reise gemacht werden, noch illustrativ ergänzt werden kann. Außerdem sind solche Berichte natürlich auch eine hervorragende Reisewerbung. Sie dienen wie kaum etwas anderes der tatsächlichen und wirksamen Annäherung der Völker.

Auf diesen vier Gebieten wird sich in der nächsten Zeit der Internationale Programmaustausch weiter entwickeln, dessen Bezeichnung damit aber auch schon überholt ist. Wohl beruht ein großer Teil der Übernahmen vom Ausland auf Tauschübertragungen Zug um Zug. Der andere Teil sind einseitige Unternehmungen, bei denen auf Gegenseitigkeit nicht geachtet wird, der unternehmende Rundfunk also den unmittelbaren Vorteil einer Gegenleistung nicht hat. In diesem

Teil drückt sich das Interesse des einzelnen nationalen Rundfunks am Ausland und damit auch an der Völkerverständigung besonders deutlich aus.

Je größer die Zahl dieser einseitigen Unternehmungen auf ausländischem Boden ist, um so aktiver arbeitet der betreffende Rundfunk für die Sache der Annäherung und damit den Frieden.

Bis zum Jahre 1933 hat sich der deutsche Programmverkehr mit dem Ausland (Ein- und Ausfuhr) zwar an der Spitze der europäischen Jahresziffern gehalten, aber keinen durchschlagenden Vorsprung aufgewiesen. Seit der nationalsozialistischen Rundfunkführung aber hat ein sprunghafter Aufstieg eingesetzt:

1933: 255; 1934: 469; 1935: 842; 1936: 1915

Solche Zahlen sind unwiderlegbare Dokumente praktischer Verständigungs- und Friedensarbeit.

In den letzten Jahren ist der europäische Rundfunk auch auf einem anderen Gebiet über den ursprünglichen Programmaustausch hinausgegangen. Er schickt den befreundeten Nationen nicht nur durch den Äther Programme, sondern auch Menschen — er tauscht Künstler aus, die vor die Mikrophone des Auslandes treten und Proben ihrer heimatlichen Kunst geben. Dies geschieht nur im Bereiche der Musik und ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Man läßt sich aber nicht beirren und schafft damit wiederum eine neue Brücke von Rundfunk zu Rundfunk, von Volk zu Volk. Deutschland legt auch diesem Austausch große Bedeutung bei. Es hat neuerdings eine besondere Stelle hierfür errichtet (Internationaler Künstleraustausch), der 232 Gastkonzerte dieser Art im Jahre 1936 vermittelt hat.

Eine besondere Art des Auslandsverkehrs bilden die heute in verschiedenen Ländern eingerichteten Kurzwellensendungen, mit denen sich der heimatliche Rundfunk an seine in anderen Erdteilen lebenden Volksgenossen wendet. Da diese Sendungen stets auch von Angehörigen des Gastlandes mitgehört werden, stellen sie eine unmittelbare Berührung mit dem Ausland dar, die je nach der politischen und menschlichen Haltung des Senders der Völkerverständigung nützlich oder schädlich sein kann. Für den Deutschen Kurzwellensender kommt nach dem Willen des Führers selbstverständlich nur die unbedingte Achtung vor dem Gastland und der Einsatz auch dieses technischen Mittels für die Annäherung in Frage. Wie sehr dies auf der ganzen Linie gelungen ist, beweisen der Widerhall in der Auslandspresse und Zehntausende von freundlichen, ja begeisterten Briefen ausländischer Hörer, von denen eine große Gruppe ganz besonders ergreifend und wertvoll ist — die Briefe ausländischer Frontkämpfer des Weltkrieges, die uns schreiben, daß sie durch das Anhören unserer Sendungen unsere Freunde geworden sind und jetzt noch stärker als vorher sich für die Sache der Verständigung und des Weltfriedens einsetzen wollen.

Es ist klar, daß mit solcher weitgespannten Auslandsarbeit eine Unzahl von

Schwierigkeiten und Problemen organisatorischer, technischer, juristischer und programmlicher Art aufgetreten sind, mit denen sich der Weltrundfunkverein zu befassen hat. Ein Teil davon aber ist einer internationalen und generellen Regelung unzugänglich, weil er auf besonderen Verhältnissen zwischen zwei Ländern beruht. Hier müssen zweiseitige Vereinbarungen getroffen werden, um die ungehinderte Entwicklung des Rundfunkverkehrs zu sichern. Die umfassendste Vereinbarung dieser Art ist das deutsch-polnische Abkommen vom 13. Oktober 1934, in welchem alle gemeinsamen Rundfunkfragen der beiden Länder eine von loyalem Verständigungswillen durchdrungene Regelung erfahren haben.

Das dritte, am Anfang dieses Berichtes erwähnte Gebiet, auf dem sich der deutsche Rundfunk — hier in besonders engem Zusammenwirken mit der Deutschen Reichspost — international betätigt, ist vorwiegend technischer Art und umfaßt alle diejenigen Hilfeleistungen, die Deutschland anderen Ländern zur Durchführung ihres eigenen Programmverkehrs mit dem Auslande gewährt. Europäische Austauschsendungen vom Norden nach dem Süden, vom Osten nach dem Westen und umgekehrt, müssen über Deutschland laufen und verlangen nicht nur die Bereitstellung geeigneter Leitungen, sondern in manchen Fällen auch noch andere Hilfen. Darüber hinaus aber hat Deutschland immer mit größter Bereitwilligkeit auch seine Kurzwellensender befreundeten Ländern zur Verfügung gestellt, die keine Anlagen dieser Art besitzen und mit dem Rundfunk anderer Erdteile in Programmaustausch treten wollen. Oft genug sind hierbei zugunsten des nachsuchenden Landes eigene deutsche Sendungen zurückgestellt worden.

Seine größten technischen Leistungen für die internationale Rundfunkgemeinschaft aber hat Deutschland bei den Weltringsendungen und den Olympischen Spielen von 1936 vollbracht. Hier hat sich der deutsche Rundfunk völlig in den Dienst des Weltrundfunks gestellt. Er ist heute für Europa die große, auch in den schwierigsten Fällen präzis arbeitende technische Zentrale für Weltunternehmungen.

Die Völker der Erde stehen heute in einer Epoche des Nationalismus. Überall, wo dieser Nationalismus gesunden politischen Überlegungen entsprungen ist, hat sich gezeigt, daß er nicht nur kein Hemmnis, sondern eine Voraussetzung für den gesunden Internationalismus ist — das auf gegenseitiger Kenntnis, Achtung und Vernunft beruhende friedliche Zusammenleben und Zusammenwirken der Völker. Niemand bestreitet, daß Deutschland zu den Staaten gehört, die den nationalen Gedanken der höchsten erreichbaren Steigerung zugeführt haben. Gerade weil dies so ist, steht auch der streng nationale deutsche Rundfunk gleichzeitig in vorderster Front aller auf wahrhafte Völkerverständigung gerichteten Bemühungen. Damit ist wieder einmal die Richtigkeit des Satzes bewiesen, daß die besten Patrioten auch die besten Friedensschöpfer sind.

H. G. PRIDAT-GUZATIS: Wirtschaft und Rundfunk

Der Verfasser — Leiter der Abteilung Recht in der Reichsrundfunkkammer und gleichzeitig mit der Schriftleitung des Amtsblattes „Archiv für Funkrecht" beauftragt — ist mit seinen Rundfunkarbeiten nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Schweiz, in Frankreich und Italien hervorgetreten. Er hat, weit vorausschauend, bereits 1931 das Buch „Hörerrecht — das Recht des deutschen Rundfunkhörers" (ein Standardwerk des deutschen Funkrechts überhaupt), erscheinen lassen. 1936 hat Dr. Pridat-Guzatis in der Sammlung des Rechtes der Reichskulturkammer das Buch „Rundfunkrecht" und 1937 ein neuartiges, umfassendes Werk über „Berufsständisches Strafrecht" herausgegeben, das auch die Gesamtorganisation der gewerblichen Wirtschaft behandelt.

I

Die Verständigungsmittel der Völker mehren sich mit der Zunahme der nicht zuletzt geopolitisch bedingten Spannungen innerhalb des politischen Lebensraumes.

Mit Flugzeug, Auto und Lautsprecher hat der Führer — nach seinen eigenen Worten — das deutsche Volk erobert und zu einer Einheit verschmolzen. Mit Flugzeug, Auto und Lautsprecher läßt sich aber nicht nur ein Volk im Herzen Europas, sondern auch ein Kontinent verändern — wie es die vergangenen Jahrzehnte einer techniklosen Zeit beweisen.

Es kommt nur darauf an, die Erzeugung der technischen Mittel richtig zu lenken und sie mit Erfolg zum Einsatz zu bringen. Dabei liegt es vor allem an der Staatsführung, Zeitpunkt und Gestaltung des richtigen Einsatzes zu finden. Flugzeug, Auto und Rundfunk sind heute die technischen Lebenselemente der Nationen. Es gilt aber immer bei diesen gewaltigsten Instrumenten des 20. Jahrhunderts, Anfang und Umfang ihrer dynamischen Verwertung zu bestimmen.

Dies ist in Deutschland geschehen. Wer Europa und seine Menschen vom Flugzeug aus kennenlernt, muß den Schnittpunkt Berlin erreichen, das Flugkreuz des Kontinents. Aus allen Teilen der Welt wird hier die Verständigung zwischen den Völkern untereinander tägliche Wirklichkeit. Wer in Europa mit dem Auto Menschen und Landschaft schauen und hören will, findet im Reich die Schlagadern des Überlandverkehrs, die Straßen des Führers: die Reichsautobahnen, und wer schließlich den Einsatz der achten Weltmacht bei Millionen Menschen erleben will, wird im Reich den Volksempfänger VE 301 sehen, der Führer und Volk eint.

Dreifacher Einsatz technischer Mittel — dreifacher Erfolg! Das ist der richtige Einsatz, die Synthese zwischen Erzeugnis (Technik), Absatz (Wirtschaft) und Kunden (Kultur).

II

So überraschend dieser Einklang zunächst scheinen mag, so ist er jedoch durchaus zwingend, denn die Ursachen dieses dynamischen Geschehens sind unproblematisch.

1. Das Erzeugen eines Gegenstandes richtet sich im allgemeinen nach dem Bedarf. Diese Abhängigkeit voneinander läßt sofort die Frage auftauchen, ob Bedarf und Erzeugung irgendwie voneinander abhängig, ja, ob sie nicht sogar gelenkt oder ausgerichtet werden können. Diese Frage ist bejahend zu beantworten. Die Erkenntnisse über die Wirksamkeit von Propagandawellen haben die Feststellung erbracht, daß Bedarf geweckt werden kann, und zwar soweit psychologisch verständliche Motive vorhanden sind.

Ursache für die Anschaffung eines Rundfunkgerätes war zunächst das Unterhaltungsbedürfnis und späterhin die Möglichkeit der schnellsten und besten Unterrichtung über alle Geschehnisse und Ereignisse der Volksgemeinschaft, deren getreues Spiegelbild das Tagesprogramm eines Rundfunksenders ist.

Die Motive also sind für den Bedarf (Nachfrage) entscheidend. Man kann sie durch die Staatsführung wecken, wenn diese ein Interesse daran hat, z. B. den Rundfunk in jedes Haus zu bringen. Es ist deshalb Aufgabe einer vernünftigen Staatsführung, die Wirtschaft in Bahnen zu lenken, welche dem geweckten Bedarf entsprechen. Diejenige Wirtschaft, die der staatlichen Führung hierbei Verständnis entgegenzubringen in der Lage ist, wird deshalb auch stets ihre gesicherte wirtschaftliche Grundlage in der Gesamtausrichtung der Nation finden. Daß Außenseiter der Wirtschaft, die sowieso nicht lebensfähig sind, dabei abgestoßen werden müssen, entspricht einem gesunden Leistungsprinzip und der darin enthaltenen Anerkennung des Besseren.

2. Um uns auf die Rundfunkwirtschaft zu beschränken: Das von ihr erzeugte technische Mittel (Empfangsgerät) ist in verschiedener Weise einsatzfähig. Einmal als Unterhaltungsinstrument. So dient in den Vereinigten Staaten der Rundfunk hauptsächlich der Reklame und wird durch diese finanziert. Der amerikanische Rundfunkmarkt ist deshalb — nach wie vor — auf „Sensationen" eingestellt. Amerikanische Truhen sind keine europäischen Kammerlautsprecher, wobei Einzelheiten drüben oft revolutionierend wirken. Der Streit um die Metallröhre ist ja in Amerika längst entschieden, während sich in Europa über Glas und Metall noch „Machtkämpfe" (ließ: Trustgeschäfte) abspielen.

3. Die Einsatzfähigkeit des Rundfunkgerätes kann aber auch in idealer Weise erfolgen, d. h. den Zwecken der Volksaufklärung und Propaganda dienstbar gemacht werden. Die autoritär regierten Staaten haben es sich zur ersten Aufgabe gemacht, die von ihnen geführten Menschen stets über die Maßnahmen der Staatsführung zu unterrichten. In Wahrheit wird also in diesen Staaten den Grundsätzen der Demokratie in der besten Form entsprochen. In diesen Staaten sind die poli-

tischen Prinzipien Voraussetzung für die Gestaltung des Rundfunks schlechthin und damit gleichzeitig für die totale Erfassung dieses Instrumentes der Staatsführung. Das Empfangsgerät wird hierbei zum Verbindungsmittel zwischen Staatsführung und Volk, zum Träger des politischen Geschehens überhaupt.

Und diese Aufgabenstellung ist entscheidend für die Produktion der Geräte.

Es ist auffällig, daß die Länder mit konservativem Einschlag bisher eine durchaus individuell eingestellte Rundfunkindustrie aufzuweisen haben, die das Wort „Typenbeschränkung" zugunsten etwa eines Gemeinschaftserzeugnisses einfach nicht hören will.

Das ist der Scheideweg der Rundfunkwirtschaft. Die deutsche Entwicklung zielt klar auf eine Gemeinschaftsarbeit ab. Der Volksempfänger VE 301, der erneute Absatzerfolge von ungeahntem Ausmaß aufweisen wird, hat sich als das Standardgerät der deutschen Rundfunkwirtschaft erwiesen. Trotz der vielen Bedenken und Schwierigkeiten, die 1933 aus den Kreisen der Rundfunkwirtschaft erhoben wurden, steht heute fest, daß der Volksempfänger durch seinen Millionenabsatz sogar das im Erfolg rückständige Jahr 1935/36 gut überstehen ließ. Ein Beweis für die Richtigkeit der Absatzlenkung der vergangenen Jahre.

Andere Geräte sind inzwischen ebenfalls von der deutschen Rundfunkindustrie als Gemeinschaftserzeugnisse entwickelt worden. Dabei hat der Arbeitsfront-Empfänger DAF 1011 noch nicht die erforderliche Breitenwirkung gefunden, obwohl er das geeignete Gerät für die Durchführung des Gemeinde-Rundfunks ist. In Italien hat man da mit einer anderen Type, welche ebenfalls besonderen staatspolitischen Zwecken dient, bessere Erfahrungen gemacht (Schulfunk). Dagegen dürften die von der deutschen Rundfunkindustrie soeben entwickelten Gemeinschaftstypen wie der Deutsche Olympiakoffer 1937 und der Deutsche Übersee-Empfänger „Stuttgart" den mit dem Volksempfänger eingeschlagenen Weg ebnen und so dazu beitragen, die Produktion einerseits zu vereinfachen, andererseits aber zu vervielfachen.

III

Die internationale Patentlage ist dabei ebenso von dem Einsatz der Geräte und ihrer Zweckbestimmung abhängig wie die Produktion selbst.

Diese Wechselwirkung führt in der ganzen Welt zu Änderungen in der Ausübung und Verwertung von Rundfunkpatenten. Man hat eingesehen, daß auch Weltverträge durch die Umstände der Zeit veränderlich werden und Kontingentierungsmaßnahmen nichts nützen, wenn das eigene Land merkt, daß die heimischen Erzeugnisse draußen erheblich billiger verkauft werden. Um diese Mißstände, die letzten Endes durch die Erschwerung der Handelsbeziehungen (Devisennot) hervorgerufen wurden, zu beseitigen, ist allgemein ein Rückgang der Lizenzforderungen festzustellen, welcher den nationalen Wirtschaften zum Vorteil gereicht. So hat sich nunmehr

auch in Deutschland Telefunken nach langdauernden Verhandlungen in diesem Jahre entschlossen, mit der übrigen deutschen Rundfunkindustrie einen neuen Lizenzvertrag abzuschließen. Diese Entwicklung ist in anderen Ländern bereits stärker zu spüren als in Deutschland, weil im Reich die apparatebauende Industrie den Schutz des Reichswirtschaftsministers genießt, der nur 28 Firmen zur Erzeugung von Rundfunkgeräten zugelassen hat.

Die Gestaltung und Verflechtung der Rundfunkindustrie ist im Hinblick auf die Großkonzerne inniger geworden, während die Lage des Rundfunkhandels nur in einigen Ländern wie z. B. der Schweiz und in England stabiler geworden ist. In Deutschland hat die Vereinfachung der Organisation der gewerblichen Wirtschaft auch erhebliche Veränderungen im Rundfunkhandel mit sich gebracht. Nach der Teilung des Handels in Groß- und Einzelhandel (1933) ist der Rundfunk-Großhandel durch die Fachgruppe Rundfunk in der Wirtschaftsgruppe Groß-, Ein- und Ausfuhrhandel sowie durch die Wirtschaftsstelle Deutscher Rundfunkgroßhändler als Einheit zusammengeschlossen. Die Personalunion in der Führung beider Organisationen läßt die kartellrechtliche und berufsständische Zusammenfassung erkennen, die übrigens bei der Industrie ebenfalls vorhanden ist (Fachgruppe Rundfunk der Wirtschaftsgruppe Elektroindustrie — Wirtschaftsstelle der deutschen Rundfunkindustrie, welche die 28 apparatebauende Firmen zu Mitgliedern zählt).

Der Rundfunk-Einzelhandel war zunächst im Reichsverband Deutscher Funkhändler e. V. sowie in der Fachschaft Radiohandel des Reichsinnungsverbandes des deutschen Elektro-Installateur-Handwerks erfaßt. Die Überschneidung der Aufgabengebiete bei diesen beiden Organisationen führte zu einer „Arbeitsgemeinschaft des deutschen Rundfunkeinzelhandels", welche Anfang dieses Jahres in den „Kartellverband des deutschen Rundfunkeinzelhandels (K.D.R.E.)" umgewandelt werden konnte.

Die Pflichtorganisation für den Einzelhandel in der gewerblichen Wirtschaft ist — entsprechend dem Aufbau in der Industrie und im Großhandel — die Fachgruppe Rundfunk der Wirtschaftsgruppe Einzelhandel. Sie erfüllt die ihr berufsständisch obliegenden Aufgaben, welche der Reichs- und Preußische Wirtschaftsminister am 7. Juli 1936 der Reichswirtschaftskammer bekanntgegeben hat. Dagegen ist das Einheitskartell aller anerkannten Rundfunkeinzelhändler (K.D.R.E.) allein zuständig für alle Angelegenheiten der Marktordnung, Marktregelung und Preisbildung im Rundfunkeinzelhandel. Die „Fachschaft Radiohandel" stellte mit dem 31. März 1937 ihre Tätigkeit als selbständige Organisation des Elektro-Rundfunkhandels ein. Heute besitzt das deutsche Elektrohandwerk in der „Fachgruppe Radiomechanik im Reichsinnungsverband des Elektro-Installateur-Handwerks" eine schlagkräftige Organisation derjenigen Elektroinstallateure, die sich mit Angelegenheiten der Radiomechanik beschäftigen.

Die Konzentrationsbestrebungen im deutschen Rundfunkeinzelhandel haben damit einen gewissen Abschluß erreicht. Jedoch ist das im Rundfunkhandel — ebenso wie in den anderen Handelssparten — bestehende Problem der Abgrenzung von Handel und Handwerk noch nicht gelöst, vielleicht deshalb, weil es überhaupt unlösbar ist.

Rundfunkhandel und Rundfunkindustrie sind abhängig von der Weckung des Bedarfs und der sich daraus ergebenden Nachfrage. Während in der Industrie bereits durch eine Anordnung des Reichswirtschaftsministers vom 15. Mai 1934 die Herstellung von Rundfunkempfangsapparaten („Archiv für Funkrecht" 1934, S. 25) beschränkt wurde, ist es bisher dem Rundfunkhandel noch nicht gelungen, eine einschneidende Beschränkung in der Zulassung durchzuführen. Die Bemühungen der Wirtschaftsführer des Handels, einer Übersetzung entgegenzusteuern, sind für eine gesunde und planvolle Absatzregelung notwendig. Dabei muß dem Handel gleichzeitig eine Verdienstspanne geschaffen werden, die dem einzelnen bei fleißiger Arbeit ein einigermaßen sicheres Auskommen gewährleistet. Der Kampf um die Rabatte ist in jedem Land eine Existenzfrage des Handels. Wegen der teilweise chaotischen Zustände in der Rabattgewährung hatte der Reichs- und Preußische Wirtschaftsminister durch eine Verordnung über die Regelung der Handelsspannen für Rundfunkempfangsgeräte und Lautsprecher vom 17. Oktober 1936 („Archiv für Funkrecht" 1936, S. 375) eingreifen müssen. Diese deutsche Verordnung hat eine Anordnung des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartements der Schweiz zum Vorbild. In beiden Ländern haben sich beide Anordnungen bisher hervorragend bewährt, so daß die Marktordnungsbestimmungen auch wirklich eingehalten werden. Verstöße gegen die deutsche Verordnung werden von der Ordnungsstrafgewalt der Preisüberwachungsstellen erfaßt; eine straffe Handhabung ist also möglich. Hierbei bleibt die noch nicht erfolgte Sichtung des Berufsstandes als solchen zu berücksichtigen, die erst im Laufe der Jahre durchgeführt werden kann.

IV

Bei unseren Untersuchungen wird die Struktur der Rundfunkwirtschaft deutlich, die immer als politisch gebunden zu betrachten ist. Eine Wirtschaft ohne Politik ist undenkbar und deshalb wird eine verantwortungsbewußt geführte Rundfunkwirtschaft auch stets den politischen Prinzipien der Staatsführung Rechnung tragen. **Nur eine enge Zusammenarbeit zwischen der politischen Führung und den Wirtschaftsstellen der Industrie und des Handels gewährleistet bei der Gestaltung des technischen Mittels Rundfunk ein Höchstmaß von Einsatz und Erfolg.**

Flugzeug, Auto und Rundfunk haben die besten Zukunftsaussichten in ihrer technischen und wirtschaftlichen Gestaltung, weil sie in Wahrheit die Kulturinstrumente des 20. Jahrhunderts sind.

KURT WAGENFÜHR:
Das Mittelmeer als Rundfunkraum

Anfang Juli sind zwei Meldungen veröffentlicht worden, die für die Rundfunklage im Mittelmeergebiet und für den Welt-Kurzwellenrundfunk höchst bedeutsam sind. Außenminister Eden hat im Unterhaus in einer Erklärung unter anderem von der englandfeindlichen Rundfunkpropaganda in Arabien und Palästina gesprochen, woran sich Presseäußerungen schlossen, daß die BBC nunmehr dazu übergehen würde, in Zusammenarbeit mit dem Foreign Office einen Fremdsprachenrundfunkdienst einzurichten. Kurze Zeit darauf wurde mitgeteilt, daß Mussolini dem englischen Außenminister eine persönliche Botschaft übermittelte, die sich auf die Spannungen in Palästina bezog und beruhigende Zusicherungen über die italienische Haltung enthielt; in dieser Note soll auch auf die beanstandeten antienglischen Sendungen der Station Bari Bezug genommen worden sein.

Um die Bedeutung dieser Meldungen für die internationalen Rundfunkbeziehungen zu beleuchten, müssen wir zunächst einen Blick auf den Mittelmeerraum werfen, der seit Jahren ein außerordentlich spannungsreiches „Rundfunk-Kraftfeld" ist. Es treffen dort eine ganze Anzahl von Interessenskreise zusammen, die sich in gleicher Weise überschneiden wie die Einflußgebiete der verschiedensten Rundfunksender in Europa, Asien und Afrika. Durch das modernste Instrument Rundfunk ist ein höchst kompliziertes unsichtbares Netz über einen Raum gespannt worden, das sich ständig in Vibration befindet; jede seiner Schwingungen wird von politischen Registrierapparaturen aufs sorgsamste aufgefangen, vermerkt und beantwortet, jede Aktion erzeugt eine Gegenaktion und das Spiel politischen, kulturellen, propagandistischen und nicht zuletzt tatsächlich meßbaren Kilowattkräfte ist einem ständigen Wechsel unterworfen.

Der Rundfunk unterliegt wie jede Erscheinungsform des Lebens besonderen Gesetzen. In Nordeuropa ist der Empfangsapparat ein „Hausgerät", im Süden, wo sich aus klimatischen Bedingtheiten das Leben in der Öffentlichkeit abspielt, weit weniger; die Hörerzahl sinkt von Nord- nach Südeuropa hin ab, der bedächtige, schweigsamere, innerlichere Skandinavier ist ein konzentrierterer und aufnahmebereiterer Zuhörer als der Italiener, dessen lebhaftes Temperament auf persönliche Wechselrede drängt. Der Bodengestalt nach kann ein „rundes", flaches Land wie Dänemark durch einen Sender erschlossen werden, ein langgestrecktes, bergiges Land wie Norwegen oder Italien braucht ganze Senderketten, wobei ein großer Teil der ausgesandten Energien noch nutzlos auf das Meer hinausgehen. Die Engländer, um nur ein Beispiel zu nennen, sind geborene Techniker und Bastler, den Bewohnern der Balkanländer fehlt dieses Gefühl noch. Das sind einige von den genannten Gesetzen, die jederzeit durch zahlreiche Beispiele untermauert werden

können. Sie mußten hier angedeutet werden, weil es gerade nach ihrer Kenntnis erstaunlich erscheinen muß, daß im südlichen Raum, im Mittelmeerbecken, der Rundfunk eine so überragende politische Bedeutung hat.

Die Erklärung ist einfach.

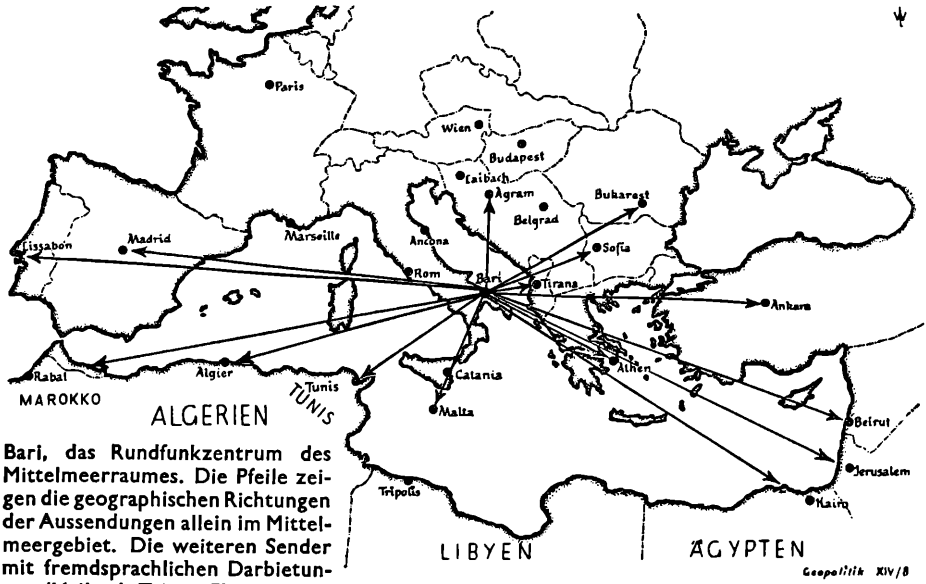
Das Zentralland im Mittelmeerraum ist Italien, seine politische und kulturelle Zentralfunkstation wiederum Bari. Diese Rundfunk-Schlüsselstellung wurde allein dadurch geschaffen, daß Mussolini bereits vor Jahren die außerordentliche Bedeutung des Rundfunks als außenpolitisches Instrument der modernen Zeit erkannte.

Während fast alle anderen Länder den größten Wert darauf legten, in erster Linie das eigene Gebiet und die breitesten Bevölkerungskreise durch den Rundfunk zu erfassen, hat Italien — oder richtiger gesagt: der italienische Regierungschef — vornehmlich und systematisch die Wirkung des Rundfunks über die Landesgrenzen hinaus ausgebaut. Der Rundfunk ist für ihn ein Instrument seiner Außenpolitik geworden, er hat bei der innerpolitischen Einigung des italienischen Volkes eine untergeordnete Rolle gespielt und erhielt diese Mission im strengen Wortsinn erstmalig während des Italienisch-Abessinischen Krieges, wo er systematisch zur Ausrichtung eines ganzen Volkes durch organisierten Nachrichten- und auch Empfangsdienst eingesetzt wurde. Der Erfolg war unbestritten groß, scheint jedoch nicht so nachhaltig zu sein wie man allgemein erwarten konnte, da das Interesse nach den Monaten politischer Hochspannung etwas abflaute.

Als eine der letzten Stationen eines großangelegten Senderbauplanes wurde Bari errichtet und im Oktober 1932 erst eingeweiht. Heute ist es der funkische Zentralpunkt des Mittelmeerraumes. Seine Aufgabe wurde kurz nach der Eröffnung deutlich: es sandte zuerst in albanischer Sprache (Albanien hat auch heute noch keinen eigenen Rundfunk), dann folgen Sendungen in Kroatisch, Arabisch und Griechisch, und heute umfaßt der Programmdienst folgende weiteren Sprachen: Hebräisch, Spanisch, Portugiesisch, Rumänisch, Ungarisch, Deutsch, Französisch, Holländisch, Englisch, Bulgarisch, Türkisch, Hindostanisch, Chinesisch, Japanisch und auch Esperanto.

Bari ist ein „Babylonischer Rundfunkturm" geworden!

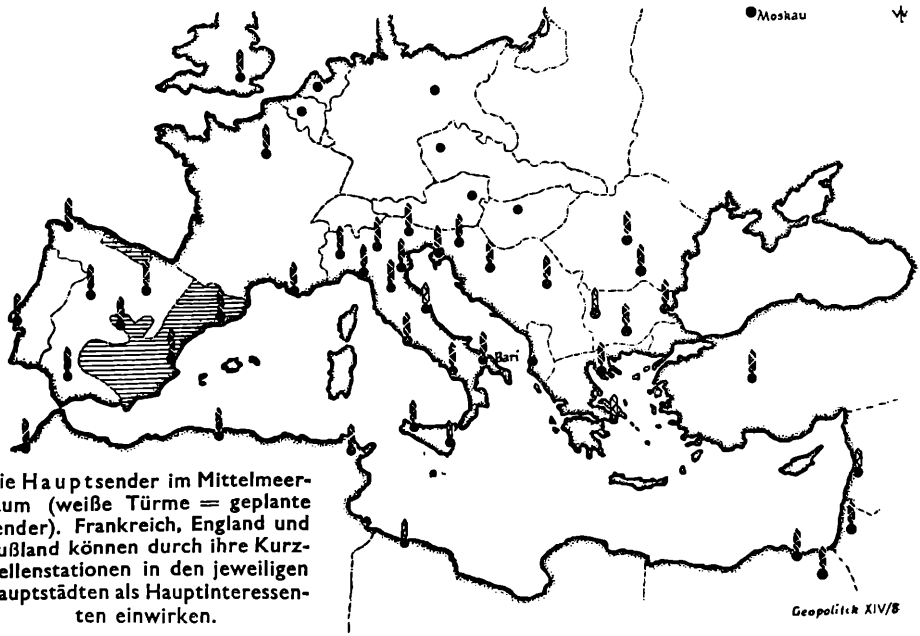
(Wenn nun Rom, Florenz, Triest, Mailand und Turin gleichfalls in Fremdsprachen senden — Sprachkurse, Nachrichtendienste oder Werbevorträge für den Fremdenverkehr — und sich dabei auf Deutsch, Französisch, Englisch, Ungarisch und Bulgarisch beschränken, so haben wir darin nicht in erster Linie eine Wirkung nach dem Mittelmeerraum hin zu suchen.) Für Länder ohne eigenen Rundfunk — wie z. B. zur Zeit noch Griechenland — sendet Bari vollständige Programme, es „exportiert" Rundfunkdarbietungen an einen ganz bestimmten Empfänger als „Geschenk für die Hörer". Die Mission des Rundfunks (vornehmlich Baris) ist zweimal unmißverständlich umrissen worden. Er hat den Auftrag „die Stimme Italiens in den ganzen östlichen Mittelmeerländern in den verschiedensten Sprachen der



Bari, das Rundfunkzentrum des Mittelmeerraumes. Die Pfeile zeigen die geographischen Richtungen der Aussendungen allein im Mittelmeergebiet. Die weiteren Sender mit fremdsprachlichen Darbietungen (Mailand, Triest, Florenz usw.) und die Kurzwellensender Rom sind nicht berücksichtigt.

Mittelmeervölker hören zu lassen". Etwas später wurde in der Begründung zu einer Gesetzesvorlage zum Ausbau des Rundfunks hervorgehoben, daß der italienische Sendeorganismus „in der ganzen Welt den faschistischen Gedanken zu verbreiten und die faschistische Idee zu verteidigen habe".

Die Empfangssituation im Mittelmeerraum — und auch erweitert im Blick auf den Balkan — ist günstig; Mussolini hat das sehr früh erkannt. Albanien hat noch keinen Rundfunk, Griechenland wird jetzt erst seinen ersten Großsender bauen, Bulgarien verfügt über drei kleine Stationen und vollendet erst jetzt seinen ersten Großsender. Der Rundfunk in Jugoslawien hat seit über einem Jahrzehnt dauernd mit den größten Entwicklungsschwierigkeiten zu kämpfen, Rumänien nahm erst in der Neujahrsnacht 1935/36 den 150 kW-Sender „Radio Romania" in Betrieb, der damit den bisher von einem 12 kW-Sender bestrittenen Dienst ausweitete. In der Türkei ist die Rundfunkentwicklung gleichfalls (im Vergleich zu Europa) noch nicht weit vorangekommen, erst neuerdings hört man wieder von Ausbauplänen. Im südosteuropäischen Raum waren also genug Hörer, die für gute Programme eine Empfangsbereitschaft zeigten; selbstverständlich wurden auch Sendungen aus Deutschland, Österreich, Ungarn, Polen, aus der Tschechoslowakei, aus England, Frankreich und Holland abgehört, jedoch waren keine dieser Programme so speziell auf ein Land bezüglich der Zusammensetzung, der Sprache und der Hörerpsychologie abgestimmt wie die Sendungen vom Funkzentrum Bari.



Die Hauptsender im Mittelmeerraum (weiße Türme = geplante Sender). Frankreich, England und Rußland können durch ihre Kurzwellenstationen in den jeweiligen Hauptstädten als Hauptinteressenten einwirken.

Dieser politische und auch kulturpolitische Rundfunkexport nach dem südosteuropäischen Raum erzeugt nur wenig Gegenaktionen. Jugoslawien plante einmal vor einiger Zeit einen „Balance-Sender" zu Bari in Spalato, es blieb bei dem Plan. Rumänien beschäftigte sich mit Sendungen in griechischer Sprache (für die Minderheiten in Rumänien), auch in Bulgarien wurden Absichten laut, griechische Programme verbreiten zu lassen — alle diese Vorhaben sind kein allzu stark zu wertendes Gegengewicht zu Baris Stimme, denn es fehlt an der Systematik. Die Lage kann sich ändern, wenn Sofia Großstation geworden ist und wenn die Türkei ihre Aufbaupläne verwirklicht hat; es wird dann eine „Unabhängigkeit" im Blick auf den italienischen Programmimport eintreten können.

Die Lage wird sich ändern, wenn Griechenland seinen Großsender vollendet hat denn Athen könnte geographisch ein zweiter Brennpunkt werden, zum mindesten für das östliche Mittelmeer und den Balkan.

(In letzter Hinsicht vielleicht nur insofern, als Griechenland dann mit Rumänien und Bulgarien eine Kette gleichstarker Sender bilden, oder — bei Einbeziehung der Türkei — ein wohl recht wesentliches „Rundfunkdreieck" im Südosten werden kann, dessen Mission und Eigengewicht heute noch nicht abzuschätzen ist. Athen würde dann wohl der Vorposten dieses Dreiecks nach dem Mittelmeerraum hin sein.)

Da Bari durch seine fremdsprachlichen Sendungen überreich besetzt war, wurde vor kurzem die Station Bari II eingegweiht, die allein die Versorgung der Hörer im apulischen Sendebezirk vornimmt. Damit wurde Bari I (die „alte" Station) ganz

für ihre außenpolitische Aufgabe frei; neuerdings will Italien je einen 50-kW-Sender in Ancona und Catania errichten, was bedeuten könnte, daß die erstgenannte Station sich in den Programmdienst zu den Balkanländern (in erster Linie Jugoslawien) einschalten würde, während Catania über das Ionische Meer hin in Richtung Ägypten—Palästina senden könnte.

Betrachten wir nunmehr den Abschnitt Syrien bis Ägypten. Syrien hat noch keinen Rundfunksender, wenn auch — seit Jahren schon — immer wieder Meldungen auftauchen, die vom Bau eines 20-kW-Senders bei Beiruth wissen wollen.

An diesem Plan ist Frankreich interessiert, das mit der neuen Station einen wesentlichen Rundfunkstützpunkt im östlichen Mittelmeer erhalten würde, gewissermaßen einen Gegenpol zu den nordafrikanischen Sendern in Marokko, Algerien und Tunis.

Die Meldungen haben mit Eröffnung des Sendebetriebes in Palästina (März 1936) neue Nahrung erfahren, sie werden sicher bald wieder diskutiert werden, wenn die Türkei mit den Großsenderplänen Ernst macht. Zur Zeit kann von Syrien aus aktiv an dem Rundfunknetz noch nicht mitgewirkt werden; man wird aber — und dies nicht nur im Blick auf den Mittelmeerraum! — eine kommende Station Beiruth aufmerksamst beachten müssen, denn von hier aus können sich einmal „Rundfunkbrücken" sowohl nach Indien als auch nach Rußland hin bilden.

Der eigentlich kritische Rundfunkpunkt liegt bei Ägypten und Palästina, wo Bari auf englische Interessen trifft.

(Wir können in diesem Zusammenhange nicht darauf eingehen, daß die beiden genannten Länder mit ihren Stationen auch ein Glied der Runfunkkette: England—Ägypten — Indien — Malaiische Staaten — Australien — Neuseeland — Kanada sind, an jedem Punkte also höchst störempfindlich.) Es konnte nicht wundernehmen, daß die seit langem schon angesammelte Spannung sich in dieser Ecke anläßlich des Italienisch-Abessinischen Krieges entlud. Es entwickelte sich ein Ätherkrieg, der recht gefährlich zu werden drohte. Um nur einige Tatsachen zu nennen: in Palästina wurde der Empfang ausländischer Sender kontrolliert oder verboten, man ging an zahlreichen Punkten dazu über, Gemeinschaftsempfang über Großlautsprecher einzurichten, da man über diese Anlagen den Empfang nach Auslese usw. in der Hand hatte. In Ägypten — der Sender Palästina stand 1935 noch nicht betriebsfertig — machte sich eine bestimmte Kontrolle über die Sendestationen bemerkbar, andererseits entdeckte England sein Rundfunkinteresse für Malta, das dem Empiredienst angenähert wurde. Der Hauptbetrieb war naturgemäß auf dem Felde der Nachrichtenverbreitung, wo es von Erklärungen, Meldungen, Gegenmeldungen und Dementis nur so wimmelte; dieses Bombardement von Nachrichten und auch ganzen Artikeln und Kommentaren sowie hochpolitischen Ansprachen von Regierungsmitgliedern usw. überschwemmte von der „Wetterecke" aus damals ganz Europa und hatte eine ganze Reihe von politischen Folgerungen. Der englische Ministerrat beschäftigte

sich mehr als einmal mit der Rolle der italienischen Rundfunkpropaganda, die als eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten der englischen Kolonien bezeichnet wurde, woraus sich dann bisweilen recht weittragende diplomatische Schritte ergaben. Als zum Beispiel der italienische Vertreter in Genf, Baron Aloisi, eine Rundfunkansprache nach USA. halten wollte, waren in letzter Stunde die englischen Kabelabschnitte gesperrt ...

Italien konnte seinerseits während des Feldzuges die Früchte seiner langjährigen sorgsamen Rundfunkexperimente ernten: die Verbindung von Italien zum Kriegsschauplatz und umgekehrt spielte sich überraschend schnell ein, genau so wie die Zusammenarbeit Rundfunk und Presse. Die gesamte Nation konnte innerpolitisch mit einem Schlage jederzeit erfaßt werden, nach außen waren die Rundfunkstationen aufmerksamste „Wachtürme" gegen jeden Angriff. Die abessinische Station bei Addis Abeba — übrigens von den Italienern vor dem Kriege als Versuchsstation erbaut, während des Feldzuges von einem schwedischen Ingenieur geleitet — konnte sich nur ungenügend in den Großkampf der Wellen einschalten. Interessant war auch die Feststellung, daß Italien „Rundfunksanktionen" verhängte, das heißt, keine Werke von Autoren der Länder im Rundfunkprogramm verbreitete, die sich an den Sanktionen gegen Italien beteiligten.

Nach Kriegsende gab Italien bekannt, daß es zunächst in Abessinien keine Großstationen erbauen würde, sondern zuerst einmal das Land verkehrs- und wirtschaftspolitisch erschließen wollte. Dagegen wurde ein Programmdienst für Abessinien von Italien aus eingerichtet, der in Abessinien im allgemeinen durch Großlautsprecher verbreitet wurde. Auch hier wandte man das Prinzip der einheitlichen Erfassung und Kontrolle an. Gleichzeitig stehen nunmehr Baupläne für Großstationen in Tripolis (Libyen) vor der Genehmigung, Italien würde sich damit zwei Stützpunkte in Afrika schaffen, wobei die Libysche Station einen wichtigen Posten zwischen den nordafrikanisch-französischen und den ägyptisch-englischen Sendern erhielte; die letztgenannten würden außerdem bei einem Ausbau des Rundfunks in Abessinien von zwei Seiten eingegrenzt sein.

Ob von Abessinien aus Italiens Stimme einmal den Raum des indischen Ozeans bestreichen kann, muß die Zukunft ergeben; ein solcher Programmdienst würde damit in einen Raum eindringen, der bisher — geographisch gesehen — bisher fast ausschließlich von den Sendern des englisch-indischen und niederländisch-indischen Rundfunks bedient wurde.

In Nordafrika traf der italienische Rundfunk ferner seit jeher auf französische Interessen. Vor Jahren schon wurde von französischen Postministern und führenden Rundfunkkreisen immer wieder betont, daß sowohl die Stationen in Algier, Rabat und Tunis (unterstützt durch Zwischensender in Marakesch, Oran und Meknes) als auch der Kurzwellensender Radio Coloniale—Paris ausgebaut werden müßten, um Frankreichs Interessen im Mittelmeerraum nachdrücklich zu

Geltung zu bringen. Seltsamerweise wurde Marseille, dessen Einsatz eigentlich naheliegen müßte, nur wenig in diesem Zusammenhange erwähnt. Frankreich stellte auch in bedenklichen Kommentaren fest, daß nicht nur die politischen, sondern ebenso stark die kulturpolitischen Sendungen von Italien aus — wie zum Beispiel große musikalische Sendungen — den Balkan eroberten und den vorherrschenden französischen Kultureinfluß zurückdrängten.

Portugal hatte sich bisher wenig in den Mittelmeerraum eingeschaltet, auch Spanien zeigte nur geringes Interesse. Hier wurde ja die neuere Rundfunkentwicklung durch den vor einem Jahr ausgebrochenen Bürgerkrieg jäh unterbrochen, da die Sender einen rein „kriegsmäßigen" Einsatz fanden. Von allergrößtem Interesse war dabei die Entwicklung der Sender Barcelona und Madrid, die nach kurzer Zeit völlig unter kommunistischen Einfluß kamen, mit eingearbeitetem Personal des Moskauer Rundfunks besetzt wurden und — nach bewährter Praxis — sofort in den verschiedensten Sprachen für den Bolschewismus Propaganda machten, wobei sie in erster Linie die innerpolitischen Verhältnisse der „faschistischen" Staaten zum Ausgangspunkt nahmen.

Der Ätherkrieg über Spanien wurde so von den roten Sendern auf ganz Europa übertragen, wobei neuerdings die geographische Ausrichtung des Nachrichten- und Propagandadienstes auch nach Übersee stattfindet.

In die Mittelmeerpolitik Italiens fällt nunmehr Rußland, das von Moskau aus bisher in begrenztem Umfange in den Mittelmeerraum hineinsandte, von Spaniens Ostküste aus ein, wobei sich allerdings alle Kräfte allein auf Italien — und zwar vornehmlich unter innerpolitischem Gesichtspunkt — konzentrieren.

Es muß einer späteren Betrachtung vorbehalten bleiben, genaue und auswertende Angaben über die Kilowattzahlen — den rein technischen Einsatz also — und die höchstmöglich erreichbaren Hörermengen — den Einflußumfang — niederzulegen; zunächst sollten nur einmal ganz allgemein die Einflußzonen und ihre Überschneidungen gezeigt werden. Welche Entwicklungslinien in Zukunft entstehen können, ist noch nicht abzuschätzen; es mag allein daran erinnert werden, daß z. B. der ägyptische Rundfunk andeutete, daß über einen Großsender Kairo täglich Sendungen verbreitet werden müßten, die sich an alle Mohamedaner richten. Hiermit würde für die Rundfunkarbeit neue Möglichkeiten gegeben, auf die z. B. Bari und sicher auch später Tripolis reagieren würden.

Wir nahmen als Ausgangspunkt für diese Betrachtung die englische Ankündigung, daß der Rundfunk dazu übergehen würde, in fremden Sprachen zu senden. (Wir verweisen hierzu auf den Artikel von A. A. Gulliland im Februar-Heft.) England begründet diesen Schritt mit der Rolle des italienischen Rundfunks im Mittelmeerraum; das ist sicher nur ein Grund, weshalb England von seinem Prinzip abgeht, denn wir nehmen an, daß es wohl vornehmlich seine Kurzwellensender in fremden Sprachen arbeiten lassen wird. Damit würde allerdings der Mittel-

meerraum über die ganze Erde „ausgeweitet", denn Italien setzt seinen, in der letzten Zeit ganz außerordentlich großzügig ausgebauten Kurzwellenrundfunk (der hier nicht näher besprochen werden soll) naturgemäß als wichtigstes Instrument seiner Außenpolitik ein.

Wir werden rundfunkpolitisch in noch größeren Räumen denken müssen als bisher, die Wellen werden die feinsten politischen Schwingungen über den ganzen Erdball tragen und überall Echo auslösen.

Die Stimmen Amerikas und Japans — um nur zwei große Zentren einer großen Kurzwellenentwicklung anzudeuten — werden bei dem „Weltrundfunk" ein gewichtiges Wort mitreden können. Der Große Ozean und der Indische Ozean werden bald ähnliche spannungsreiche Kraftfelder der Kilowattriesen sein wie der Mittelmeerraum; gewaltige Bezirke und Menschenmassen werden für den Rundfunk erschlossen werden und durch den Rundfunk in das Spiel der weltpolitischen Kräfte einbezogen werden.

Den Auftakt dazu aber bilden die neuen Entwicklungsabschnitte im Mittelmeerraum!

UIR.-Tagung in Lausanne

Die Sommersitzung und Generalversammlung des Weltrundfunkvereins (Union Internationale de Radiodiffusion) in Lausanne-Ouchy brachte satzungsgemäß die Neuwahl des Präsidiums. Der scheidende Präsident M. Rambert (Schweiz) wurde zum Ehrenmitglied ernannt, eine Auszeichnung, die bisher nur einmal an einen Delegierten Belgiens vergeben wurde. Präsident der UIR. wurde A. Dubois (Holland), Vizepräsidenten Vizeadmiral Sir Charles Carpendale (England), Exzellenz Professor Vallauri (Italien) — beide wurden in ihren Ämtern bestätigt; Deutschland schied satzungsgemäß aus, an seine Stelle trat Frankreich, und zwar der ehemalige Postminister Robert Jardillier, vierter Vizepräsident wurde Professor Ylöstalo (Finnland). Das durch die Wahl von A. Dubois frei gewordene Amt des Vorsitzenden des Programmausschusses erhielt C. A. Dymling (Schweden); Vorsitzender des Haushaltsausschusses wurde R. Starzynski (Polen).

Die Arbeiten standen bereits ganz im Zeichen der Vorbereitungen für die Kairo-Konferenz, die im Februar 1938 beginnt. Das vierte Welt-Konzert soll im kommenden Frühjahr von Australien gesendet werden. Die Programmkommission hat ferner besondere Richtlinien für den „Reisenden-Austausch" ausgearbeitet und bestimmt, daß den Berichterstattern jede Erleichterung gewährt werden soll. Die Technische Kommission wies auf einige immer noch bestehende Schwierigkeiten im Langwellenband und lenkte erneut die Aufmerksamkeit auf die Lage im Kurzwellenrundfunk, die von Tag zu Tag schwieriger und drohender wird. Die Vorarbeiten für Kairo wurden erheblich gefördert, zumal auch auf Grund der Besprechungen in Bukarest. Fragen der internationalen Kabelwege, Untersuchungen über Mikrophone und akustische Bedingungen der Senderäume, sowie der

technischen Ausrüstung der neuen Wellenkontrollstelle in Brüssel wurden weitergeführt. Die Juristische Kommission besprach eingehend Fragen des Autorenschutzes, besonders auch im Blick auf die Fernsehentwicklung. Die nächste Sitzung findet Ende November oder Anfang Dezember in Nizza statt, sie wird ausschließlich den letzten Vorbesprechungen für Kairo dienen.

*

M. Rambert, der 1935 in Warschau zum Präsidenten gewählt worden war, wurde damit der erste Nachfolger von Sir Charles Carpendale, der in den ersten zehn Jahren die UIR. leitete. Während dieser Zeit hatte Herr Rambert allerdings als Schweizer Vertreter bereits besondere Funktionen als Delegierter des Rates für die Geschäftsführung. Er ist auch der erste Präsident der Interkontinentalen Konferenz, die erstmalig im März 1936 in Paris zusammentrat. In seine Amtszeit fiel auch die Einbeziehung des Fernsehens in den Aufgabenkreis des Weltrundfunkvereins. M. Rambert ist ein alter Funkpionier und Gründer des Schweizer Rundfunks, dessen Generaldirektor er bis zum Oktober 1936 gewesen ist. Er wird sich nunmehr ganz seinen wissenschaftlichen Forschungen widmen. Rambert ist ein weitgereister und außerordentlich aufgeschlossener, vielseitig interessierter Ingenieur, der es jederzeit verstanden hat, durch seine persönlichen Beziehungen und seinen Einfluß auftauchende Schwierigkeiten und Spannungen zu beseitigen. Dem Weltrundfunkverein gehört er seit der Gründung an. — Der neue Präsident ist gleichfalls Gründungsmitglied der UIR. und Mitgründer des Rundfunks seines Landes. Er ist Direktor der NOZEMA, der Dachorganisation des holländischen Rundfunks, die die allen Sendegesellschaften gemeinsamen technischen und verwaltungsmäßigen Fragen betreut. Seit einer Reihe von Jahren ist A. Dubois Präsident des Programmausschusses. In seine Amtszeit fällt wahrscheinlich die Aufstellung eines neuen Wellenplanes, der den jetzt bestehenden Plan von Luzern ablösen wird. Ferner tritt im kommenden Jahr zum zweiten Male die Interkontinentale Konferenz zusammen; mehr denn je wird auch das Fernsehen in seiner internationalen Entwicklung beachtet werden müssen.

BLICK IN DIE RUNDFUNK-WELT

Guglielmo Marconi †

Als am 20. Juli 1937 die Welt die Nachricht erfuhr, daß Marchese Marconi unerwartet gestorben sei, gedachte der gesamte Weltrundfunk dieses großen Sohnes Italiens und dieses „Vaters der Drahtlosen". In Deutschland sprach der Präsident der Reichsrundfunkkammer, während die Fahnen auf den Rundfunkhäusern auf Halbmast gingen, in Italien Marchese Solari, in Amerika der Präsident der RCA. und für den Weltrundfunkverein Präsident Dubois. Die National Broadcasting Company, Newyork, veranstaltete eine Ringsendung, in der Reden aus Italien, England, Holland und Amerika zusammengefaßt waren, und das gesamte amerikanische Nachrichtenwesen gedachte des großen Toten durch eine Minute des Schweigens.

Marconi, ein Name und ein Mann, umgeben vom Zauber und Glanz des Ruhmes. Dieser Zauber wob einen mythischen Schleier um diesen großen Sohn Italiens, so daß jeglicher Fort-

schritt der drahtlosen Technik mit dem Namen Marconi in Zusammenhang gebracht wurde, er wurde zum Begriff des Funkwesens und des Rundfunks, man nannte ihn den Vater des Radios oder den Beherrscher des Äthers.

Guglielmo Marconi wurde, wenn man so sagen kann, in die Probleme der drahtlosen Technik hineingeboren. Er erblickte am 25. April 1874 das Licht der Welt, in einem Jahr, als sich ein Amerikaner ein Patent auf einen „magnetischen Sender" geben ließ. Als dann der etwa 14jährige Marconi schon selbständiger zu denken vermochte, entdeckte Heinrich Hertz die elektrischen Wellen. Im gleichen Jahr, 1889, fragte ein deutscher Ingenieur Huber bei Hertz an, ob seine Feststellung elektrischer Wellen für „leitungslose Telegraphie" verwendet werden könne. Hertz verneinte diese Frage.

Während Marconi dann, zum Manne reifend, sich mit naturwissenschaftlichen und physikalischen Problemen beschäftigte und als Schüler von Righi enger mit den Problemen der elektrischen Wellen in Verbindung kam, hatte der heute noch lebende französische „Vater der Drahtlosen", Prof. Branly, den Coherer oder Fritter, erfunden. In Rußland war es der Physiker Popoff, der durch andere Arbeiten auf die Idee einer drahtlosen Funkentelegraphie kam. Von all diesen Erfindungen und Gedankengängen hatte Marconi mehr oder weniger gehört, er kannte die Versuche seines Lehrers Righi und wurde in den Bann dieser neuen Wissenschaft gezogen. Mit fanatischem Glauben ging er seinen Ideen nach, und der kaum 20jährige Marconi erkannte als erster die praktische Bedeutung der drahtlosen Technik. Das war zu einer Zeit, da man in allen Erfolgen wissenschaftlicher Beobachtung nur ein Phänomen sah, ja manche glaubten, daß die Beschäftigung mit diesen Dingen sogar nur eine Spielerei sei.

Wenn Marconi nur die Idee der praktischen Auswertung der drahtlosen Technik für eine zukünftige Nachrichtentechnik gehabt hätte, so müßte man ihn allein deshalb zu den bedeutendsten Geistern zählen, die die Welt hervorbrachte. Das Interessante an der Erscheinung Marconis ist aber, daß er nicht nur die Idee gebar, sondern daß er auch ein Kämpfer für diese Idee wurde, und zwar auf technischem und organisatorischem Gebiet.

Das Leben hat es mit Marconi gut gemeint. Er entstammte einer begüterten italienischen Familie; seine Mutter war irisch-schottischen Blutes, und durch ihre Familienbeziehungen war ihm so auch der Weg aus dem damals noch kleinen Italien zur größeren englisch-amerikanischen Kulturwelt geebnet.

Es soll im Jahre 1894 gewesen sein, als Marconi die Idee hatte, daß es möglich sein müsse, elektrische Signale durch den Äther von einem Ort zum anderen zu senden. Er befand sich damals in den italienischen Alpen und hing diesem Plan nach, um ihn auch vollständig zu durchdenken. Denn Gründlichkeit und Beharrlichkeit sind Merkmale seines Wesens. Im Herbst 1894 kehrte er in die Villa Griffone, den Sommersitz der Familie Marconi in der Nähe von Bologna, zurück und ging daran, diese Idee praktisch zu erproben. Theoretisch war ja durch die wissenschaftlichen Erkenntnisse der Weg geebnet, aber hier kam es nicht auf die Theorie, sondern auf die Praxis an. Noch im Dezember des gleichen Jahres gelang ihm sein Experiment über die „weite" Entfernung einer großen Dachkammer. Wenige Monate später glückten die „Sendungen" bereits im Freien über größere Zwischenräume; dabei machte er die technisch grundlegende Entdeckung, daß man die Antenne erden müsse. Zu Beginn des Jahres 1896 konnte Marconi mit seinen Apparaten schon eine Entfernung von fast 3 km überbrücken, und im gleichen Jahre meldet er sein erstes britisches Patent für drahtlose Telegraphie an. In diesem Jahre war er wieder einmal in London und wollte seine Experimente beglaubigen lassen. Die britische Postverwaltung fand sich dazu bereit, seine Versuche zu prüfen, und mit einem Schlage war seine Idee berühmt. 1897 gelang es Marconi dann bereits, 8 km zu überbrücken; im Mai wurde die Marconi-Gesellschaft gegründet; im Juli kam der Erfolg zustande, daß die britische Postverwaltung das drahtlose System über den Bristolkanal über eine Entfernung von 14,5 km erfolgreich versuchte.

1897 hatte aber auch die deutsche Wissenschaft ihre ersten Erfolge. Damals wurde das Slaby-Arco-System begründet und jene funkentelegraphischen Versuche von der Pfaueninsel zur Sakrower Heilandskirche und Matrosenstation in Potsdam durchgeführt, an denen der

damalige deutsche Kaiser regen Anteil nahm. Es begann ein Wettlauf um den Reichweitenrekord; in den Kreis der großen Pioniere traten Prof. Braun, der Däne Poulsen, der Amerikaner Armstrong. Jede Stunde dieser Jahre um die Jahrhundertwende bringt Fortschritte. Ferdinand Braun, der später (1909) mit Marconi zusammen den Nobelpreis erhielt, erfindet die Braunsche Röhre, die gewissermaßen erst in der Neuzeit der drahtlosen Technik volle Bedeutung gewann. Die Reichweiten wurden immer größer. Da kam der 12. Dezember 1901; wieder ein entscheidendes Jahr für Marconi, als es ihm gelang, den inzwischen berühmt gewordenen Morsebuchstaben „S" von Poldhu nach Neufundland über eine Entfernung von 3006 km zu übertragen.

Marconi war der erste auf dem Plan gewesen, und die Marconi-Gesellschaft hatte die Führung im Weltfunkwesen. Man kann über die Zweckmäßigkeit von Monopolen streiten; aber unstreitig ist der ein starker Mann, der ein Monopol besitzt. Marconi war ein gründlicher Arbeiter, ein gründlicher Techniker und ein gründlicher Organisatior. Und dank dieser Gründlichkeit hatte die Marconi-Gesellschaft fast ein Monopol. Je mehr die Bedeutung der drahtlosen Technik wuchs, desto stärker wurden die Stellung und Bedeutung Marconis. Es sei hier nicht unterschlagen, daß gegen diese Monopolstellung damals von deutscher Seite ein heftiger Kampf geführt wurde, denn schon 1903 und in den folgenden Jahren fanden internationale Konferenzen zur Regelung der drahtlosen Telegraphie statt, und schließlich gelang es durch diese Konferenzen und andere Erfolge, daß neben das Marconi-Monopol auch andere Unternehmungen gleichberechtigt treten und so Wettbewerbe der besten Leistungen entstehen konnten.

In diesem Wettbewerb blieb die Marconi-Gesellschaft immer führend, was unter der Leitung eines Mannes wie Marconi kaum anders zu erwarten war. Das Arbeits- und Forschungsgebiet der drahtlosen Technik wurde immer größer und weitläufiger. Es blieb dank der Erkenntnis Marconis keine Geheimwissenschaft einiger Wissenschaftler, sondern die Funktechnik wurde zum Gemeingut der praktischen Ingenieure. Diese Heerscharen von Technikern bauten weiter am Werk dieses Begründers, und der Begründer Marconi selbst war es, der den regsten Anteil an der Entwicklung nahm, ratend und beratend mithalf und durch eigene Arbeiten, die sich in den letzten Jahren auf das Kurzwellengebiet erstreckten, noch manche wertvolle Erkenntnis zufügte. Gerade in der Beschäftigung Marconis mit den kurzen Wellen kommt neben vielen noch einmal die Genialität dieses Mannes besonders zum Ausdruck. Auch an die praktische Bedeutung der Kurzwellen hatte noch im Zeitpunkt fortgeschrittener Funktechnik niemand geglaubt; man überließ die kurzen Wellen den Amateuren, die dann zum Staunen der Berufenen überraschende Erfolge damit erzielten. Marconi indessen wunderte sich weniger darüber, denn sein Blick hatte schon vorher oder gleichzeitig wieder die praktische Bedeutung erkannt, und wieder kommen hier Marconi ganz bedeutende Verdienste zu.

Mit Recht muß man Marconi als einen „Vater der Drahtlosen" bezeichnen. Und er lebte das glückliche Leben eines Menschen, dessen Werk rechtzeitig erkannt und dessen Arbeit anerkannt wird. Schon 23jährig wurde ihm die italienische Baronie verliehen; 1929 wurde er zum Marchese ernannt. Dazwischen liegen unzählige italienische und ausländische Anerkennungen. Er wurde Mitglied und Ehrenmitglied vieler Akademien und wissenschaftlicher Gesellschaften, man erkannte ihm neun Ehrendoktorate zu, 1909 erhielt er zusammen mit Prof. Braun den Nobelpreis; Großbritannien, USA., Spanien, Japan zeichneten ihn durch Orden und Medaillen aus, Reichspräsident von Hindenburg verlieh ihm für Deutschland 1932 die Goethemedaille. Der Papst zeichnete Marconi aus, und der Papst war es auch, dem Marconis letzter offizieller Besuch galt. Vielleicht mag er geahnt haben, daß er von dieser Welt Abschied nehmen mußte, der er so viel geschenkt und die ihm so viel gedankt hat. Marconi, der in seinem ganzen Leben intuitiv das Richtige erkannt hat, mag vielleicht auch in diesen letzten Stunden den gleichen Weitblick, diesmal ins Jenseits hinein, gehabt haben. So bedrückend es für einen Lebenden ist, wenn ein bedeutungsvoller Mensch von seinem Platz abberufen wird, der, nach Jahren gezählt, sein Leben eigentlich noch nicht vollendet hat, so gilt hier das Wort, daß ein Leben, zwar nicht nach Jahren, dafür aber nach Taten und Erfolgen erfüllt war.

Werner Menzel.

I. Europäischer Rundfunk

Deutschland Hörerzahl am 1. Juni: 8372818, am 1. Juli: 8274727. — Am 20. Juni ist als 15. Nebensender Görlitz (Reichenbach) eröffnet worden, der wie Gleiwitz auf Welle 243,7 m (1231 kHz) sendet. — Am 19. Juni wurden die neuen Senderäume der Sendestelle Kassel in Betrieb genommen, desgleichen hat der Gleichwellensender Kiel an Stelle der bisherigen Besprechungsstelle ein eignes Rundfunkhaus erhalten. — Das Münchener Rundfunkhaus wird umgebaut und modernisiert. — In der Reichsrundfunkkammer wurde Arthur Freudenberg mit der Leitung der Abteilung II (Propaganda) und Dr. Herbert Engler (beide waren bisher im Reichssender Breslau als Spielleiter tätig) mit der Leitung der Abteilung V (Kultur) beauftragt. — Unter Führung des Reichsintendanten und der Direktion der Reichsrundfunk GmbH. unternahmen die Runkfunkintendanten die erste Studienreise in den Sendebezirk Köln. — Reichspropagandaministers Dr. Goebbels hat eine „Dienstvorschrift für die Funkhauptstellenleiter der NSDAP." erlassen, zu der auf einer Arbeitstagung am 3. Juni Präsident Kriegler und Reichsintendant Dr. Glasmeier sprachen; in weiteren Referaten wurde zu Einzelfragen Stellung genommen. — Reichsminister Dr. Goebbels hat am 29. Juni eine Kommission zur Bewahrung von Zeitdokumenten gegründet, zum Obmann der Sektion Schallplatte und Rundfunk wurde der stellvertretende Reichssendeleiter Boese berufen. — Am 25. Juli verstarb der Hauptgeschäftsführer der Wirtschaftsgruppe Elektroindustrie und Geschäftsführer der Wirtschaftsstelle der deutschen Rundfunkindustrie Reichskultursenator Dr. Heinz Lotz. — Das Fernsehen wird in naher Zukunft mit 441 Zeilen bei 50 Bildern in der Sekunde (Zeilensprungverfahren) arbeiten; die Bildpunktzahl wird damit von 40000 auf 150000 erhöht. Die beiden im Bau befindlichen Sender auf dem Brocken und dem Feldberg sind für dieses hochzeilige Fernsehen berechnet, Berlin wird entsprechend umgebaut werden. Am Adolf-Hitler-Platz wird eine moderne Fernsehbühne erbaut.

Österreich Hörerzahl am 1. Mai: 598232, am 1. Juni: 601372. — Es ist geplant, den 1,5-kW-Kurzwellensender durch einen 15-kW-Sender zu ersetzen.

Belgien Hörerzahl am 1. Mai: 922814, am 1. Juni: 944073.

Bulgarien Die Regierung plant, an die Landbevölkerung ohne Anzahlung Empfänger abzugeben, deren Preis (rund 10000 Lewa) in 48 Monatsraten abgezahlt werden kann.

Dänemark Hörerzahl am 1. Mai: 676638, am 1. Juni: 680911.

Danzig Hörerzahl am 1. Juni: 34163. — Reginald Buse, der bisherige Sendeleiter am Reichssender Leipzig, früher in gleicher Eigenschaft am Reichssender Breslau, wurde zum Intendanten des Landessenders Danzig ernannt.

Frankreich Hörerzahl am 1. Mai: 3890660, am 1. Juni: 3926902. — Bei dem letzten Kabinettswechsel wurde an Stelle von R. Jardillier als Postminister J. Lebas ernannt. — Die Einnahmen des Staatsrundfunks betrugen 1936 rund 201 Mill. Franken, die Ausgaben 159 Mill. Franken. — Die Rundfunkgebühren sind um 20 % auf 60 Franken jährlich erhöht worden. — Beim Postminister ist der Antrag auf Genehmigung eines Senders in Perpignan gestellt worden. — Im Sommer wird der erste Übertragungswagen des Staatsrundfunks in den Dienst gestellt. — Unter dem Namen „Syndicat des Spécialistes Exécutants de la Radio" ist eine Gewerkschaft gegründet worden, der Rundfunkjournalisten, Funkberichter, Sprecher, Techniker und ständige Rundfunkmitarbeiter angehören; Sekretär wurde Julien Maigret. — Der Eiffelturm hat ein neues, über 400 m langes Fernsehkabel erhalten, das aus Deutschland geliefert wurde. Am 6. Juli wurden die auf einige Zeit unterbrochenen Fernsehsendungen wieder aufgenommen. Die neue Station soll wahrscheinlich mit 30 kW arbeiten, die Zahl der Fernsehempfänger schätzt man auf 700 bis 800.

Finnland Hörerzahl am 1. April: 196942, am 1. Juni: 200997. — Die Regierung hat einen Betrag von 250000 Finnmark für eine 1-kW-Kurzwellenversuchsstation bei Lahti bewilligt; der Bau eines größeren Senders ist für das nächste Jahr geplant.

Großbritannien Hörerzahl am 1. Juni: 8204009, am 1. Juli: 8234250. — Charles Howard Goulden Millis ist zum Vizepräsidenten und Gouverneur der BBC für 5 Jahre ernannt, er ist damit der Nachfolger von Harold Brown. — Als Nachfolger von Eric Maschwitz wurde John Watt zum Leiter der Unterhaltungsabteilung ernannt. — Auf der Kanalinsel Alderney hat eine Reklamestation Versuchssendungen aufgenommen, die von einer Aktiengesell-

schaft betrieben wird. Sie hat einen Antrag auf Genehmigung eingereicht. — Die Sendezeit der Fernsehstation ist um eine Stunde von 12,30 bis 13,30 vermehrt worden. Im Juli wird der Sender auf drei Wochen wegen Überholungsarbeiten stillgelegt. — Die Tenniskämpfe in Wimbledon wurden mittels eines dazwischengeschalteten Ultrakurzwellensenders, der auf einem Auto montiert war, nach Alexandra-Palace übertragen und von dort ausgesendet. — Die Zahl der Fernsehempfänger (die jedoch zum größten Teil leihweise an Hotels, Warenhäuser usw. überlassen sind) wird mit rund 3000 angegeben. — Das Programm wurde neuerdings auf eine Entfernung von 150 km empfangen. — Meldungen, die von der Errichtung eines Senders für arabische Programme in Malta sprechen, werden dementiert.

Griechenland Mit dem türkischen Rundfunk ist ein Abkommen geschlossen, wonach zweimal monatlich Ankara und Athen nationale Musikdarbietungen austauschen.

Ungarn Hörerzahl am 1. Mai: 376569, am 1. Juni: 376563.

Irland Ende Mai waren 100 Grundschulen mit eigenen Empfängern versehen.

Italien Hörerzahl am 1. Mai: 729800, am 1. Juni: 734000. — Der 10-kW-Sender Genua wird von Welle 304,4 m auf Welle 213,2 m übergehen, also auf die gleiche Wellenlänge wie Turin und Triest. Welle 304,4 m soll der Großsender Bologna bekommen; auf ihr wird später auch der noch im Bau befindliche Sender Rom II arbeiten. — Zum Inspektor für den Rundfunk und das Fernsehen wurde Admiral Prof. Dr.-Ing. Guiseppe Pession (Generaldirektor der Post und des Telegraphenwesens) ernannt. Das Zentralinspektorat ist bekanntlich beim Propagandaministerium errichtet worden. — Anfang Mai waren 11626 Schulen mit 2057503 Schülern mit Empfangsgeräten versehen. — Ein Fernsehversuchssender wird Ende Sommer mit 441 Zeilen Übertragungen in Betrieb genommen werden.

Lettland Hörerzahl am 1. Mai: 100668, am 1. Juni: 101397.

Litauen Hörerzahl am 1. April: 38838. — Der seit langem geplante Großsender ist für das Jahr 1938 etatisiert worden. — Ende März hatten 270 Schulen Empfänger.

Holland Es ist ein vorläufiger Bericht über die technischen Bedingungen eines Fernsehprogrammbetriebes ausgearbeitet worden, ein zweiter Bericht über kulturelle und verwaltungsmäßige Fragen wird folgen. Es ist anzunehmen, daß bald ein Versuchsbetrieb eröffnet wird.

Polen Hörerzahl am 1. Mai: 778855, am 1. Juni: 766579.

Portugal Hörerzahl am 1. April: 59626, am 1. Mai: 61716, am 1. Juni: 63299.

Rumänien Es soll ein 20-kW-Sender bei Jassy erbaut werden, wo auch eine eigene Sendestelle errichtet wird. — Wenn die Senderäume in Klausenburg (Cluj) fertiggestellt sind, soll zwischen Klausenburg und dem Großsender Bod ein Doppelprogramm durchgeführt werden. — Es wird geplant, einen Kurzwellenversuchsbetrieb einzurichten.

Schweden Hörerzahl am 1. April: 1002785.

Schweiz Hörerzahl am 1. Mai: 470069, am 1. Juni: 473322. — Basel wird ein Rundfunkhaus erhalten, für das 700000 Schweizer Franken veranschlagt worden sind; Genf wird sein Rundfunkhaus vergrößern. — Am Nordfuß der Alpen soll ein Kurzwellensender errichtet werden.

Tschechoslowakei Hörerzahl am 1. März: 960952, am 1. Mai: 972694. — Auf der Sommerkonferenz des Rundfunks in Luhatschowitz wurde bekannt gegeben, daß der Sender Melnik, der zwar an Prag angeschlossen aber vornehmlich in deutscher Sprache senden wird, gegen Ende des Jahres seine Versuchssendungen aufnehmen soll. Der neue 100-kW-Sender Brünn wird erst 1938 in Betrieb genommen; für die Station Uzhorod ist ein Grundstück erworben.

Türkei Das neue Rundfunkgesetz, das bereits alle Ausschüsse durchlaufen hat, wird demnächst in der Großen Nationalversammlung angenommen werden. Danach hat der Staat ein Monopol über alle Rundfunkanlagen, das Fernsehen wird dem Heere vorbehalten, es kann jedoch durch Beschluß des Ministerrates auch von anderen staatlichen Stellen benutzt werden. Die Überwachung der Rundfunkanlagen hat das Ministerium für Öffentliche Arbeiten. Die Erlaubnis zum Betrieb eines Rundfunkgerätes muß schriftlich bei der Direktion der örtlichen Postbehörde erbeten werden, die Bewilligung erstreckt sich auch auf die Anlage von Antennen. Diese Genehmigung muß einen Monat nach Inkrafttreten des Gesetzes von allen Gerätebesitzern ein-

geholt werden. — Das neue Rundfunkhaus, das in Ankara errichtet werden soll, wird nach den modernsten Grundsätzen gebaut werden, es soll fünf große Senderäume umfassen. — Der in Auftrag gegebene 120-kW-Langwellensender wird auf Welle 1629, der 20-kW-Kurzwellensender auf einer Länge zwischen 14 und 200 m arbeiten; die Stationen werden in Etimessel, 26 km von Ankara entfernt, errichtet. — Das Kultusministerium hat einen größeren Betrag zur Ausstattung von Bürgermeistereien kleiner Gemeinden mit Rundfunkempfängern bereitgestellt. Besondere Kontrollgruppen sollen monatlich einmal die Geräte überprüfen und das Aufladen der Batterien überwachen — Mit dem griechischen Rundfunk ist ein Abkommen geschlossen worden, wonach zweimal monatlich die Sender Ankara und Athen nationale Musikdarbietungen austauschen. — Bis eine eigene Rundfunkindustrie geschaffen ist, sollen Rundfunkgeräte und Zubehörteile zollfrei eingeführt werden dürfen.

Rußland Hörerzahl am 1. April: 3938000. — Für die Erzeugnisse von Regierungsfabriken wurden Reklamedarbietungen gestattet, die etwa 2 % des Programms einnehmen. — Nach einer vom Kommissariat für das Rundfunkwesen veröffentlichten Stasistik gliederte sich das Programm in den ersten drei Monaten 1937 wie folgt: Opern, Ballett,Operette 8,1 %, Symphoniekonzerte 23,3 %, Unterhaltungsmusik 2,1 %, Amateurorchester 0,9 %, Literatur 4,7 %, Erziehungsfunk 5,1 %, Nachrichten 39,9 % (!), Kinderfunk 5,1 %, Fernsehen 1,7 %.

Jugoslawien Hörerzahl am 1. Mai: Belgrad = 64495, Laibach = 14933, am 1. Juni: Belgrad = 64397, Laibach = 14952. — Es gibt im ganzen Lande nur 218 Detektorempfänger, überwiegend werden 4-Röhren-Geräte verwendet. Nur 40 % der Geräte können auch Langwellen empfangen, für Kurz- und Langwellenempfang sind nur 38 % geeignet. Es wurde bei der Umfrage festgestellt, daß die Sender zu schwach sind, um überall im Lande gehört zu werden. — Der neue 20-kW-Sender für Belgrad wird in Mikisch aufgestellt werden. — Eine holländische Firma hat die Genehmigung zum Bau einer Fabrik für Rundfunkgeräte erhalten; außer weiteren sieben ausländischen haben auch vier inländische Finanzgruppen Anträge auf Fabrikerrichtungen eingereicht. Man erwartet von der Verstärkung des Senders Belgrad einen starken Aufschwung des Rundfunkmarktes.

Kongresse Vom 21. Mai bis Anfang Juni tagte in Bukarest der Zwischenstaatliche Beratende Ausschuß für den Funkbetrieb (Comité consultativ internationale des radiocommunications, C. C. I. R.), der hauptsächlich Fragen der Funkdienste von Land zu Land und mit Schiffen in See behandelte. — Während der Weltausstellung trat in Paris der von der Union des Arts Radiophoniques einberufene Erste Internationale Radio-Kongreß zusammen; der Kongreß hatte keinen offiziellen Charakter.

II. Außereuropäischer Rundfunk

USA. Hörerzahl (nach Schätzung): 24500000 Familien (von insgesamt 31400000 Familien), 4500000 Autoempfänger. — Die NBC hat im ersten Halbjahr 1937 ihrem Sendenetz 21 neue Stationen eingegliedert. — Das monatlich einmal gesendete Programm „The March of Time" (CBS) ist versuchsweise in die französische Sprache übersetzt worden und soll übertragen werden; findet die Übersetzung Beifall, wird die Sendung auch in andere Sprachen übertragen. — Das CBS hat einen Fernsehversuchssender erworben, der auf dem Chrysler-Gebäude errichtet wird. — Vier Monate dauerte eine Umbaupause für den Fernsehbetrieb der NBC, jetzt werden Sendungen mit 441 Zeilen (bisher 343) vorgenommen.

Afrika Franz.-Westafrika hat nur 508 eingetragene Hörer. — Hörerzahl in Marokko am 1. Mai: 31925, am 1. Juni: 31874. Es wird in Kürze die erste Rundfunkzeitschrift in arabischer Sprache unter dem Namen „Radio el Maghreb" erscheinen. — Hörerzahl in Algerien am 1. Mai: 66531. — Hörerzahl in Ägypten am 1. Mai: 67976. Es sollen in allen Dörfern Abhörstellen für Gemeinschaftsempfang eingerichtet werden. — Um die Empfangsverhältnisse in Abessinien zu untersuchen, sind 5000 Fragebogen ausgegeben worden. Das Ergebnis besagt, daß der Empfang von Mittel- und Langwellen fast vollkommen ausfällt. Trotzdem ist zu erwarten, daß im Rahmen des 6-Jahres-Planes auch ein starker Mittelwellensender in Addis Abeba errichtet werden wird. Die Industrie bemüht sich eifrig um die Entwicklung von Tropenempfängern. — Hörerzahl in der Südafrikanischen Union am 1. Januar: 160000, am 1. Juni rund 175000.

Asien Der seit langem geplante Sender im syrischen Libanon soll bei Homs oder Chtaura errichtet werden; er wird sowohl militärischen Zwecken dienen als auch als Propagandasender für die Araber. — Mekka hat nun endlich seinen eigenen Sender erhalten, der in Kürze in Betrieb genommen wird. Er ist der erste Sender der moslemischen Welt. — Hörerzahl in Niederländisch-Indien am 1. April: 43250, am 1. Mai: 44587, am 1. Juni: 45853. — Hörerzahl in Französisch-Indochina: 1013.

Japan Hörerzahl am 1. April: 2826062. — Für die Olympiade sollen 16 Kurzwellensender in Betrieb genommen werden, mit deren Bau begonnen wurde. Für den Gesamtausbau des Rundfunks ist ein Betrag von 50 Millionen Yen vorgesehen. — Für die Fernsehentwicklung sind zunächst 300000 Yen (rund 210000 Mark) bereitgestellt.

China Es verfügen rund 2000 Schulen über Rundfunkempfänger; das Erziehungsministerium plant weitere 5000 Schulen mit Geräten zu versehen; ein entsprechender Auftrag soll bereits an die Rundfunkgerätefabrik in Shanghai erteilt worden sein.

Australien Hörerzahl am 1. März: 898526, am 1. Mai 903223. — Im Jahre 1936 ist die Zahl der regelmäßig am Schulfunk teilnehmenden Schulen von 800 auf 1024 gestiegen.

Neuseeland Hörerzahl am 1. März: 235275, am 1. April: 240733.

WIRTSCHAFT UND RECHT

Schweiz Die Berner Konvention zum Schutz des Urheberrechts hat mit den römischen Protokollen vom 2. Juni 1928 erhebliche Veränderungen erfahren. Ratifiziert haben außer der Schweiz, Bulgarien, Kanada, Freie Stadt Danzig, Finnland, Großbritannien, Nordirland, Ungarn, Britisch-Indien, Italien, Norwegen, die Niederlande, Schweden und Japan (dieses Land unter Vorbehalt). Den römischen Protokollen beigestimmt haben die Länder: Deutschland, Australien, Österreich, Belgien, Brasilien, Dänemark, Spanien, Frankreich (unter Vorbehalt), Griechenland (unter Vorbehalt), der Freistaat Irland (unter Vorbehalt), Lettland, das Fürstentum Liechtenstein, das Großherzogtum Luxemburg, Marokko (französische Zone), das Fürstentum Monaco, Polen, Rumänien, Syrien und die Republik Lybanon, die Tschechoslowakei, Tunesien (unter Vorbehalt), die Südafrikanische Union (ohne Südwestafrika), die Vatikanstadt und Jugoslawien (unter Vorbehalt), insgesamt 35 Länder, von denen 6 Vorbehalte gemacht haben. Es ist bekannt, daß die römischen Protokolle eine Änderung erfahren sollen. In Belgien hat die Regierung bereits eine Kommission zum Studium des Urheberrechts ernannt, um die Grundlagen der höchstwahrscheinlich in Brüssel stattfindenden Konferenz zur Revision der Berner Konvention in der römischen Fassung vorzubereiten. Der Kommission gehören namhafte belgische Juristen an.

Jugoslawien Der Unterrichtsminister hat einen Erlaß vom 27. Januar 1937 herausgegeben, der sich mit dem Schutz der Urheber befaßt. Der Beauftragte des Unterrichtsministers übt eine unmittelbare Kontrolle über die Verwendung der Autorenhonorare aus. Sämtliche Verträge zwischen Urheber und Verwertungsgesellschaften werden ihm zur Genehmigung vorgelegt. Im Falle von Urheberrechtsverletzungen leitet der Beauftragte des Unterrichtsministers die notwendigen Verfahren ein.

Niederlande In Holland hat die Rundfunkzeitschrift „Haagsche Telefoon-Radio-Gids" von 1926—1934 Rundfunkprogramme ohne ausdrückliche Einwilligung der holländischen Rundfunksender veröffentlicht. Vom 1. Januar 1935 wurde der Zeitschrift die Veröffentlichung der Programme von den Rundfunkgesellschaften AVRO, NCRV, KRO und VARA untersagt. Trotzdem druckte die Zeitschrift die Programme der Sender ab. Es kam zum Prozeß zwischen den holländischen Sendegesellschaften und der Rundfunkzeitschrift. Nunmehr wurde auch in der zweiten Instanz festgestellt, daß die Rundfunkprogramme grundsätzlich durch das niederländische Urheberrechtsgesetz geschützt sind. Die Wiedergabe der in Rundfunkzeitschriften veröffentlichten Rundfunkprogramme ist nur mit Angabe der Quelle gestattet, wenn sie nicht durch einen entsprechenden Vorbehalt ausdrücklich untersagt ist.

Da dieser Vorbehalt bei den holländischen Sendegesellschaften fehlte, haben die Richter beider Instanzen die Sendegesellschaften mit ihrer Klage abgewiesen. In den Urteilsgründen ist jedoch

den Sendegesellschaften das Recht zugesprochen worden, die Veröffentlichung ihrer Programme zu verbieten, selbst wenn ihnen aus der Tatsache dieser Veröffentlichung kein Materialschaden entstanden ist, „da ihr Recht an sich von der Frage unabhängig ist, ob die materiellen Belange bedroht sind oder nicht". Es ist dabei bemerkenswert, daß die holländischen Rundfunkgesellschaften gesetzliche Herausgeber ihrer Rundfunkprogramme sind und diese gewöhnlich in ihren Zeitschriften veröffentlichen. Diese Zeitschriften gehören zu der Art der „Zeitungen und Zeitschriften", die im Artikel 15 des holländischen Urheberrechtsgesetzes erwähnt sind.

Der Artikel 15 sieht vor, daß Berichte u. dgl., die in einer Zeitung oder Zeitschrift erscheinen, ohne Verletzung des Gesetzes unter der Bedingung abgedruckt werden können, daß das Urheberrecht nicht ausdrücklich vorbehalten ist, und daß die Quelle deutlich angegeben wird. Ein Urheberrechtsschutz fällt also fort, wenn Aufsätze, Berichte od. dgl. in einer Zeitung oder Zeitschrift erscheinen, welche einen ausdrücklichen Vorbehalt des Urheberrechts nicht ausgesprochen hat. Alle anderen Aufsätze, Berichte u. dgl. können also von jeder anderen Zeitung oder Zeitschrift ohne Genehmigung des Autors abgedruckt werden. Da die Programme weder Nachrichten noch Geschichten (Erzählungen) sind, können sie aus den Rundfunkzeitschriften unter der Voraussetzung abgedruckt werden, daß die Quelle angegeben und daß kein Urheberrecht auf die Rundfunkprogramme vorbehalten wird.

„Die Kläger versichern", so schließt die interessante Urteilsbegründung des holländischen Gerichts, „daß sie für die Programme, die sie in ihren Zeitschriften veröffentlichen, ein Urheberrecht besitzen. Andererseits ist in diesen Zeitschriften kein besonderer Vorbehalt für die Veröffentlichung dieser Programme gemacht. Daraus ergibt sich natürlich, daß die Kläger keinerlei Recht aus ihrem Urheberrecht besitzen, dem Beklagten verbieten zu lassen, seine Rundfunkprogramme in der ‚Haagschen Telefoon-Radio-Gids' abzudrucken." Vom Berufungsgericht wird in seinem Urteil vom 28. Oktober 1936 dabei darauf hingewiesen, daß die Sendegesellschaften sich gegen ein Abdrucken ihrer Programme nur derart schützen können, daß sie den Nachdruck ausdrücklich verbieten. Da dies aber nicht geschehen ist, haben die Richter der 1. Instanz die Berufung einlegenden Gesellschaften mit Recht abgewiesen.

USA. Die gesetzgebenden Körperschaften der verschiedenen nordamerikanischen Staaten haben zahlreiche Gesetzentwürfe geprüft, von denen der New Yorker Entwurf interessiert, der für jede gewerbliche Veröffentlichung durch Rundfunk eine Gebühr von 10 Cent für das einzelne Wort erhebt. Washington und Minnesota haben Entwürfe vorgelegt, die einen Unterschied zwischen dem örtlichen Rundfunk und solchem, der sich über mehrere Staaten erstreckt, vorsehen. In Indiana wird eine Steuer für die täglichen Rundfunkprogramme vorgeschlagen. Für eine Zensur der Rundfunkprogramme haben sich in Gesetzentwürfen die Staaten New York, Michigan, Kalifornien und Washington ausgesprochen. In Kalifornien wollte man ferner die Verantwortlichkeit des Rundfunks wegen übler Nachrede in politischen Sendungen einschränken. Im Staate Jowa dagegen wird vorgeschlagen, das Verschuldensprinzip auf die Fälle von Verleumdungen durch Rundfunk anzuwenden, d. h. der Sender kann nur dann verantwortlich gemacht werden, wenn er nicht alle erforderlichen Vorsichtsmaßregeln, insbesondere die Prüfung des Manuskripts, getroffen hat.

SCHRIFTTUM

Reichspostminister Dr.-Ing. e. h. W. Ohnesorge: Die Reichspost im Dritten Reich. R. v. Decker's Verlag, G. Schenck, Berlin 1937. 104 Seiten. Preis 1,80 RM.

Die umfangreiche Zahl der bisherigen Veröffentlichungen in der Sammlung „Post und Telegraphie in Wissenschaft und Praxis" wird mit dem vorliegenden Werk um ein grundlegendes Buch vermehrt, das weit über den „Reichspostbereich" hinaus aufmerksamste Beachtung finden muß. Der Band ist eine Zusammenstellung von vier Aufsätzen und Vorträgen des Reichspostministers, die sich in folgende Gruppen einteilt: Die Deutsche Reichspost vor und nach dem Umbruch — Post und Kultur (ein Vortrag in der Berliner Universität im November 1936 in der von der NS.-Kulturgemeinde veranstalteten Vor-

tragsreihe „Verkehr und Kultur") — Die Deutsche Reichspost im Dritten Reich (Vortrag auf der Tagung des Arbeitsgebietes „Verkehr" der „Reichsbetriebsgemeinschaft Verkehr und öffentliche Betriebe" im November 1936) — Nachdenkliches aus der Arbeit der Deutschen Reichspost (Vortrag vor dem Berliner Freundeskreis der Deutschen Akademie im Februar 1936).

„Die ureigenste Aufgabe der Deutschen Reichspost ist und bleibt die Nachrichtenübermittlung, und hier tritt entweder die gegenständliche Beförderungsleistung gegenüber dem übrigen Aufgabenkreis der Deutschen Reichspost zurück, wie beim Brief, oder aber eine gegenständliche Beförderungsleistung fehlt vollkommen, wie beim Fernsprecher, Funk oder beim Fernsehen. Denn es ist ja beim Briefverkehr nicht das Stück Papier, die Materie, die der Post zur Beförderung anvertraut wird, sondern das in dieser Materie enthaltene Gedanken- und Geistesgut. Und gerade dieses fremde Geistesgut ist unter den besonderen Schutz des Postgeheimnisses gestellt" (Seite 70). „Wie auch die Form der Nachrichtenübermittlung sein mag, ob Brief oder elektrischer Strom, gemeinsam ist ihnen allen die über die bloße materielle Übermittlung hinausgehende Verpflichtung der Post, das ihr anvertraute fremde Geistesgut zu wahren und vor Unbefugten zu schützen. Diese Verpflichtung zeigt, daß die Post eben nicht nur eine mechanische Leistung vollbringt, sondern darüber hinaus eine hohe sittliche Aufgabe zu erfüllen hat" (Seite 31). „Die Deutsche Reichspost ist nicht Teil der Wirtschaft. Sie hat zwar der Wirtschaft wie dem gesamten deutschen Volke zu dienen, sie soll aber nicht als Wirtschaftsunternehmen selbst Geld verdienen" (S. 56).

Das scheinen uns die Kernsätze für die neue Aufgabenstellung und Eingliederung der Deutschen Reichspost in den Rahmen unseres neuen Staatsgefüges zu sein, Gedankengänge, die auf einen Stephan zurückgehen, der die Post als eine Kulturanstalt betrachtete, und die heute ihren Niederschlag in dem Erlaß vom 2. Februar 1937 fanden. (Siehe Anhang im Buch.) Diese Sätze stellen nicht nur neue Zielsetzungen auf, sondern sie enthalten an verschiedenen Stellen weittragende Deutungen, die gerade alle am Rundfunk interessierten Kreise nicht übersehen können. Wir glauben, daß — außer in den zitierten Sätzen — auch in der Feststellung, daß keine menschliche Kultur ohne Verbindungen und Beziehungen der Menschen untereinander denkbar ist, Hinweise auf den Rundfunk, den die Reichspost technisch betreut, liegen, Hinweise, die auch auf die Entwicklung des Fernsehens angewendet werden sollen. Wir wissen, daß die Betrachtung des Rundfunks als technisches Instrument überholt worden ist und er durch die „Erfüllung" des technischen Instrumentes mit der Sendung seinen Platz im kulturellen Leben des Staates erhielt. Mit der Betonung der kulturellen Mission der Deutschen Reichspost schaltet sie sich in diesen Kreislauf des Austausches und der Vermittlung geistiger Güter aktiv ein: als eine „Hüterin" des Geistesgutes. Diese vertiefte Deutung technisch-wirtschaftlicher Aufgaben nähert sich den Bezirken des Rundfunkprogrammbetriebes an, woraus sich die Umrisse einer gemeinsamen Arbeitsgrundlage abzeichnen. —r.

Ferdinand Schilling: Plaudereien unter der Antenne. Mit 30 Abbildungen. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin 1937. Preis 2,50 RM.

Als zweiter Sonderband der Telefunken-Buchreihe läßt Ferdinand Schilling eine Folge von 30 Kurzaufsätzen und 30 meist ganzseitigen schönen Bildern erscheinen, die dem Laien das geheimnisvolle Wesen des Rundfunks als eines technischen Geschehens nun zwar nicht restlos erklären, aber doch in seinen hauptsächlichsten Begriffen verständlich machen wollen. Kein Lehrbuch also für den Anfänger, kein Nachschlagewerk für den Fachmann, sondern unterhaltsame Plaudereien, aus reichem überlegenem Wissen erwachsen und in gefälliger, bisweilen amüsanter Form vorgetragen. Daß die vielen, unterschiedlich schwierig, niemals aber leicht zu beschreibenden Probleme in dieser bewußt laienmäßigen Darstellung so anschaulich behandelt worden sind, erklärt sich aus den Erfahrungen, die der Verfasser als Vortragender im Dienst seiner Firma sammeln konnte. Jeder Rundfunkhörer muß schließlich heute eine Vorstellung mit den Vorgängen verbinden, die ihm als das „Technische Wunder" Rundfunk tagaus tagein begleiten; hier Begriffe zu ordnen, Anschauungen zu vermitteln und Verständnis zu wecken, ist die Aufgabe dieses Buches, das mit dem Wissen um die Dinge darüber hinaus auch die Hoch-

achtung vor der geleisteten wissenschaftlichen und praktischen Arbeit noch verallgemeinern helfen wird. Bd.

„Rundfunktechnik leichtverständlich". Das Wissen vom Rundfunk für jedermann von Gustav Büscher. Verlag Hachmeister & Thal, Leipzig 1937. Mit 54 Abbildungen. Preis RM. 0,70.

Man freut sich immer wieder, wenn ein neues Bändchen aus der Feder von Gustav Büscher erscheint, der unermüdlich bemüht ist, die Wunderwelt des Rundfunks wirklich volkstümlich, allgemeinverständlich und leicht faßlich darzustellen. (Wir wollen nicht vergessen zu erwähnen, daß er dabei von den Zeichnern Paul Müller und Fritz Adolphy aufs glücklichste unterstützt wird.) Der Verfasser hat diesmal auf nur 84 Seiten das ganze große Reich der Funktechnik zusammengefaßt, und wieder ist es ihm gelungen, in Stoffauswahl und Darstellung, in Wort und Bild das Wesentliche klar herauszuarbeiten; seine zum Teil humorigen Vergleiche machen das Lesen der Broschüre zu einem wahren Vergnügen. Weiter so. —r.

„10 Tage Hören und Sehen auf der Großen Deutschen Rundfunk-Ausstellung". Die Reichsrundfunkkammer hat unter der verantwortlichen Schriftleitung von Dr. Kurt Berendt und J. G. Bachmann eine große Ausstellungsnummer herausgegeben, die zahlreiche Beiträge aus allen Kreisen der Rundfunkleitung und Rundfunkschaffenden, das Programm der Reichssender und zahlreiche Bilder umfaßt. Das Heft bringt ein Vorwort von Reichsminister Dr. Goebbels, Stimmen von deutschen Künstlern und Dichtern, Aufrufe des Präsidenten Kriegler und des Generaldirektors Dr. Glasmeier, Äußerungen aus Wirtschaftskreisen und Beiträge von allen deutschen Rundfunkintendanten. Ein lebendiger Begleiter für alle Ausstellungsbesucher, eine schöne Werbung für den Rundfunk. —r.

Dr. Franz von Sluzewski: Das Rundfunkstrafrecht in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Buchdruckerei Otto Mauser, Forchheim, Oberfranken (1937. 68 S. Preis RM. 1,—).

Der Verfasser behandelt in sehr anregender Darstellung das deutsche, österreichische und schweizerische Rundfunkstrafrecht, getrennt in drei Teilen, die nach sachlichen Gesichtspunkten gegliedert sind: Schwarzhören, Schwarzsenden, Verletzungen der Vorschriften zur Rundfunküberwachung, Störungen des Rundfunkbetriebes, Verletzung von Geheimhaltungspflichten und Sonderbestimmungen. Die Ergebnisse verdienen festgehalten zu werden. Die Grundlage des Rundfunk*strafrechts* ist gleichzeitig Grundlage des Rundfunkrechts in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Es ist dies die in diesen drei Ländern feststellbare Unterordnung des Funkrechts unter das Telegraphenrecht. Ob dabei nun der Funk neben Telegraph und Telefon unter einem gemeinsamen Oberbegriff steht (wie im deutschen Fernmeldeanlagengesetz) oder nur einen *Teil* des Begriffs Telegraphie bildet (wie im österreichischen oder im schweizerischen Recht), in jedem Falle — so stellt v. Sluzewski fest — hat das *eigentümlich Neue am Rundfunk bisher nicht Eingang in die Gesetzgebung gefunden*. Der Rundfunk bleibt Teil eines technischen Rechts, des Rechts des Fernmeldeverkehrs.

Diese vom Verfasser eindeutig erkannte gemeinsame Grundlage führt zu weiteren Folgerungen: In Deutschland, Österreich und der Schweiz ist das Bestreben zu verzeichnen, in einer Universalstrafvorschrift mit möglichst umfassendem Tatbestand und unter Verweisung auf die Konzessionsbedingungen alle Verletzungen des „Telegraphenregals" zu erfassen, insbesondere die wichtigsten Delikte des Rundfunkstrafrechts: das Schwarzsenden und das Schwarzhören. Der Verfasser hat es bewußt vermieden, rechtspolitische Erörterungen oder Vorschläge niederzulegen. Gerade deshalb aber ist seine Arbeit wertvoll, zumal sie durchaus geeignet ist, der künftigen Rechtsentwicklung auf Grund der derzeitigen Regelung praktische Fingerzeige zu geben. P.-G.

B. L. Jacot und D. M. B. Collier: Marconi. Autorisierte Biographie. Ralph A. Höger-Verlag, Berlin-Wien-Leipzig (1937, 298 S., 21 Abb. Preis geb. RM. 7,50).

Die Entwicklung des Funkwesens ist noch zu jung und zu sehr im Fluß, als daß man bereits eine wirklich umfassende und allen beteiligten Ländern und Persönlichkeiten gerecht werdende geschichtliche Darstellung geben könnte. Dagegen scheint jetzt eine Zeit zu beginnen, in der Einzelheiten der Ge-

schichte des Funks in persönlichen Erinnerungsbüchern bekannt werden. So gab kürzlich der Amerikaner Karl Baarslag spannende Tatsachenberichte aus den Anfängen der Bordfunkerei heraus, und dieses Buch mit zum Teil unbekannten und zum Teil vergessenen Begebenheiten ist nicht nur ein interessanter, sondern auch lebendiger Beitrag zur Entwicklungsgeschichte (vgl. Welt-Rundfunk S. 517). Nunmehr erschien eine autorisierte Biographie über Marconi mit dem Untertitel „Beherrscher des Äthers". Wenn wir richtig unterrichtet sind, gingen dieser deutschen Übersetzung eine italienische und eine engliche Ausgabe voraus. Das Buch will keine Gesamtschau, auch nicht andeutungsweise, der Funkentwicklung geben, sondern stellt ein hohes Lied auf Exzellenz Marconi dar. Durch das Verschweigen von Entwicklungsstadien in anderen Ländern und von Verdiensten anderer Funkpioniere erhält der unbefangene Leser ein etwas sehr einseitiges Bild. In einem Nachwort stellen allerdings die Verfasser fest daß man sich nicht wundern soll, wenn das Buch nicht stärker auf die Entwicklung in anderen Ländern, besonders auf die Entwicklung des deutschen Funkwesens, eingegangen ist. Aufgabe des Buches war es eben, den Mann Marconi, seine Arbeit und die Plätze seines Wirkens — Italien, England und Amerika — zu beschreiben. Mit diesem Nachwort ist angedeutet, aber eben nur angedeutet, daß auch Deutschland an der Weltentwicklung des Funkwesens großen Anteil hat. Diese erste autorisierte Marconi-Biographie ist daher eine sehr persönliche Lebensbeschreibung, die die Fülle des Stoffes zusammenträgt ohne dabei in die Tiefe zu gehen und entwicklungsgeschichtliche Zusammenhänge herzustellen. Solche Darstellung hat ihre Vorzüge und Nachteile. Der Vorzug ist, daß man erkennt, wie Marconi persönlich die Dinge sieht, und das ist für eine künftige Gesamtdarstellung des Funkwesens natürlich von hohem Interesse. Man erlebt aus dem Buch die Persönlichkeit Marconis, seine Arbeitsweise, die Etappen seines Schaffens; ein Stück der Geschichte der Marconi-Gesellschaft wird bekannt. Aus diesen aneinandergereihten Beschreibungen bildet sich schließlich der Gesamteindruck von Marconi, dessen Name merkwürdigerweise von einem fast mythischen Ruhm umgeben ist. mzl.

Sechster Jahresbericht über das Geschäftsjahr 1936 der Schweizerischen Rundspruch-Gesellschaft (Bern 1937) und **10 Jahre Radio-Basel.**

Die Jahresberichte des Schweizer Rundfunks zeichnen sich schon immer durch einen Reichtum an Material, Unterlagen und Aufstellungen aus. Die vorliegenden Übersichten vermitteln ein ausgezeichnetes Bild über die Gesamtlage und über die Arbeiten der einzelnen Gesellschaften; sehr begrüßenswert sind die tabellarischen und statistischen Angaben, die auch ständig Vergleiche mit dem Stand in den anderen europäischen Ländern ziehen. Besonders behandelt ist die Neugliederung der Rundspruchgesellschaft, die im Herbst 1936 vollzogen wurde, sehr bemerkenswert die eingehende Programmanalyse. Wie der Bericht von Basel einen interessanten Rückblick auf die Entwicklung einer Sendegruppe gibt, so umfaßt der große Jahresbericht eine ausgezeichnete Gesamtschau über alle Gebiete des Schweizer Rundfunks. —r.

„Le Document. 40 Ans De Radio". Editions Denoel, Paris. Preis 6 frc.

Zur Weltausstellung erschien dieses Sonderheft, das eine ganze Reihe recht interessanter Beiträge aus allen Gebieten des Rundfunkwesens enthält.

Over de wereld klinkt Neerlands Stem. (De Nederlandsche kortegolfomroep in 1936. — P. H. I. und P. C. J. — N. V. Philips' Omroep Holland-Indie.)

Das hübsche kleine Heft gibt einen Einblick in ein Arbeitsjahr des holländischen Kurzwellenrundfunks und ist ein wertvoller Bericht über die Erfolge und Zielsetzungen der PHOHI-Sender. Die Übersicht über die Programme, die Finanzierung, die Zuschriften usw. wird durch eine ganze Reihe von Hörerbriefen aus allen Teilen der Welt ergänzt. Es würde sicher interessieren, wenn der nächste Jahresbericht durch Bilder und durch statistische Angaben (Hörerzahl, Programmaufteilung, Sendezeiten u. ä.) ergänzt würde.

„Egyptian Radio Annual" 1937. Das Jahrbuch ist ein erweitertes Zeitschriftenheft. Es bringt einen Einleitungsartikel des Generaldirektors A. S. Delany, Einblicke in die Organisation des ägyptischen Rundfunks, technische Artikel, eine Zeitkarte, Wellentabellen, das alles durch Fotos aufgelockert. Für das nächste Jahrbuch wäre ein Überblick über die ge-

schichtliche Entwicklung des Rundfunks in Ägypten sicher sehr nützlich. —r.

„Broadcasting in Japan" Jahrbuch 1936/37. — Die Nippon Hoso Kyokai, die japanische Rundfunkgesellschaft legt auch in diesem Jahre eine kleinere englische Ausgabe ihres großen Jahrbuchs vor, und wir können wiederum feststellen, daß das Buch in Aufbau und Inhalt seinen Zweck vollauf erfüllt. Es hat gegenüber den früheren Ausgaben eine Erweiterung im Text- und Bildteil und eine bemerkenswerte Verschönerung in der Ansstattung erfahren. Das Buch ist ein ausgezeichneter Wegweiser und Berater für alle, die sich einen Einblick in den japanischen Rundfunk verschaffen wollen; der englische Auszug (er hat 102 Seiten gegenüber rund 400 Seiten der japanischen Ausgabe) genügt für alle Informationen vollständig. Das Büchlein, das bereits für alle Rundfunkfreunde unentbehrlich geworden ist, kann in seiner Art als vorbildlich gelten. —r.

„Writing for the BBC." Practical hints on how to write succesfully for the light entertainment department of the BBC. von Max Kester und Eric Maschwitz. 1937. Ein kleiner Leitfaden von nur rund 50 Seiten für diejenigen, die für die Unterhaltungsabteilung der BBC. schreiben wollen. Der Leiter dieser Abteilung und ein Schriftsteller haben sich hingesetzt und dies „Rezeptbuch" ausgearbeitet, in dem knappe Anweisungen und Hinweise mit praktischen Beispielen abwechseln. —r.

The London Television Station, herausgegeben von der British Broadcasting Corporation, London.

In einer kleinen, ausgezeichnet bebilderten Broschüre wird ein Überblick über den Stand und die Arbeiten des englischen Fernsehens gegeben. Bemerkenswert an der kleinen Schrift ist ihre Objektivität; es werden z. B. die deutschen Erfinder genannt, während sie in manchen anderen ausländischen Veröffentlichungen übergangen worden sind. Interessante in London angestellte Ausbreitungsversuche, die auch für den deutschen Fernsehmann von Wert sind, wurden graphisch festgehalten. Bü.

Experimental Studio Facilities For Television, herausgegeben von der National Broadcasting Co., Inc, New York City.

Diese kleine amerikanische Schrift, deren Verfasser der Chefingenieur der NBC. ist, erschien im April dieses Jahres in der RCA-Review und wird wegen ihres interessanten Inhaltes jetzt als selb ständige Broschüre herausgegeben. Sie beschäftigt sich mit den Aufgaben des amerikanischen Fernsehens, den besonderen Bedingungen, den Möglichkeiten für praktischen Betrieb und den neuartigen experimentellen Einrichtungen der amerikanischen Sendegesellschaft. In vielen Dingen weichen die in Übersee angewandten Methoden von den deutschen ab, so daß es wertvoll ist, einen Blick in eine Arbeit zu werfen, die zu Vergleichen herausfordert. Man gewinnt übrigens den Eindruck, daß sich die Arbeit der deutschen Fernsehtechniker, die mit sehr viel geringeren Mitteln aufbauen müssen, durchaus nicht zu verstecken braucht hinter dem, was jenseits des großen Wassers erreicht wurde. Bü.

Zum Gedenken an Heinrich Otto †

Telegraphenoberinspektor Erich Schwarzkopf ist einer der ältesten „Rundfunker" Deutschlands. Schon lange vor der offiziellen Eröffnung des Programmbetriebes hatte er ohne jede fremde Hilfe einfache Anlagen in Königswusterhausen gebastelt, er war auch Ansager der Sendungen, an denen sein jetzt verstorbener Freund Telegraphensekretär Heinrich Otto als Klarinettist mitwirkte. Heinrich Otto war schon vor 1923 bei fast allen europäischen Bastlern und funkbegeisterten Hörern besonders aus den berühmten Sonntagskonzerten bekannt. Wir veröffentlichen hier den Nachruf auf Heinrich Otto, womit wir einer Dankespflicht gegenüber den begeisterten deutschen Rundfunkgläubigen erfüllen.

Ein Januarabend des Jahres 1924; elendes Wetter — Schnee, Regen und Wind. Vom Bahnhof Königswusterhausen stapft eine kleine Gesellschaft von vier Personen zur Sendestation. Zwei

davon tragen Musikinstrumente, Geige und Klarinette; es sind Musiker, die im Rundfunksenderaum auf dem Funkerberge musizieren sollen. Vor der Station müssen sie haltmachen, das große eiserne Tor ist verschlossen, niemand kommt auf Rufen und Pfeifen, offenbar hört bei dem Sturm auch niemand. Endlich spricht „die Klarinette" das erlösende Wort: „Ja, Kinnings, dann helpt dat nicht, also rüber!" Und unsere Freunde einschließlich einer Sängerin überwinden das Hindernis auf dem Wege zur Kunstausübung durch Überklettern des fast drei Meter hohen Tores.

Eine belanglose Begebenheit? Ja und nein. Jedenfalls, das eine steht fest: Glaube und Begeisterung haben Pate gestanden an der „Wiege des Rundfunks" in Königswusterhausen und haben von hier aus für den deutschen Rundfunk geworben.

Drei von unseren Freunden von damals, die oft den Weg zum Senderaum Königswusterhausen gemacht haben, sind nicht mehr am Leben. Am 22. Juni dieses Jahres hat nun auch den bekanntesten von ihnen das unerbittliche Schicksal abgerufen: Heinrich Otto, „Krischan" genannt, ist nicht mehr. Seine Klarinette und seine mecklenburgischen Bauerntänze, die in den vielen Konzerten von Königswusterhausen zur Werbung für den werdenden Rundfunk immer wieder zu hören gewünscht wurden, haben ihn in ganz Europa berühmt gemacht. Schon lange vor der offiziellen Eröffnung des deutschen Rundfunks hatte er sich uneigennützig als Musiker zur Verfügung gestellt und oftmals unter seinen Kameraden geworben, um die im Anfang so notwendigen Versuchssendungen in Königswusterhausen durchführen zu helfen. Unermüdlich und stets bereit hat er in all den Jahren der Entwicklung in Königswusterhausen niemals Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten gescheut, wenn es galt, dem neuen Instrument zu dienen. Er hatte auch stets einen wohltuenden Trost, wenn die Versuche nicht glückten und sich die Technik spröde versagte.

Wie war es damals in den Jahren 1921 bis etwa 1925? Uns fehlte das tonrichtige Mikrophon. Mit einem gewöhnlichen Postmikrophon hatten wir begonnen, mit magnetischen Einzelmikrophonen Versuche angestellt, bis uns endlich Anfang 1924 ein ungefähr tonrichtiges Mikrophon zu schaffen gelang. Wie oft hat uns gerade die Klarinette unseres Freundes Krischan die merkwürdigsten Eigenheiten der mangelhaften Technik aufgezeigt. Ich erinnere mich eines kleinen Konzertes, in dem wiederholt die Stimme der Klarinette in die höhere Oktave übersprang: Resonanzlagen des Mikrophons, die bei der obertonreichen Klarinette besonders gefährlich wurden. Uns fehlten Verstärkerröhren größerer Leistung; als Ersatz mußte man sich mit Senderöhren helfen, bei deren Benutzung wiederum die Hälfte ihrer Leistung durch die notwendige elektrische Korrektur verlorenging.

Aber nicht nur Schwierigkeiten der Technik waren zu überwinden, sie entstanden eines Tages auch dort, wo sie wohl niemand vermutet hätte. Es war die böse Inflationszeit; Krischan konnte die aus dem Ausland eingeführten „Rohrblätter" für seine Klarinette in Deutschland nicht mehr auftreiben. Da versuchten wir in der Not unser Heil bei dem Rundfunk selbst zu finden. Eine Anfrage durch das Mikrophon in englischer Sprache an unsere Freunde in Europa hatte tatsächlich den Erfolg, daß schon nach drei Tagen ein Päckchen Rohrblätter aus England bei unserem Freund ankam. Die Sendung war gerettet!

Schweres und Heiteres hat die Frühzeit des Rundfunks uns in Königswusterhausen gebracht; aber Schweres im Übermaß, hauptsächlich verursacht durch die Mängel der Technik und bedingt dadurch, daß man sich all das, was heute selbstverständlich ist, erst selbst schaffen mußte und dabei oft schwerste Enttäuschung nach langer Arbeit erlebte. Begeisterung und Glaube haben alles überwinden lassen und als wir am 24. Januar 1926 von der uns ans Herz gewachsenen Tätigkeit Abschied nehmen mußten, blieb vielleicht als einziger Trost: An dem Werk, das eines der größten Wunder aller Zeiten sein wird, haben auch wir mitgeholfen.

Eine kleine Feier beendete sechs Jahre erfolgreicher Rundfunktätigkeit in Königswusterhausen. Noch einmal durfte ich die Künstler, die so oft in unserem Senderaum mitgewirkt hatten, ansagen, noch einmal ließ Heinrich Otto die mecklenburgischen Bauerntänze erklingen, dann kam der Abschied: „Ich grüße Sie zum letzten Male — wie immer — mit treudeutschem Gruß: Deutschland über alles" — und das „alte" Königswusterhausen hatte zum letzten Male zur Welt gesprochen.

Erich Schwarzkopf.

G. SEIFFERT:

Volk und Raum in China

(Eine biologische Betrachtung)

Für jeden, der Völker und ihre Geschichte biologisch zu betrachten und zu verstehen sucht, bietet China wohl die interessantesten Probleme. Chinas Volk, Staat und Kultur sind die ältesten und beständigsten der Welt. In manchem ist China scheinbar überaltert, und doch ist es durchaus nicht reif zum Sterben. In einem Raum unter verschiedensten klimatischen Bedingungen gedeiht ein Volk, das ebenso unempfindlich gegen tropisches Klima wie gegen rauheste Winter ist. Rassisch schmilzt sich der Chinese jeden Stamm ein, mit dem er in Berührung kommt; er selbst geht nie in fremden Völkern unter. Erscheinungen, die von Beobachtungen bei anderen Völkern weitgehend abweichen. Worin bestehen die biologischen Gründe, die diesem Volk seine ungeheure Rassenstärke verleihen?

Über der Herkunft des chinesischen Volkes liegt ein Schleier. Vieles spricht dafür, daß im Tale des gelben Flusses und des Weiho, wo die Wiege der chinesischen Kultur stand, die chinesischen Urahnen schon lange lebten, bevor Spuren nachweisbar sind. Vielleicht waren jene ältesten Menschen, von denen im Sinanthropusschädel Reste gefunden wurden, ihre Vorfahren. Vielleicht sind die Urchinesen, einer anderen Theorie zufolge, als Nomaden aus dem Westen unter dem Einfluß klimatischer Umwandlungen in ihre älteste chinesische Heimat eingewandert. Eines steht fest: daß unter den lebenden Völkern das Chinesische am längsten bodenständig ist. In vielen Jahrtausenden sind Raum und Volk in China zusammengewachsen; sie haben aufeinander tiefen Einfluß ausgeübt. Vom Nordwesten Chinas aus haben die Chinesen langsam sich über ihren jetzigen Lebensraum ausgebreitet. Organisch wie ein Baum wuchs das chinesische Volk in seinen Raum hinein. Die in Jahrhunderten erfolgte Besiedlung Chinas durch die Chinesen ist eine große kolonisatorische Tat. Die Stärke der chinesischen Kolonisation von der ältesten bis in die neue Zeit liegt darin, daß die Ausdehnung des Volkes dauernd in organischem Zusammenhang mit dem Ursitze erfolgte. Bei den gegen die Raumbezwingung des chinesischen Volkes fast geringfügig erscheinenden europäischen Wanderungen gaben hingegen die in Bewegung gekommenen Volksmassen ihre Urheimat entgültig auf und brachen mit ihr alle Verbindungen ab. Bei den angelsächsischen Kolonisationen trennen weite Meere Mutterland und Tochterländer, der innerliche Zusammenhang ist bis zu einem gewissen Grade gewahrt, aber räumlich sind weite Trennräume vorhanden, die es für das chinesische Volk nicht gibt. Wie ein Baum Jahresring um Jahresring legt, so dehnte sich Chinas Volk im Raume aus — ein Wachstum, wie es bei einem Volkskörper natürlicher nicht gedacht werden kann. Dieses einheitliche or-

ganische Wachstum ist ein Hauptgrund für die völkische Einheit Chinas.

Im allgemeinen vollzog sich in der Geschichte Chinas die Ausdehnung nicht in der Art, daß ehrgeizige Krieger mit Waffengewalt neue Länder eroberten und ihre Bewohner sich untertan machten. Meist wurde die Ausdehnung durch starken Bevölkerungsdruck im alten Siedlungsraum hervorgerufen. Der Volkskörper war natürlich gewachsen und verlangte Raum. Es war selbst in der Frühzeit, weil in den meisten Teilen des heutigen China schon ausgedehnte menschliche Siedlungen bestanden, ausgeschlossen, daß das wachsende chinesische Volk seinen neuen notwendigen Lebensraum immer kampflos gewinnen konnte. Aber hinter den alten Grenzen standen stets die Menschen bereit, die sich diesen neuen Raum nicht als Krieger, sondern als Bauern dauernd eroberten. Man kann auch heute noch beobachten, wie der Chinese sich seinen Lebensraum nicht gewaltsam erobert, sondern langsam in ihn eindringt. So mag sich die Einwanderung auch früher in manchen Gegenden vollzogen haben. Dem Chinesen kommt es bei der Gewinnung neuen Raumes nicht so sehr — und in der Gegenwart bestimmt nicht — darauf an, daß dieses Land nun auch politisch China sein muß. Mag es äußerlich unter verschiedenster Herrschaft stehen, völkisch macht der Chinese das neugewonnene Land aber mit Sicherheit auf die Dauer chinesisch. Diese friedliche, aber unaufhaltsame Durchdringung kann man heute in vielen Ländern Ostasiens beobachten. Man ist erstaunt, wie schnell bei den gerade im letzten Jahrhundert intensiv einsetzenden Wanderungen der Chinesen über ihre alten Reichsgrenzen hinaus das von ihnen besiedelte Land, unter welcher Flagge es auch stehen mag, chinesischen Charakter erhält. Auch hier sieht man die langsame und zielsichere Ausbreitung, die ihre stetige Verbindung mit der Heimat nie unterbricht. Es ist schwer zu sagen, wie sich die chinesische Auswanderung nach Amerika weiterentwickelt hätte, wären ihr nicht durch die Einwanderungsgesetze eine Sperre gesetzt worden. Vielleicht wäre es gar nicht zu einer Wanderung in dem Umfange gekommen wie in USA. befürchtet wurde, und bestimmt nicht im Sinne einer Kolonisation. Die Chinesen wären, wie sie es heute noch in erheblichem Maße tun, in die ferne Fremde gegangen, um Geld zu sparen und dann in ihrer Hauptzahl wieder heimzukehren; aber sie hätten sich dort nicht dauernd niedergelassen. Nur dann, wenn ein wanderndes Volk als Bauer in neue Gebiete geht, wird es den neuen Raum dauernd gewinnen. Ganz selten geht aber der chinesische Bauer über das Meer, vorwiegend sind es Händler und Handwerker. In den Gebieten, die er im ostasiatischen Bereiche neu betritt, erscheint er jedoch überwiegend als Bauer, wie bei der großen Wanderung nach der Mandschurei in den letzten Jahrzehnten. Mochte auch ein Teil dieser Volkswelle nur vorübergehend als Landarbeiter über den großen Wall ziehen, Millionen sind auf der neuen Scholle dauernd seßhaft geblieben. Diese Erscheinung wird in allen Rand-

gebieten, in die der Chinese unter dem immer höher werdenden inneren Bevölkerungsdruck hineingetrieben wird, die gleiche bleiben, mag sie auch vorübergehend durch Erschwerung der Einwanderung gehemmt werden.

Jedes Volk hat eine bestimmte Wachstumskraft, keinem aber ist es gelungen, sich in diesem Umfang und in so langen Zeiträumen so einheitlich auszudehnen wie dem chinesischen. Wo liegen die tieferen Ursachen? Der Grund für den Dauererfolg des chinesischen Volkes liegt in ihm selbst. Wenn andere Völker in fruchtbare Gegenden vorstießen, wurde ihnen der Reichtum der neuen Heimat meist zum Unheil. Gerade in den wärmeren Zonen ist es fast die Regel, daß Völker, die sich in von der Natur gesegneten Gebieten festsetzten, entarten und so dem Volke des eroberten Landes unterlagen. Ganz anders beim Chinesen. Gewiß kann man auch in seiner Geschichte ähnliche Entartungserscheinungen beobachten, aber sie betrafen doch nur bestimmte Kreise, nie das ganze Volk. Vor allem wurde von ihnen der Bauer kaum ergriffen. Viele Länder machten sich ihre Eroberer untertan, der Chinese aber blieb völkisch der Herr. Für ihn heißt es: *εχω, ουκ εχομαι.* Man muß die Ursache hierfür in bestimmten rassischen Anlagen suchen. Einmal sind es dem Chinesen erbeigentümliche Eigenschaften, die ihn zum Kolonisator unter den verschiedensten Bedingungen befähigen, und zweitens die so staunenswert große Kraft chinesischer Erbmasse, die sich selbst bei Vermischung mit rassisch fremden Stämmen stets als dominante herausarbeitet. Hier liegt der biologische Schlüsselpunkt für Chinas Werden und — Zukunft.

Die kolonisatorische Größe vieler Völker, in erster Linie auch der angelsächsischen, beruht vor allem darauf, daß sie als neue Herren es verstanden, die Kräfte des gewonnenen Landes richtig auszunutzen zum Besten der Heimat. Der Chinese erscheint im neuen Land kaum als ausbeutender Herr, er ist im wahren Sinne Kolonisator dadurch, daß er stets seinem Volke verbunden bleibend sich eine neue Heimat schafft und damit den neugewonnenen Raum organisch mit seiner alten Heimat auf das engste verknüpft. Die Einheit seines Volkes vergrößert sich als natürliche Folge seines Wachstums, aber zerreißt nie.

Erbanlagen erlauben es physiologisch dem Chinesen, wirklicher Herr der Scholle zu werden. Er erobert sich nicht neues Staatsgebiet, sondern den Boden. Mit unermüdlicher Zähigkeit und Arbeitskraft geht er an die Bebauung des Landes. Anspruchslos in seinen Bedürfnissen scheut er keine Mühe, um aus dem Boden, den er sich gewonnen hat, das Mögliche herauszuholen, — ein Bauer von 40 Jahrhunderten, wie man den Chinesen oft nennt. Die erstaunlichen Erbanlagen sind es, die ihn zum besten Bauern, zum erfolgreichen Siedler machen, dem minder begünstigte Volksstämme auf die Dauer weichen mußten und weichen werden.

Hierzu kommt noch eine andere, mindestens ebenso wichtige Erbeigenschaft: die Fähigkeit, unter den verschiedensten klimatischen Bedingungen voll leistungs-

fähig zu bleiben. Die Leistungsfähigkeit des Chinesen in körperlicher wie auch geistiger Beziehung ist praktisch jedem Klima gewachsen im Gegensatz zu den meisten anderen Völkern der Welt, die ihre Kraft nur in verhältnismäßig engen klimatischen Grenzen voll entfalten können und bei ihnen nicht zusagenden Umweltsbedingungen rasch verkümmern. Einem Volk, das sich so weitgehend anpassen kann wie das chinesische, das sich in jedem Klima ungehemmt und reichlich vermehrt, muß sich naturgemäß ein großer Lebensraum erschließen. Die außerordentliche klimatische Anpassung des Chinesen ist eine Erbanlage, die durch Auslese weiter verstärkt wurde. Man kann diese Auslese durch die klimatischen Bedingungen der Urheimat im Nordwesten Chinas einigermaßen erklären, wo das kontinentale Klima sehr kalte Winter und anderseits sehr heiße Sommer bedingt. Dieser krasse Wechsel der Jahreszeiten dürfte im Laufe von Jahrtausenden die Anpassungsfähigkeit durch Auslese wesentlich verstärkt haben.

Eine weitere ebenfalls erbbiologisch erklärbare Eigenschaft ist für die Ausbreitung des Chinesen von wesentlicher Bedeutung: seine überaus starke Fähigkeit, fremde Volkskörper zu assimilieren und selbst niemals in ihrer Verbindung aufzugehen. Der Chinese kam bei seiner Ausbreitung in China mit den verschiedensten Volksstämmen in enge Berührung und Vermischung. Man trifft heute noch überall auf ihre Spuren. Man kann sogar sagen, China ist rassisch nicht einheitlich. Wie groß die Unterschiede sind, lehrt schon ein oberflächlicher Vergleich des Nord- und Südchinesen. Aber diese Unterschiede sind doch bei weitem nicht so erheblich wie etwa auf einem gleich weitem Lebensraum in Europa, ja nicht einmal so wie zwischen den verschiedenen Stämmen Deutschlands. Aber überall, wo eine Vermischung stattfand, sind gewisse chinesische Eigenschaften allgemein vorherrschend geworden. Der Chinese erobert sich sein Land nicht nur als Siedler, er verwandelt auch seine alten Bewohner in Chinesen. Man weiß nicht sehr viel über die nichtchinesischen Urbewohner Chinas, gewiß aber waren sie dem Chinesen bis zu einem gewissen Grade rassisch verwandt und daher auch leichter mit ihm verschmelzbar. Der Vorgang der Assimilierung dauert weiter an, man kann ihn z. B. heute bei der Vermischung mit Malayen, mit Siamesen beobachten. Dank dieser Erbeigentümlichkeit ist es dem Chinesen stets gelungen, sich rassefremde Bestandteile, mögen es nun Restvölker auf neubesiedeltem Gebiet, mögen es nichtchinesische Herrschergeschlechter und eingedrungene Stämme sein, im Laufe der Zeit rassisch zu eigen zu machen, und damit ihrer auch trotz äußerer Unterwerfung innerlich Herr zu werden. Hierin liegt auch für die Zukunft eine ungeheure biologische Macht des chinesischen Volkes.

China ist viel eindrucksvoller als Volk denn als Staat. Für China ist der Staat mit seinen Provinzen und Bezirken eine um vieles äußerlichere Einteilung als für andere Länder, wo Provinzgrenzen oft mit Stammeswohnsitzen zusammenfallen. Die natürliche Unterteilung des chinesischen Volkes sind seine Familien.

Die Familie spielt für das chinesische Volk eine Rolle, die man anderswo in gleichem Maße kaum findet. Man sagt oft, der Chinese ist nicht national. Das ist richtig, wenn man damit das Zugehörigkeitsgefühl zu einem Staat, der in seinen Grenzen durchaus nicht immer einem Volk entspricht, versteht. In dieser Richtung fühlt der Chinese wohl anders als viele Westländer, es ist ihm daher auch nicht so schwer, unter fremder Herrschaft zu stehen. Aber mit tiefstem, meist unbewußtem Instinkt gehört er in seiner Familie seiner Rasse. Ihn beherrscht weniger ein oberflächliches Nationalbewußtsein, dafür aber ein um so tieferes Rassegefühl, das sich gerade in dem engen Familienzusammenhang am besten offenbart. Auch hier sind biologische Vorbedingungen bestimmend. Nicht der Ahnenkult oder andere Umstände, Sitten und Gebräuche haben die Familie zu ihrer Bedeutung erhoben, sie sind nur Ausdruck eines angeborenen, erbbedingten hohen Familiengefühls. Die natürlichste Art ist das Aufgehen der Individuen in den Familien, die ihrerseits zum Volk werden. Nicht eine Masse Individuen wie bei den meisten westlichen Völkern, sondern eine Anzahl Familien bilden das chinesische Volk.

Hier zeigt sich eine nur biologisch erklärbare Kraft, um die das chinesische Volk zu beneiden ist. Leider kann man es hierin wie in seinen anderen Eigenschaften nicht nachahmen, — Erbeigenschaften können künstlich nicht erzeugt werden. Erbanlagen sind nicht nur Schicksalsbindung für das Individuum, sondern auch für die Völker. Sie sprechen in ihrer Geschichte, unserem Ohr und Auge meist verborgen, das entscheidende Wort. Wie China dank seiner Erbeigenschaften anderen Völkern gegenüber im Vorteil ist, zeigt ein Beispiel.

Japan leidet wie China unter einem großen Bevölkerungsdruck. Es kann ihn eine Zeitlang durch eine intensive Industrialisierung verringern, schließlich muß es aber seinem Volksüberschuß einen Abfluß in andere Länder schaffen. Raum bietet sich für Japan in der Mandschurei, fruchtbarer Boden, der eine gute Siedlung ermöglicht. Aber eine Japan entlastende Kolonisation ist trotzdem nicht möglich, da der Japaner sich nicht einmal diesen gar nicht so stark abweichenden Umweltsbedingungen anpassen kann. Man darf ruhig sagen, die japanischen Ansiedlungsversuche auf dem asiatischen Festlande sind mißlungen. Diese Räume sind für den Japaner biologisch ungeeignet. Er braucht andere, klimatisch geeignetere Länder, wo sein Überschuß dauernd Platz finden kann. In ihrer Auswahl ist er durch biologische Faktoren sehr begrenzt; darin liegen für ihn viele zukünftige Schwierigkeiten, die der Chinese nicht kennt.

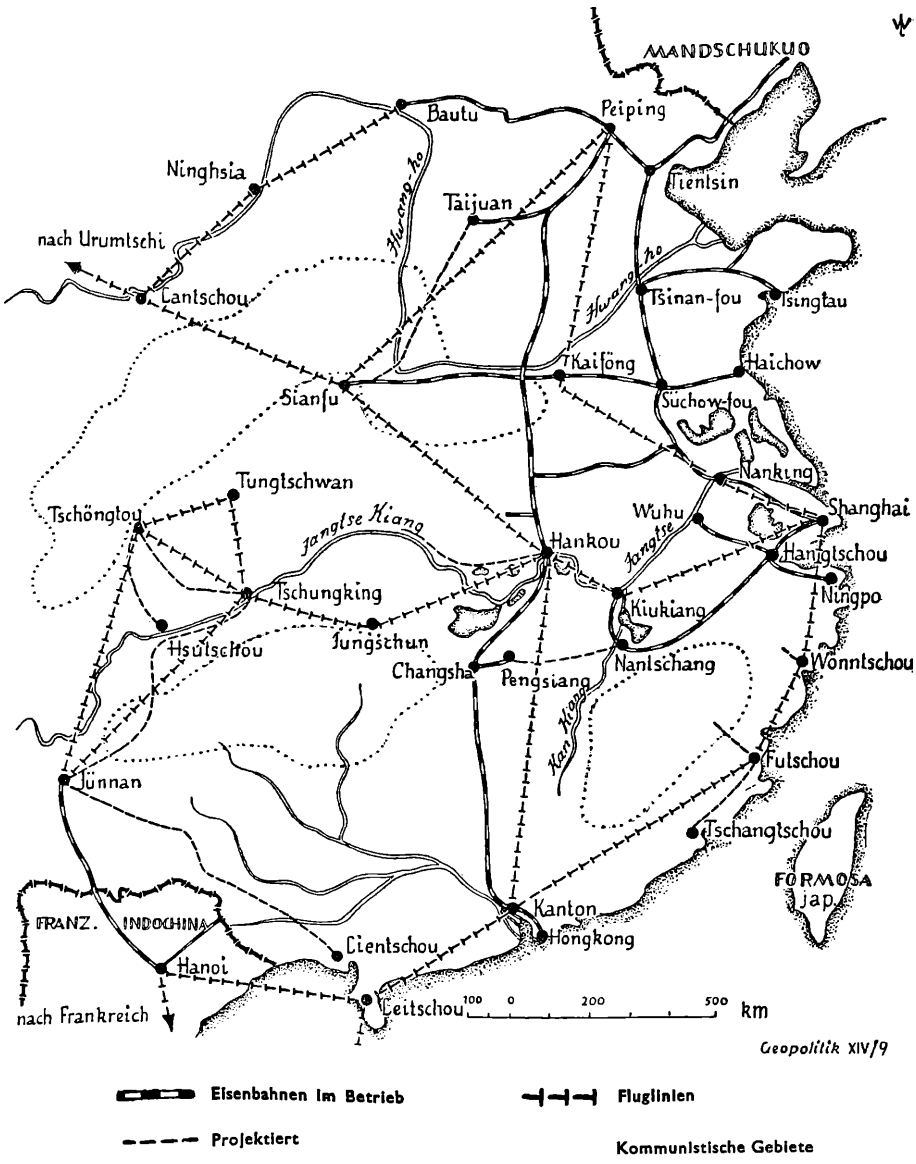
Das chinesische Volk verdankt das Glück, daß sich die für seine Volksbildung wichtigen und entscheidenden Erbeigenschaften entsprechend auswirken konnten, zum großen Teil auch dem Lebensraum, in den es ein gütiges Geschick gesetzt hat. Geographisch war eine für seine Entwicklung günstige Isolierung von anderen Völkern naturgegeben. Auf der einen Seite war sein Lebensraum von hohen Gebirgen und Wüsten, auf der anderen Seite von weiten Meeresflächen gegen die

übrige Welt abgegrenzt. Das chinesische Volk hatte dank seinem abgeschlossenen Raum auch zeitlich die entscheidende Möglichkeit, sich einheitlich weiter zu entwickeln. Günstige Bedingungen des Raumes, glückliche Anlagen des Volkes ergänzten sich in harmonischer Weise, um eine Einheit von Volk und Raum zu schaffen, wie man sie kaum anderswo auf der Welt wiederfindet. Die natürliche Isolierung des Raumes scheint heute durch die Eröffnung des Meeres, durch die Verkehrserschließung, durch das Eindringen westlicher Zivilisationsformen durchbrochen. Man soll ihre Wirkung aber nicht überschätzen. Man betrachtet China viel zu sehr mit dem Auge des Westländers. Man sieht Überalterung, Rückständigkeit, politische Unordnung und Zerfall. Gewiß, das alles ist vorhanden, aber wenn man näher zusieht, liegen alle diese Erscheinungen an der Oberfläche. Der Kern des chinesischen Volkes ist hiervon durchaus nicht so sehr betroffen wie vielfach angenommen wird. Trotz aller Not und Drangsal ist der chinesische Bauer, der hier wie überall das Rückgrat des Volkes ist, in seiner Art der gleiche geblieben wie vor Jahrtausenden. Erbeigentümlichkeiten ändern sich nicht in einem so kurzen Zeitraum, wie der Westen mit China in Berührung steht. Der ungünstige westliche Einfluß auf China hat nur wenige Kreise und diese meist nur ganz äußerlich erfaßt. Der Europäer weiß von dem wirklichen China meist nur sehr wenig. China muß man auch in seinem jetzigen Zustand nicht unter unseren schnellebigen Zeitbegriffen zu verstehen suchen. China lebt nicht, wie wir fälschlich glauben, in Jahren, sondern in Jahrhunderten.

Das Leben der Völker ist ein Naturgeschehen, das der Einzelmensch wohl in Äußerlichkeiten, aber nie in seiner inneren Tiefe beeinflussen kann. Der Naturforscher sieht es anders wie ein Historiker. Für ihn ist es ein vom Menschenwillen wenig beeinflußbares Naturwalten; Menschen sind ihm Ausdruck und Vollzieher dieses Naturwaltens. Werden die Stimmen und Gesetze der Natur nicht beachtet, wird in ihrer Unkenntnis gegen sie verstoßen und gesündigt, so rächt sich die Natur unerbittlich in der Geschichte der Völker. Die in Rasse und Raum naturgegebenen Eigenschaften der Völker werden immer das endgültige Schicksal bestimmen. Die für uns älteste und längste Geschichte, die des chinesischen Volkes, ist hierfür das beste Beispiel.

Ernst Reichelt:
Chinas Weg zur Einheit

Für den Aufstieg Chinas im letzten Jahrzehnt war entscheidend, daß eine schöpferische Persönlichkeit den Weg zur Macht fand, die es vermochte, die widerstrebenden Verhältnisse ihrem Willen unterzuordnen, deren Vorbild begeisterte, gläubige Nachfolge fand und eine unbestrittene moralische Autorität errichtete. So weit aber auch der persönliche Einfluß des Marschalls Chiang Kai-shek reicht, in



Chinas Bahnnetz in Wunsch und Wirklichkeit

dessen Person sich heute das neue China vor der Welt verkörpert, seine Arbeit hätte niemals so nachhaltige, tiefgreifende und gestaltende Wirkungen auf das Schicksal seines Landes ausgelöst, wenn er sich, wie so viele vor ihm, auf die Errichtung einer auf die Bajonette gegründeten Machtstellung beschränkt hätte. Chiang-kai-shek und seine Mitarbeiter haben weit mehr getan; sie haben nicht nur die einzelnen Erscheinungsformen der politischen Ohnmacht ihres Landes entschlossen bekämpft, sondern sind darüber hinaus den vielgestaltigen Ursachen zu Leibe gegangen, die den Verfall ihrer Nation erst möglich gemacht haben. Im Zuge ihrer Arbeit liegt die Schaffung eines umfassenden Systems leistungsfähiger moderner Verkehrsverbindungen, das der Regierung die Waffen in die Hand gibt, mit denen sie ihrem Willen in allen Teilen des Reichs Geltung verschaffen kann. Daß Marschall Chiang-kai-shek diese Aufgabe in den Mittelpunkt seiner praktischen Staatspolitik gestellt hat, erklärt zu einem guten Teil das Geheimnis seines Erfolges. Die zentrale Stellung aufzuzeigen, die den Verkehrsproblemen im chinesischen Staatsaufbau zukommt, ist die Absicht der folgenden Untersuchung.

Wie eng die verkehrspolitischen Zielsetzungen mit dem Gedankengut des jungen Chinesentums verknüpft sind, zeigt die Tatsache, daß schon Sun Yat-sen, der Schöpfer der Kuomintang, 1912, also kurz nach dem Ausbruch der Revolution, mit einem Programm hervorgetreten ist, das den Bau von 120 000 km Eisenbahnen vorsah. Diesem Programm lagen ausgesprochen strategische Gesichtspunkte zugrunde. Sein Grundgedanke war, dem Abgleiten der Außenländer — Mongolei, Sinkiang, Tibet — in den russischen bzw. britischen Machtbereich durch die Herstellung ständiger Verkehrsverbindungen, die nach dem damaligen Stand der Technik nur mit Hilfe von Bahnbauten möglich war, Einhalt zu gebieten. Dies Programm wurde allerdings bald wieder von der Tagesordnung abgesetzt, da an seine Durchführung weder machtpolitisch noch finanziell gedacht werden konnte. Aber er hatte doch gezeigt, daß in China bereits damals das Bewußtsein von der grundlegenden Bedeutung der Verkehrsfragen lebendig war. Viele zum größten Teil sehr unerwünschte Belehrungen waren den Chinesen auf diesem Gebiet von den Großmächten zuteil geworden, die mit Hilfe von Bahnkonzessionen und Bahnbauten die „pénétration pacifique" des chinesischen Reichs zu verwirklichen strebten. In diesem Zusammenhang sind vor allem die russischen Konzessionen in der Mandschurei von 1896 und 1898 zu nennen, von denen die letztere im Friedensvertrag von Portsmouth auf Japan übertragen wurde, sodann weitere japanische Konzessionen in der Mandschurei, deren Gewährung durch das Ultimatum von 1915 erzwungen wurde, und schließlich die 1898 an Frankreich erteilte Konzession zum Bau einer Bahnlinie von Tonking nach der südchinesischen Provinz Yünnan. Allen diesen Bahnbauten lagen in erster Linie politische und strategische Berechnungen zugrunde, was man bei weitem nicht in dem gleichen Ausmaß von den deutschen, englischen und belgischen Konzessionen in Mittelchina behaupten kann, für die die wirt-

schaftlichen Gesichtspunkte ausschlaggebend waren. Jedenfalls hatte sich vor allem in der Mandschurei gezeigt, daß die Eisenbahnen die wirksamste Waffe für die Durchsetzung der chinesischen Außenbezirke mit fremden Machtpositionen waren, und wenn China auch nicht die Macht hatte, dieser Entwicklung Einhalt zu gebieten, so setzte sich doch mehr und mehr die Erkenntnis durch, daß ohne die Schaffung eines von den eigenen chinesischen Notwendigkeiten bestimmten Verkehrsnetzes die Einheit des Reichs mehr und mehr zerfallen würde. In diese Richtung deuteten auch Erfahrungen der chinesischen Innenpolitik. Bei den zahlreichen revolutionären Bewegungen, die das chinesische Reich im neunzehnten Jahrhundert erschütterten, vor allem anläßlich des großen Taiping-Aufstandes, war der Einsatz der staatlichen Machtmittel infolge der unzulänglichen Transportverbindungen auf große Schwierigkeiten gestoßen. Umgekehrt hatte der Verlauf der revolutionären Erhebungen von 1911 und 1913 den hohen strategischen Wert der Eisenbahnen erwiesen; damals konnte Yuan Shi-kai auf den beiden großen Nord-Südlinien Peking—Hankow und Tientsin—Pukow in kurzer Zeit Elitetruppen ins Jangtse-Tal werfen, während der in der entgegengesetzten Richtung verlaufende Marsch des Marschalls Chiang-Kai-shek in den Jahren 1926—1928 durch die Zerstörung eines großen Teils der Bahnstrecken starken Behinderungen ausgesetzt war. Nach alledem ergab sich für die 1928 eingesetzte Nationalregierung, wollte sie die ihr vorschwebenden Pläne von der Einigung Chinas der Verwirklichung entgegenführen, die große Aufgabe von selbst, auf die in allen ihren Proklamationen seitdem immer wieder mit leidenschaftlichem Eifer hingewiesen wird: die entschlossene Nutzbarmachung aller Möglichkeiten, die die moderne Verkehrstechnik dem großen Politiker und Strategen zur Verfügung stellt. Dies Ziel unbeirrt vor Augen, nahm Chiang-Kai-shek 1928 die Aufbauarbeit in Angriff.

Ein Blick auf unsere Skizze „Chinas Eisenbahnen" zeigt, daß der weitaus größte Teil der in Betrieb befindlichen Bahnlinien auf die Provinzen im Norden des Jangtse entfällt. Von den in Südchina betriebsfertigen Bahnen spielt eine strategisch hervorragende Bedeutung wohl ausschließlich die Hankow—Kanton-Linie, die im Frühherbst 1936 in Betrieb genommen wurde, kurz nach dem erfolgreichen Abschluß der militärischen Operationen gegen die Kwangtung- und Kwangsi-Generale. Diese Strecke gehört zweifellos zu den wichtigsten strategischen Verkehrsverbindungen, die in China bisher geschaffen worden sind; sie schließt die Lücke, die zwischen dem Jangtse-Tal und Kanton klaffte, und rückt damit den Süden in den Machtbereich der Nationalregierung. Welchen Zuwachs die staatliche Geschlossenheit Chinas damit erfahren hat, wird deutlich, wenn man sich die Rolle vergegenwärtigt, die die Machthaber in Kanton in allen großen Auseinandersetzungen der jüngsten chinesischen Politik gespielt haben. Der „Südwestliche Po-

litische Rat", der unter der geistigen Führung von Hu Han-min, eines der ältesten Mitarbeiter des Dr. Sun Yat-sen, stand, erkannte nur sehr bedingt die Nationalregierung von Nanking als ausschließliche Trägerin der Regierungsgewalt an; er beanspruchte für die von ihm beherrschten Provinzen Kwangtung und Kwangsi weitgehende Autonomie und fügte sich vor allem in militärischen Angelegenheiten in keiner Weise den Wünschen von Chiang Kai-shek. Das war auf die Dauer ein unerträglicher Zustand. Sooft die Nationalregierung mit der Front nach Norden in einer der großen außenpolitischen Auseinandersetzungen der letzten fünf Jahre stand, regten sich in ihrem Rücken die Machthaber von Kanton, um aus der schwierigen Gesamtlage Vorteil für ihre Sonderbelange zu ziehen. Zum letztenmal trat diese partikularistische Bewegung im Sommer 1936 in Erscheinung, als die Nationalregierung im schweren Abwehrkampf gegen die japanischen Ausdehnungsbestrebungen in Nordchina stand; damals rief der „Südwestliche Politische Rat" zum „Befreiungskampf gegen Japan" auf und setzte seine Truppen nach Norden in Marsch. Mit überraschender Schnelligkeit und Durchschlagskraft setzte Chiang Kai-shek diesem Abenteuer ein Ende; mit der Beseitigung des „Südwestlichen Politischen Rats" wird aller Voraussicht nach allen künftigen Autonomiebestrebungen im Süden der Boden entzogen sein. Jetzt verbindet der Schienenstrang Kanton mit dem Jangtsekiang. Während der Wasserweg zwischen Hankow und Kanton bisher eine Reise von 10—14 Tagen erforderte, werden jetzt in höchstens 40 Stunden Truppentransporte durchgeführt werden können, die den Willen der Nationalregierung im Süden zur Geltung bringen wollen. Damit aber nicht genug. Da die Hankow—Kantonlinie noch keine unmittelbare Verbindung zwischen Nanking und dem Süden vermittelt, soll eine zweite Bahnstrecke gebaut werden, die den Regierungssitz mit der großen südchinesischen Handelsstadt unmittelbar verknüpft. Die Linienführung läuft von Nanking nach Wuhu, Kweiki und durch den Osten der Provinz Kiangsi nach Kanton und umfaßt rund 1300 km. Bis Wuhu ist die Strecke bereits in Betrieb, an ihrer Weiterführung nach Süden wird eifrig gearbeitet. Nach Fertigstellung dieser Linie wird sich der politische und militärische Druck auf Kanton weiter verstärken, um so mehr als auch die zu Selbständigkeitsgelüsten neigende Provinz Fukien — hier hatte Ende 1933 das 19. Armeekorps gemeutert — durch eine Nebenlinie in das Verkehrsnetz einbezogen werden soll.

Man wird unter diesen Umständen damit rechnen können, daß der südchinesische Partikularismus, wo und wann immer er sich in Zukunft noch regt, schweren Stand haben wird. Die gleiche Rolle wie im Kampf gegen Kanton hat die Verkehrspolitik auch in der Niederringung des südchinesischen Kommunismus gespielt, der in den Jahren von 1928 bis 1934 in den Provinzen Kiangsi und Fukien eine militärisch ausgezeichnet gerüstete Sowjetherrschaft errichtet hatte, die zeitweilig 80 Millionen Menschen umfaßt haben soll. Die Bekämpfung dieses Unruheherdes hat gerade in den schicksals-

schweren Monaten der chinesisch-japanischen Auseinandersetzung in den Jahren 1931 und 1932 einen großen Teil der Nanking zur Verfügung stehenden Streitkräfte gebunden und dadurch nicht unerheblich den Erfolg der japanischen Pläne in Nordchina gefördert. Nicht daß Chiang Kai-shek es damals ohne den Kommunismus im Rücken hätte auf eine militärische Auseinandersetzung mit dem japanischen Heer ankommen lassen können — das wäre 1931/1932 unter keinen Umständen möglich gewesen. Um für die Zukunft einer ähnlichen außenpolitischen und militärischen Zwangslage vorzubeugen — von den innenpolitischen Beweggründen abgesehen —, setzte Chiang Kai-shek, nachdem er sich mit dem Anfang 1933 abgeschlossenen Waffenstillstand gegenüber Japan Luft geschaffen hatte, zum konzentrischen Angriff gegen den Kommunistenstaat an. In seinen Aufmarschplänen spielte der Bau von Autostraßen eine hervorragende Rolle. Mit welcher Umsicht und Tatkraft hier an die Arbeit gegangen wurde, zeigt die Tatsache, daß in einzelnen besonders dringlichen Fällen Straßen von 500 km Länge unter Masseneinsatz von Arbeitskräften in längstens drei Monaten gebaut wurden. Ohne die Autostraßen wäre der Aufmarsch der Regierungstruppen und vor allem die Heranschaffung der Artillerie schwerlich in so kurzer Zeit möglich gewesen. So konnte die Offensive mit einer für chinesische Verhältnisse erstaunlichen Durchschlagskraft ins Werk gesetzt werden; ein Teil der kommunistischen Haufen durchbrach zwar die Blockade und entkam in westlicher Richtung, aber der große Schlag war doch im wesentlichen gelungen. Schon 1934, also während die Kämpfe in Kiangsi noch im Gang waren, entschloß sich die Nationalregierung, die militärischen Erfolge durch einen Bahnbau zu festigen, um dadurch jedem in der Zukunft etwa noch aufflackernden Widerstand mit überlegenen Mitteln begegnen zu können. Es wurde die Weiterführung der Chekiang-Bahn durch Kiangsi bis Nanchang und darüber hinaus bis an die Hankow—Kanton—Linie in Angriff genommen; deutsche Firmen lieferten das Material. Schon Anfang 1936 wurde die Strecke bis Nanchang in Betrieb genommen, noch 1937 soll das Reststück folgen. Daran kann jetzt kein Zweifel mehr sein: wenn sämtliche vorstehend skizzierten Bahnverbindungen gebaut sind, wird es einen erfolgreichen Widerstand Südchinas gegen die Nationalregierung kaum noch geben. Die Linienführung ist überall so gezogen, daß alle politisch wichtigen Gebiete in das Einzugsgebiet der nach Nanking orientierten Bahnen fallen; daneben helfen die Autostraßen das Verkehrsnetz weiter verdichten und geben der Regierung zusätzliche Möglichkeiten in die Hand, um ihren Einfluß auch in den abgelegeneren Teilen Südchinas zur Geltung zu bringen. Einige Jahre außenpolitische Ruhe werden hier Wunder wirken.

Wesentlich anders liegen die Verhältnisse einstweilen in den westlichen Provinzen, also dem Teil des Landes, der — um eine rohe Abgrenzung vorzunehmen — im Westen der großen Nord-Südlinie Peiping—Hankow—Kanton liegt. Ein großer Teil der westlichen Provinzen erfreute sich bis vor kurzem einer nur wenig be-

schränkten Selbständigkeit, so vor allem Szechuan und Yünnan, von den noch abseitigeren Gebieten wie den Provinzen Hsikang und Chinghai ganz zu schweigen. Seit einigen Jahren hat sich aber auch hier manches geändert. In erster Linie unter dem Eindruck der kommunistischen Gefahr haben die Gouverneure der Westprovinzen eine teilweise recht weitgehende Annäherung an die Nationalregierung vollzogen. Allerdings entspringt dieser Kurswechsel nur einem vorübergehenden Anlehnungsbedürfnis, so daß grundlegende Wirkungen für die innere Neugestaltung Chinas von ihm nicht unbedingt ausgehen müssen. Zweifellos hat Chiang Kai-shek aber die Absicht, die Gelegenheit, die sich ihm hier für die Verwirklichung seiner weitgespannten Pläne bietet, gründlich auszunutzen; daß ihm das bereits mit ausgezeichnetem Erfolg gelungen ist, beweist die Veröffentlichung einer Reihe von Eisenbahnprojekten für die westlichen Provinzen, deren Durchführung auch den Autonomiebestrebungen im Westen wenn auch nicht ein Ende setzen, so ihnen doch enge Grenzen ziehen wird. Im Mittelpunkt dieser Pläne steht die verkehrsmäßige Erschließung der großen Provinz Szechuan. Der Gedanke, diese dichtbevölkerte und reiche Provinz durch den Schienenstrang mit der Außenwelt zu verbinden, ist nicht neu. Es waren vor allem französische Wirtschaftsgruppen, die in der Vorkriegszeit durch die Verlängerung der Bahn Hanoï—Yünnanfu nach Chunking am oberen Jangtsekiang die Eingliederung von Szechuan in das französische Einflußgebiet erstrebten. Diese Pläne hatten sich Anfang 1914 bereits zu einer von der chinesischen Regierung gewährten Konzession verdichtet. Wenn die Nationalregierung sich jetzt mit der Absicht trägt, eine Bahn nach Szechuan zu bauen, so kommt natürlich eine Linienführung, wie sie früher gedacht wurde, nicht mehr in Frage. Während den Bahnbauplänen der Vorkriegszeit der Gedanke zugrunde lag, den chinesischen Reichskörper im Einflußgebiete der angrenzenden Großmächte aufzuteilen, also eindeutig zentrifugale Wirkungen auslöste, so läuft die der heutigen chinesischen Eisenbahnpolitik zugrunde liegende Idee in entgegengesetzter Richtung. Chiang Kai-shek selbst erklärte in einer großen Rede im Herbst 1935 in Chengtu, daß Szechuan planmäßig zur Kernprovinz des neuen China ausgebaut werden solle. Ein Gedanke, der auf den ersten Blick befremdend erscheint, lag und liegt doch das wirtschaftliche Schwergewicht des Reichs bisher in den Provinzen des unteren Jangtse-Tals. Mit dem Aufbauplan für Szechuan ist in der Tat eine völlig neue Gedankenkategorie in die chinesische Vorstellungswelt eingeführt worden: das Denken in Begriffen der Wehrpolitik. „Szechuan", so erklärte der Marschall in seiner Rede in Chengtu, „ist der Kopf Chinas, während die Provinzen am Unterlauf des Jangtse seine Arme und Beine darstellen." Nimmt man die heutigen Verhältnisse des Landes als Maßstab, so scheint das als eine maßlose Übertreibung, ja geradezu als Umkehrung der tatsächlichen Verhältnisse, da heute ohne Zweifel der Motor der chinesischen Politik am unteren Jangtse arbeitet, während Szechuan wohl nur als

abgestorbenes Glied am Reichskörper bezeichnet werden kann. Aber es ist sicher richtig, daß kaum ein anderes Reichsgebiet vom wehrgeographischen Standpunkt aus gesehen so hervorragende Eigenschaften besitzt wie gerade diese Provinz. Solange die politischen und wirtschaftlichen Kraftquellen des Landes auf die Küste konzentriert sind, bleibt China jedem militärischen Eingriff offen; schafft sich das Reich dagegen einen neuen Mittelpunkt im Innern des Landes, 2000 km von der Küste entfernt, so wird es praktisch unangreifbar. Die Parallele mit Sowjetrußland, das sich aus den gleichen Gründen von Petersburg nach Moskau zurückgezogen und im Ural eine industrielle Rüstkammer aufgebaut hat, liegt nahe, und es ist anzunehmen, daß das russische Beispiel dem Marschall bei der Ausarbeitung seiner Pläne vorgeschwebt hat. Einstweilen ist das alles natürlich noch Zukunftsmusik. Immerhin wird berichtet, daß mit der Vermessung von zwei Szechuan-Strecken schon begonnen worden ist; die Strecke Sianfu—Chengtu soll die Provinz mit der sogenannten Lunghaibahn und mit Nordchina verknüpfen, während mit Hilfe der Linie Chengtu—Chunking eine Bahnverbindung mit dem Jangtsekiang hergestellt werden soll. In beiden Richtungen laufen heute bereits Autostraßen, ebenso besteht sowohl mit Sianfu wie mit Chunking Flugverbindung, so daß Chengtu von Nanking aus in sieben Stunden erreicht werden kann.

Die übrigen Verkehrspläne für Westchina gliedern sich ohne besondere Schwierigkeiten in das Grundsystem ein, dessen Mittelpunkt Szechuan darstellt. Zunächst ist die Verlängerung der Kiangsi—Hunan-Linie über den Schnittpunkt mit der Hankow—Kanton-Linie hinaus durch West-Hunan bis Kweiyeng, der Hauptstadt der Provinz Kweichow, vorgesehen; die Materiallieferungen für diese Strecke sind vor kurzem an deutsche Firmen vergeben worden. Weiter ist der Bau einer Linie nach Kweiling in der Provinz Kwangsi geplant, die auch dieses unruhige und auch heute trotz der Ereignisse des Sommers 1936 Nanking noch wenig zugetane Gebiet in den Machtbereich der Nationalregierung einbeziehen soll. Schließlich ist daran gedacht, von Chunking aus eine weitere Nord-Südlinie zu bauen, die von Szechuan durch Kweichow und Kwangsi bis zu dem Hafenplatz Pakhoi am Golf von Tonking laufen wird. Daß nach Fertigstellung dieser Strecken auch eine Verbindung zu dem fernen Yünnan geschlagen werden wird, dürfte außer Frage stehen. Alle diese Bauten werden, nachdem Chiang Kai-shek durch die Beseitigung des Südwestlichen Politischen Rats freie Hand in Süd- und Südwestchina erhalten hat, kaum auf besonders große Schwierigkeiten stoßen; ihre Herstellung ist im wesentlichen eine Frage der Finanzierung. Wesentlich komplizierter liegen dagegen die Verhältnisse im Nordwesten, das heißt in den Provinzen Shensi und Kansu, die zur Zeit die wichtigsten Stützpunkte der chinesischen Kommunisten darstellen. Die Überreste der der Umklammerung in Kiangsi entronnenen kommunistischen Haufen haben sich im Lauf der letzten beiden Jahre durch Hunan und Szechuan nach dem Nordwesten durchgeschlagen, wo sie offenbar starken Zuzug von entlassenen Sol-

daten, verelendeten Bauern und ähnlichen Bevölkerungsgruppen erhalten haben. Durchschlagende militärische Erfolge sind den hier operierenden Truppen der Nationalregierung bisher noch nicht beschieden gewesen; man weiß, daß Chang Hsueliang, der „Oberkommandierende der antikommunistischen Streitkräfte in Nordwestchina" sehr zögernd vorgegangen ist, und daß nach seinem Abgang der kommunistische Einfluß die führerlos gewordenen Truppen weiter durchsetzt hat. Wenn Nanking den Nordwesten und damit auch alle durch die nordwestlichen Provinzen in die Außenländer führenden Verbindungswege nicht für absehbare Zeit verloren geben will, so muß die Niederringung der Kommunisten die nächste große militärische Aufgabe des Marschalls sein. Hierbei wird ihm die 1936 in Betrieb genommene Bahnlinie nach Sianfu, die mit belgischem Kapital gebaute Lunghaibahn, hervorragende Dienste leisten. Ihre Verlängerung bis Lanchow, der Hauptstadt von Kansu, die seit langem geplant ist, wird nicht lange auf sich warten lassen, wenn die kommunistischen Horden vernichtet oder doch so weit nach Norden abgedrängt sind, daß für Shensi und Kansu keine Gefahr mehr besteht. Gelingt dem Marschall auch im Nordwesten das Werk der Zusammenfassung und Einigung im Geiste von Nanking, so würde sich damit die letzte große Lücke schließen, die den Zusammenhalt des neuen China im Innern bedroht.

Heute und gewiß noch für eine Reihe weiterer Jahre kehrt die chinesische Politik ihr Gesicht ausschließlich nach Innen, und es ist sicher, daß an einen aktiven außenpolitischen Einsatz solange nicht gedacht werden kann, bis nicht das große Werk der nationalen Einigung wenigstens im Rohbau errichtet und politisch, vor allem wehrpolitisch untermauert ist. Trotzdem zeichnen sich schon heute in dem innerpolitischen Aufbauwerk die Grundlinien eines künftigen weltpolitischen Infrontkommens Chinas deutlich ab. Es sind die Außenländer — Mandschurei, Mongolei, Turkestan und Tibet —, um die die Befürchtungen und Hoffnungen der chinesischen Regierung in erster Linie kreisen; an keiner anderen Stelle hat der Prozeß der außenpolitischen Entmachtung Chinas so sinnfälligen Ausdruck gefunden wie in den Grenzbezirken des Reichs, deren Ausscheiden aus dem chinesischen Staatsverband zu verhindern die Regierung in Nanking keine Macht besaß — an keiner anderen Stelle sonst setzen darum die nationalpolitischen Wünsche und Forderungen des jungen Chinesentums mit dem gleichen leidenschaftlichen Nachdruck an. In der neuen chinesischen Verfassung werden in Artikel 4 die Mongolei, Tibet, Chinesisch-Turkestan sowie die jetzt im Mandschukuo-Staat zusammengeschlossenen Provinzen Jehol, Liaoning, Kirin und Heilunkiang ausdrücklich als Bestandteile des chinesischen Staatsgebiets bezeichnet, und es wird festgesetzt, daß das Staatsgebiet ohne Beschluß der Nationalversammlung nicht geändert werden kann. Ergibt sich schon hieraus der entschlossene Wille zum Festhalten an den von der Mandschu-Dynastie übernommenen Staatsgrenzen, so deuten auch eine Reihe von praktischen Maßnahmen der Regierung, vor allem auf dem so wichtigen verkehrspolitischen Ge-

biet, darauf hin, daß die Regierung ihren künftigen aktiven Einsatz in der machtpolitischen Auseinandersetzung um die Außengebiete planmäßig vorbereitet.

Zwar scheint die Stellung Chinas sowohl in Chinesisch-Turkestan wie in der Außenmongolei heute so gut wie aussichtslos zu sein. Über die russischen Bahnbauten in der Mongolei und Turkestan sind allerdings keine zuverlässigen Nachrichten zu erhalten; doch genügt schon die Tatsache, daß sich von Indien bis Mandschukuo der russische Schienenstrang an den chinesischen Grenzen entlang zieht, um gelegentliche schwächliche chinesische Einwirkungen gegen den handfesten und machtpolitisch stark unterbauten Unternehmungsgeist der Sowjetunion nicht aufkommen zu lassen. Wenn China sich mit dieser Lage nicht abfinden will, so bleibt ihm nur eins zu tun: selbst strategische Kraftlinien zu schaffen, die ihm nach staatlicher und militärischer Erstarkung dereinst die Möglichkeit geben, dem Vordringen des russischen Machtbereichs einen Damm entgegenzustellen. In diesem Sinne sind die verschiedenen Verkehrsprojekte zu bewerten, die Nanking für die Erschließung von Turkestan ausgearbeitet hat und deren Durchführungsmöglichkeit zu erproben, zu den Aufgaben der 1935 abgeschlossenen zentralasiatischen Expedition Sven Hedins gehörte. Da der Bau einer Bahn nach Sinkiang viele Jahre erfordern würde, soll zunächst eine Autostraße gebaut werden, die entweder — das ist die nördliche Route — durch die Innenmongolei nach Hami und Urumchi fährt oder weiter südlich von Lanchow, der Hauptstadt der Provinz Kansu, am Nordabhang des Richthofen-Gebirges vorbei nach Suchow, der letzten Stadt innerhalb der Großen Mauer, und dann gleichfalls nach Hami und Urumchi läuft. Da die südliche Linienführung die Autostraße mit dem innerchinesischen Straßen- und Eisenbahnnetz in unmittelbare Verbindung setzen würde, überdies, wie schon erwähnt, der Plan besteht, die Lunghai-Bahn von Sianfu nach Lanchow zu verlängern, wird ihr vermutlich der Vorzug vor der nördlichen Route gegeben werden, die außerdem den Nachteil hat, daß sie in dem ersten Abschnitt ihrer Linienführung in die unmittelbare Nähe des japanischen Einflußgebiets in Nordchina geraten würde. Neben dem Autostraßenplan ist die Flugverbindung zu erwähnen, die von der Eurasia, einem deutsch-chinesischen Gemeinschaftsunternehmen, bis 1935 auf der Strecke Shanghai—Sianfu—Lanchow—Hami—Urumchi unterhalten wurde; seitdem sich der sowjetrussische Einfluß in Sinkiang durchgesetzt hat, kann die Linie allerdings nur noch bis Suchow beflogen werden. Hier ist die einzige den Ansprüchen des modernen Verkehrs gewachsene Verbindung, die Nanking zur Verfügung stand, abgerissen; ob mit ihrer Wiederherstellung in absehbarer Zeit zu rechnen ist, bleibt fraglich. Um so größere Bedeutung kommt einer vor kurzem aus China eingetroffenen Meldung zu, wonach der Bau der Sinkiang-Autostraße auf dem ersten Abschnitt Lanchow—Lianchow aufgenommen worden ist.

Während sich China an seiner Nordwestgrenze langsam aus der Passivität langer Jahre hervorzutasten beginnt, sind ihm der Mandschurei gegenüber die Hände ge-

bunden. Solange Japan an seiner 1931 aufgenommenen aktiven Festlandspolitik festhält, kann China bei der gegenwärtigen Verteilung der Machtverhältnisse nicht darauf rechnen, im Nordosten politisch und militärisch Luft zu bekommen. Für Japans gesamtpolitische Lage behält der mandschurisch-japanische Block auf dem asiatischen Festland als Flankenschutz, erforderlichenfalls auch als Offensivstellung gegenüber der sowjetrussischen Drohung von Wladiwostok, erstrangige Bedeutung. Es ist keine japanische Regierung denkbar, die hier aus freien Stücken zum Rückzug blasen würde. Im Gegenteil: die Bestrebungen der Kwantung-Armee gehen darauf aus, diese Stellung durch Einbeziehung nordchinesischer Gebiete zu erweitern. Aber wie, wenn ein innerlich erstarktes China Japan nötigen würde, sein Gesicht vom Festland abzukehren? Es ist bekannt, daß es in Japan, vor allem in der japanischen Marine, schon heute eine starke Strömung gibt, die der Politik ihres Landes eine entschlossene Wendung nach Süden geben will, und es war außerordentlich aufschlußreich, daß der frühere Ministerpräsident Haiyashi Südasien und Australien als das Hauptziel der volkspolitischen Ausdehnungswünsche der japanischen Nation bezeichnete. Es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß jedes Jahr, das den Prozeß der inneren Erstarkung und Einigung des 400-Millionen-Volkes der Chinesen ausreifen läßt, den japanischen Druck auf das Festland weiter lockern wird. Warum sollten also die Chinesen, die ihre Geschichte mit großen Zeiträumen zu rechnen gelehrt hat, die Hoffnungen auf eine Rückgliederung der Mandschurei begraben, in denen das leidenschaftliche Streben des jungen Chinesentums nach nationaler Geltung sichtbarsten Ausdruck findet? Wie die Dinge in Ostasien sich auch entwickeln mögen — sei es, daß die japanische Armee an ihrer notwendigerweise chinafeindlichen Festlandspolitik festhält, sei es, daß die japanische Nation ihrer Zukunft neue Ziele steckt und dafür die brüderliche Mitarbeit eines versöhnten China findet — unbestritten wird in jedem Fall die Gewißheit sein, daß ein einiges und starkes China der asiatischen Gesamtlage und damit der Weltpolitik schlechthin ein neues Gesicht geben wird. Das ist die größere, weit in die Zukunft der Menschheit hinausgreifende Bedeutung, die dem in einem seiner Kernstücke hier dargestellten Aufbauwerk des Marschalls Chiang Kai-shek zugrunde liegt.

Otto Welsch:

Zum Ausbau des chinesischen Verkehrsnetzes

Noch im Jahre 1921 verfügte China in seinen unermeßlichen Räumen über nicht mehr als 1185 Kilometer brauchbarer Straßen. Heute besitzt es deren 85 000, während 15 000 Kilometer noch in Ausführung begriffen und weitere 50 000 geplant sind. Diese kolossale Leistung war in der verhältnismäßig kurzen Zeit nur möglich dank der billigen Arbeitskraft des chinesischen Kulis. Die Entwicklung ist von

einer kaum zu übertreffenden Schnelligkeit und springt vom Eselstransport und dem einrädrigen Karren, die beide im Innern des Landes noch heute eine große Rolle spielen, gleich zum Motorwagen über. Aber auch die Eisenbahnpolitik wurde in dem letzten Dezennium mit großer Energie vorwärtsgetrieben. Hier ist in erster Linie die endliche Fertigstellung der 1100 Kilometer langen Kanton-Hankou-Bahn zu erwähnen, deren Bau zu den bewegtesten Kapiteln in der Geschichte des chinesischen Verkehrswesens gehört. Im Wettbewerb zwischen Frankreich, Belgien und Amerika um diese Konzession war USA. schon 1898 als Sieger hervorgegangen und die „China Developement Corporation" von der chinesischen Regierung mit dem Bau beauftragt worden. Nachdem die Inangriffnahme der Arbeiten durch verschiedene Schwierigkeiten einige Jahre verzögert worden war, wurde eine Teilstrecke von Kanton nach Norden 1915 fertiggestellt. Eine andere, die von Hankou nach Süden strebte, im Jahre 1917. Dann aber stockte das Unternehmen und wurde erst nach 12 Jahren wieder aufgenommen, um 1931—1933 noch einmal unterbrochen zu werden. Voriges Jahr im November wurde dann endlich auch das von England (Boxerfond) gebaute Mittelstück dem Verkehr übergeben, und China hat nun eine von Nord nach Süd durchlaufende Arterie, die Peiping durch das Herz ehemaliger Unruhegebiete hindurch mit Kanton verbindet. Über die anderen Bahnvorhaben berichtet der Beitrag von Reichelt in diesem Heft.

Was die innerchinesischen Luftwege betrifft, so hat die Deutsche Lufthansa das Verdienst, China mit dem neuen Schnellverkehrsmittel bekanntgemacht zu haben, als sie vor 10 Jahren den großen Fernflug Berlin—Peiping ins Werk setzte. Die Einfügung Chinas in das Welt-Luftverkehrsnetz, an der außerdem die Amerikaner und Engländer in hohem Maße beteiligt sind, kann in ihren wirtschaftlichen und politischen Folgen für das Reich der Mitte kaum überschätzt werden. Sie hat vor allem dem Ausbau der Luftwege im Innern Chinas einen mächtigen Auftrieb gegeben. Zur Zeit wird von der „China-National-Aviation C" (C.N.A.C.), an der die „Pan American Airways" mit 45 v. H. des Kapitals beteiligt ist, die Strecke Shanghai—Tschöngtou sowie die 2700 Kilometer lange Küstenlinie Peiping—Shanghai—Kanton beflogen, die als der Abschluß des transpazifischen Luftweges betrachtet werden kann. Die einzige, rein chinesische Luftverkehrsgesellschaft ist die „South-West-Aviation C", die gegenwärtig im Begriff steht, im Süden des Reiches ein Netz von Luftverbindungen anzulegen. Sie betreibt außerdem zusammen mit der „Air France" die Linie Kanton—Hanoi, der Hauptstadt von Französisch-Indochina, von wo regelmäßige Verbindung der „Air France" nach Paris besteht.

Wenn man die chinesischen Verkehrslinien an der Hand einer physischen Landkarte von China betrachtet, so fällt sofort in die Augen, in welchem Maße die bisherige Linienführung der Eisenbahnen von der Oberflächengestaltung des Landes beeinflußt war, die zu fünf Sechsteln aus Gebirgen und Hochländern

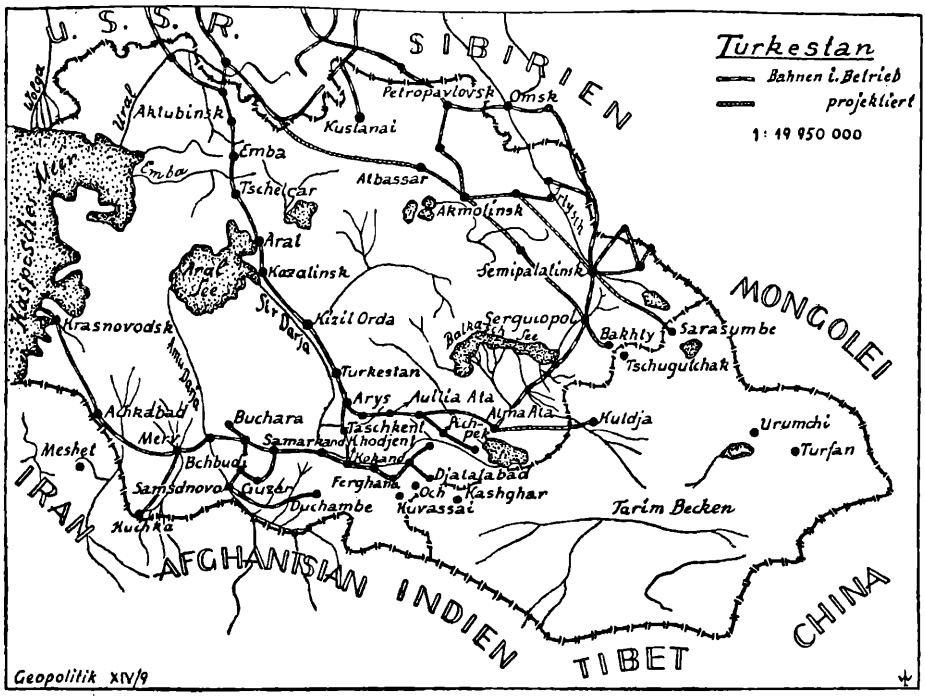
besteht. Die zwischen Peiping—Hankou und Shanghai kreuzenden Linien führen durch das Tiefland des Hwangho und die Niederungen des Jangtsekiang. Ihre drei westlichen Abstecher überqueren den Gebirgszug, der in nord-südlicher Richtung mit 2—3000 Meter hohen Bergen die Provinz Hopei von Sui-Yuhan bzw. Schansi trennt, oder führt in das Tal des Wei-ho nach Sianfu, am Fuße des Tsin-lingnhan, der großen Wasserscheide zwischen dem Hwangho und dem Jangtsekiang, die einen Wall zwischen dem nördlichen und mittleren China aufrichtet. Südlich des Jangtse liegen nach Osten sich abflachende Berge und Hochplateaus von 1300 bis 1800 Meter Höhe, deren Struktur genügte, um den Bau der Kantonbahn auf Jahre zu verzögern. Und 200 Kilometer westlich von Tschöngtou beginnen schon die 6000—7000 Meter hohen Riesen, durch deren Schluchten sich der junge Jangtse und seine Nebenflüsse von dem tibetanischen Hochgebirge her ihren Weg bahnen. Es ist verständlich, daß diese physische Beschaffenheit des Landes eine gesunde Eisenbahnpolitik erschwerte. Aber ein Blick auf eine politische Landkarte von China zeigt auch sofort den Zusammenhang, in welchem dieses Versäumnis und die daraus resultierende Unerreichbarkeit der westlichen Provinzen vom Sitz der Regierung sowohl mit der Bildung bolschewistischer und anderer Unruhenherde als mit dem Verlust oder der Selbständigmachung verschiedener chinesischer Randstaaten stehen.

Das Bahnprojekt vom Golf von Tongking nach der Provinz Szetschuan ist der erste Versuch, auch diese Hochländer verkehrstechnisch zu durchdringen. Aber es scheint kaum wahrscheinlich, daß China das Versäumte auf diesem Gebiete bald wird einholen können. Um so wichtiger ist es, daß die Regierung offenbar bestrebt ist, die Möglichkeiten des Luftverkehrs voll auszunützen. Die Skizze der Luftverbindungen läßt erkennen, daß schon heute die entfernteren Provinzen mindestens ebenso reich damit bedacht sind wie die östlichen, und es ist zu erwarten, daß mit der Zeit die propagandistische Durchorganisation dieses modernen Verkehrsmittels sowohl auf die Stärkung der Staatsautorität als der politischen und nationalen Zusammenfassung des chinesischen Volkes nicht ohne Einfluß bleiben wird.

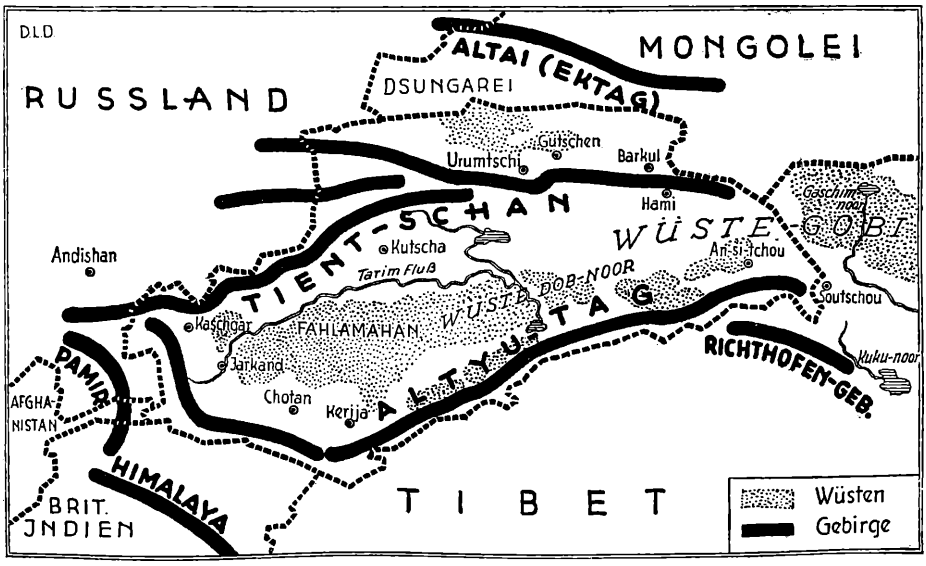
Is'hak-Ogly:
Turkestan

Wir geben hier einem Turkmenen das Wort. Wie man auch die Aussichten dieses Landes und Volkes beurteilen und wie man sich zu einzelnen der hier geäußerten Ansichten stellen mag — unsere Leser werden mit Anteilnahme von dem jungen Freiheitswillen eines Volkes hören, das einst Weltgeschichte machte und heute unter der Tyrannei Sowjet-Rußlands steht. Herausgeber und Schriftleitung.

Turkestan bedeutet Land der Türken. Es zerfällt in zwei Hauptteile: Ost- und Westturkestan. Westturkestan, das seit den achtziger Jahren des vorigen Jahr-



Turkestan



Ost-Turkestan in seiner geographischen Gliederung

hunderts unter russische Herrschaft geraten ist, ist ungefähr 4 Millionen Quadratkilometer groß. Es umfaßt die fünf „Bundesrepubliken" Kasakstan, Kirgisistan, Usbekistan, Tadschikistan und Turkmenistan sowie das „autonome" Gebiet Karakalpakstan, welches bisher in der Verwaltung der RSFSR. war und nach § 26 der neuen Sowjetverfassung der Republik Usbekistan angeschlossen ist.

Ostturkestan befand sich bis vor kurzem unter chinesischer Verwaltung, erhielt im Jahre 1933 nach langem Kampfe seine nationale Regierung; aber durch die militärische Einmischung und die Ränke Moskaus geriet es schließlich ganz unter den Einfluß der Sowjets. Seine Größe beträgt 1 871 000 Quadratkilometer. Turkestan hat — seinen östlichen und westlichen Teil zusammengenommen — ungefähr 27 Millionen Einwohner, von denen 95% mohammedanische Türken sind.

Turkestan, die Wiege aller Türken, wird gleichzeitig auch für die Wiege der Kultur gehalten. Die Funde, die eine amerikanische archäologische Expedition 1904 östlich vom Kaspischen Meer in der Nähe Aschkabads ausgrub, haben die wissenschaftliche Welt überzeugt, daß Turkestan ein altes Kulturland ist. Der Leiter der erwähnten archäologischen Expedition, ein amerikanischer Wissenschaftler namens Pumpelly, stellte fest, daß in diesem Teile Turkestans die neolithische Kultur im 9. Jahrtausend v. Chr., die Verwendung von Haustieren im 8. und die Metallbearbeitung im 6. Jahrtausend begonnen hat, d. h. 1000 Jahre früher als Sus in Mesopotamien, das bisher als der älteste Ort mit Metallbearbeitung galt. (Bekanntlich gibt es auch in Sibirien und in Tunesien zwei Städte mit Namen Sus [Sousse].) Die geschichtlichen Werke, die in den Kurganen, den Grabhügeln der Türken der ältesten Zeiten in der Kirgisensteppe im nördlichen Teil Turkestans, gefunden worden sind, werfen genügend Licht auf die alte türkische Kultur. Die in diesem Gebiet lebenden Türken hielten die Gräber als Erinnerungszeichen an die Vorfahren für heilig und rührten nicht daran. Aber sie erregten die Aufmerksamkeit der russischen Einwanderer. Die Russen stocherten in diesen Gräbern herum und brachten allerlei Geräte und Schmucksachen aus Bronze, Gold und Silber, Kupfer und Eisen heraus. Einige russische Einwanderer gaben ihre landwirtschaftliche Tätigkeit ganz auf und lebten vom Verkauf der aus Gräbern gestohlenen bronzenen und goldenen Gegenstände. Es gab Russen, die auf diese Weise in einigen Jahren ein großes Vermögen sammelten. Aber bald darauf wurden wissenschaftliche archäologische Expeditionen ausgerüstet, und man grub ganz methodisch nach. Aus den in diesem Gebiet gefundenen Gegenständen ersieht man, welche Bedeutung die Türken damals dem Metallgewerbe zuschrieben. Unter den im Ermitage-Museum in Leningrad befindlichen Gegenständen, die in der Kirgisensteppe im nördlichen Teil Turkestans gefunden wurden, befindet sich eine kleine kupferne Statue eines Metallarbeiters, der einen Hammer hält. In diesem Gebiet wurden aus der Eisenzeit gefunden: Spaten, Bohrer, Äxte, Messer, Pfeilspitzen, Werkzeuge zum Verzinnen, Schwerter, Lanzen, Feuersteine; Zaum-

zeug und Steigbügel; Feuersteine, Pflugscharen und Sicheln; außerdem Schnallen, Gürtelverzierungen und Nägel in verschiedener Größe. Ein Teil dieser Gegenstände der Eisenzeit ist aus Gold und aus Kupfer angefertigt. Es befinden sich darunter auch Schmuckgegenstände mit eingelegten Knochenverzierungen und Gefäße. Diese wertvollen Funde, die die Feinheit und Schönheit der türkischen Kunst in Turkestan zeigen, zieren neben den Museen Moskaus und Leningrads auch die von Tomsk und Krasnojarsk. Auch im Britischen Museum in London ist eine schöne Sammlung solcher türkischen Werke vorhanden. Die vier wissenschaftlichen Expeditionen der „Deutschen Turfan-Expedition" (1902, 1904, 1907, 1914) brachten aus Ostturkestan wertvolle Stücke, die einen großen Flügel des „Museums für Völkerkunde" füllen. Diese und die darüber geschriebenen Werke geben ziemlich umfassende Kenntnis der vorislamischen Kultur der turkestanischen Türken.

Die Türken sind in der Weltgeschichte bekannt als Rasse, die für Staatsaufbau, Verwaltung und Organisation besondere Fähigkeiten hat. Diese Rasseneigenschaften haben auch nach der Annahme des Islams ihren Glanz nicht verloren. Die islamische Kultur wurde von den Türken am stärksten aufgenommen; sie bezog ihre Nahrung vor allem von türkischem Geiste. Die von den Türken nach der Annahme des Islams von Turkestan aus begründeten Reiche sind: Samaniden reich (874—999), Ghaznewidenreich (962—1183), Reich der Karakhanen (932 bis 1212), das großseldschukische Reich, das Reich der Khowaresmier (1077—1231), das türkisch-mongolische Reich oder Reich des Tschingis Khan und nach seinem Zerfall das turkestanische Reich unter der Dynastie Tschagatai, schließlich das große Timuridenreich mit der Hauptstadt Samarkand.

Alle diese Reiche bilden nicht nur höchst interessante Abschnitte der türkischen Geschichte, sondern der Weltgeschichte. Besonders das Timuridenreich war hinsichtlich seiner verwaltungstechnischen und militärischen Einrichtung einer der größten und vorbildlichsten Staaten. Timur, einer der Großen der Weltgeschichte, begünstigte nicht nur seine Feldherren und Soldaten, sondern auch Schriftsteller, Dichter und Künstler. So erreichten Literatur, Wissenschaft und Kunst zu seiner Zeit ihre Glanzperiode. Timur ließ seine Hauptstadt Samarkand und mit ihr die anderen Städte Turkestans wieder aufbauen und Gärten, Moscheen, Schlösser, Schulen, Bäder, Handwerker- und Fabrikbetriebe einrichten, u. a. auch eine Papierfabrik in Samarkand. Auf einen besonders hohen Stand brachte er Organisation und technische Bewaffnung seiner Heere.

Timur hat seine Söhne und Enkel erzogen im Geist der Disziplin, in militärischer Ausbildung und Liebe zur Wissenschaft. Schahruch, Chalil Sultan, Hussein Baikara und Babur waren gleichzeitig Schriftsteller, Dichter und Wissenschaftler, die mit ihren Werken am Geistesleben teilgenommen und auch die Gelehrten auf

verschiedene Weise angespornt haben. In dieser Periode machte in Transoxanien besonders die Mal- und Schönschreibkunst viele Fortschritte; Ulugbek, ein Enkel Timurs, war ein berühmter Mathematiker und Astronom und ließ in Samarkand ein dreistöckiges Observatorium bauen. Bekanntlich wurden Ulugbeks Werke in Europa übersetzt und durchforscht. Hier muß noch erwähnt werden, daß Ali Schir Nawai (gestorben 1550), einer der größten Dichter des Türkentums, in der Zeit der Timuriden gelebt und in ihrem literarischen und wissenschaftlichen Leben das Recht des Türkischen erfolgreich verteidigt hat. In seinem Werk „Das Schiedsgericht der beiden Sprachen" („Muhakemet-ül-Lügatein") hat er die Überlegenheit des Türkischen gegenüber dem Persischen bewiesen.

Aber später ging die Zeit gegen uns. Das Reich Timurs zerfiel in kleine Chanate, und diese Chane bekämpften einander. Auf diese Weise sank Turkestan allmählich auf den Zustand des mittelalterlichen Europa. Unsere Gelehrten widmeten sich der Theologie statt den positiven Wissenschaften. Das Volk wurde zu religiösem Fanatismus aufgestachelt. Mystizismus lastete über dem Horizont Turkestans. Der russische Zar Peter der Große wollte diese Periode des Rückschritts in Turkestan benutzen und stellte Pläne für die Okkupation Turkestans auf. Dieser Plan wurde nach 200jährigem Kampf zur Wirklichkeit, die Okkupation Westturkestans durch Rußland wurde in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts vollendet. Nun ist auch Ostturkestan vollkommen unter den Einfluß Sowjetrußlands geraten. Damit ist der Plan Peters des Großen, die indischen Grenzen zu erreichen, durchgeführt.

Nach einem zwei Jahrhunderte dauernden Kampf ist Turkestan in russische Knechtschaft geraten. Parallel zu diesem Niedergang, diesem tragischen Ereignis, beginnt in Turkestan eine neue geschichtliche Kampfperiode, die wir in der turkestanischen Geschichte als Periode des nationalen Befreiungskampfs bezeichnen. Es ist nicht die Wesensart der Türken, bei einem Unglück die Hände zusammenzulegen und den Kopf hängen zu lassen. Das türkische Volk ist von einer seiner Rasse eigentümlichen Lebenskraft. Deshalb wird auch die nationale Freiheitsbewegung Turkestans in naher Zukunft ihre Früchte bringen und das Türkentum Turkestans wird glücklich werden.

KARL HAUSHOFER:
(In Vertretung von Dr. A. Haushofer, z. Z. Tokio)

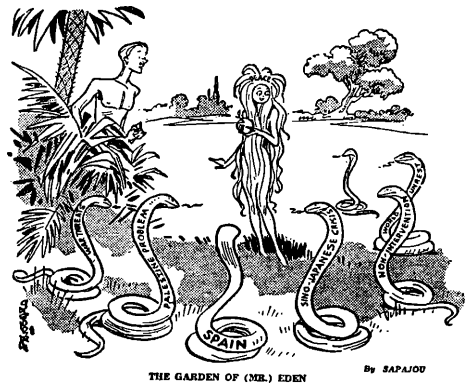
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Der letzte Bericht aus der Atlantischen Welt entstand an ihrem äußersten, schon mit dem Gesicht zum Pazifik gekehrten Ende, in San Francisco, als der Berichterstatter die „Tatsuta Maru" bestieg, um den Sturmzentren des Fernen Ostens zu nahen. Er warf noch ein Scheinwerferlicht vom Fernen Westen her auf Europa,

was manches in neuem Lichte zeigte: bei so schräger Fernbeleuchtung werden die Größenverhältnisse geopolitischer Fragen erst ganz wahrheitsgetreu sichtbar.

Aber als Ausgleich ist dann eine ebenso scharfe Beleuchtung aus den Menschenmassen des Ostens her notwendig, und so benützt der Vertreter die Gelegenheit, um diesmal die Atlantische Welt im Scheinwerferlicht der indischen Presse zu zeigen. Wie zeitgemäß das ist, geht klar daraus hervor, daß ein ehemaliger Vizekönig von Indien, Lord Halifax (einst Irwin), einen großartigen Gewissensruf an die Atlantische Welt gerichtet hat: aus einem Europa, „geteilt in 26 Staaten, jeder gerüstet bis an die Zähne, mit Zollmauern bis zum Himmel (Lothian)" — und daß Halifax bei allem Pazifismus seine Mahnrede in der Erkenntnis gipfeln ließ: „es gebe viel größere Übel als den Krieg", so sehr man ihm vorbauen müsse!

„Mit der Entartung des Spanischen Kriegs zu einem Patt (aussichtslose Schachpartie) und mit der steigenden Erkenntnis, daß Deutschland und Italien nicht willens sind, sich in einen offenen Krieg zu stürzen, um den Ausgang zu erzwingen, ist es klar, daß das Machtgleichgewicht in Europa noch nicht jenen Schlußakt erreicht hat, der einen europäischen Krieg unvermeidlich macht."



So beginnt eine gut unterrichtete Betrachtung aus Indien über „die Japanische Politik und den Weltfrieden"; darin wird das Spiel mit dem Feuer im Fernen Osten weit gefährlicher hingestellt als die Europäische Lage. Das deckt sich mit den Auffassungen des neuen britischen „Business"-Premierministers, der sichtlich die zu Abenteuern geneigten Kräfte seiner Umwelt in Schranken hält und u. a. Deutschlands Haltung im „Deutschland"- und „Leipzig-Fall" „höchst vernünftig" fand — ein Urteil, das sich mit Windeseile der indischen und südostasiatischen Presse mitteilte und eine wesentliche Verbesserung des Tones gegen Europas Mitte bewirkte.

Eine solche Verbesserung war für China und Indien nötig, denn man fing dort an — unter dem doppelten Eindruck einer geschickten faschistenfeindlichen Sowjetpropaganda und des gelegentlichen Gewährenlassen feindseligen angelsächsischen Auspuffs —, jeden Unsinn über Faschismus, Nationalsozialismus, japanische „Junta" und spanischen Nationalismus zu glauben.

Erfreulicherweise setzte Gegenstrom ein: wir fanden endlich (z. B. Amrita Bazar Patrika, 2. 7. 1937) eine rückhaltlose Anerkennung der sozialen Leistungen des Nationalsozialismus in Deutschland wie des Faschismus in Italien und der Führerleistung von Adolf Hitler: „Hitler ist Deutschland und Deutschland ist

Hitler." „Es braucht keine ‚Civil Liberties Unions' angesichts eines Stimmergebnisses von 98 Prozent" und „Hitler kann ruhig sagen: Schaut in die Wahlurnen, wenn ihm die Gründung von Verbänden für bürgerliche Freiheiten angesonnen wird."

„Was wir an Nachrichten über Deutschland und Italien erhalten, ist schwarz gefärbt", „wie früher für das bolschewistische Rußland", „bis Großbritannien seine Haltung zu ihm revidiert hatte". Nun wird über eine erneute Revision dieser Haltung von Moskau und Paris aus geklagt. Aber fängt man nicht von dort aus an, die Briten mit ihren leitenden Lebens- und Reichsanschauungen weit mehr an eine Wand zu stellen, vor der ihr Reich um sie kämpfen muß, als Italien es je in den bedenklichsten Mittelmeerspannungen versuchte?

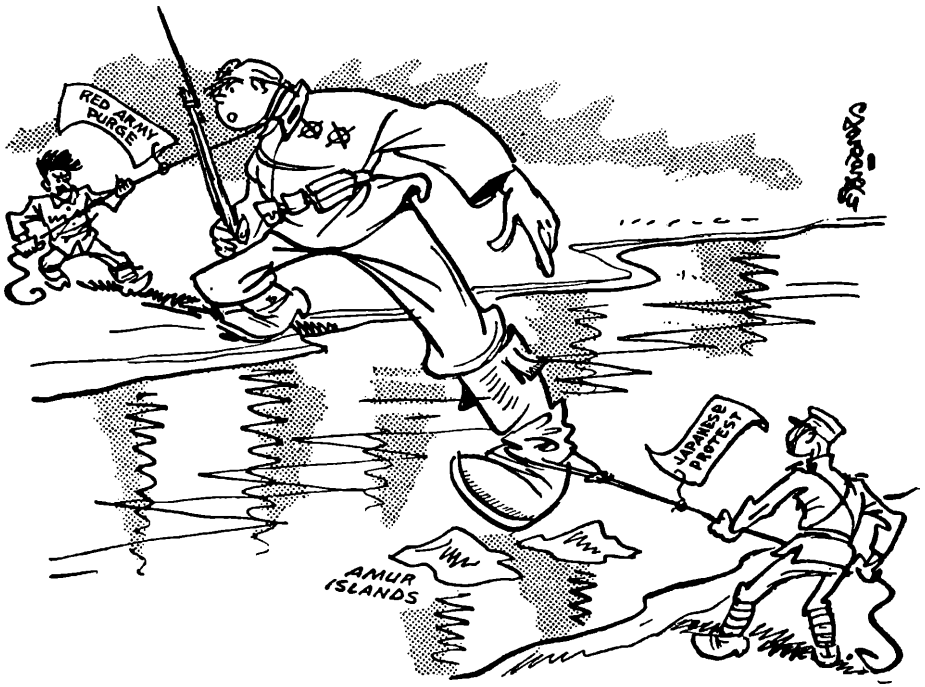
Viel deutlicher, als in der europäischen Presse selbst, erkennt man im Spiegel der indischen und ostasiatischen, wie wenig in Krisenzeit, wie jetzt, die staatlichen Neubildungen der Pariser Vorortfrieden auf eigenen Füßen stehen können: das Umworbenwerden Südslaviens zwischen Kleinverband und Achse Rom-Berlin; das Aneinanderlehnen Rumäniens und Polens; die Unvermeidlichkeit des nahöstlichen Bundes von Iran und Irak, Afghanistan und der dabei führenden Türkei, mit stiller Partnerschaft von Saud-Arabien und Ägypten; die Unmöglichkeit der Palästina-Fünftelung als jämmerliches Spiegelbild der Fehlgliederung von Nachkriegseuropa: das alles tritt im östlichen Spiegel viel mitleidloser in scharfes Licht. „Die ich rief, die Geister" — in Gestalt kleinräumiger Zergliederung Europas —, „werd ich nun nicht los" — heißt es für Downing Street.

Auch die Zusammenschlußbewegungen innerhalb der nordischen Staaten rings um den Ostseeraum sind ja doch, wie das Fühlungsuchen im Donauraum, nicht freiwillig, sondern durch den Druck großräumiger Verhältnisse erzwungen, unter dem die baltischen Staaten, Schweden, sogar Finnland einen modus vivendi mit den Sowjetbünden suchen. Der schwedische Außenminister Sandler wurde dabei als eine Art „Kanzler des Bundes der 16 Millionen" von England aus gefeiert.

Aber es ist in Wahrheit der Druck auf die schwedischen Eisenschätze um Kiruna und Gellivara, auf die norwegischen Nickelvorräte und eisfreien Häfen westlich der wehrgeopolitisch ausgezeichnet aufgebauten russischen Eisenbahn-, Flug- und Kanalbasis zwischen Leningrad und Murmanküste, der dort Einnehmen eines festen Standes lehrt.

Unberechenbar ist, was die erfolgreiche Überwindung ihres arktischen Anteils durch die Sowjetbünde unter geistiger Führung eines Otto Schmidt, sichtbar geworden durch zwei wohlgelungene Nordpolarflüge bis zu den Pudgetsundhäfen und nach Kalifornien (San Jacinto), durch die regelmäßige Aufnahme der Schiffahrt längs der Nordostpassage, an Machterweiterung in sich trägt. Es ist namentlich die unmittelbare Verbindung der zwei angriffsichersten unter den

großräumigen Mächten des Planeten: SSSR. und USA., die geopolitisch anspornend zu wirken vermag. Den Rückschlag spiegelt sowohl China — („North Pole comes towards China"; Tribune, 1. 7. Shanghai) —, ohne zu merken, daß dieser Nordpol sehr unbequem werden kann, als auch Indien — („A Virgin Continent"; Amrita Bazar Patrika, 29. 6. 37). Nur der innere Widerstreit zwischen Unsicherheit des Halses der Truppenführer und Außenhaltung gefährdet die Wacht am Amur wie im Westen (Spottbild).



Pull Devil, Pull Baker *By SAPAJOU*

Eine Macht, die mit solcher Folgerichtigkeit ihre rund 32 000 Kilometer arktischer Küstenentwicklung und 40 Prozent arktischen Landanteils raumpolitisch zu meistern strebt, der kommt es doch auf viel nähere Flüge nicht an. Gewiß ist die seit 1924 mit so großem Krafteinsatz durchgeführte nordische Raumüberwindung mindestens ein wehrpolitisches Erziehungsmittel ersten Ranges und wird im atlantischen wie im indopazifischen Bereich als Werbemittel bis zum letzten in der geschicktesten Weise ausgenutzt—, nicht ohne gleichzeitigen Einsatz der reichlich fließenden sibirischen Golderträge. Aber auch General Franco fand (27. 6. 1937) einen groß und packend aufgemachten Zutritt zur öffentlichen Meinung des Mittleren Ostens.

„Dem spanischen Krieg liegt in Wahrheit ein Weltkrieg zwischen Kommunismus

und Antikommunismus zugrunde. Der spanische Boden versucht ein Problem zu lösen, das sonst Europas Ende herbeigeführt hätte."

So scharf und klar hat es Franco ausgesprochen, und genau so kam der Widerhall aus dem Nahen, Mittleren und Fernen Osten. Kein Wunder, wenn Italiens Duce selbst in einem Aufsatz die Versuche der Selbsttäuschung geißelt, durch die man sich Möglichkeiten und Rechtsfiktionen vorspiegelt, die nicht mehr bestehen. Am wenigsten seien sie zu verwirklichen durch die immer mehr in verlachte Ohnmacht gleitende Genfer Völkerbundsidee. Was soll es bedeuten, wenn in der Nichteinmischungsfrage ein einziger großräumiger Staat den Willen der 27 anderen vereiteln kann? Liegt darin nicht weit mehr harte geopolitische Wirklichkeit als in aller Buchstaben-Spiegelfechterei, ob sie nun in Genf, im Haag, in London oder anderwärts zum besten gegeben werde? Auch, daß kein Fußbreit chinesischer Erde und spanischer Erde irgend jemand versprochen oder abgetreten werden soll, haben wir im Hochsommer zu den Akten genommen. Aber werden Spaniens verschleppte Gold- und Kulturschätze um der Gerechtigkeit willen wiederkehren? Wird sich die Fiktion oder Illusion verwirklichen, mit der China — (bei einer Besprechung von Smolkas Londoner Buch über die Arktische Entwicklung Rußlands) — von seinen subarktischen Nachbargauen am Rande Sibiriens spricht? Praktisch sehen wir doch den größeren nordwestlichen Teil, Sinkiang und Mongolei, in Sowjethänden; den kleineren nordöstlichen, die Mandschurei, Japan verbündet. Dennoch bringt Moskau es fertig, im Glorienschein des Uneigennützigen dazustehen, der „sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt"; es zeigt so augenfällig den Nutzen geschickter geopolitischer Werbekunst, wie man sich um viele Millionen Quadratkilometer mit unermeßlichen Bodenschätzen bereichert, die größte Angriffs-Streitmacht der Erde bereitgestellt, ihre Ziele offen ankündigt — und dennoch unbescholten bleiben und von britischen Dekanen darum gepriesen werden kann. Andere Mächte, die seit einem Menschenalter nur Raub an Raum und Habe erfuhren und rings von abgerissenen, mißhandelten Volksgenossen umgeben sind, werden von Religionskonferenzen gescholten, denen sie nichts getan haben. Man müßte wirklich Unterricht im geopolitischen Kartenlesen zu den notwendigsten Ausrüstungsgegenständen für den Schulsack weltberühmter Theologen hinzufügen, ehe man sie zu Oxford auftreten läßt.

Vier Tage, ehe die USA. den glorreichen 4. Juli mit gemischten Gefühlen festlich begingen, konnte ihr nördlicher Nachbar Kanada mit seinem noch überwiegend atlantischen Schwerpunkt am 1. Juli das siebzigjährige Jubelfest der „British North America Act" begehen, aus der die heutige Dominion hervorgegangen ist: mit ihren 11 Mill. Einwohnern, aber $3^1/_2$ Mill. französischen Blutes und $4^1/_2$ Prozent deutschen Blutanteils, nur 52 britischen, einschließlich Iren und Nordamerikanern; 75 Prozent der Bluts- und Kulturfranzosen sitzen in der Landschaft Quebec zusammengedrängt. Diese völkische Zusammensetzung und eine

völlig entwehrte, erst jüngst rühmend von Alfred Sze hervorgehobene Landgrenze von 2400 Kilometer Luftlinie trugen dazu bei, daß Kanada innerhalb des Imperiums immer mit Samthandschuhen angefaßt wurde, das ihm „für seine imperiale Philosophie" einige nachhaltige geopolitische Lehren verdankt.

„Glücklicherweise hat Staatsmannskunst auf beiden Seiten des Atlantik sich als hellhörig genug erwiesen, um die Gefahren einer solchen Lage zu fühlen und — was ebenso wichtig ist — die dadurch gegebenen Möglichkeiten zum Guten zu wenden, die dadurch zu einer Verbreiterung der Auffassungen britischer Politik gegeben waren", wie es im Wortlaut eine große außenbritische Zeitung formt.

Leider haben auch die Vereinigten Staaten und Brasilien „Verbreiterungen" ihrer dollarpolitisch begründeten Wirtschaftsbeziehungen auf Kosten Europas vorgenommen, weitere Vertragsverhandlungen ähnlicher Art sind im atlantischen Südamerika im Laufen. Noch sträubt sich berechtigte Eigenständigkeit gegen das darin liegende verschleierte Abhängigkeitsverhältnis von den Vereinigten Staaten und kommt stellenweise in der öffentlichen Meinung zum Ausdruck. Aber die Wirtschaftskräfte sind stark; und der Eindruck der Zerfahrenheit Europas und Asiens, der ganzen „Alten Welt" wird klug übersteigert in das ganze atlantische Südamerika hereingespiegelt. Nördlich und südlich der Alpen wird die auch dort vorhandene gemeinsame Aufgabe teilweise gesehen. Keine der europäischen Mächte und Wirtschaften allein kann dem Druck der U. S. A. und der SSSR. allein an ausgesetzter überseeischer oder transkontinentaler Stelle standhalten; kaum mehr das Britenreich, wie der u. s. amerikanisch-neuseeländische Schiffahrtskrieg und der australisch-japanische Ausgleich beweist.

Mit der Tatsache, daß diese Verhältnisse den in Europa kleinräumigen Übersee-Großgrundbesitzern, Belgien und Holland, auch dem neu-verfestigten Portugal drückend zum Bewußtsein kommen, erklären wir uns namentlich die außerordentlich rege, durch königlichen Kraftzusatz für Minister van Zeeland verstärkte weltwirtschaftliche belgische Vermittlungstätigkeit. Dort kommt auch der Spannungsgegensatz im Atlantischen und Indisch-ozeanischen Afrika zwischen der britischen und französischen Farben- und Rassenpolitik als Gegenwartsgefahr für den Kongostaat und Portugals weite unterentwickelte Besitzungen zum Bewußtsein. Neue Wehr-Anläufe Süd-Afrikas stehen auf denselben Blättern. Aus diesem Gesichtspunkt müssen wir es als einen Mangel atlantischen geopolitischen Ferngefühls beklagen, daß die beiden holländischen und portugiesischen Großveranstaltungen, auf welchen auch die deutsche Kolonialsache mit Erfolg vor einem internationalen Hörerkreis hätte geführt werden können, und dessen Stimmung scharf beobachtet werden konnte: der Weltgeographentag in Amsterdam und die anschließende Kolonial-Tagung in Lissabon in Deutschland fast keine publizistische Vorbereitung und so wenig öffentlichen Widerhall gefunden haben. Die Referenten der Geopolitik — an bei-

den Stellen vom Ausland aus zu Vorträgen aufgefordert, aber anderweitig behindert — haben in dieser Richtung vergeblich ihre Schuldigkeit zu tun versucht.

Verpaßte große Gelegenheiten nachher beklagen, ist unfruchtbar, wie jede Reue über Unterlassungssünden auf geopolitischem Gebiet im Atlantischen, Indischen oder Pazifischen Bereich. Man hat im Welt-Werkstatts-Wettbewerb voller Dynamik eben eine Maschine nicht für sich arbeiten lassen, die gut hätte arbeiten können, die mindestens imstande gewesen wäre, Gegenarbeit zu verhindern. „Lucrum cessans" — der mögliche Gewinn fällt eben aus und muß jahraus, jahrein durch die geopolitischen Bilanzen als Fehlbetrag weitergeschleppt werden.

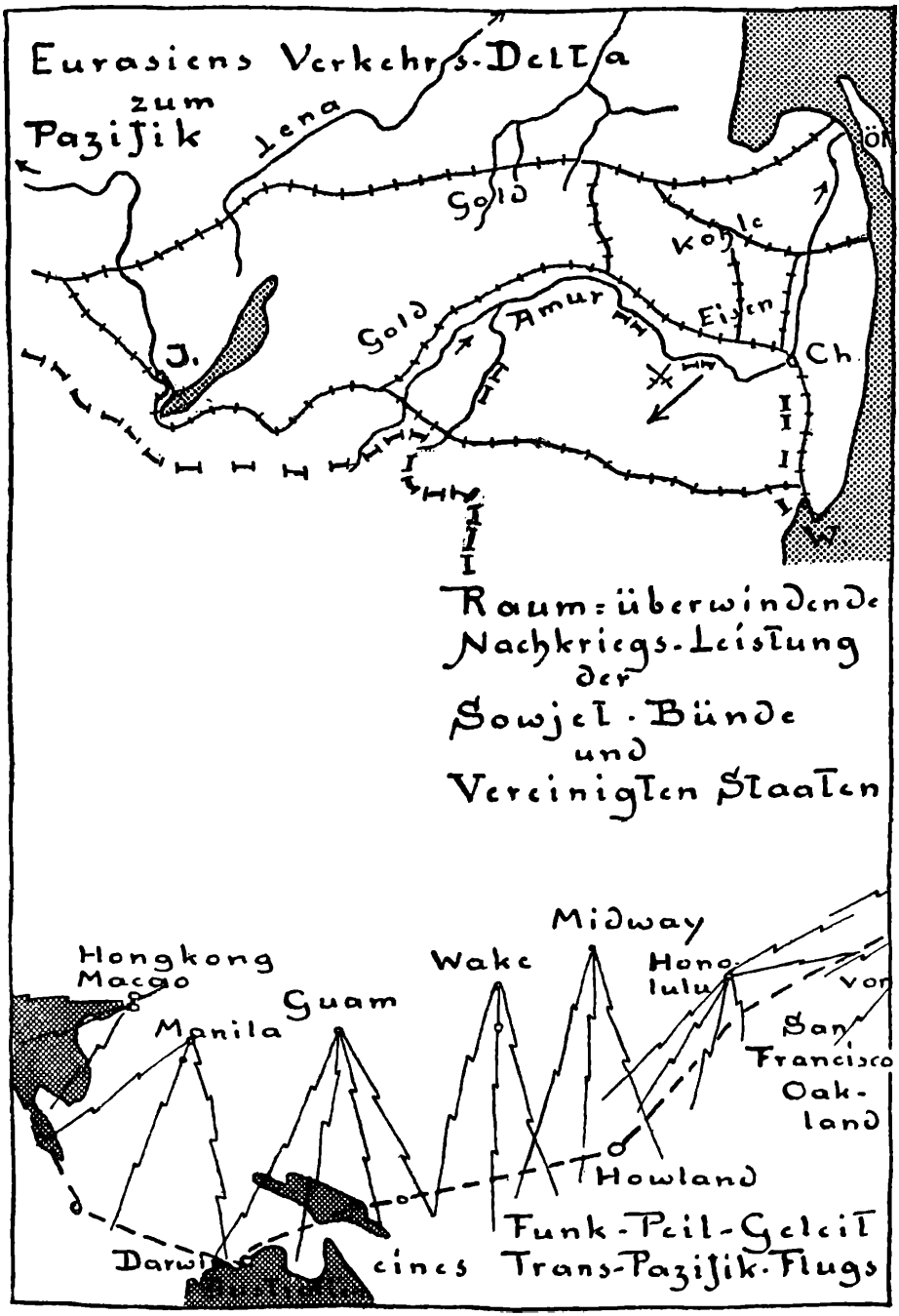
Das alte Schiff Europa muß sich mit erheblicher Verbauung und Verschlechterung seiner Innenraum-Einteilung, die erst jüngst wieder Lord Lothian beklagte, mit labiler Ladung schwerer Wehrlast, wie Bestückung und unzulänglicher Rohstoffausrüstung im Wettbewerb mit anderen, neuer und praktischer eingeteilten Großfahrzeugen vorwärts arbeiten. Es darf dabei keine Gelegenheiten versäumen, Fahrt und Raum zu gewinnen, auch wenn sie noch so klein sind, aber doch Gelegenheit boten, Gutwillige von einem auch ihre Betriebe hemmenden Unsinn zu überzeugen und so seiner Abstellung zu präludieren.

KARL HAUSHOFER:

Bericht aus dem indo-pazifischen Raum

„Neuverteilung der natürlichen Hilfsquellen als Friedenspreis" von Hikumatsu Kamikawa (Contemporary Japan; Bd. VI; Juni 1937; S. 18—27) und „Der Anteil der Kolonien an der Rohstoff-Erzeugung" von Ernesto Massi (Collana di Studi Coloniali; Mailand; 1937, in der Sammlung von Luigi Silva): so heißen die zwei Beiträge, mit denen in gedrungenster Form die beiden andern Großmächte unter den „Havenots" der Erde auf die Fanfare von Dr. Hjalmar Schacht in der Januar-Nummer der „Foreign Affairs": „Germany's Colonial demands" einen Widerhall erklingen ließen.

Beide fügen ältere und allerjüngste Erfahrungen aus dem Indo-pazifischen Raum in das Atlantische Bild Schachts und seiner Vorläufer, aus der Reihe der Großraumbesitzer der „Haves", Oberst Edward House, den man schwerlich progermanischer Haltung wird beschuldigen können, der dennoch seinen Aufsatz schon in der September-Nummer der „Liberty" von 1936 überschrieben hatte: „Wanted an international New Deal"! Es ist bis jetzt ausgeblieben; und die Schwalben, die sich zu dem Sturmvogel House gesellten: Angell, Steele, Lord Lothian, Sir A. Sinclair — (dieser noch in der Parlamentssitzung v. 25. 6. 37) — haben keinen Sommer, kaum einen Vorfrühlingsschimmer gebracht. Sie haben nur eines erreicht: die Tatsache, zu denen der Japaner und der Italiener die unwiderleglichen


Eurasiens Verkehrs-Delta
zum
Pazifik
Lena
Gold
Kohle
Eisen
Gold
Amur
J.
Ch.
Raum-überwindende
Nachkriegs-Leistung
der
Sowjet-Bünde
und
Vereinigten Staaten
Midway
Hongkong
Macao
Wake
Honolulu
Guam
Manila
San
Francisco
Oak-
land
Howland
Funk-Peil-Gelcit
eines Trans-Pazifik-Flugs

Zahlen und Karten bringen, dem Weltbewußtsein so zwingend vor Augen zu führen, daß sie nicht mehr aus der Weltöffentlichkeit verschwinden werden, und daß kaum ein zweiter Raubkrieg als Befreiungstat für die in ihrer Selbstbestimmung unterdrückten Klein- und Großvölker wird frisiert werden können.

Harold Nicolson, ein Mann, der fast hinter allen weltpolitischen Öfen gesessen hat, beschwert sich (Small Talk, London, 1937, Constable S. 17) darüber, daß die Bedeutung von „Cant" festlandwärts von England in einem ganz andern Sinn gebraucht werde, als in der Insel, die „English Cant" erfunden habe. Wir können dem geistreichen Verfasser nur erwidern, wir verstehen eben unter „Cant", was wir an Prellen und Raub an Lebensraum in Mittel-Europa darunter erfahren haben.

Wir führen die drei Hauptgründe dafür im Wortlaut des Japaners Kamikawa an: 1. weil als Folge des großen Krieges, die territoriale Verteilung, oder besser Neuverteilung der Kolonien in der Welt vollzogen wurde, und zwar mit der denkbar größten Parteilichkeit vorgenommen wurde ... der Große Krieg mündete in eine Verteilung der Kolonien, die noch viel unfairer und unausgeglichener war, als sie je vorher bestanden hatte.

Die vier Großgrundbesitzer der Erde besaßen 60% der Landfläche und 44% der Erdbevölkerung, das Britenreich allein 27% der Landfläche und 25% der Volksmasse; Japan, Italien und Deutschland halten zusammen nur 1% der Landfläche, aber 10,6% der Volkszahl, Deutschland allein 0,35% der Bodenfläche bei 3,3% des Volksanteils ohne die volkspolitisch Abgetrennten, das Japanische Reich 0,5% der Bodenfläche, aber 5% des Volksanteils; Italien zwar rund 2% der Bodenfläche, bei 2,3% des Volksanteils, darunter aber eine Wüstensammlung.

Noch viel augenfälliger ist die Ungerechtigkeit zugunsten der ja doch nicht durch Rechtshandlungen, sondern durch Gewalt und Krieg zusammengebrachten Großräume, wenn man an Hand der genauen, durch zahlreiche Karten und Diagramme erläuterten Angaben von Ernesto Massi die Rohstoffausstattung betrachtet, die Kamikawa nur in großen Zügen beschreibt, wobei vor allem die Monopolstellung der Vereinigten Staaten, aber auch des britischen Reiches hervortritt, z. B. beider zusammen für Kohle (54%), Petroleum (U. S. A. allein 59%), Nickel (Kanada allein 84%).

Es ist Lloyd-George vorbehalten geblieben, in einer von ihm selbst „even brutally" genannten Weise (25. 6. 1937) mit dieser Rohstoff- und Rüstungsüberlegenheit der „Haves" den „Havenots" zu drohen, was wirkliche Gentlemen unter den Großbesitzern bis jetzt vermieden hatten.

2. meint Kamikawa mit Recht, daß die Rohstofffrage deshalb so sehr in den Vordergrund getreten sei, weil sich das Gesicht der Weltwirtschaft durch den großen Krieg grundsätzlich geändert habe und das Rohstoffproblem durch den Abgang des britischen und niederländischen Kolonialreichs von Freihandelsgrundsatz überspannt, überstreckt worden sei. Deshalb, nicht um ihrer Diktaturen willen,

hätten die Mächte ohne genügende Rohstoffe, wie Deutschland und Italien, zur selbstgenügenden Wirtschaft übergehen müssen, was ihnen nun verargt werde.

3. war die Wehrwirtschaft von entscheidender Bedeutung für vorbeugende Hortung und Zugangssicherung kriegsnotwendiger Rohstoffe. Den letzten Anschauungsunterricht habe seit Deutschlands Blockade die Sanktionspolitik gegenüber Italien erteilt.

Wie sehr die Übervölkerungs- und Rohstoffverteilungsfrage das geopolitische Kernproblem unseres Zeitalters gerade auch für den Indo-pazifischen Raum wird, bezeugt die bemerkenswerte Auseinandersetzung zwischen England, Italien und Australien, die aus Attilio Barela: „Il popolamento dell'Australia" hervorleuchtet, und die anschließende Betrachtung von N. Federici: „La pressione demografica dell' Oriente e il problemo della distribuzione della popolazione a delle materie prime" — beide in dem wieder kulturpolitisch vorzüglich ausgewogenen Mai-Juni-Heft der „Asiatica", Rom.

Wenn Malcolm Mac Donald, der „Minister für die großen leeren Länder", die Dominien, im Unterhaus sagt (besonders auf Kanada, Australien und Neuseeland abzielend), „es handle sich um eine Weltaufgabe, nicht nur um eine englische" „und wenn sie nicht von den Angelsachsen angegangen würde, dann würden sich eines Tages andere Nationen ihrer annehmen" — dann wollen wir das als wahr unterstellen, — auch wenn liberale und sozialistische Abgeordnete dann in der Debatte deutlicher werden und betonen, daß es sich wohl um Italien, Deutschland und Japan handeln werde. Wenn Australier mit dem Responsorium antworten: „People or perish", ist es ebenso ernst, wie wenn Percy Hunter schreibt: „Für uns liegt die Aufgabe so, daß wir unsre Bevölkerung so vermehren müssen, daß wir der Welt überall den Eindruck geben, unser Land effektiv in Besitz genommen zu haben" — (was bis jetzt eben nicht der Fall ist). „Der Aufbau eines wirksamen weißen Volkskörpers im Austral-Kontinent ... verlangt eine radikale Revision unsrer Einwanderungspolitik." — Nicht nur nach der „weißen Seite" — denn hier steht wirklich der Wanderdruck Süd-Ost-Asiens (R. Mukerjee: Die asiatischen Wanderungen!) vor der Tür, — liegt „the smell of the East in the Northwind" in der Luft!

Es sind Taschenspielerkunststücke, wenn die Bolschewistenfreundin Freda Utley die belgische und die japanische Volksdichte zum Vorteil der belgischen Lebenshaltung vergleicht und verschweigt, daß Belgien über einem rohstoffreichen Boden lebt und die untervölkerten Millionen Quadratkilometer des Kongostaates zur fast unbegrenzten Ausbeutung zur Verfügung hat: Katangakupfer, Urwälder (vgl. die kluge Kritik in „Asiatica" S. 201!). Dort kennt man diesen Autor!

Solange in Wettbewerbsfragen nur Japan, Italien und Deutschland angebellt werden müssen, bewegen sich die unfreundlichen Äußerungen der Haves in einem gewohnten Schema. Sie versuchen (z. B. „North China Herald 37, S. 489, „Shipping

war" — im Pacific!) sogar auf diese Geleise abzubiegen und über Japans Eindringen in die Indien-, Persergolf- und Australasien-Schiffahrt zu klagen, wenn der wahre Anlaß ein Mattsetzen der Union Steamship Co. of New Zealand durch die rücksichtslose Staatssubvention der Vereinigten Staaten ist, gegen die wieder Kanada nicht leicht zum Angehen zu bringen wäre.

Das britische Weltschiffahrtsmonopol ist eben vorüber; und wenn man es künstlich durch ein Küstenschiffahrtsgesetz im Stil der U. S. A., durch eine neue Navigationsakte oder ähnliche Mittel herzustellen sucht, wehren sich die andern, auch die starken Haves, und man bläst nur ins Horn der Autarkiebestrebungen weltüber. Denn man sieht außerhalb nicht ein, warum nur England die Mittel besitzen soll, „Feindseligkeiten zu einem günstigen Abschluß zu bringen"; selbst will man die Rückhaltkosten dafür nicht tragen, und die Dominien der Gemeinwelt wollen sie zwar im Ernstfall genießen, aber die Kosten dafür nicht auf sich umlegen lassen.

Zu dieser allgemeinen weltumspannenden Verlegenheit gesellte sich neben der hier nicht einschlägigen spanischen noch die wenigstens den indo-pazifischen Bereich streifende und in ihren arabischen Rückschlägen stark berührende örtliche der höchst unvollkommenen Palästinalösung Lord Peels und des Stellungnehmens zwischen China, Japan, Sowjetbünden und Vereinigten Staaten im China-Japan-Ausbruch der Feindseligkeiten.

Daß die Fünfteilung des Gelobten Landes in einen Judenküstenstaat, einen arabischen Wüstenrest, ein Mandat der Heiligen Stätten, einen Jaffa-Korridor und einen Tiberias-Nazareth-Haifa-Pipe-Linie-Korridor weder Araber noch Juden befriedigen würde und als geopolitischer Unsinn noch ärger zum Himmel schreit, als die Zergrenzung Zwischeneuropas, war jedem Zeitungsleser klar. Daß aber der Rückschlag so stark sein würde, scheint weder die öffentliche Meinung des Britenreichs, noch sein leitender Kreis erwartet zu haben. Wir verzeichnen ihn als Beweis für die „Kosten geographischer Unwissenheit" (Holdich).

Besonders scharfe Kritik verwendet in seinen Studien über Grenzenmachen Sir Thomas Holdich auf die enormen Unkosten geographischer Unwissenheit beim Festsetzen von Flußgrenzen vom grünen Tisch aus. Wenn die Bewohner Mitteleuropas im Besitz ihrer verfehlten Rhein-, Weichsel-, Donau-, Drau-Grenzen noch weiterer Belege dafür bedürften, so bieten sich die jüngsten Fern-Ost-Erfahrungen mit der Verwendung des Amur und der Nebenflüsse des Peiho in Nordhopei dar (Skizze).

Wir lenken die Aufmerksamkeit der Leser der „Geopolitik" auf eine wehrgeopolitisch musterhafte Berichterstattung von Johann Newel in der D. A. Z. v. 22. 7. 1937 über die Hintergründe des Zwischenfalls vom 30. Juni auf den Amurinseln nach der Überraschung der Japaner vom 19. und 20. Juni, wobei sie sich zweier Sowjet-Kanonenboote als zusammengeschossenes corpus delicti für die russische Grenzüberschreitung auf mandschurischen Stromkanälen versicherten und

einem größeren Sowjet-Kavallerie-Körper die Besitzergreifung an einer ungewöhnlich günstigen Übergangsstelle zwischen den Eisenbahnköpfen auf Heiho und Wuyun versalzten.

Aber auch die Kämpfe an der Marco-Polo-Brücke bei Peiping sind ein Beweis für die Gefährlichkeit aller Flußabgrenzungen und Demarkationen, weil es nur zu

menschlich ist, daß sich beiderseits die Truppe günstige wehrtechnische Übergangsmöglichkeiten für alle Fälle (wie 1864 bei Kolding!) zu verschaffen sucht, unbekümmert um die sich daran knüpfenden diplomatischen Weiterungen, bei denen oft aus rein örtlichen taktischen Erwägungen große Mächte vor Lagen gestellt werden, in denen weder die eine, noch die andere zurück kann.

Fast keiner der vielen Einzelfälle des letzten Jahres im Indopazifischen oder Atlantischen Bereich ist an sich wert, „grave consequences" auszulösen; fast jeder aber würde, wie im britischen Parlament mit Recht betont wurde, ohne die harte

Erfahrung des Weltkriegs, bei einer ähnlichen, wie der damaligen Spannung der Geister, Vorgänge von ungeheurer Tragweite haben auslösen können: Übergangsstudien eines Kavalleriekorps an einem Strom, der im ganzen mehr als 6000 km Wasserwege erschließt, eingeleitet durch unprovoziertes Feuer auf badende Soldaten einer andern Großmacht, vereitelt von dieser durch Zerschießen zweier Kanonenboote einer andern Großmacht bei Untergang des einen — man male sich die Folgen im Juli 1914 aus ... auch wenn sich alles auf dem Staatsgebiet eines dritten Kaiserreichs abgespielt hat, das beiden Kontrahenten nicht gehört.

Wenn Dr. Chu Chia hua, wiederholt Erziehungs- und Verkehrsminister Chinas, über „Chinas Post- und sonstige Verkehrs-Dienste" schreibt, so weiß der Geopolitiker, daß auch er dabei auf seine Rechnung kommt, schon aus der richtigen Erkenntnis, daß die Forterhaltung der chinesischen Volksgemeinschaft im Weltmachtsturm in erster Linie daran hängt, ob sie die ungeheuren Unterlassungssünden im Aufbau eines zusammenhaltenden, zugleich erziehungs- und wehrdienlichen Verkehrswesens nachzuholen vermag oder nicht. Einer der ersten gefährlichen Wendepunkte war, als das erste Aufflammen des Staatsbahngedankens am Provinzialegoismus vor allem von Szechuan zerbrach; dann kam noch einmal die große Chance des Flugwesens unter Chiang Kai-Shek.

Wie schwer es ist, staatliche Großbetriebe gegen die eingefleischten Laster von Profitmacherei und Squeeze, Compradoresystem oder wie immer man das übermäßige Ableiten von Staatseinnahmen in ungehörige Privattaschen nennen wolle, zu schützen beweist der nunmehrige führende Kopf von Chekiang eben an dem Verstaatlichungsversuch der „China merchants steam navigation Company".

China steht eben vor der Riesenaufgabe, die Sanierung des Beamtenverhältnisses zum Staat, die Lord Clive dem andern der großen Monsunländer, Indien, von außen her aufzwang, aus eigener Kraft, ohne die Furcht vor dem erbarmungslosen Richtschwert und den Censor-Sprüchen starker Dynastien durchzuführen. Chu Chia Hua glaubt daran. Ein exakter Verkehrstoß in den Adern des öffentlichen Lebens ist jedenfalls eine der notwendigen geopolitischen Voraussetzungen dafür; sonst ist es schwer, über ein bürgerliches und wehrtechnisches Satrapensystem hinauszukommen, das eben doch wieder beim Aufflammen der chinesisch-japanischen Reibungen an der Marco-Polo-Brücke, wie vorher beim „Zwischenfall" in Sianfu bedenkliche Spuren des Nochvorhandenseins gezeigt hatte.

Der Wüstengürtel der Alten Welt scheidet in ihrem Westen Atlantischen und Indopazifischen Raum; die höchste Erhebungsmasse der Erde trennt dessen Westen wieder vom nordeurasischen Bereich der Sowjetbünde, der sich auf Atlantik und Pazifik immer mehr gleichmäßig öffnet und sich unterwühlend auf den dritten, den Indischen Ozean vorarbeitet. Dabei überschreitet und durchsickert sein Propaganda- und Sendlingssystem die Pässe der höchsten Kettengebirge, wie das Glacis der Hochwüsten davor.

An den höchsten Gipfelreihen der Erde stürmt um die Wette eine Auslese der Jugend auf die obersten Zacken an, ohne bis jetzt, wie Willy Merkl 1932 schrieb, „die höchsten unter ihnen erobert und die meisten der vielen Tausende von Hochgipfeln in Himalaya und Karakorum bezwungen zu haben." Wieder hat „Nanga Parbats Zoll" ein schweres Opfer gefordert, diesmal aus den Reihen hoffnungsvollster deutscher Jugend. — Wir stehen ergriffen vor der Aufgabe der Abwägung des Rechtes zu solchem Opfer erlesener künftiger Führer für Aufgaben, denen die eigene Bevölkerung des Erdraums, in dem sie für Fremde gebracht werden, mit Scheu eines eignen Leistungseinsatzes gegenüber steht, so treue Begleiter sie den Wagemutigen stellen mag. Hat die deutsche Erdkunde und Geopolitik so viel künftige Führergestalten wie Karl Wien und Karl Troll, daß sie an Sportaufgaben dieser Art gewagt werden dürfen?

Aber wir verzeichnen dankbar und gern „tiefe Sympathie" aus diesen Räumen bei „dem schrecklichen Schicksal, das die Nanga-Parbat-Expedition unter der Führung des erfahrenen und ritterlichen Bergstürmers Dr. Karl Wien" traf, die z. B. „North China Herald" vom 22. 6. an dem Eislawinengrab niederlegt, vor dem er die Worte wiederholt, die 42 Jahre früher Wiens Vorgänger Mummery letzte Ehre erwiesen: „Die erbarmungslosen Berge haben ihn gefordert und unter den schneebeladenen Gletschern der mächtigen Höhen rastet er nun; die Kurven der windgeformten Sporne, die zierlichen Rippelmarken des gewellten Schnees hüllen ihn ein, dieweilen die grimmigen Abstürze, die großen, braunen Felszacken, hinausschwingend in den unermeßlichen Raum, und die Schneehäupter, die er so liebte, ihn nun so wohl behüten und bewahren, und wachen über die Stelle, wo er ruht

Der Gedenkaufsatz schließt: „Nanga Parbat hat seinen grausamen Zoll genommen; aber das Ringen wird weitergehen, solange das Gedächtnis von Mummery, Merkl und Karl Wien und der andern als Schatz gehortet wird bei der Jugend ihrer Völker."

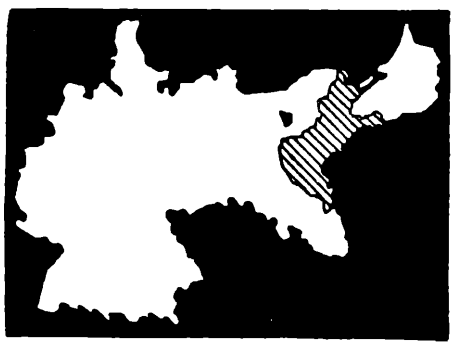
In solchen ehrenden Worten liegt mehr Zusammenführendes, als viele Preßhetze scheiden kann, und darum bringen wir sie dankend im Wortlaut.

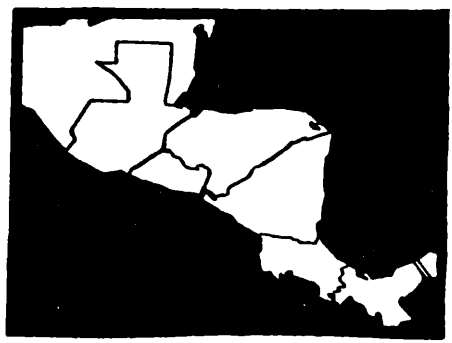
Der größte atlantisch-pazifische Flugrekord (Non-Stop) führte zum 14. 7. 37 die Russen Gromow, Imascheff und Danilin von Moskau über den Nordpol und San Francisco nach San Jacinto in Südkalifornien nach 62 Stunden über eine Flugstrecke von etwa 11 200 Kilometer mit großen arktischen und ozeanischen Hindernissen. Die größte geographische Breitenausdehnung des nichtrussischen Europa beträgt 3000 Kilometer, die größte Längenausdehnung (meridional) 4000 Kilometer! Erreichen der pazifischen Küste Rußlands im ununterbrochenen Flug von seinen westlichen Machtzentren aus, das Erreichen von Vancouver, der Pudgetsundhäfen von der nordischen Flugbasis aus wird in naher Zeit für die Flieger der Sowjetbünde nichts Außergewöhnliches mehr sein.

Der Generalgouverneur von Kanada wird nach einer zweimonatigen Reise durch Nordwestkanada am 5. 9. in Ottawa zurückerwartet. So lange braucht man, um einen oberflächlichen Eindruck vom kanadischen Nordwesten zu erlangen, wenn man mit allen Marscherleichterungen eines Generalgouverneurs reist!

Aber 20 Monate brauchte Ronald Kaulback, um von Myitkyina, den oberen Salween entlang, nach Sadiya am Brahmaputra rund 1700 Kilometer Luftlinie, rund 4800 Kilometer Marschweg, durch Südosttibet zurückzulegen, allerdings ein Land, von dem man mit besserm Recht noch, als von Berchtesgaden, sagen kann, es sei so hoch wie breit, und augenblicklich überlastet mit zweifelhaften internationalen Rechtszuständen. Welche geopolitische Spannweite müssen oder müßten die Köpfe in den Zentralen von Reichen haben, die sich auf der einen Seite gegen Überraschungen über 11 200 Kilometer weg binnen weniger Stunden vorsehen müssen, auf der andern mit Glacis oder Raumpuffern zu rechnen haben, in denen moderne Heerfahrten noch den gleichen Widerständen begegnen, wie der Alexanderzug vor Aornos. Daß zwischen dem Industal und Wasiristan solche Verhältnisse unmittelbar aufeinanderprallen, macht die Schwierigkeit des dortigen Feldzugs aus; aber auch die Reibungen der japanischen Unternehmungen von Chanar nach Ninghsia werden dadurch verständlich, verdoppelt in beiden Fällen durch die ozeanische Einstellung der leitenden Inselmenschen gegenüber typisch festländischen Widerständen, was die meisten Fragen der asiatischen Nordwest-Widerstände beider Inselreiche und jüngste Unfälle ihrer Festlandpolitik auf ihre letzten, echt geopolitischen Ursachen zurückführt.

Aber prüfe sich doch auch jeder unserer Leser, ob die als Schlußleiste gebrachte Gegenüberstellung von Mitteleuropa und Mittelamerika aus dem Titel der befreundeten „Deutschen Zeitung für Guatemala" Überraschungen für ihn birgt!





SPÄNE
der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Arbeit der Technik in tropischem Siedlungsgebiet.

Kolonialmesse in Leipzig.

In den Kolonien haben wir es nicht nur mit pflanzlichen und tierischen Stoffen, sondern auch mit mineralischen zu tun. Es galt daher, auf der Kolonialmesse in Leipzig die spezifischen Maschinen zur Ernte, zur Aufbereitung zu zeigen, weiterhin aber auch Baustoffe, technische Hilfseinrichtungen und Geräte für Siedler. Die Tropentechnische Messe gab im engen Rahmen interessante Ausführungen besonderer Art, die für heiße Länder in Frage kommen. So war es bei den Windkraftzentralen, die sehr das Augenmerk auf sich lenkten und für Länder ohne Kohle und Wasser bedeutungsvoll sind, bei Kühleinrichtungen, Wasserfiltern, sogar Kleinflugzeugen, die in jenen weiten Gebieten anfangen, das Auto zu ersetzen. Es wurde ein Kleinflugzeug für eine Reisegeschwindigkeit von 150 km bei einem Benzinverbrauch von 20 l und einem Flugbereich von 650 km vorgeführt. Man sah hydraulische Geräte zum Roden der Bäume, wobei die hydraulische Hebeeinrichtung durch Handhebel betrieben wurde. Man sah Rundfunkempfänger für die Tropen, ferner die neuen und interessanten Holzgasanlagen in kleinsten Ausführungen, in denen in unerschlossenen Gebieten Holz und Pflanzen als Brennstoffe verwertet werden, auch für Trockeneinrichtungen, um stark wasserhaltige Kolonialprodukte schneller zum Trocknen zu bringen (1 kg Holz soll 1 PS-Std. erzeugen). Gerade die Kraftanlagen spielen ja in der Zukunft der Kolonialländer eine besondere Rolle. Kleine Dieselmaschinen gehören besonders hierher, weil Kohle fehlt oder schwer befördert wird. Sie dienen auch der Lichterzeugung, denn man kann sich nicht an gewaltige Stromverteilungsnetze anschließen. Auch Motorsägen, kleine fahrbare Motoren, kleine Lichtmaschinen, die nur 30 kg wiegen, Zugmaschinen usw. konnte man feststellen.

Die Klimamaschinen waren noch nicht so gezeigt, wie man es dem künftigen Ziel des Tropenhauses entsprechend gern sehen möchte. Die deutsche Industrie hat hier noch sehr wichtige Aufgaben zu erfüllen. Wenn auch Modelle von Tropenhäusern gezeigt wurden, so genügt diese Art bei weitem nicht. In Zukunft wird man zweckmäßig wohl dem Tropenhaus mit allen technischen Einrichtungen zur Lüftung und Kühlung, mit Angabe der Temperaturen der verschiedenen Jahreszeiten, auf der Tropenmesse einen besonderen Raum gewähren müssen. Bauleute und Maschinenfabriken sollten hier zusammen wirken. Erfreulicherweise scheint auch die Deutsche Regierung diesen Fragen neuerdings Beachtung zu schenken. Es erübrigt sich, die große Bedeutung der Wasserversorgung und Wasserreinigung durch Enteisenung usw. hervorzuheben. Die gesundheitstechnischen Fragen stehen ja ohnehin in der Tropentechnik im Vordergrunde. So hat das Hamburger Institut für Tropenkrankheiten eine ausgezeichnete Ausstellung als Lehrschau gegeben; sie fand das stärkste Interesse. Sie wies auch auf die technischen Mittel der Tropenhygiene hin (Häuser, Insektenschutz, Entwässerung).

Den Faserstoffen wurde neue Beachtung geschenkt durch Vorführung der Ramiefaser, die immer weitere Verwendung für stark beanspruchte Teile findet (Netze, Strapazierstoffe, Kabelindustrie, Flugzeugbespannung, Feuerschläuche usw.). Eine besondere Schau zeigte, wie man Rohstoffe gegen Fertigwaren austauscht. Überhaupt sah man die Neigung, das Verständnis der Bevölkerung für das, was fehlt, und das, was gegeben werden kann, zu erwecken. Es könnte in dieser Richtung noch viel mehr geschehen.

Auch einzelne Neuheiten, wie Schutzfenster gegen Insekten oder besondere Baustoffe für Tropendächer, Hilfsmaschinen für die Desinfektion in tropischen Gebieten, Filtereinrichtungen und Pumpen u. a., waren zu sehen. Besondere Beachtung fanden natürlich Spezialpflüge für Tropen und Maschinen für Mais- und Baumwollkultur, Motorschutz gegen Staub, Urwald-„Bulldoggs", Schutz gegen Pilzschäden an Leim usw. Zum erstenmal sah man, daß deutsche Industriewerke das herausgesucht hatten, was für Kolonialgebiete in Frage kommt. Es ist ein sehr erfreulicher Anfang, weil man sieht, daß die Industrie hier nicht nur mit „Höchstleistungen", sondern mit dem, was dem Lande entspricht, sich zeigt — bis zur Petroleumlampe, die sehr wichtig dort ist, wo man keinen elektrischen Strom haben kann.

Aufschlußreich war die — schon wiederholt gezeigte — Ausstellung der Bergakademie in Freiberg; diese hat ein besonderes Recht dazu. Sie ist die historische Stätte der Erforschung des internationalen Bergbaus. Über ein Drittel aller Studenten in Freiberg (1766—1935: 2837 von 7434, davon 600 aus Rußland, 324 aus

USA., 186 aus Rumänien) — deren Schüler einst übrigens kein geringerer als Alexander von Humboldt gewesen war — stammte nicht aus Deutschland, sondern aus allen Ländern der Welt. Seit über 170 Jahren kommen die Erschließer der Bergreichtümer aller Länder aus Freiberg. So hatte Freiberg diesmal eine sehr gute kleine Schau für die gesamte Aufschließung geschaffen. Die Gruppe der Erze war in Stufenart zusammengestellt und alles angegeben, was den Aufschluß bewerkstelligte. Es war sozusagen die „wissenschaftliche Abteilung zur Erkundung der Reichtümer der Welt". Der Physiker, der Bergingenieur und der Markscheider reichten sich hier die Hand. Auch die Probierkunde und Aufbereitung wurden diesmal anschaulicher vorgeführt. Es wäre vielleicht die Aufgabe von Firmen der Aufbereitungstechnik, in Zukunft in entsprechender Form alles zu zeigen, was durch die Gewinnung von Rohstoffen mineralischer Art in fernen Ländern geschaffen werden kann. Es genügt nicht, wenn einzelne Schriften die Bedeutung von Rohrleitungen, Straßenbaumaschinen oder anderen Dingen auf der Tropenschau zur Kenntnis bringen. Landschafts- und Leistungsbilder müssen hier gezeigt werden.

Die Tropenschau ist wie keine andere Abteilung der Leipziger Messe geeignet, die uralte Beziehung zwischen Geographen und Ingenieur darzulegen. Es handelt sich hier im wahrsten Sinn des Wortes um eine internationale Arbeit, nicht nur deutscher Ingenieure. Wenn die deutsche Technik hilft, oder überhaupt die Technik Ländern, die im verschiedensten Besitz sind, zur Seite treten will, so darf nicht der Charakter eines einseitigen Vorteils in Erscheinung treten.

Als im Jahre 1925 in Lausanne eine gewaltige Schau der Kolonialreichtümer der Welt gezeigt wurde, da konnte man sich wohl über den Reichtum und seine oft eigenartige Verteilung wundern. Aber es gilt immer der alte Satz, daß am Reichtum derjenige am meisten Anteil hat, der am meisten für die Erschließung der Natur arbeitet. So wird die Tropenmesse in Leipzig ein Punkt des Zusammenarbeitens nicht nur deutscher, sondern aller Ingenieure der Welt werden können, die daran beteiligt sind. Nicht nur handelstaktische, sondern durchaus sachliche Erwägungen führen dazu, daß eine solche Anregung gegeben wird. Es ist zweifellos das Verdienst deutscher Technik und Fachleute, daß sie hierzu den ersten Anlaß boten. Der richtige Zusammenhang zwischen Landwirtschaft, Bauwesen, Gewerbetätigkeit und Bergbau menschlicher Tätigkeit wird sich auf dieser tropentechnischen Messe immer stärker entwickeln können.

Dieses zeigte sich sehr schön in der vortrefflichen Schau der Fortwirtschaftlichen Hochschule in Tharand, die diesmal wohl den eindrucksvollsten technischen Stand der Tropenabteilung bot. Nicht nur wirtschaftliche Darstellungen über Holzreichtum, Holzmangel, Holzverwertung, sondern die Anregungen für die Forstwirtschaft in Kolonien waren hier in ganz vortrefflicher Weise gezeigt[1]). Interessant war, daß man zur Entlastung des Holzbedarfes in Deutschland sehr gut auch das weiche Abfallholz tropischer Wälder für die Papierherstellung benutzen kann. Von hohem geopolitischem Interesse waren die Zusammenhänge zwischen Volksdichte und Waldreichtum[2]) in einzelnen Ländern. Geopolitische Interessen verlangen Holzreserven, deren Ertrag erst nach Jahrzehnten in Erscheinung treten kann. Die Einfuhr aus Französisch-Westafrika ist bedeutend. Deutschland kann seinen Verbrauch normal zu zwei Drittel im Inland decken[3]). Wenn eine Entwaldung eintritt, so ist der Schaden für das ganze Land gewaltig, denn Klima, Wasserwirtschaft und Landwirtschaft müssen dann darunter leiden. Man sieht, wie es hier geopolitisch auf dem Wege über den Rohstoff und über die Technik gewisse internationale Notwendigkeiten gibt, die zu Vereinbarungen und zu einem Ausgleich führen müssen.

Die tropentechnische Messe zeigt, da sie sich nicht nur mit den einzelnen Objekten befaßt, wo bedeutende Zusammenhänge zwischen Weltwirtschaft, Rohstoff und Technik sind. Sie gibt tastend auch Einblicke in das Verkehrswesen und in die künftige Besiedlungsmöglichkeit.

Alles in allem muß man sagen, daß diese Schau endlich ein erfreulicher Anfang für die Bestrebungen ist, die nach dem Kriege so ernsthaft und mit Mühe verfolgt wurden; die Arbeitsgemeinschaft der Ingenieure für Auslands- und

---

[1]) Neue Agrarkulturen im Waldgebiet; Waldbödenuntersuchung; Wahl der Umtriebszeit; Waldart in den einzelnen Zonen; Weichholznutzung für Natronzellstoff.

[2]) Volksdichte und Wald:

	Volksdichte	Waldfläche
Deutschland	134	12,7
England	13,1	595
Rußland	7,6	942
Holland	326	435
Schweden	15	23
Frankreich	10	122
Amerika	17,8	245
Belgien. . . .	7	181

Volksdichte in Kopf/qkm des ganzen Staates, einschl. aller Kolonien. — Waldfläche in Mill. ha des ganzen Gebietes.

Deutschlands Waldfläche (Mill. ha):

	Mutterland	Kolonien
1913 .	14,2	38
1935 .	12,7	—

[3]) Deutschlands Holzbedarf 1860: 38 Mill. cbm, 1930: 70 Mill. cbm.

Einfuhr:	1865	—
	1913	15 Mill. cbm.
	1927	17,5 Mill. cbm.

Kolonialtechnik wirkt vortrefflich mit. Die Schau aber ist geeignet, zu zeigen, wie ernsthaft Deutschland bemüht ist, Länder nicht nur zu „gewinnen, um sie zu besitzen und zu beherrschen", sondern um in ihnen zu arbeiten, was die Natur dem Menschengeschlecht zur Erschließung und Nährung bestimmt hat. Man darf glauben, daß die Tropentechnische Schau nicht nur von Technikern, sondern von Siedlungsfachleuten, Wirtschaftlern, Industriellen, Ein- und Ausfuhrkaufleuten, Medizinern, Chemikern, Land- und Forstwirten alljährlich immer Besseres leisten wird. Für den geistigen Urheber einer solchen Einrichtung ist es eine Freude, von der verheißungsvollen Entwicklung dieser Tropentechnischen Messe reden zu dürfen, die im besonderen Maße den Dank der Öffentlichkeit an die Veranstalter verdient. In ihr sind geopolitische Werte enthalten, die nicht genügend gewürdigt werden können; denn es sind nicht nur Worte, sondern es ist Arbeit, Rohstoff und Land, die sich in Wirklichkeit und nicht nur allein „im Wunsche" zeigen.

Dr. Reisner.

Der politische Katholizismus im deutschen Raum.

Die deutsche Reformation war eine Volksbewegung. Sie reichte weit über den engen Bereich der religiösen Fragen hinaus und war zugleich die für die ganze Christenheit entscheidende reformatorische Bewegung. Alle übrigen Vorgänge in Europa blieben an religiöser Tiefe und politischer Bedeutung zurück. Vor ihr waren große geistige Auseinandersetzungen nur im Rahmen der Kirche denkbar. Die deutsche Reformation war der erste wirksame Protest gegen diese Allmacht der römischen Kirche. Seitab suchen die Ströme des europäischen Geisteslebens ohne, ja oft gegen den von der Kirche gegebenen Rahmen ihre Bahn. Seitab hat Rom nur mehr die Möglichkeit, sich in die ohne und außerhalb ihres Machtbereiches verlaufende Entwicklung einzuschalten und zu versuchen, wenigstens eine nachträgliche Umprägung in katholischem Sinne vorzunehmen. So sehen wir, wie die Kirche auf die Reformation, zu der sie selbst die Kraft nicht mehr aufgebracht hat, mit der Gegenreformation antwortet, wie neben der Aufklärung eine „katholische" Aufklärung einherläuft, und wie schließlich auch die Gedanken der französischen Revolution und des Liberalismus aufgenommen und zum Zwecke katholischer Machtbehauptung angewendet werden.

Die Reformation erfaßte das gesamte deutsche Volk und ging durch alle Stände und alle Landschaften durch. Ihre Wirkung griff über das geschlossene Sprachgebiet hinaus und faßte auch in den Sprachinselgebieten des deutschen Ostens Fuß. Die Reformation war eine gesamtdeutsche Volksbewegung. Ihr nationalpolitischer Charakter wurde von ihren Führern auch erkannt und ausgesprochen und besonders im Grenzland vom ganzen Volkskörper auch erlebnismäßig empfunden.

Neben das religiöse Gedankengut trat in Deutschland ganz bewußt ein nationales und soziales Programm, das deutlich und klar in den Forderungen der Bauernführer zum Ausdruck kam. Es handelte sich — etwa um 1520 herum — gar nicht mehr um eine Reform der Kirche allein, sondern um eine vollständige Erneuerung der völkischen Lebensordnung überhaupt, um einen Neubau des deutschen Reiches. Daß später diese einheitliche Bewegung in ihre religiösen, sozialen und nationalen Bestandteile zerfallen ist, hat den Einbruch der fremden Mächte erleichtert, unserem Volk aber unendliches Unheil bereitet.

Was die Reformation für die Gestaltung der deutschen Volksgemeinschaft bedeuten konnte, wird besonders an dem Beispiel Siebenbürgens klar, wo sich die alle Lebensbereiche umfassende Einheit der reformatorischen Bewegung ungeschwächt durchsetzen konnte. Dort brachte sie eine Neuformung nicht nur der religiösen Verhältnisse, sondern des gesamten nationalen Lebens der Volksgruppe. 1543 erhielt Siebenbürgen durch Johann Honterus eine einheitliche Kirchenordnung, die 10 Jahre später in dem sächsischen Landesbischof eine feste Spitze fand. Zur gleichen Zeit wurde für alle Sachsen gleiches Recht, 1546 auch gleiches Maß und Gewicht eingeführt. Im Zusammenhang mit den humanistischen Bestrebungen kam es zur Gründung eines hochstehenden Bildungswesens.

Damals gewann das siebenbürgische Deutschtum jene geistige und organisatorische Geschlossenheit, jene nationale Lebensordnung, die ihm allein die Kraft gegeben hat, alle Stürme der Türkenzeit erfolgreich zu bestehen. Zu gleicher Zeit aber, als diese innere Einheit der sächsischen Nation vollendet wurde, entwickelte sich gegenüber den andersgläubigen Mitvölkern der Grundsatz religiöser Toleranz, der volle Gewissensfreiheit gewährte und gleichwohl — im Hinblick auf die drohende Türkengefahr — die Einheit des christlichen Glaubens bei verschiedenen kirchlichen Gebräuchen betonte. Aus der Reformationszeit stammen für die Siebenbürger Deutschen jene Grundlagen, die ihren eigenen völkischen Bestand wie auch ihr Zusammenleben mit den übrigen Nationen bis zum Weltkrieg auf eine feste und sichere Basis gestellt haben.

Dem deutschen Gesamtvolk war eine andere, schwerere Entwicklung beschieden.

Was hätte vielleicht noch ein Kaiser Maximilian aus der Reformation machen können, der ein-

mal den Gedanken gehegt hat, sich zur Kaiserkrone noch die päpstliche Tiara aufzusetzen? Aber damals beherrschten die Habsburger schon die spanische Weltmacht und dienten nicht mehr allein den deutschen Interessen des Reiches, oder wenigstens ihrer Hausmacht, sondern waren den Problemen ihres weltweiten Besitzes verhaftet. Karl V. war in Gent geboren, erst burgundisch-französisch, dann spanisch erzogen worden. Er beherrschte die deutsche Sprache kaum und stand dem deutschen Wesen fremd gegenüber. Für ihn war das Deutsche Reich ein Land unter vielen anderen, die Reformation nur ein unangenehmer Störungsfaktor, der ihm zu den zahlreichen Pflichten und Sorgen noch neue Lasten aufbürdete.

So nahmen die habsburgischen Kaiser die Reformation nicht auf und machten sich nicht zu ihren politischen Führern, sondern sie stellten sich auf die Seite der katholischen Gegenreformation. Damit aber trat eine gänzliche Umkehrung aller Verhältnisse ein. Die Reformation, die einmal die Möglichkeit hatte ahnen lassen, daß die Kluft zwischen Bauern, Bürgern und Adeligen überbrückt und eine große deutsche Volks- und Glaubensgemeinschaft hergestellt würde, wurde auf den rein religiösen Bereich eingeengt, wurde dann den partikularen landesfürstlichen Interessen dienstbar und vollendete so praktisch die Territorialisierung Deutschlands in politischer und geistiger Hinsicht. Die einzige gesamtvölkische Wirkung der Reformation blieb die von Luther ausstrahlende deutsche Hochsprache.

Der Kaiser aber, der doch der berufene Anwalt deutscher Einheit hätte sein sollen, wurde zum Vertreter des konfessionellen Partikularismus. Als Wallenstein im Dreißigjährigen Kriege noch einmal die machtpolitischen Voraussetzungen zur Errichtung eines starken deutschen Kaisertums geschaffen hatte, da erwies sich Kaiser Ferdinand als unfähig, seine starr konfessionell-katholische Haltung aufzugeben und im Interesse des Volkes einen überkonfessionellen Standpunkt zum Ausgangspunkt seiner Reichspolitik zu machen. Damit aber wurde die Einheit des deutschen Volkes und Reiches für Jahrhunderte verhindert.

Ebenso aber wie die Reformation vom deutschen Volk getragen worden war, trug die Gegenreformation romanische Prägung. Sie ging aus von den Päpsten, die damals den Charakter italienischer Landesfürsten angenommen hatten. Ihre Träger waren die spanischen Jesuiten. Ihre Grundsätze wurden auf dem Konzil von Trient festgelegt, auf dem die romanischen Völker durch 247 Vertreter repräsentiert wurden, während aus Deutschland nur deren zwei anwesend waren. Es ist auch bemerkenswert, daß auf diesem Konzil zum erstenmal nicht mehr nach Nationen, sondern nach dem demokratischen Mehrheitsprinzip abgestimmt wurde. Dementsprechend war die Wirkung der Gegenreformation in Deutschland. War die Reformation ein gewaltiger Aufbruch aus der Tiefe, eine ungeheure Bewegung des gesamten Volkes gewesen, so wurde die Gegenreformation aus den romanischen Ländern von außen her nach Deutschland hineingetragen und arbeitete von oben herunter mit dem Mittel brutaler staatlicher Gewalt. Das Zusammengehen der Gegenreformation mit der Macht katholischer Landesfürsten führte zu dem furchtbaren Grundsatz: „cuis regio, eius religio", der in gleicher Weise jeder wahren Religion widerspricht, wie er mit dem Gedanken der Nation unvereinbar ist. Tausende von Deutschen wurden in der Folge durch diesen Grundsatz unendlichen körperlichen und seelischen Qualen preisgegeben. 1733 jagte der Salzburger Erzbischof 22000 Bauern um ihres Glaubens willen von Haus und Hof. Noch 1837 war es möglich, daß die protestantischen Zillertaler in Tirol des Landes verwiesen werden konnten und ihnen ihre Kinder, um sie katholisch erziehen zu können, weggenommen wurden.

Am deutlichsten wird der Charakter der Gegenreformation im deutschen Grenzland Siebenbürgen erkennbar. Ohne Rücksicht auf die Bedeutung der nationalen und religiösen Einheit dieses Bollwerkes gegen die Türken, ohne Rücksicht auf die durch Toleranz hergestellte Geschlossenheit der christlichen siebenbürgischen Nationen, der Sachsen, der Szekler und Rumänen, haben die Jesuiten, der Macht der katholischen Kirche dienend, durch Intoleranz, ge-

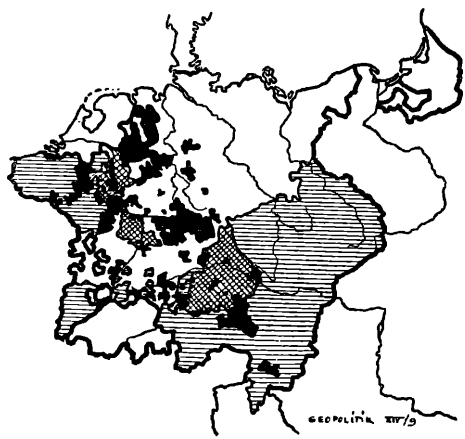


Abb. 1: Das Deutsche Reich Ende des 18. Jahrhunderts

Schwarz = die geistlichen Territorien; liniert = habsburgischer Besitz; kariert = wittelsbachischer Besitz

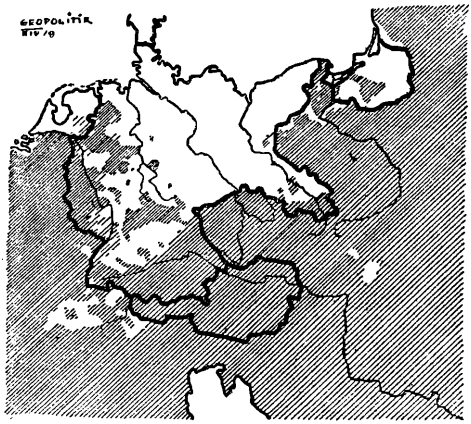


Abb. 2: Die Verbreitung des Katholizismus
Wir sehen, daß in der konfessionellen Gliederung die alten Bistümer Münster im Nordwesten, Würzburg im Maingebiet oder Ermland in Ostpreußen, einstmals selbständige Staaten, immer noch weiterleben. Ein Vergleich mit der Karte der politischen Gliederung Deutschlands im 18. Jahrhundert zeigt, daß alle konfessionellen Grenzen auf politische Territorialgrenzen zurückgehen

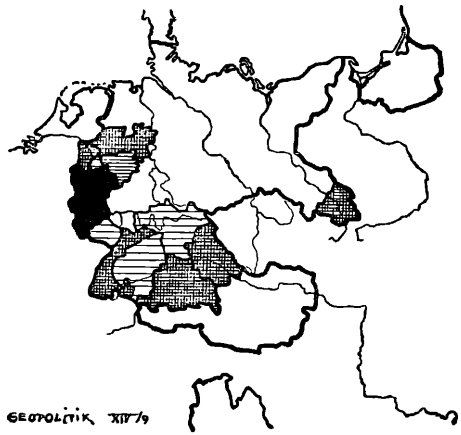


Abb. 3: Die Wahlergebnisse im Deutschen Reich 1918—1933
Schwarz = das Zentrum hatte viermal, quadriert = dreimal, eng schraffiert = zweimal, weit schraffiert = einmal die relative Mehrheit aller im Wahlkreis abgegebenen Stimmen. Es zeigt sich, daß die Gebiete des religiösen Katholizismus mit den Gebieten des politischen Katholizismus zusammenfallen

waltsamen Gewissenszwang und Glaubenskampf die Kraft des Landes gelähmt und so entscheidend dazu beigetragen, daß die Herrschaft der Türken noch gute hundert Jahre länger gedauert hat. Ihnen ging es eben nicht um die Einheit des Christentums oder um die Verteidigung des Abendlandes gegen die türkischen Barbaren, sondern nur um die Herrschaft der katholischen Kirche.

Die Folgen des Grundsatzes „cuius regio, eius religio" konnten bis heute nicht überwunden werden. Wenn wir die Religionskarte des gegenwärtigen Deutschland mit einer politischen Karte des 17. oder 18. Jahrhunderts vergleichen, erkennen wir deutlich, daß alle Religionsgrenzen politische Grenzen der Vergangenheit sind. Das heißt aber, daß die ganze Zerrissenheit und staatliche Zersplitterung des alten deutschen Reiches in der konfessionellen Gliederung Deutschlands bis in die Gegenwart weiterlebt. Diese Feststellung erhält erhöhte Bedeutung, wenn man bedenkt, daß dieser machtpolitische Ursprung der heutigen Konfessionsgrenzen seine Fortsetzung nicht nur in der gebietsmäßigen Verbreitung, sondern ebenso in der inneren politischen Haltung des deutschen Katholizismus findet.

Durch die Säkularisierung wurde zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts die territoriale Macht des Katholizismus in Deutschland gebrochen. Ungebrochen aber blieb das Streben der katholischen Kirche, ihre politische Herrschaft unter allen Umständen aufrechtzuhalten. Sie war dabei in ihren Mitteln nicht gerade vorsichtig und hat auch den Liberalismus als Kampfwaffe für ihre Belange nicht verschmäht. Damit hat sie sich aber notgedrungen mit diesem selbst, sowie mit allen seinen Folgeerscheinungen, wie dem Parlamentarismus, dem Parteienstaat, dem Marxismus und dem Kapitalismus, auf eine Ebene begeben müssen. Im 19. Jahrhundert ist die Kirche weitgehend dem Liberalismus verfallen. Und wenn wir heute die päpstlichen Enzykliken durchblättern, so finden wir immer noch den ganzen Wortschatz und das Gedankengut der vergangenen Epoche.

Die politische Auswirkung dieses Zusammengehens von Katholizismus und Liberalismus war die Bildung katholischer Parteien, im Deutschen Reich des Zentrums. Man mag über den konfessionellen Charakter oder den Grad der Abhängigkeit dieser Parteien von der Kurie streiten, das Bild der Landkarte zeigt ganz klar und unwiderleglich das vollständige Zusammenfallen des religiösen und des politischen Katholizismus.

Da aber das Zentrum von allem Anfang an dem Bismarckschen Reich feindlich gegenübertrat, so bedeutete das praktisch, daß in Deutschland die Gefahr bestand, daß aus den konfessionellen Grenzen eines Tages wieder politische Grenzen würden. Tatsächlich ist auch oft genug das Gespenst der Mainlinie aufgetaucht und der Gegensatz zwischen dem katholischen Süd- und Westdeutschland und dem protestantischen preußischen Kaisertum geschürt worden. Diese

Entwicklung wurde um so gefährlicher, als dieser Zustand auch dem Auslande genau bekannt war und mehr als einmal versucht wurde, diesen inneren deutschen Gegensatz auszuwerten.

Zu Beginn des Weltkrieges legte der tschechische Politiker Kramarsch dem russischen Botschafter in Wien einen Plan vor, in welchem er seine Gedanken über eine Neuordnung Europas niedergelegt hatte. Neben der Errichtung eines großslawischen Reiches dachte er auch an eine Neugestaltung des deutschen Raumes. Kramarsch, dessen Plan erst im Sommer 1934 von der Prager „NARODNI OSVOBOZENI" veröffentlicht wurde, schrieb darüber:

„Die Habsburger, die Ober- und Niederösterreich, Nordsteiermark, Nordkärnten, Salzburg und Nord- und Mitteltirol mit einer rund 7 Millionen zählenden Einwohnerschaft von Deutsch-Katholiken behalten, werden von Europa unterstützt in der Neugliederung eines katholischen Deutschen Reiches durch eine Union mit den süddeutschen Staaten, den Westprovinzen Preußens und dem Königreich Hannover, wohin die Cumberlands zurückkehren."

Wenige Monate später, am 12. November 1914, aber schrieb im Westen der belgische Ministerpräsident Brocqueville einen Brief an den Kardinalstaatssekretär Gasparri, in dem es heißt:

„Es ist notwendig, eine große Anstrengung zu machen, um Österreich vom Bündnis mit Preußen loszureißen, ein Bündnis, das mehr aus Notwendigkeit, denn aus Sympathie angenommen wurde. Österreich wird einem Zusammenbruch nur entgehen, wenn seine Staatsmänner fähig sind, klar zu sehen und der Stimme der Vernunft zu folgen. Es kann sicher sein, daß es Ungarn, Galizien und Böhmen verliert. Ja, wenn es der Ursache des Unrechtes abschwörte, könnte es sich mit der Hoffnung schmeicheln, sich mit den deutschen Katholiken herzustellen: ein Reich, das viel ausgeglichener wäre als die gegenwärtige Anhäufung von Völkern, welche das österreich-ungarische Reich ausmachen. Ein solcher, wesentlich katholischer Staat wäre ganz ausgesprochen ein Wall gegen das Luthertum und den preußischen Militarismus. Für Österreich wäre das eine sichere Rache für Sadova. Die Mittel, Rußland, Frankreich, England, Belgien auf Kosten Preußens schadlos zu halten, sind gegeben in Elsaß-Lothringen, Polen, den Kolonien, der deutschen Flotte, der Kriegsentschädigung und einer unbedeutenden Grenzverschiebung für Belgien."

An diesen Brief schlossen sich Verhandlungen mit dem Vatikan an, um die Möglichkeit zu erörtern, wie man Österreich seinen Bundesgenossen abspenstig machen könne. Ergebnis war ihnen keines beschieden. Der fast gleiche Zeitpunkt der Abfassung und die Übereinstimmung des Inhaltes der beiden Schriftstücke zeigen, wie sehr das Ausland sich mit den konfessionellen Tendenzen in Deutschland befaßt hat.

Über das reine Plänemachen hinaus ist es aber während des Krieges den Gegnern gelungen, direkte diplomatische Verhandlungen im Sinne der Spaltung der Mittelmächte und der Auswertung des von katholischen Kreisen geschürten Gegensatzes zu Preußen zu führen. Zwei Möglichkeiten ergaben sich in dieser Hinsicht.

Prinz Sixtus aus dem Hause Parma-Bourbon, das in Italien, Frankreich, der Schweiz und Österreich begütert war, stellte sich selbst zur Verfügung. Um auf jeden Fall seine Besitzungen in allen diesen verschiedenen feindlichen Staaten zu retten, hat dieses Geschlecht eine ganz raffinierte Intrigenpolitik versucht. Prinz Sixtus trat in das belgische Heer ein, gab sich während des ganzen Krieges als französischer Patriot und leistete außerdem Kurierdienste zwischen amtlichen französischen Stellen und dem mit ihm verwandten österreichischen Kaiserhause. Schon 1915 suchte er zwischen das verbündete Deutsche Reich und Österreich-Ungarn einen Keil zu treiben. Er ventilierte den Gedanken einer Abtretung Schlesiens an Österreich, als Kompensation für eine Abtretung Welschtirols an Italien, wodurch man damals noch glaubte, dessen Neutralität erhalten zu können. Am 25. März 1915 gewährte Papst Benedikt XV. dem Prinzen eine Audienz, in der auch er seinem Wunsche Ausdruck gab, daß durch billige Zugeständnisse einem weiteren Umsichgreifen des Krieges Einhalt geboten werde.

Bekannt sind die sog. „Sixtusbriefe" des österreichischen Kaisers aus dem Jahre 1917, in denen der schmachvolle Fall eingetreten ist, daß der oberste Kriegsherr hinter dem Rücken des deutschen Bundesgenossen mit der französischen Regierung einen geheimen Separatfrieden zu schließen sucht, während zu gleicher Zeit reichsdeutsche und österreichische Truppen Schulter an Schulter kämpften und starben.

Der zweite Weg führte über den Zentrumsabgeordneten Erzberger, der wahrscheinlich durch Vermittlung der österreichischen Kaiserin Zita einen vertraulichen Bericht des Außenministers Czernin über die militärische und wirtschaftliche Lage der Mittelmächte an die Entente verriet. Da dieser Bericht sehr pessimistisch abgefaßt war, stärkte er den Willen der Feindmächte gerade in einem Augenblick, als auch hinter der französischen Front sich eine starke Kriegsmüdigkeit bemerkbar machte.

Am gefährlichsten aber drohte der politische Katholizismus dem deutschen Volke zu werden, als in der Zeit des Umsturzes eine feste staatliche Führung fehlte und der unmittelbare und selbständige Einsatz des Volkes notwendig gewesen wäre. Damals zeigte sich, was an nationaler Erziehung in der Vorkriegszeit versäumt worden war. Ohne wesentlichen Widerstand zu finden, konnten Schwarz und Rot den Volksverrat im Innern durchführen. In einem Augenblick schwerster äußerer Gefahr fand man Zeit, alte innere Gegensätze auszutragen. Hier handelten Zentrum und Marxismus ebenso selbstsüchtig wie kurzsichtig. Damals suchte der politische Katholizismus seine Stoßkraft zu erhöhen und seine Propagandawirkung zu verstärken durch

das Bündnis mit dem Länderpartikularismus und dem dynastischen Legitimismus, sowie durch die Hetze gegen das „militaristische" Preußen und die neuerliche Entfachung eines heftigen Kulturkampfes zwischen dem katholischen Süden und dem protestantischen Norden. In einer Zeit, die von der Nation eine eiserne Geschlossenheit verlangt hätte, haben diese Kreise alles, was nur irgend trennend und spaltend wirken konnte, hervorgesucht.

Um diese Zeit setzt die Aktion der bayrischen Separatisten ein, deren Absichten durch den Bauernführer Heim in einem Artikel des „Bayerischen Kurier" vom 1. Dezember 1918 entwickelt wurden. Statt den Anschluß Österreichs durchzuführen, wollte er eine Vereinigung von Bayern, Vorarlberg, Tirol, Steiermark und Oberösterreich. Auf das bedrohte und im Abwehrkampf stehende Kärnten sowie auf die gefährdeten östlichen Gebiete Österreichs mit dem Burgenland und Wien hat er verzichtet, ebenso wie er als Preis für diese geplante Vereinigung die Trennung Bayerns vom Reich durchzuführen gewillt war. Es handelte sich eben ausschließlich um die Errichtung einer katholischen Machtbasis, wobei allen nationalpolitischen Aufgaben an der Volksgrenze ängstlich aus dem Wege gegangen wurde. Ende November 1918 hatte München schon jede Zusammenarbeit mit dem Berliner Reichsaußenamt abgelehnt und in der Schweiz eine eigene Gesandtschaft errichtet, die dem berüchtigten Pazifisten Fr. W. Förster übertragen worden war! 1920 hat dann Frankreich seinerseits den bayrischen Separatismus auf außenpolitischem Gebiet durch die Errichtung einer eigenen französischen Gesandtschaft in München zu fördern versucht.

In dieselbe Zeit fällt auch die Zusammenarbeit des katholischen Rheinlandseparatismus mit Frankreich. Nach einem Geheimbericht des Vorsitzenden der Finanzkommission der französischen Kammer, Dariac, über seine in amtlichem Auftrag unternommene Rheinlandreise, sollte die Loslösung vom Reich in drei Stufen vor sich gehen:

1. Errichtung einer möglichst hohen Zollgrenze im Osten gegen das Deutsche Reich und Erniedrigung der Zollgrenze im Westen gegen Frankreich. Also eine wirtschaftliche Bindung der Rheinlande an den Westen, wie das ähnlich beim Saargebiet verwirklicht werden sollte.
2. Ersetzung der preußischen Beamten durch rheinische.
3. Einberufung einer gewählten Versammlung.

Die natürliche blutliche Einheit des Volkes hat sich schon damals als stärker erwiesen und den künstlich erregten Separatismus überwunden. Das Jahr 1933 hat dem politischen Katholizismus im Reich dann endgültig den Boden entzogen. Das hatte zweierlei Auswirkungen: Erstens hat sich der politische Katholizismus unglaublich rasch und zielbewußt dem neuen autoritären System im Reich angepaßt. Bewußt wird heute das rein Religiöse wieder stark herausgestellt und das Schwergewicht auf die Laien- und Jugendarbeit gelegt. Die Kirche will heute aus der Masse der mehr oder minder gläubigen Katholiken eine einsatzfähige und disziplinierte Kampftruppe von Bekennern schaffen. Das ist die Aufgabe der actio catholica.

Zweitens aber hat die Ausschaltung im Reich einen verstärkten und geradezu fanatischen Einsatz des politischen Katholizismus in Österreich zur Folge gehabt. Hier glaubt man das letzte katholische Bollwerk im deutschen Raum verteidigen zu müssen. Allein man kann heute ruhig sagen, daß der Katholizismus, was er in Österreich an äußerer politischer Macht gewonnen hat, an innerem seelischen Vertrauen verloren hat.

Zugleich ist der Katholizismus auch im übrigen Europa in eine sehr schwierige Lage gekommen. Ganz klar zeichnen sich zwei große weltanschauliche Fronten ab: der Bolschewismus auf der einen Seite, der deutsche Nationalsozialismus auf der anderen. Einige Staaten, wie England, schwanken noch zwischen den Fronten. Aber einmal muß jeder Staat, jedes Volk, ja jeder einzelne sich für oder gegen den Bolschewismus, für oder gegen Europa entscheiden. Nur die Kirche macht heute diese Frontstellung nicht mit. Sie allein bezieht sowohl gegen den Kommunismus als auch gegen das „Neuheidentum" Deutschlands eine dritte Frontstellung. (Das Wort Nationalsozialismus ist, wie die Wiener Reichspost von maßgebender vatikanischer Seite erfahren haben will, in der Enzyklika noch nicht gebraucht worden.)

Diese päpstliche Enzyklika gegen das „Neuheidentum" bedeutet den Versuch, die Einheit Deutschlands, das heute der Hauptträger des Kampfes gegen den Bolschewismus ist, zu stören, d. h. aber, den Bolschewismus zu stärken. Wenn der Heilige Vater in seinem Rundschreiben gegen den Bolschewismus die Gläubigen warnt, sich auf irgendeinem Gebiet auf die Zusammenarbeit mit dem Bolschewismus einzulassen, warum wurden dann die katholischen Regierungsparteien in der Tschechoslowakei noch nicht zurückgezogen? Warum hat das Episkopat bei den belgischen Wahlen eine Volksfront ermöglicht?

Der österreichische Bischof Gföllner hat den Auftrag gegeben, in seiner Diözese Linz das päpstliche Rundschreiben gegen den Kommunismus schriftlich zu verbreiten, die Enzyklika über die religiöse Lage der Kirche in Deutschland aber am 11. April von allen Kanzeln feierlich verlesen lassen. Er hat weiter in einer Rede erklärt, daß er sich von einer Gewinnung

der „nationalen" Kreise in Österreich nicht allzuviel erhoffe, hingegen habe er bei der sozialistischen Arbeiterschaft bereits sehr überraschende und vertrauenswürdige Resultate erzielt. Auch hier die Ablehnung und der Kampf gegen die nationalen Kräfte und die Zusammenarbeit mit den ehemals — und zum großen Teil auch heute noch — marxistischen Kreisen, also Volksfrontpläne.

Wie einst die Gegenreformation jedes Bedenken, jede Rücksicht auf die Türkengefahr hat fallen lassen und andererseits das Bündnis des „allerchristlichsten" Franzosenkönigs mit den heidnischen Türken unter Mitwirkung römischer Kardinäle zustande gekommen ist, weil es der römischen Kirche nur auf ihre eigene Macht angekommen ist, so ist auch heute das Ziel der vatikanischen Politik nicht die Erhaltung Europas, die Errettung seiner Kultur durch die Abwehr des Bolschewismus, sondern allein die Herrschaft der Kirche. Das aber ist egoistische Machtpolitik, für die Glauben und Religion nur mehr Vorwände und Mittel sind.

Zur Geopolitik des Sudetendeutschtums.

Wieder einmal haben wir Gelegenheit, auf die ausgezeichneteZeitschrift derSudetendeutschen: VOLK UND FÜHRUNG hinzuweisen, die sich trotz vieler Beschlagnahmen und sichtbarer Zensureingriffe behauptet. Im Augustheft hat der Zensor, der Gefährlichkeit wissenschaftlich-geopolitischer Erkenntnis für den Bestand des tschechischen Staates eingedenk, zwar von einem Aufsatz „Geopolitik des sudetendeutschen Siedlungsraumes" von Erich Winkler die Eingangsabschnitte gestrichen. Aber der Kern des Aufsatzes ist erhalten und bietet eine ausgezeichnete Überschau über die geopolitischen Grundtatsachen der Sudetendeutschen. Wie Raumlage und Geburtenfreudigkeit zusammen wirken, um die einzelnen Gruppen zu erhalten oder in ihrem Bestand gegenüber dem tschechischen Anfluten zu gefährden, ist übersichtlich dargestellt. Der geographisch-politische Teil der Ausführungen wird vom Verfasser selbst am Schluß wie folgt zusammengefaßt:

„Wir Deutsche siedeln zum größten Teile in den kargen, ärmlichen Randlandschaften der historischen Länder. Es sind die Quellgebiete der Flüsse dieser Länder: der Elbe, Moldau, March und Oder. Alle Sprachinseln, abgesehen von der Olmützer, sind Wasserscheidensiedlungen. Noch heute ist das sudetendeutsche Gebiet von 33,7 % Wald bedeckt. Die deutschen Siedlungsgebiete sind zum größten Teil solche, die in Europa zu den Landschaften mit höchster Bevölkerungsdichte gerechnet werden müssen. Der Nahrungsspielraum der Bevölkerung dieser Landschaften ist viel zu gering, um sie ausschließlich aus eigener Scholle zu ernähren. Der Sudetendeutsche ist auf Export und Erwerb angewiesen, damit ihm zusätzliche Güter durch den Handel mit dem, was er selbst an Werten in seiner Heimat schafft, zugänglich sind. Der Sudetendeutsche kann sich nur durch die höchste Qualität seiner eigenen Erzeugnisse aus dieser politischen Zwangslage befreien. Es hängt letzten Endes von dem Maß an Schöpferkraft im Sudetendeutschen ab, wie lange und in welchem Maße wir uns auf dem Boden des Staates, dem wir angegliedert sind, halten können."

Zur Wehrgeographie eines Kleinstaates.

R. Mlaker: Kurzgefaßte Wehrgeographie von Österreich, eine Auswahl von Skizzen mit begleitendem Text. Verlagsbuchhandlung Carl Konegen, Wien 1934.

Zu diesem Buch ist 1935 vom Verlage ein „Ergänzungsheft" herausgebracht worden, das neben Berichtigungen, die das Zahlenmaterial u. dgl. auf den neuesten Stand bringen, noch viel tief ergreifende Veränderungen des ursprünglichen Inhaltes enthält, die weniger einer sachlichen Notwendigkeit entsprechen, als vielmehr politischen Wünschen gewisser österreichischer Kreise Rechnung zu tragen suchen. Diese politische Tendenz des „Ergänzungsheftes" verdient vor allem Beachtung und soll im folgenden an einigen Beispielen dargelegt werden.

In der ursprünglichen Fassung des Buches war auf Seite 76 (Text) und 77 (Skizze) eine Darstellung der europäischen Mächtegruppierung gegeben. Vor allem die Skizze beleuchtete mit voller Offenheit den politisch-militärischen Zustand Europas 1934. Die bekannten französischen Freundschafts- und Militärverträge im Osten des Deutschen Reiches waren richtig dargestellt. Gut war die Einzeichnung der von Frankreich gegebenen politischen Anleihen, durch die es vor allem in Südosteuropa die fehlende wirtschaftliche Verbundenheit durch eine finanzpolitische Abhängigkeit dieser Länder vom französischen Leihkapital zu ersetzen sucht. Aus den in der Skizze eingetragenen Zeichen läßt sich erkennen, daß Österreich politische Verträge mit Italien und Frankreich geschlossen und von letzterem auch politische Anleihen erhalten hat.

Man durfte nun erwarten, daß eine „Ergänzung" dieser beiden Seiten etwa das seither geschlossene Militärbündnis Frankreich – Tschechoslowakei—Sowjetrußland, den Polenpakt, das Abkommen vom 11. Juli 1936 u. a. berücksichtigen würde. Das ist jedoch nicht der Fall.

Der Text auf Seite 76 schrumpft auf die folgende nichtssagende Formulierung zusammen: „Die Mächtegruppierung in Europa ist ständigen Veränderungen unterworfen. Alle Staaten haben

das Bestreben, zum Schutze ihrer Interessen Bündnisse oder Pakte abzuschließen." Das ist alles, das ist der Inhalt einer ganzen Seite — Format: 23:16 cm —, auf welcher die Mächtegruppierung in Europa dargelegt wird. Die Skizze auf Seite 77 wird überhaupt ausgelassen und durch einen einzigen kurzen Satz ersetzt. Er lautet: „Diese Verträge, Bündnisse oder Pakte können gegenseitig rein wirtschaftliche Interessen schützen oder militärische Abmachungen enthalten."

Hier kommt es ganz offensichtlich dem Herausgeber des „dringend notwendigen" Ergänzungsheftes nicht auf eine Darlegung, sondern auf eine Verschleierung der europäischen Mächtegruppierung an. Es war anscheinend unangenehm, eine Darstellung zu wiederholen oder zu ergänzen, die die finanzielle und vertragliche Abhängigkeit Österreichs von Italien und Frankreich klar zum Ausdruck brachte.

Besonders interessant ist der Vergleich des ursprünglichen Textes mit dem des „Ergänzungsheftes" bei Seite 80.

Seite 80, Ausgabe 1934:

„Österreich kann jederzeit Durchmarschgebiet und Operationsgebiet fremder Heere werden!

Bei Überprüfung der Konfliktsmöglichkeiten unserer Nachbarn und der geographischen Gegebenheiten unserer Heimat kommt man zu dem Schluß, daß im Ernstfalle, bei kriegerischen Auseinandersetzungen der Nachbarn, das außeralpine Österreich Kriegs- oder Durchzugsgebiet fremder Heere sein kann.

Die geographischen Gegebenheiten Österreichs in den Grenzgebieten verleiten die Nachbarn förmlich dazu, ihre Auseinandersetzungen auf österreichischem Boden auszutragen.

Solche Konfliktsfälle wären z. B.:

1. **Tschechoslowakei mit Ungarn, Ungarn mit Jugoslawien.**
2. **Italien mit Jugoslawien.**
3. **Tschechoslowakei mit Deutschland.**

Zu 1: Wahrscheinlich gemeinsam mit Jugoslawien und überfallsartig gegen Ungarn aus den Brückenköpfen Preßburg bzw. Mur-Drau-Brückenkopf. Dabei könnten durch die Tschechoslowaken bzw. Südslawen voraussichtlich auch die Räume von Wien und Graz besetzt werden.

Zu 2: Die am Nordflügel im Gebirge kämpfenden Teile der italienischen und jugoslawischen Armeen könnten schließlich in das Villach-Klagenfurter Becken ausholen. Über diesen Raum und die Grazer Bucht führt auch — für Italien — die kürzeste Verbindung für ein Zusammenwirken mit Ungarn.

Seite 80, „Ergänzung 1935":

„Österreich kann jederzeit Durchmarschgebiet und Operationsgebiet fremder Heere werden!

Österreich kann infolge seiner eigenartigen wehrgeographischen und wehrpolitischen Lage sehr leicht Durchmarsch- und Kampfgebiet fremder Heere werden.

Das Gebirge erleichtert uns aber die Landesverteidigung. Darin liegt unsere Stärke. Die modernen Angriffswaffen, Kampfwagen und Flieger, haben in den engen Tälern sehr beschränkte Verwendungsmöglichkeiten."

Zu 3: Im Kriegsfalle mit Deutschland können sich die Tschechoslowaken voraussichtlich am Alpennordrand (Salzburg-Steyr) eine breite Basis schaffen, da sie von Deutschland im Westen, Norden und Nordosten von Haus aus weit umfaßt sind. Von hier aus bietet sich ihnen auch ein besseres Zusammenwirken mit den Franzosen in der Richtung auf München."

Die erläuternde Karte auf Seite 81 zeigte in klarer Weise die von einem Einmarsch fremder Mächte in erster Linie bedrohten österreichischen Gebiete. Sie wurden nunmehr weggelassen. An ihre Stelle tritt ein kurzer Text, der auf die Möglichkeit hinweist, daß ein tapferer und geschickter Verteidiger auch einem starken Gegner lange aufhalten könne.

Also auch hier wieder die Tendenz, die seit einigen Jahren übliche Terminologie von einer „Unabhängigkeit" Österreichs auch auf wehrpolitischem und geopolitischem Gebiet durchzuführen. Allerdings war vielleicht die Form eines „Ergänzungsheftes", das dem Leser einen Vergleich zwischen der ursprünglichen, noch von einem gewissen militärischen Verantwortungsbewußtsein getragenen Darstellung und den schönfärberischen Wendungen des „Ergänzungsheftes" geradezu aufzwingt, nicht ganz glücklich. Österreich ist nun einmal wehrgeopolitisch nicht „unabhängig". Das ist eine Tatsache, die es mit anderen Kleinstaaten gemein hat und die an und für sich noch nicht Anlaß zur Verzweiflung geben muß. Die Verteidigung Tirols durch die Standschützen im Weltkrieg, der Freiheitskampf in Kärnten 1918/19 zeigen, was ein tapferes Volk auch in der Abwehr gegen eine Übermacht zu leisten vermag. Der Widerstand muß nicht aussichtslos sein, und eine Verteidigung ist unter Umständen möglich, aber immer nur unter der einen Voraussetzung, daß das ganze Volk geschlossen und aus innerster Überzeugung kämpft. Die bloße formale Befehlsgewalt reicht dazu nicht aus.

Die Unabhängigkeit Österreichs wird dadurch nicht größer, daß man sie zu einem Dogma erhebt und „Andersgläubige" bestraft. Die geopolitischen Gegebenheiten Österreichs — von dem der Verfasser sagt, daß man es infolge seiner geringen Raum- und Wehrtiefe als „Land ohne Grenze" bezeichnen müsse — sind feststehend. Eine Erhöhung seiner Wehrfähigkeit kann nur aus einem verstärkten Wehrwillen seiner Bevölkerung kommen. Dazu aber wäre die volle und restlose Durchführung der „inneren Befriedung" eine viel bessere Vorbereitung als der Versuch, Tatsachen einfach zu leugnen und zu verbergen, deren Auswirkungen jedem vernünftigen Menschen täglich fühlbar und sichtbar werden.

Das Abkommen vom 11. Juli 1936, in dem sich Österreich als deutscher Staat bekannt und damit seiner Bereitschaft, einer gesamtdeutschen Verpflichtung verantwortlich zu dienen, offen Ausdruck gegeben hat, kann der Freiheit und inneren Festigkeit des Landes viel mehr helfen als das Bestreben einer gewissen Wiener Presse, durch die Konstruktion eines „österreichischen Menschen" Österreich von seiner deutschen Tradition zu lösen und es als Kleinstaat in dem Raum der Grenzen von St. Germain zu isolieren. Denn gerade in diesem isolierten und völlig von allen Bindungen des Blutes und der Vergangenheit „unabhängigen" Österreich müßten sich die Tatsachen eines Kleinstaatdaseins inmitten der Spannungen und Gegensätze des heutigen europäischen Staatensystems furchtbar auswirken. Österreich würde einem Schicksal ausgeliefert, von dem einst Friedrich Ludwig Jahn in Hinblick auf die Rheinbundstaaten sagte: „Kleinstaaten können sich im Frieden nicht regen, im Kriege nicht retten. In der Mitte von entgegenstrebenden Reichen kommen sie selten zu Luft und Licht. Als Zwischenliegern wird ihnen die Rolle eines Gleisners und Achselträgers aufgenötigt. Sie biegen sich jedem Sturm, weichen jedem Stoß und bücken sich jedem Schlag. Bei ihnen hat der Stärkere allezeit recht. Um ihr Dasein zu fristen, scheuen sie bei aller Worthoheit keine Niederträchtigkeit und spielen jede anbefohlene Rolle starr, stumm und steif, wenn sie nur der Schein tröstet, daß sie mit auf der Weltbühne bei den Handlungen dabei sind. In einem Staatenwesen sind sie lästiger Ballast, nie ist auf ihre freie Anstrengung mit Sicherheit zu rechnen. Zur Zeit der Anfechtung fallen sie ab und mehren die Macht des Feindes. Die Kleinstaaten sind Einsiedler in der Reichsgesellschaft; ihre Einsamkeit stimmt nicht für das Gemeinsame. Als schutzbedürftige Wehrlose haben sie große Leiden und kleine Freuden. Im Frieden vertreten, im Kriege zertreten, ist ihre Geschichte."

Das volksbiologische Gefüge Belgiens in jüngster Zeit.

In dem zweiten Heft des neuen, wertvollen „Deutschen Archivs für Landes- und Volksforschung" (Verlag von S. Hirzel, Leipzig) findet sich auf S. 344ff. ein Aufsatz von Albrecht Burkardt über „Das volksbiologische Gefüge Belgiens in jüngster Zeit", dessen Ergebnisse für die Leser der „Z. f. G." von hohem Interesse sein müssen.

Das wesentliche Resultat bringt der Verfasser auf die kurze Formel, „daß die Wallonen seit 1930 aussterben". Diese Tatsache erscheint umso merkwürdiger wenn man erfährt, daß bis 1930 die Bewegung gerade gegenläufig war: die Wallonen wiesen einen schönen Ge-

Die Bezirke des flämischen Landesteiles im Jahre 1935.

	Bevölkerung am Jahresende	Geburten v. T.	Geburtenüberschuß v. T.
1 a) Antwerpen(Bezirk)	769178	15,1	4,7
1 b) Mecheln	238433	18,3	6,9
1 c) Turnhout	216726	26,8	16,1
2 a) Brügge	184332	18,4	7,3
2 b) Dixmuiden	46918	18,6	4,6
2 c) Ypern	121519	18,7	6,1
2 d) Kortryk	260929	18,7	7,3
2 e) Ostende	102503	18,4	5,9
2 f) Rousselaere	116556	21,3	8,7
2 g) Thielt	71716	21,7	9,4
2 h) Veurne	42379	18,1	6,1
3 a) Aalst	231463	19,4	7,6
3 b) Oudenaarde	114050	16,9	4,5
3 c) Dendermonde	154592	20,1	8,4
3 d) Eecloo	75260	18,4	7,3
3 e) Gent (Bezirk)	428854	14,7	2,0
3 f) St. Nicolas	177509	19,3	7,4
4 a) Hasselt	185340	25,7	15,9
4 b) Maeseyck	87734	32,5	20,5
4 c) Tongeren	124536	22,1	10,4
5 a) Löwen	304739	18,2	6,3
5 b) Brüssel (Bezirk)	1258191	11,6	—0,2
davon Brüssel Land	357963	16,5	5,5

Die Bezirke des wallonischen Landesteiles im Jahre 1935.

	Bevölkerung am Jahresende	Geburten v. T.	Geburtenüberschuß oder (—) Sterbeüberschuß v. T.
1 a) Ath.	82024	11,4	—3,9
1 b) Charleroi(Bezirk)	441330	10,1	—3,8
1 c) Mons	265285	11,0	—2,4
1 d) Soignies	167838	11,8	—2,4
1 e) Thuin	138885	12,3	—1,4
1 f) Turnai	157650	11,7	—2,9
2 a) Huy	97100	7,9	—3,0
2 b) Lüttich (Bezirk)	562331	11,0	—2,4
2 c) Verviers	241315	14,3	0,5
2 d) Borgworm (Waremme)	71191	12,3	0,0
3 a) Arel	41766	14,5	1,3
3 b) Bastnach (Bastogne)	41438	17,5	4,5
3 c) Marche	42379	15,6	3,9
3 d) Neuschâteau	55984	15,7	1,9
3 e) Virton	41241	13,6	—0,6
4 a) Dinant	86750	15,3	1,0
4 b) Namur	211064	12,3	—1,5
4 c) Philippeville	58475	14,1	—1,2
5 c) Nivelles	182427	11,8	—1,7

burtenüberschuß auf, während die Flamen, in durch den Krieg bedingten Schwankungen, ihre Zahlen nur eben halten konnten oder gar einen Sterbeüberschuß zeigten.

Wie das Bild jetzt (1935) aussieht, lassen die beiden folgenden Tabellen erkennen, in denen der flämische und der wallonische Landesteil einander gegenübergestellt sind:

Das Bild ist von überwältigender Eindeutigkeit. Der Geopolitiker wird sich bei seinem Anblick Gedanken machen — obwohl niemand vergessen wird, daß solch geheimnisvolle Bewegungen nicht nach einem mathematischen Gesetz ablaufen. — Geheimnisvoll sind sie! Auch der Verfasser Albrecht Burkardt vermittelt nur die Zahlen; er beschränkt sich auf Feststellung von Tatsachen und gibt keine Antwort auf die Frage, die jedem nachdenklichen Leser aufsteigen muß: warum beginnt ein Volkskörper abzusterben oder zu wachsen? — Hat ein solches biologisches Geschehen nur biologische Ursachen, oder hat es beim Menschen auch außerhalb der Lebensvorgänge liegende? Tatsachen wie die vorliegende Entwicklung im belgischen Volkskörper führen unmittelbar an die tiefste Fragestellung der Geopolitik, die philosophische heran: nach dem Gegenspiel von freiem Willen und der Gebundenheit an Rasse, Raum und Schicksal im Völkerleben.

V.

Horst von Kronenfeldt: Bahnen über Grenzen

Bahnen verbinden. So erwünscht innere Bindungen gewöhnlich sind, so zwiespältig können äußere werden. Die Wirkungen zu beobachten gibt es Gelegenheit genug.

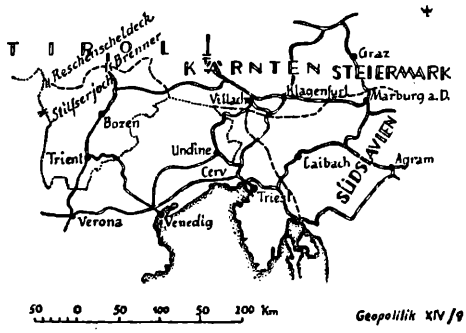
Das alte Österreich baute von Trient, dem natürlichen Mittelpunkt des italienisch bevölkerten Teiles Südtirols, zwei Bahnen nach Italien, hatte selbst aber nur eine Bahnlinie zur Verfügung. Mit dem Bau der Suganabahn nach Venedig hatte Österreich das Trientiner Gebiet verkehrspolitisch schon aus der Hand gegeben. Das Kriegsende hat diesen Zustand nur bestätigt.

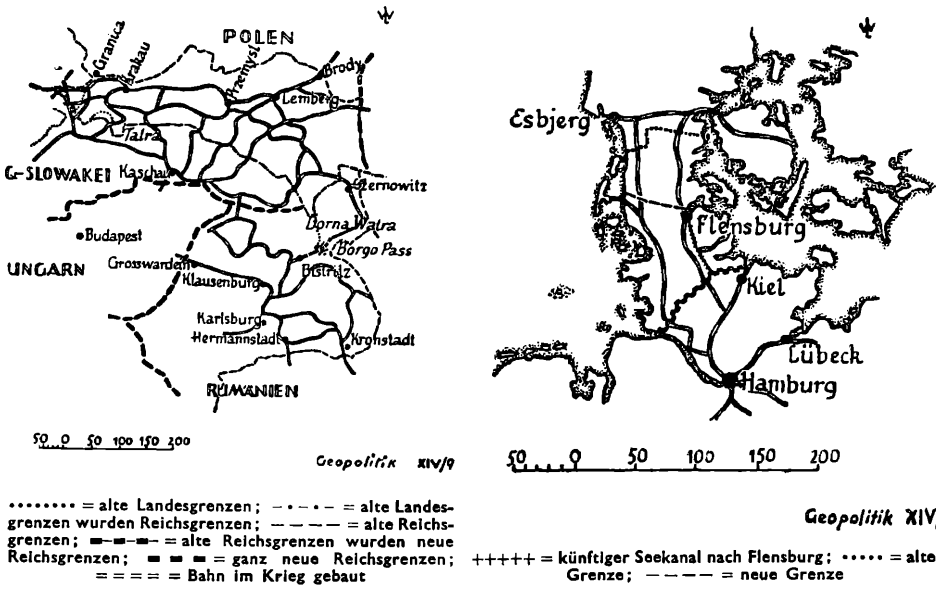
Deutschsüdtirol dagegen ist durch eine Vollbahn mit Italien, durch zwei mit dem heutigen Österreich verbunden.

Nur aus Rivalität österreichische Staatsbahn—Südbahn wurde knapp neben Cormons (westlich von Görz) ein zweiter Grenzübergang bei Cervignano geschaffen — um Venedig näher an Triest zu rücken? Dabei hatten die österreichischen Staatsbahnen dort gar keine eigene Strecke, an die sie hätten anschließen können, auch nach dem Bau der zweiten Triester Linie, der Tauern—Karawanken—Wocheinerbahn nicht.

Italien plant einen großen Eisenbahntunnel unter dem Stilfserjoch, es weiß, warum. Um Südtirol enger an Nordtirol zu schließen, wurde im alten Österreich die Reschenscheideckbahn geplant; sie scheiterte am italienischen Widerstand im Tiroler Landtag. Und heute ist das Reschenscheideck eine Grenze.

Etwas ganz Ähnliches geschah im äußersten Osten der Monarchie. Da sollte aus





••••••••• = alte Landesgrenzen; – • – • – = alte Landesgrenzen wurden Reichsgrenzen; – – – – = alte Reichsgrenzen; ▬–▬–▬– = alte Reichsgrenzen wurden neue Reichsgrenzen; ▬ ▬ ▬ = ganz neue Reichsgrenzen; = = = = = Bahn im Krieg gebaut

+++++ = künftiger Seekanal nach Flensburg; ••••• = alte Grenze; – – – – = neue Grenze

militärischen Gründen eine Bahn von Bistritz in Siebenbürgen über den Borgopaß nach Dornawatra in der Bukowina gebaut werden. Die Magyaren hatten Angst, dadurch könnte die deutsche Universität Czernowitz den Siebenbürger Sachsen zu nahe gerückt werden. Der Bau unterblieb und wurde erst im Krieg in Angriff genommen. Die Monarchie hatte nicht mehr den starken Lebenswillen, als es noch Zeit war, die Geschichte hat das Urteil nur bestätigt, das sie sich selbst gesprochen.

Wie ein zielbewußter Wille eine ganz offene Grenze zu einer Scheide machen kann, zeigte uns Rußland, das von Granica, unweit der Dreiländerecke Österreich-Deutsches Reich-Rußland, bis Brody im Osten nicht eine einzige Bahnverbindung über die galizische Nordgrenze duldete. Und die Entfernung Granica—Brody ist größer als die von Düsseldorf nach Basel! Darin liegt auch eine Ursache der großen Schwierigkeiten für Polen, die ehemals getrennten Landesteile zu verschmelzen.

Über Schleswigs Nordgrenze laufen knapp nebeneinander zwei Bahnen nach Dänemark. Mußte der dänische Hafen Esbjerg, der doch nur für die kleinen Butterschiffe so unheimlich tief ausgebaggert wurde, eine so gute Verbindung mit Schleswig haben? Wäre Flensburg durch einen Großschiffahrtskanal mit dem Nord-Ostseekanal verbunden, dann hätte man es verkehrspolitisch — von anderen Gründen zu schweigen — vielleicht wagen können.

Durch den Zerfall der Monarchie wurden innere Grenzen zu äußeren. Da ist es lehrreich zu beobachten, wie die Nachfolgestaaten die Verbindungskraft der vielen früheren inneren, jetzigen Grenzbahnen zu schwächen sich bemühen. Die zahl-

reichen Karpatenbahnen z. B. haben heute keinen Zweck. An der Grenze eine vielstundenlange Anschlußpause einschieben, und es ist ein trennender Grenzraum entstanden. Es gehört schon viel zähe Geduld dazu, um sich dadurch vor der Benutzung dieser Strecken nicht abschrecken zu lassen[1].

Ist ein durchlaufender Verkehr nicht zu umgehen, wie in Marburg an der Drau, hilft man sich in anderer Weise. Bis vor kurzem fuhren auch die Personenzüge, die von Graz kamen, von der neuen österreichischen Grenzstation Spielfeld—Strass bis Marburg ohne Aufenthalt durch. Wollte man von einer der zwischengelegenen Stationen nach Graz fahren, mußte man südwärts nach Marburg und dann nordwärts zurück nach Spielfeld und Graz. Die Ausstrahlungen der deutschen Großstadt Graz waren durch die künstlich vergrößerte Entfernung stark geschwächt. —

Bei der Linienführung des im Bau befindlichen Reichsautobahnnetzes fällt das Fehlen jeder Verbindung längs der Engstellen des so ungünstig wie nur möglich geformten Reichskörpers auf: Dresden—Berlin, ja sogar Frankfurt—Nürnberg! Sie könnten auch — anderen Wege öffnen! Sonst wäre diese Beschränkung ja schwer verständlich[2].

Ein wahrhaft erquickendes Zeichen endlich wach und — maßgebend gewordener Voraussicht!

1) Die Verbindung Wien—Ostgalizien über die Tatra, Slowakei und Karpathorußland ist infolge der langen tschechoslowakischen Strecke mit ihren niedrigen Fahrpreisen ganz wesentlich billiger als über Krakau.

2) Sollen diese Schnittverbindungen gebaut werden, müssen andere Sicherungen gefunden sein.

Hans Hummel:

Bibliographischer Epilog zum Abessinienkrieg

Es ist natürlich nicht im geringsten erstaunlich, daß abessinischer Vorkrieg, Krieg und Nachkrieg auch in Deutschland eine überraschende Fülle an Abessinienliteratur mit sich gebracht hat — vielleicht zusammen in wenigen Monaten so viel Bücher wie vorher überhaupt in deutscher Sprache über Äthiopien erschienen sind. Um so reizvoller muß es sein, jetzt, nachdem sich die Wogen der Erregung geglättet haben und sich zweifellos ein Teil der „aktuellen" Schreiber auf die spanische Frage werfen wird und schon geworfen hat, einmal festzulegen, welcher Teil dieser Abessinienkonjunktur der Überlieferung wert ist.

Einige Gruppen sind von vornherein zu trennen. Beginnen wir mit der ad hoc erschienenen Literatur, die im allgemeinen auch nicht den Anspruch auf Dauerwirkung erhebt:

Fritz Klein: Warum Krieg in Abessinien? Bibliogr. Institut, Leipzig 1935. 95 S., 1 Kt. RM. 1,—.

Erich Lahse: Abessinien, der Brennpunkt der Weltpolitik. Schaufuß, Leipzig 1935, 56 S., 2 Kt. RM. —,90.

Anton Zischka: Abessinien, das letzte ungelöste Problem Afrikas. Goldmann, Leipzig 1935. 273 S., 24 Abb., 7 Kt. Kart. RM. 4,80, geb. 6,20.

Gerhard Herrmann: Abessinien—Raum als Schicksal. Teubner, Leipzig und Berlin 1935. 46 S., 4 Kt. RM. —,80.

Vorsichtige Leute pflegen sich bei Kolonialkriegen nicht auf Prognosen einzulassen, in diesen Werken kann man sie aber finden und nun nachträglich seine Erfahrungen mit aktuellen Büchern erweitern. Aber es gibt Unter-

schiede: während sich Klein und Herrmann immerhin noch vorsichtig um die militärischen Probleme bewegen und sich vollauf damit begnügen, nach einer kompilatorischen Angabe der politischen Vorgeschichte, der geographischen, wirtschaftlichen und kulturellen Situation auch die politischen Zukunftsprobleme offen zu lassen, legen sich die beiden anderen viel mehr ins Zeug und orakeln jeder auf seine Weise. Dabei ist es um das kleine, für den Tagesgebrauch bestimmte Heftchen von Lahse nicht schade — das hat seine Schuldigkeit getan; unangenehmer wirkt es schon, wenn sich dann ein Autor wie Zischka auftragsgemäß über einen ihm selbst wahrscheinlich ganz neuen Stoff hermacht, durch eine umfassende Bibliographie seine Wissenschaftlichkeit nachweist und dann munter über Fragen Innerabessiniens schreibt, an denen sich schon verschiedene bedeutende Gelehrte die Zähne ausgebissen haben. Dann wird etwas Sensation dazugetan, und zwar hier — in Anlehnung an ein früheres Buch Zischkas — mit den bekannten Methoden der Japanophobie, und schon ist der Abessinienkrieg ein Kampf Europas gegen die Gelbe Rasse, vertreten durch Japan. Die Weltpolitik rollt vor den Augen des erstaunten Lesers mit großer Grazie ab. „Wird Japan an den Nilquellen bleiben oder nicht? Wird es England ins Mark (!) treffen?"

Da lobe ich mir den Sonderfall des Mannes mit den **xxx**, der mit seiner **„Farbigen Front"** (632 inhaltsschwere Seiten, List, Leipzig 1936) „hinter die Kulissen der Weltpolitik" guckt und von dem man nie genau weiß, wieweit er den Leser verkohlen will und wo er es ernst meint. Die Dinge, die er ernst meint, sind glänzend gesehen — sicher hat xxx in jahrzehntelanger Weltreisearbeit eine Fülle von Erfahrungen gesammelt. Dies alles unter ein Thema zu bringen, war eine schwere, aber lohnende Aufgabe. Und so sehr man im einzelnen das Buch als phantastisch und eine Reihe von Tatsachen ziemlich aus der Luft gegriffen bezeichnen kann, so sehr macht es einem Freude, einen erfahrenen Mann aus der Schule der hinterhältigen Politik plaudern zu hören, auch wenn er gelegentlich zu anderen Quellen als den eigenen Erfahrungen greifen muß. Die 600 Seiten vergehen im Fluge, denn das Buch ist mit Spannung geladen, nur ist es für den gefährlich, der zwischen Satire und Ernst nicht unterscheiden kann. Zum Schlusse eines Kapitels bombardiert die abessinische Prinzessin, die die Heldin des Romanes ist, eine sie aus recht unerfindlichen Gründen verfolgende englische Herzogin, die im Flugzeug über einen lebenden Krater fliegt, so treffsicher mit einem mittleren Geschütz, das sie selbst bedient, daß die Herzogin spurlos in dem Krater verschwindet. Das Ganze findet auch noch in Japan statt — der alte Münchhausen hat einen ebenbürtigen Nachfolger gefunden.

Das leitet schon zu den seriöseren Büchern über, die die Reihe der Reiseschilderungen darstellt:

Georg Leichner: Gefahrvolles Abessinien — wie ich es erlebte. Payne, Leipzig 1936. 258 S., 40 Abb., 4 Kt.

Paul Lieberenz: Das Rätsel Abessinien. Hobbing, Berlin 1935. 119 S., 22 Abb.

Walter Mittelholzer: Abessinienflug. Schweizer Aero-Revue, Zürich 1935. 95 S., 151 Abb.

Leichners Bericht ist etwas auf Abenteuer aufgemacht, zumal er sich mit Schatzsuchen abgibt, trotzdem ein interessantes und flott geschriebenes Buch. Wertvoller aber, und zweifellos die Zeiten überdauernd, die Bild- und Reisebeschreibungsbücher von Lieberenz und dem vor kurzem in den Alpen verunglückten Flieger Mittelholzer, einem Pionier der Luftfahrt. Beide haben ihre Berichte mit wunderbaren Bildern ausgeschmückt, die bei dem Kameramann Lieberenz selbstverständlich schöner, bei Mittelholzer aber interessanter und vielfältiger sind. Die Texte sind bei beiden kurz und beschränken sich wirklich auf das Gesehene — das Land, die Menschen der verschiedenen Landschaften, die Städte und den Kaiserhof. Diese Bücher nun wieder stellen nicht den Anspruch auf Bedeutung, aber sie sind bedeutend.

Eine andere Gruppe beschäftigt sich wirklich wissenschaftlich mit der Abessinienfrage, dem Land und seinen Menschen:

Max Grühl: Abessinien, die Zitadelle Afrikas. Schlieffen-Verlag, Berlin 1935. 158 S., einige Abb.

Enno Littmann: Abessinien. Hanseat. Verlagsanstalt, Hamburg 1935. 115 S., 1 Kt.

Hans von Mzik: Die Stammsage der äthiopisch-abessinischen Dynastie. Anthropologische Gesellschaft, Wien 1935. 12 S.

Ad. E. Jensen hrs.: Im Lande des Gada. Wanderungen zwischen Volkstrümmern Süd-

abessiniens. 608 S., 188 Abb., 40 Tafeln. Strecker & Schröder, Stuttgart 1936. Brosch. RM. 17,—, geb. 20,—.

G. M. Beltramini de' Casati: L'Etiopia economica. Aus der Zeitschrift „L'Industria", Mailand 1935. 20 S.

Grühl gibt einen ausgezeichneten Gesamtüberblick, in etwas gedrängterer Form ebenso der Orientalist Littmann. Beide schöpfen ihre Berichte aus umfangreicher Sachkenntnis, beides Bücher von dauerndem Wert. Ein interessantes Spezialthema behandelt Mzik aus der Mödlinger Schule, der uns genau über die Sage des letzten abessinischen Herrscherhauses unterrichtet. Einen umfangreichen Forschungsbericht legt Jensen vor, an dem H. Wohlenberg und Alf Bayrle mitgearbeitet haben und für den L. Frobenius vergleichend beitrug. Der politisch und landeskundlich interessantere erste Teil bringt den Tagebuchbericht mit sehr ausführlichen Schilderungen des Landes (Provinzen Sidamo, Konso und Gamo) und seiner Einwohner, deren fast noch vorgeschichtliche Lebensformen dann im zweiten Teil geschildert werden: ihre sozialen Gesetze, bestimmt durch das Gada-System, ihre kultischen Gebräuche, ihre Kunst (Megalithen) und Musik. Aus der Reihe der italienischen Veröffentlichungen greifen wir die Schrift von Beltramini heraus, die in knapper Form über die wirtschaftlichen Aussichten Abessiniens Angaben macht. Zu dieser Gruppe gehört auch die sorgfältige Karte „Abessiniens und Somaliländer", die Schropp in Berlin (RM 2.—) herausgebracht hat.

Nun die letzte rückblickende Gruppe von Büchern:

Friedrich Immanuel: Der Untergang Abessiniens. Der Krieg 1935/36 militärisch, politisch, wirtschaftlich betrachtet. Offene Worte, Berlin 1937. 99 S., 5 Kt. Kart. RM. 2,40.

Rudolf Ritter und Edler von Xylander: Die Eroberung Abessiniens 1935/36. Militärische Erfahrungen und Lehren aus dem ersten neuzeitlichen Vernichtungskrieg auf kolonialem Boden. Mittler, Berlin 1937. 87 S., 26 Kt. u. Sk. Kart. RM. 3,50.

Emilio de Bono: Die Vorbereitungen und die ersten Operationen zur Eroberung Abessiniens. Beck, München 1936. 216 S., 31 Abb., 2 Kt. Kart. RM. 4,80, geb. 6,—.

Pietro Badoglio: Der abessinische Krieg. 2 Bände. 215 S., 8 Abb., 9 Kriegskarten. Beck, München 1937. Kart. RM. 7,—, geb. 9,—.

Achille Starace: Der Marsch nach Gondar. 119 S., 31 Abb., 4 Kt. Braumüller, Wien 1937. Brosch. RM. 5,—.

Nach einem Krieg haben immer die Militärs das Wort, vorher schweigen sie mit Recht, zumal wenn sie so persönlich am Erfolg beteiligt sind wie General de Bono. Aber sie sind es ausschließlich, die die kriegerische Auslösung einer politischen Spannung mit Sachkenntnis schildern können. Die beiden deutschen Veröffentlichungen sind gleichmäßig aufgebaut, die Schrift Immanuels etwas volkstümlicher und verständlicher als die kriegswissenschaftliche Abhandlung Xylanders — beide aber von hohem Interesse für die Gestalt zukünftiger Kriege. Nach Einleitungen über die politische Vorgeschichte, Geographie und das „Potential des guerre" Abessiniens folgen die Hauptabschnitte mit Schilderungen des Fortganges der Operationen bis zur endgültigen Besetzung. Beide Autoren ziehen anschließend die Lehren aus dem Krieg, trennen dabei, was ausschließlich für einen Kolonialkrieg gültig ist, von den allgemein gültigen Erfahrungen, weisen insbesondere auf die Nachschubfragen hin und schildern den Einsatz der modernsten Waffen, die bisher noch nicht in einem wirklichen Krieg erprobt waren.

Die italienischen Marschälle wissen natürlich ausführlicher zu berichten. So ist ihre Schilderung die erste große Rechenschaftslegung des ersten neuitalienischen Kolonialkrieges geworden, ein Werk voll Spannung, Sorgfalt und von einer wirklich erstaunlichen Offenheit. De Bono will nicht die Schwächen der italienischen Organisation verbergen, er bezeichnet sie genau, aber er schildert auch die Mittel, mit denen diesen Schwächen abgeholfen wurde. Aus dem ganzen Text spricht im übrigen die Bescheidenheit des erfolgreichen Nursoldaten. Zwei Drittel des Buches sind den Vorbereitungen, der Organisation des Nachschubs von Material und Menschen, der Verkehrsorganisation mit allen Feinheiten, den Maßnahmen der Zivilverwaltung und der Organisation der einzelnen Operationskorps vorbehalten, im letzten Drittel behandelt dann der Marschall den ersten Teil des Feldzuges, soweit er ihn noch geleitet hat. Ein stolzes, offenherziges Buch, stolz nicht nur mit Recht auf die eigene Leistung, sondern stolz

vor allem auf die Hingabe, die Leistungsfähigkeit, das Geschick und die Zähigkeit seines italienischen Vaterlandes.

Marschall Badoglio setzt die Darstellung de Bonos fort und schildert den militärischen Verlauf des Krieges nach der Übernahme des Kommandos, vor allem die beiden Tembien-Schlachten und die Enderta-Schlacht, um mit dem Marsch auf die Hauptstadt zu schließen. Beide Werke zusammen sind somit das interessanteste Dokument eines vorbildlich geführten Kolonialkrieges mit modernen Mitteln, Lehrbücher nicht nur für Strategen und Taktiker, sondern mit Feuerherzen geschriebene Erlebnisberichte eines aufbrechenden Volkes.

Sie werden durch den Einzelbericht Staraces ergänzt, der als Führer einer Eilkolonne nach Gondar vordrang und die Ufer des Tanasees besetzte, eine Einzelleistung, die eines Kitchener würdig gewesen wäre. Mit der Veröffentlichung der militärischen Berichte ist die Eroberung abgeschlossen, der Aufbau kann beginnen.

KARL HAUSHOFER:
Der Probepfeil im Fernen Osten

Otto Haintz: Der Russisch-Japanische Krieg 1904—1905. Berlin 1937, Georg Stille, 172 S. Fernamt 8. Gebd. 4.50 RM. 7 Karten.

Wer selbst zwei Schränke voll mächtiger Bände über die Zusammenstöße im Kampf um Asien als unentbehrlichstes Handwerkszeug auf Reichweite stehen hat und die besten persönlichen Augenzeugen des ersten russisch-japanischen Zusammenstoßes persönlich gekannt hat, fühlt sich auf diesem Arbeitsfeld urteilsberechtigt. Wer die Freude hatte, stundenlang mit Nogi über Port Arthur und seinen Nordmarsch, mit Togo und seinem Stab, mit den Generalstabsoffizieren der fünf japanischen Armeen und bedeutenden ihrer russischen Gegner die Operationen durchzusprechen, und die Gelegenheit, Jan Hamiltons zwei Bände von „A staff officers serapbook" mit allen psychologischen Feinheiten, Tettau mit seiner ganzen Russenkenntnis durchzuarbeiten, der wird zunächst die Kühnheit bestaunen, die darin liegt, den Wesensgehalt von alledem auf 172 S. zusammenzudrängen. Aber es ist nötig und dankenswert. Denn 1904/05 war ein Probepfeil der Weltgeschichte. Wo er niederfiel, liegt ein Grundstein für das richtige oder falsche Weltbild von heute, ob es uns passe oder nicht. Gewiß erinnere ich mich heftiger Redestreite nach der Rückkehr, des stolzen Ausspruchs europäischer Truppenführer: „Wir schlagen einmal keine dreitägigen Schlachten." Vergeblich mußte ich entgegnen, auch die japanische Kaisergarde sei ausgezogen, zu siegen oder zu sterben, und dann viel länger als drei Tage im Dreck vor Mukden herumgelegen, wo man noch 1909 ihre Spuren sah, wie die des „Teufelspflügens" vor Port Arthur. Dort hatte mein wackerer japanischer Divisionskommandeur als Brigadeführer mit Studenten, die der Armee vormachen wollten, wie man besser und rascher stürme, so lange gestürmt, bis keine 20 % mehr übrig waren, und war selbst dabei viermal verwundet worden. Das gab seinen vielen Erzählungen Erfahrungs-Patina. Aber gerade aus einem so gründlichen Bild dieses Geschehens heraus empfehle ich die kurze, natürlich nicht in allen ihren größtenteils guten und treffenden Werturteilen zu unterschreibende Skizze als eine notwendige Grundlage zu Entwicklungen, die kennen muß, wer nicht folgenschwere Überraschungen erleben will. Die Karten genügen für Übersichtszwecke. Wer dann tiefer graben will, findet in allen Wehrbüchereien Stoff genug.

Neue geopolitische Karten und Atlanten

Zusammengestellt und besprochen von Prof. Dr. E. Wunderlich, Leiter des Volksdeutschen Kartendienstes Stuttgart

Die Zusammenstellung, die an dieser Stelle regelmäßig gegeben wird, verfolgt den Zweck, die Leser der „Geopolitik" rasch mit den wichtigen Neuerscheinungen bekannt zu machen. Von eingehenden Besprechungen muß hier jedoch abgesehen werden; beabsichtigt ist, nur die allgemeine Bedeutung der Veröffentlichung zu charakterisieren.

Die einzelnen Karten werden jeweils in der Reihenfolge: Weltkarten und Allgemeines, Die fremden Erdteile und ihre Gebiete, Gesamteuropa, Fremde europäische Gebiete, Mitteleuropa und Deutsches Reich, Grenz- und Auslandsdeutschtum, Deutsche Einzelgebiete nacheinander besprochen. Dabei sind jeweils die Gegenwartsdarstellungen von den historischen getrennt. — Nähere Auskünfte jederzeit gern durch den „Volksdeutschen Kartendienst", Stuttgart, Haus des Deutschtums.

Die Flottenrüstung der bedeutendsten Seemächte der Erde nach dem Stand vom 1. IV. 1934. Gezeichn. von **H. Volz**, etwa 1936. Format 176 × 116 cm. Druck u. Verlag Julius Beltz, Langensalza-Berlin. RM. 14,—. — Versuch, die Flottenstärke der bedeutendsten Seemächte der Erde nach dem Stand von 1934 wiederzugeben. Die Darstellung vermittelt jedoch, und zwar gerade für manche besonders wichtigen Gebiete — wie

z. B. das Mittelmeer — kein ausreichend klares Bild. Ebenso vermißt man neben der rein numerischen Stärke die Eintragung anderer bedeutungsvoller Angaben, etwa der wichtigsten Flottenstützpunkte u.a.m. Eindrucksvoll sind dagegen die der Karte beigegebenen statistischen Diagramme über die Stärke der wichtigsten Kriegsflotten. Zur Einführung weiterer Kreise und entsprechende Schulungszwecke.

Velhagen & Klasings großer Volksatlas. Das Jub.-Werk d. Verl. zu s. hundertjährigen Bestehen. Hrsg. von Dr. **Konrad Frenzel.** (Die bildl. Darst. sind angefertigt von Karl Bretschneider u. a.) Bielefeld und Leipzig: Velhagen & Klasing 1937. 39 S., 92 Kt.-S., 112 S. 4°. Lw. RM. 13,50. — Vorwiegend politisch-geographische Übersichten der einzelnen Kontinente und Länder mit sehr starker Betonung Europas. Die einzelnen Karten — insgesamt 92 farbige Haupt- und zahlreiche Nebenkarten, dazu noch verschiedene Schwarz-Weiß-Übersichten — sind im Anschluß an das Kartenmaterial von Andrées Allgemeinem Handatlas bearbeitet, aber mit entsprechender Ergänzung und Erweiterung. Hervorzuheben ist vor allem die Vereinigung von politischer und physischer Darstellung, allerdings unter sehr starker Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse weiterer Kreise bei der Geländedarstellung. Begrüßenswert ist die Beigabe eines Textes, der an Hand von statistischen Nachweisen besonders die wichtigsten Grundlagen zur politischen und wirtschaftlichen Beurteilung namentlich der europäischen Länder bietet.

Eugeniusz Romer: Polityczny Atlas Kieszonkowy. 135 S. einschließl. Ortsverzeichnis. Verlag: Ksiaznica-Atlas, Lemberg (Lwow)-Warschau, 1937. 8°. Cena zl. 8,—. — Kleiner ansprechender und gut ausgeführter, vorwiegend politisch-geographischer Taschenatlas, der Polen naturgemäß besonders berücksichtigt. In einem Anhang ist noch eine Reihe allgemeiner, vor allem politisch- und wirtschafts-geographischer Erdübersichten und statistischer Diagramme usw. beigegeben. Die Bevölkerungskarte von Polen (S. 21) läßt das Vordringen des Polentums in den westlichen Gebieten seit dem Kriege gut erkennen.

Weltrundfunkatlas von **Dr. Kurt Wagenführ,** 1936. 96 S., Format 26,5 × 21,5 cm. Verlag: Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68. RM. 3,80. — Weniger ein eigentlicher Atlas als ein durch Kartenbeilagen und Statistiken unterstützter Text, der die bestehenden Rundfunkeinrichtungen der einzelnen europäischen und überseeischen Länder bespricht. Beachtenswert sind dabei die Hinweise auf die außenpolitischen Sender.

Mapa General de la Republica de Bolivia. Karte von Bolivien. Maßstab 1:1000000. Hrsg. v. „Centro de Propaganda y Defensa Nacional". Zeichn. u. Druck: Geograph. Anstalt J. Perthes, Gotha. Inneres Maß 137 × 183 cm. Papiergröße der Karte, die aus 4 Blättern besteht = 147 × 193 cm. RM. 45,—; aufgezogen je RM. 65,—. — Willkommene Gesamtübersicht Boliviens mit Einschluß der unmittelbar angrenzenden Nachbargebiete, besonders von Peru, Chile und Argentinien, mit farbigen Höhenstufen und farbiger Bezeichnung des Gewässer- und Wegenetzes sowie manch anderen Angaben, die politisches Interesse haben. Einige Nebenkärtchen bieten noch wirtschafts- und verkehrsgeographische Ergänzungen. Ausschließlich spanische Beschriftung. Vor allem für den Handgebrauch.

Umrißkarte von Europa, Nr. 198. Maßstab 1:7500000. Format 185 × 56,5 cm. Blau-Weiß-Druck. Hrsg. v. Verlag „Der Praktische Schulmann". Text dazu in „Schulmann", Heft 1/1936. RM. —,48. — Übersicht des Kontinents einschließlich des größten Teils des Mittelmeergebietes, in Blau-Weiß-Darstellung. Neben den wichtigsten Flüssen sind vor allem die Staatsgrenzen sehr deutlich herausgehoben. Für Eintragungen aller Art im Unterricht, in geopolitischen Arbeitsgemeinschaften usw.

Dr. Kumsteller: Europa von 1919—1933. 3. Auflage. Maßstab 1:3500000. Format 125 × 185 cm. Braunschweig: Verlag Georg Westermann, 1936. Leinenaufzug RM. 32,—. — Willkommene Übersicht der Entwicklung Europas seit dem Weltkrieg in neuer 3. Auflage (früher unter dem Titel „Europa seit Versailles"). Die einzelnen Staaten mit farbigem Flächenkolorit bzw. sonstiger politisch-geographischer Charakteristik: die geopolitischen Entwicklungslinien sind durch farbige Pfeile besonders gekennzeichnet. Ein paar Nebenkarten — z. B. für Oberschlesien und den polnischen Korridor — sowie verschiedene statistische Diagramme, darunter auch eine Übersicht des Deutschtums in Europa, ergänzen die Hauptkarte. Hauptsächlich für den geopolitischen Unterricht an höheren Schulen, ebenso für Schulungszwecke.

Dr. Kumsteller: Europa 1815—1914, Maßst. 1:3000000. Mit 3 Nebenkarten. II. Auflage 1936. Format 182 × 115 cm, 6 Farben. Braunschweig: Georg Westermann. Schulfertig RM. 30,—; m. Wachstuch RM. 33,—. — Neuauflage der früher unter dem Titel „Europa im Jahrhundert der nationalen Bewegung" herausgegebenen Übersichtskarte. Der Inhalt ist im wesentlichen unverändert geblieben, dagegen ist die Kolorierung an verschiedenen Stellen abgeändert. Mit Einführungstext. Für den geopolitischen Unterricht, namentlich an höheren Schulen.

Luchtvaartkaart van Nederland. Carte Aéronautique des Pays-Bas. Maßstab 1:400000. Format 67 × 79 cm. Berichtigt 1937. Hrsg. v. Bureau voor Luchttoerisme, Den Haag. RM. 7,50. — Übersicht aller für den Flugverkehr wichtigen Daten, mit Eintragung der größeren und kleineren Flugplätze usw.

Administrative Wandkarte der UdSSR. Maßstab 1:5000000. Format 174 × 110 cm. Hrsg. v. Kartographischen Institut Moskau, 1936. RM. 18,—. — Beachtenswerte politisch-geographische Übersicht des europäischen und asiatischen Besitzstandes der UdSSR., mit farbigem Flächen- bzw. Grenzkolorit der einzelnen administrativen Gebiete und besonderer Hervorhebung der Eisenbahnen. Ausschließlich russische Beschriftung.

Karte von Südosteuropa. Maßstab 1:2000000. (Neue Aufl.) — Wien: Freytag & Berndt, 1936. 64 × 77,5 cm gr.8* (Farbendr.). (Kopf- u. Fußt.) = Freytag & Berndt, Handkarten. RM. 2,25. (Umschlagt.: Südost-Europa.) — Politisch-geographische Übersicht mit Grenzkolorit für die einzelnen Staaten und leichter Geländeandeutung. Erwünscht wäre die Beigabe eines Ortsverzeichnisses. Für die erste Orientierung weiterer Kreise.

Karte der Indexe des biologischen Typus in Jugoslawien. Von Dr. **Fedor Mikic.** Maßstab 1:1200000. 4-farbig. Format 71,5 × 57 cm. Hrsg. v. d. Collection de Cartes de la Société de Géographie de Beogard, Nr. 5. 1936. Dinars 20,—. — Bemerkenswerte bevölkerungsgeographische Übersicht, die das Verhältnis des Kin-

der- bzw. Großelternanteils zu der Gesamtbevölkerung für die einzelnen Verwaltungsgebiete übersichtlich darstellt. Sie zeigt einen auffallenden Gegensatz hauptsächlich zwischen dem Kern und den Randgebieten Jugoslawiens. Auch für die deutschen Siedlungsgebiete besonders zu beachten. Mit deutscher Beschriftung und kurzer deutscher Zusammenfassung.

Lutz, Dr. Andreas: Karten zur Verwaltungsgeschichte des einstigen Slawoniens. (1684–1936.) Vom militärischen, politischen und kirchlichen Standpnhkte aus entworfen. — Graz, Krenngasse 19: Selbstverl. 1937. 20 gez. Bl. mit Kt. 17,5 × 30 cm (Lithogr.). RM. 2,50. — Bietet auf 15 Schwarz-Weiß-Skizzen die Entwicklung der militärischen bzw. administrativen und politisch-geographischen — auch kirchlichen — Einteilung des ehemaligen Slawonien in der Zeit seit 1648 und damit ein interessantes Bild von der immer wechselnden Aufteilung des Gebietes, die auch für die Beurteilung der dortigen Deutschtumsverhältnisse wichtig ist. Vorwiegend für Studienzwecke.

Springenschmid, Karl: „Deutschland und seine Nachbarn". 7. bis 12. Tsd. Vollst. neugestaltete Auflage, 1937. Mit 54 Bildskizzen. Format 17 × 24 cm. Leipzig: Verlag Ernst Wunderlich. Kart. RM. 2,80. — In der Neuauflage ist zwar grundsätzlich nichts Wesentliches geändert, aber die einzelnen Karten sind jetzt zu bestimmten Gruppen zusammengefaßt. Die dadurch gebildeten Abschnitte ermöglichen eine raschere Übersicht. Daneben sind verschiedene Einzelheiten in den Karten und im Begleittext verbessert. Einige Kärtchen sind sogar ganz neu entworfen. Im ganzen bietet der Atlas wiederum eine ausgezeichnete Übersicht und Einführung in die geopolitischen Fragen Mitteleuropas und Deutschlands.

Berendt, E. F.: Vom Ersten zum Dritten Reich. Vier Teilkarten zu einer Karte vereinigt. Format 175 × 225 cm. Bearb. v. Dr. Berthold Carlberg. Gotha: Justus Perthes, 1937. Auf Stoff m. Stäben einschl. Textheft RM. 42,–; Wachstuchschutz RM. 3,–. — Gibt in 4 farbigen Teilkarten eine Übersicht über die Entwicklung Mitteleuropas bzw. Deutschlands. Die 4 Ausschnitte sind geschickt gewählt — Aufbruch der Germanen / Wiederbesetzung des Ostens / Preußens Aufstieg zur Großmacht / Bildung des Dritten Reiches — und eindrucksvoll zur Darstellung gebracht. Dadurch ist ein gutes Lehrmittel für den geopolitischen Unterricht aller Schulgattungen und für umfassende Schulungszwecke geschaffen.

Geisler-Haack: Die deutsche Kulturlandschaft, Mundart, Haus und Hof der Deutschen. Maßstab 1:750000. Größe 178 × 213 cm. Hrsg. v. der Geogr. Anstalt Justus Perthes, Gotha. Aufgezogen auf Stoff mit Stäben RM. 45,–. — Beachtlicher Versuch, die wesentlichen Züge der deutschen Kulturlandschaft darzustellen, und zwar an Hand der Verbreitung der Sprache bzw. der Mundarten sowie der Haus- und Dorfformen. Die Karte bietet damit zugleich eine wichtige Grundlage zur Beurteilung der politischen Entwicklung Mitteleuropas. Leider ist es — trotz gewisser Vereinfachungen der Darstellung — nicht gelungen, ein inhaltlich wie ästhetisch voll befriedigendes Bild zu erzielen. Vor allem für den geopolitischen Unterricht an höheren Schulen und entsprechende Schulungszwecke.

Volksdeutsche Kartenskizzen von **Dr. Friedrich Lange.** 4. Aufl., 11. bis 16. Tausend. Berlin: Verlag Volksbund f. d. Deutschtum im Ausland, Wirtschaftsunternehmen. RM. 0,50. — Neuauflage der auch für Schulungszwecke recht brauchbaren kleinen Sammlung von Schwarz-Weiß-Kärtchen, die jetzt um 6 neue Blätter vermehrt worden ist. Sehr wichtig für die praktische Verwertung der Sammlung ist die Beschriftung der einzelnen Karten, die das Wesentliche knapp und klar herausstellt.

Die Verschiebung der nationalen Schichtung der Bevölkerung in Nordböhmen von 1880 bis 1930. Maßstab 1:300000. — **Die Verschiebung der nationalen Schichtung der Bevölkerung in Nordwestböhmen von 1880 bis 1930.** Maßstab 1:300000. Format je Blatt 58 × 45 cm. Hrsg. vom Deutschen Kulturverband Prag, Druck Gebr. Stiepel, Reichenberg, 1936. Je Blatt Kc. 2,50. — Beide Karten bieten auf Grund amtlicher Quellen außerordentlich bemerkenswerte Beispiele für die Verschiebung der nationalen Schichtung, vor allem für das Vordringen der Tschechen in früher rein-deutsche Gebiete. Auch für Schulungszwecke usw. sehr brauchbar.

Die Notstandsgebiete der Sudetenländer, von **Dr. K. Sedelmeyer.** Sonderdruck aus „Petermanns Geograph. Mitteilungen", 82. Jg. 1936, Tf. 31. Maßstab 1:750000, Format 84 × 46 cm. Verlag Justus Perthes, Gotha. — Beachtliche Übersicht der Notstandsgebiete der Sudetenländer, mit Eintragung der auf den Kopf der Bevölkerung entfallenden Brotgetreide-Menge. Die sichtliche Notlage der sudetendeutschen Randgebiete hätte bei einer anderen Signaturwahl noch wirkungsvoller zur Darstellung kommen können. Immerhin recht willkommenes Anschauungsmaterial, auch für Schulungszwecke.

Creutzburg, Nikolaus: Atlas der Freien Stadt Danzig. Unter Mitw. v. Wolfgang La Baume u. a. Buchschmuck v. Fritz A. Pfuhle. — Danzig: Danziger Verlagsges. in Komm., 1936. VIII, 35 S., 29 Kt. Gr.-8° (F.). Hlw. RM. 6,–. — Sammlung von 29 farbigen Karten, die zumeist aus dem schon auf dem Danziger Geographentag ausgestellten Kartenarbeiten hervorgegangen ist. Geboten wird zunächst eine Übersicht der natürlichen sowie bevölkerungs- und siedlungsgeographischen Grundlagen des Danziger Freistaates, unter denen namentlich die Karte über die Verbreitung der Muttersprache, der deutschen und polnischen Stimmen bei den Wahlen von 1920 und 1933 hervorgehoben seien. Dann folgt als 2. Hauptteil eine Reihe von wirtschafts- und verkehrsgeographischen Übersichten. Ein letzter Abschnitt behandelt die Entwicklung der Stadt und des Hafens Danzig und seiner wirtschaftlichen Bedeutung. Als kleine handliche Zusammenstellung der wichtigsten Daten ist der Atlas, dem auch ein kurzer Text (35 Seiten) beigegeben ist, als geopolitisches Nachschlagwerk sehr willkommen. Leider reicht der Maßstab verschiedener Kärtchen nicht aus, um ein restlos klares Bild zu gewinnen.

Diesem Heft ist der Werbeprospekt „Peter Fleming" des Rowohlt-Verlages, Berlin, beigefügt, den wir der freundlichen Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen.

CHINA

1925 / 1927

Der Vorstoß der jungchinesischen Bewegung und die Geschichte der chinesischen Revolution, Sun Yatsen als Revolutionär und Reformator Chinas, umfaßt das erste Buch des Augenzeugen und Beraters von Sun Yatsen, des Deutschen Gustav Amann:

Sun Yatsens Vermächtnis

8°, 304 Seiten, 18 Abbildungen, 2 Karten, Leinen RM 6.80

„Niemand kann die Dinge in China verstehen, der dies Buch nicht gelesen hat. Wir haben kein anderes, so mit großem Verstande und großem Herzen von einem geschrieben, der — jahrelang in unmittelbarer Nähe des chinesischen Revolutionärs lebend — den Sinn der großen Befreiungsbewegung erkennen konnte." *Berliner Tageblatt*

"This book is undoubtly one of the clearest and most interesting books which have recently appeared upon the political situation in China to-day." *Lieutn. Colonel C. Edgewood in "Asiatica".*

1928 / 1933

Bruch mit Rußland, Chiang Kaishek übernimmt die Führung, großer Nordfeldzug, Frieden mit dem Bürgertum, ziviler Aufbau und neue Gesetze, Militärdiktatur, Kämpfe Regierung der Partei gegen Kommunistenbewegung und Beginn der Verstrickung in die Maschen der Welt: das anschließende Buch Gustav Amanns aus dem Jahre 1936

Chiang Kaishek und die Regierung der Kuomintang

8°, 240 Seiten, 29 Abbildungen, 16 Karten, Leinen RM 7.50

„Dieses Buch des besten deutschen Sachkenners ist das zuverlässigste und erschöpfendste Buch in deutscher Sprache. Es wird jedem unentbehrlich, der über das eigentliche Wesen der Ereignisse im Fernen Osten Klarheit gewinnen will."

Aus einer Besprechung der Frankfurter Zeitung vom 31. 10. 36.

1934 / 1936

Die wichtigsten Reden in Übertragung aus dem Chinesischen von Chinas Führer zum Nationalen Sozialismus: Appell an die Nation, China und das Ausland, Jugenderziehung, Vereinigt die Kräfte des Heeres, des Staates und der Gesellschaft, um die Kommunisten mit sicherem Erfolg zu vernichten! Ziel und Sinn der Schulung der öffentlichen Beamten, Wiederaufbau der Volkswirtschaft, Die Grundzüge der „Neuen Lebensbewegung" zeigen in ihrer ursprünglichen und programmatischen Form Chinas Willen zur inneren Ordnung und äußeren Geltung.

Chiang Kaishek: Reden

8°, 105 Seiten, 2 Abbildungen, 1 Faksimile, RM 3.20

„Wir sind überrascht, manche Gedankengänge in ihnen wiederzufinden, die — obwohl sie aus uraltem Traditionsgut chinesischer Weisheit stammen — unseren Auffassungen von einem modernen Staatswesen und der Stellung des einzelnen in ihm außerordentlich nahestehen."

Fränkischer Kurier, 29. 10. 36.

Ausführliches Verzeichnis kostenlos.

KURT VOWINCKEL VERLAG / HEIDELBERG

Das Schwergewicht der Welt hat sich vom Atlantischen zum Pazifischen Ozean verlagert. Die Wasserbrücke zwischen Amerika und dem Fernen Osten wird für die Zukunft mehr bedeuten als die zwischen Europa und Amerika. Damit dreht sich das Gesicht der Vereinigten Staaten, auf der anderen Seite das von Ostasien und Australien stärker dem Pazifik zu. England und Sowjetrußland verstärken durch ihr Interesse die Spannungen, wirtschaftliche und strategische Fäden spinnen sich von einem Ufer zum anderen, Reibungszonen gliedern sich ab, Wirtschaftsgebiete werden angeschlossen: aus der großen Wasserwüste wird ein geopolitisches Kampffeld, ein „Meer der Entscheidungen".

Das Werk über den Pazifik von unserem besten politischen Ostasienkenner Karl Haushofer erscheint nun in 3., vermehrter und völlig neu gestalteter Auflage – ist damit nicht schon alles über seine hohe wissenschaftliche und politische Bedeutung gesagt? – Wenn Sie sofort und vor Erscheinen bestellen, gilt der Subskriptionspreis von RM 12.50 statt RM 15.– für die Ausgabe in Ganzleinen, Großformat 18×25 cm mit ca. 100 Skizzen und Karten. Auf Wunsch sendet Ihnen gern Ihre Buchhandlung oder der Kurt Vowinckel Verlag, Heidelberg, Prospekte und Lesebogen zu.

Genauer Titel dieses Werkes: KARL HAUSHOFER

GEOPOLITIK DES PAZIFISCHEN OZEANS

Staatenwirtschaft

Beiträge zum Staatshandeln in den Außenwirtschaften

STÄNDIGE BEILAGE ZUR ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

Schriftleitung: Dr. Arnold Seifert, Leipzig

1937 September Nr. 2

HEINRICH RITTERSHAUSEN:
Politischer Machtfaktor Gold

Die Welt-Goldproduktion ist von 1924 bis 1929 von jährlich rund 19 Millionen Unzen fein auf 35 Millionen Unzen fein (rund 3 Milliarden Goldmark im Werte) gestiegen und dürfte 1937 das Doppelte des Durchschnitts von 1924—1929 überschreiten. Eine so große Steigerung ist bisher nur in den Jahren der Entdeckung großer Goldfelder, wie in Australien, Kalifornien und Transvaal beobachtet worden. Dabei ist interessant, daß nur noch die runde Hälfte der Gesamtförderung aus dem britischen Reich stammte, der zweitgrößte Produktionsanteil schon aus Rußland, also aus einem Land, das sein Gold ohne jegliche Rücksicht auf den Kostenaufwand erzeugt und verwertet und damit von vornherein einen politischen und staatenwirtschaftlichen Unruhefaktor bildet, der mit den Mitteln von gestern nicht mehr zu bannen ist. Der Goldzuwachs wurde in unerwarteter Weise dadurch vermehrt, daß von Indien, China und Hongkong her im Jahre 1936 infolge der Verarmung aus den großen orientalischen Vermögen Gold verkauft wurde und im Betrage von rund 350 Millionen GM (=Goldmark) an den Markt kam (seit 1931 für insgesamt 3,6 Milliarden GM!). Fernerhin strömten von den 5—6 Milliarden französischen Papierfranken Gold — (entsprechend in Goldmark fast einer Milliarde), die von einzelnen französischen Kapitalanlegern vor dem 30. September 1936 gehortet worden waren, — fast 400 Millionen GM an die Bank von Frankreich zurück. Ähnlich trat in der Schweiz im Jahre 1936 eine private Enthortung und ein Goldrückfluß aus dem Auslande um fast 400 Millionen GM und in Holland ein solcher um etwa 100 Millionen GM in Erscheinung. Weiter verlor von den Zentralbanken die Bank von Frankreich im Jahre 1936 an den Goldmarkt 3,5 Milliarden GM, die Bank von Spanien mindestens 530 Millionen GM, die von Italien 150 Millionen GM usw.; alle Zentralbanken zusammen verloren sogar rund 4,3 Milliarden GM, die ebenfalls an den Markt kamen.

Auf dem „Weltgoldmarkt", wenn dieser Begriff überhaupt noch seinen Sinn hat, standen also in einem einzigen Jahre nicht nur eine frühere normale Jahresproduktion von vielleicht 1,6 Milliarden GM (1924—1929), sondern im Jahre 1936 nicht weniger als 8,5 Milliarden GM in Feingold zum Angebot. Wer waren die Käufer? Der industrielle und kunstgewerbliche Goldverbrauch sank von früher etwa 20% auf etwa 5% der Neuproduktion; der private Goldbesitz ging zurück. Es sind im wesentlichen die Zentralbanken der Großmächte England und Amerika gewesen, die alles an den Markt gekommene Gold aufgenommen haben. Die Bank von England übernahm rund 2,3 Milliarden GM, das Schatzamt der Vereinigten Staaten rund 2,8 Milliarden GM und die übrigen Notenbanken und die großen Währungsausgleichsfonds der Vereinigten Staaten, Englands, der Schweiz usw. erhielten rund 1,7 Milliarden GM. Bezeichnend ist dabei, daß es sich bei den Trägern der Goldbewegungen fast ausschließlich um die „ganz Großen" handelte, während die etwa 40 mittleren und kleineren Zentralnotenbanken und Währungsfonds der Welt schon ganz abseits von dieser großen Goldpolitik standen. Nach dem Bericht der Bank für Internationale Zahlungen für das Jahr 1936 betrugen die ausgewiesenen Verminderungen der Goldbestände bei diesen nur 184 Millionen GM, wenn man von Frankreich, Italien und Spanien absieht, die fast ausschließlich aus politischen Gründen (innerpolitische Vertrauenskrisen, Valencia-Finanzierung) 4,1 Milliarden GM verloren. Die Vermehrung der Goldbestände, soweit es sich nicht um die Vereinigten Staaten, England, Rußland, die Schweiz, Schweden, die Niederlande und Japan handelte, war ebenfalls ganz minimal. Sie betrug nicht mehr als 220 Millionen GM bei allen zusammen.

Den Hauptanreiz sowohl dafür, daß die Goldproduktion in einem so erstaunlichen Umfang vermehrt wurde, als auch dafür, daß sich ihr Strom im wesentlichen nach USA. und London wandte, haben die Staatsführungen dieser beiden Länder mit ihren, aus der Krisendefensive von 1929—1932 geborenen währungspolitischen Maßnahmen selbst gegeben. Die Abwertungen des Pfundes und des Dollars haben es mit sich gebracht, daß der Goldpreis heute in London um $66^2/_3$%, in New York um 69% höher ist als 1929 (eine Unze Gold kostet heute 141 s. gegenüber 84 s. $11^1/_2$ d. in 1929 und 35 $ anstatt 20.67 $). Diese Abwertungen, die nach Lage der Dinge nicht „weltwirtschaftsfeindlicher" gedacht werden können und in ihren Wirkungen — besonders in bezug auf USA. — verheerender sind als manche vielbefehdete Autarkiebestrebung des einzelnen Weltschuldnerstaates, sind im wesentlichen verantwortlich für das heute zu gigantischen Konsequenzen reifende Problem der einseitigen Welt-Goldverteilung. Dabei haben die Vereinigten Staaten, die in der Praxis das Gold als einzige zollfreie Einfuhrware übrig ließen, durch ihre Zollpolitik die Dinge noch verschärft und die Riesenaufgabe des Ausgleichs der gestörten Zahlungsbilanzen anstatt auf viele Warenarten (Importsteigerung!) auf das Gold fallen lassen.

Inzwischen aber wird es denen im wachsenden Maße unheimlich zumute, die — mit der Goldpreiserhöhung — die Geister gerufen haben, und es wird sich sehr bald zeigen müssen, ob der überhöhte Goldpreis nicht einem Gewehr gleicht, das nach hinten losgeht. Wollen England und Amerika *ad infinitum* fast die ganze Goldproduktion der Welt ankaufen? Und vor allem: Warum kaufen sie überhaupt? Es ist offensichtlich, daß die Goldpolitik Englands und Amerikas am letzten Fall orientiert ist, d. h. am Ernstfall des Krieges, in dem Gold neben etwaigen Monopolwaren zum fast einzigen Geld wird. „Gold und Devisenbesitz", sagt Oberst Thomas, Chef des Wehrwirtschaftsstabes, „wird im Ernstfalle für die Tiefenrüstung immer von ausschlaggebender Bedeutung sein, solange das Land auf eine Einfuhr von Ernährungsmitteln und Rohstoffen angewiesen ist. Ziel jeder Rüstungspolitik muß also sein, diese Finanzkraft durch Schaffung von Gold- und Devisenvorräten weitmöglichst zu stärken."

Setzen wir den an sich grotesken Fall, daß sich die Vereinigten Staaten und England an weiteren Goldkäufen uninteressiert zeigen, dann würde zwangsläufig der Goldpreis zunächst einmal ins Bodenlose sinken, dadurch aber die Möglichkeit geschaffen werden, daß andere Länder durch billige Goldkäufe Goldreserven — und damit Goldkriegsschätze — aufbauen. Aus diesem Gesichtswinkel betrachtet, kommen sich die beiden angelsächsischen Mächte mit ihrer die Gesundung des Welthandels hintanhaltenden Politik der Monopolisierung besonders „friedenerhaltend" insofern vor, als sie dadurch die auf Grund ihrer Politik vom Gold entblößten Länder in dauernder monetärer Schwäche und Abhängigkeit halten! Und sie zahlen für diese politische Schlüsselstellung einen recht ansehnlichen, sie selbst in wachsendem Maße empfindlich treffenden Preis! Denn das Angebot und der Zustrom von Gold sind in den beiden Ländern der größten Goldbestände bereits so stark, daß sie ernste Schwierigkeiten bereiten. In das ungenützt in der Bank von England und in Fort Knox, Kentucky, liegende, sich ständig vermehrende Gold sind Riesensummen gesteckt worden, die keinen Cent und keinen Penny Zinsen bringen. Ja man hat mit dem Mittel des Währungsausgleichsfonds gerade bewußt dafür gesorgt, daß diese „Goldvorräte" „steril" oder „neutral" bleiben, d. h. nicht zur Grundlage von Kredit- und Notenumlauf-Ausweitungen wurden, die die Warenpreise allgemein hätten hochtreiben müssen, also im Fall von USA. z. B. den Export der noch immer notleidenden Farmer und der Industrieexporteure erschwert oder unmöglich gemacht hätten. Man kaufte vielmehr im Falle USA. das Gold gegen Schatzwechsel an, deren Verzinsung der Steuerzahler tragen muß. Das ist ein kostspieliges Verfahren! In England gilt demselben Ziele die kürzlich erfolgte Herabsetzung des ungedeckten Notenumlaufs, wobei ein Teil der seit alters her fiktiven Golddeckung durch echtes Gold ersetzt wird. Ein weiteres sehr wesentliches Mittel ist die Heraufsetzung der Pflicht-Kassenbestände der Banken in den Vereinigten Staaten. Hier wurden im Juli 1936

die Mindestguthaben, die die Banken bei den Bundesreservebanken unterhalten müssen, um 50% und im Januar 1937 nochmals um 50% erhöht. Auch das geschah in erster Linie, damit weiteres Gold aufgespeichert werden kann, ohne daß es in den Verkehr kommt und auch ohne daß es auf dem Umwege über eine Notenbank die umlaufende Notenmenge vermehren kann. Der frühere Goldautomatismus hatte gerade das Ziel gehabt, daß jeder Goldzustrom zwangsläufig eine „kleine Inflation" herbeiführen sollte, damit die Preise desjenigen Landes, dem das Gold zuströmte, stiegen und dadurch ein Umschwung in der Handelsbilanz zugunsten des Auslandes eintrat (zum Nutzen des Landes, dessen Gold abgeflossen war!). Die Zielsetzung der Währungsausgleichsfonds und des ganzen übrigen komplizierten Goldpreis-Stützungsgebäudes der neuesten Zeit ist gerade umgekehrt: man will die Warenpreise nicht steigen lassen, will damit und mit zusätzlichen zollpolitischen Maßnahmen — um die innere Belebung zu konservieren — die billigeren Waren der goldarmen Produktionsländer fernhalten und nimmt diesen Ländern jede Chance, zu einem Waren-Exportüberschuß zu kommen. Das ergibt für die Schuldnerstaaten die Situation, dauernd in Abhängigkeit und Devisenmangel gehalten zu werden; ein Goldabfluß in diese Länder auf natürlichem Wege wird ausgeschlossen.

Was soll nun werden? Eine solche künstliche Machtposition zu halten, kostet — wie wir sahen — auf die Dauer unheimlich viel Geld. Bei der heute erreichten, sehr großen Steigerung der Goldproduktion dürfte sich die Goldaufspeicherung jedenfalls nicht mehr unbegrenzt durchführen lassen. Eine — erst neuerlich wieder öffentlich erörterte — Beschränkung der Goldproduktion durch Vereinbarung mit den Produzenten muß daran scheitern, daß der Anteil der Sowjets bereits zu groß ist und jederzeit unberechenbar bleiben wird. Offenbar ist auch der Abfluß des Sowjetgoldes aus Rußland den Mächten lieber als eine sich dort vollziehende, nie kontrollierbare Ansammlung einer „Manövriermasse" in Gold. Die russische Außenwirtschaftsplanung hat jedenfalls zur Zeit noch das größere Interesse am Goldexport und möchte daher an dem hohen Goldpreis festgehalten wissen, dessen Senkung ihre Plankalkulation über den Haufen werfen würde. Seit Mai steht diese Frage, d. h. die Abstoppung der Goldproduktion durch eine Senkung des Goldpreises im Mittelpunkt der Diskussion. Sie wäre gleichbedeutend mit einer Wiederaufwertung von Dollar und Pfund. Als Anfang April an der Südafrikanischen Börse eine kleine Panik ausbrach, weil Gerüchte aus New York besagten, die Vereinigten Staaten wollten den Goldpreis herabsetzen, war die unmittelbare Folge das Einsetzen eines neuen Goldstroms nach USA.: hastig aufgelöste private Goldhorte, die noch zum hohen Preis verkaufen und dann an der Aufwertung ihrer Dollarschatzwechsel noch einmal verdienen wollten. Die Dementis aus Washington und London haben bis heute die Unruhe nicht beseitigen können.

Soviel steht fest: England hat ein entschiedeneres Interesse an der Aufrechterhaltung des hohen Goldpreises als USA. Zunächst muß das politische London Rücksicht auf Südafrika nehmen. Die Südafrikanische Union ist neben dem Irischen Freistaat das Sorgenkind der Empirepolitik. Ihr ganzes soziales und wirtschaftliches Gefüge und ihr konjunktureller Aufschwung seit der Abwertung ist dermaßen interdependent verknüpft mit dem hohen Goldpreis, daß hier jede Änderung von verheerenden wirtschaftlichen Wirkungen bis in die letzte Wirtschaftseinheit des Landes sein würde. Die Konjunktur würde sofort zusammenbrechen, was zwangsläufig zu gefährlichen politischen Rückwirkungen nach London hin führen müßte. Aber auch in England selbst ist eine Wiederaufwertung höchst unerwünscht, weil dort die gute Konjunktur als Voraussetzung einer reibungslosen Durchführung der Aufrüstung einen empfindlichen Stoß bekommen würde, und die Erhaltung der riesigen Goldreserven für den Ernstfall erscheint in letzter Zeit sowohl in Downing Street als auch in der City deswegen besonders erwünscht, weil für diesen Ernstfall nicht mehr unbedingt mit finanzieller amerikanischer Unterstützung gerechnet werden kann, seit die im Mai 1937 verabschiedete amerikanische Neutralitätsgesetzgebung zunächst einmal die Kreditgabe an Kriegsführende kategorisch untersagt. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn die Propagierung eines noch engeren politischen, wirtschaftlichen und kulturpolitischen Zusammengehens der beiden angelsächsischen „Demokratien" in letzter Zeit wesentlich stärker von englischer als von amerikanischer Seite erfolgt. Die Amerikaner könnten eine Goldpreissenkung schon eher vertragen. Roosevelt hätte zur Besänftigung der Farmer, der übrigen Exporteure und der durch stärkeren Import betroffenen Wirtschaftskreise genügend andere — zollpolitische und „autoritäre" — Mittel in der Hand. Der Verlust des Buchgewinns der Abwertung wäre zu verschmerzen. Wenn die Vereinigten Staaten daher den Schritt der Goldpreissenkung nicht gehen, so vor allem aus jenen machtpolitischen Gründen. Sie stehen unter dem Druck von Mächten, die an einer gesunden Goldverteilung und damit an einem Ausgleich der Kräfte in einer Weltordnung, in denen sich politisch starke und wirtschaftlich gesunde Staaten als gleichberechtigte Partner gegenüberstehen, kein Interesse haben. Der schwache Partner des Dreimächte-Währungs-Abkommens vom September 1936 ist Frankreich. Frankreichs von politischen Wirren gefährdete Volkswirtschaft kann nicht das Vertrauen einflößen, das in einem parlamentarischen Staat zu einer Rückkehr von Fluchtkapitalien gehört. Ob dieses Kapital zurückkehrt, wenn der Goldpreis in USA. und England gesenkt würde? Jedenfalls ist die französische Politik, die sich in ihrer *sécurité*-Ideologie fanatisch am Ernstfall orientiert, an einer Aufrechterhaltung des Quasimonopols der beiden großen Goldmächte am stärksten interessiert.

WOLFGANG VOLWASSEN:
Imperialismus und Planung in der amerikanischen Außenhandelspolitik

Die Zusammenarbeit der drei großen „westlichen Demokratien", Frankreich, England und USA., die sich seit dem Abessinien-Debakel der Völkerbundspolitik immer stärker am politischen Horizont abzeichnet, ist im September 1936 nach der Abwertung der Währungen der Goldblockländer durch das sogenannte Dreimächte-Währungsabkommen auch in wirtschaftlicher Hinsicht in konkretere Sicht gerückt. Das effektiv Gemeinsame dieses Währungsblockes ist die Front gegen die außenwirtschaftspolitische Linie der „autoritären Staaten". Darüber hinaus ist die Verständigung sehr locker, da keine der drei Staatsführungen ihre einmal errungene währungspolitische Freiheit wieder gegen die Fesseln der Goldwährung, die für eine permanente staatliche Beeinflussung wenig Raum lassen, vertauschen möchte. Es ist in der Tat ein seltsames Gespann, das sich da — nur in der Negierung — zusammengefunden hat: auf dem Kontinent Frankreich, das Land mit dem umfangreichsten und willkürlichsten Einfuhrkontingentssystem der Welt; daneben Großbritannien, das seit Ottawa dem Freihandel den Rücken gewandt hat und seine — höchst notwendige — handelspolitische Ausgleichsarbeit im eigenen Weltreich leistet, während es den Handel der übrigen Welt „diskriminiert"; auf der anderen Seite des Ozeans schließlich die Vereinigten Staaten, die sich — nach ihrer eigenen Sammlung theoretischer Schlagworte — mit der von Cordell Hull geführten Handelspolitik zu „eifrigsten Verfechtern eines freien Welthandels" aufgeworfen haben und jedem System der Außenhandelssteuerung auch nach französischem und britischem Muster den Kampf angesagt haben!

Was ist an der Hullschen Politik echt und was Ideologie? Die „liberale" Handelspolitik der Vereinigten Staaten hat drei Rechtsgrundlagen: Das Zollgesetz von 1930 — die letzte große Zollschutzaktion —, die Reciprocal Trade Agreement Act und die Reciprocal Tariff Act vom Juni 1934, die beide zunächst bis 1937 befristet waren, aber inzwischen verlängert worden sind. Bei der Abfassung dieser beiden Ermächtigungsgesetze, die durch ihre weitgehenden Vollmachten zugunsten der exekutiven Hand des Staates in der Geschichte der Vereinigten Staaten einzig dastehen, standen zwei grundsätzliche handelspolitische Richtungen einander gegenüber: die Auffassung von Agrarminister Wallace, auf die noch zurückzukommen ist, und diejenige von Staatssekretär Cordell Hull, der die „Prosperität der Welt" durch eine „Befreiung des Welthandels von seinen Fesseln" herbeiführen will. Das Mittel dazu erblickt Hull in der Anwendung der unbedingten Meistbegünstigung und den Ausschluß jeder ungleichen Behandlungsweise (discrimination) im Außenhandel, und zwar in einer Meistbegünstigung, wie er sie im amerikanischen Sinne versteht und auslegt. Als die beteiligten amerikanischen Wirtschaftskreise begriffen hatten, in welcher Form

Hull dem Ideal der „Befreiung des Welthandels" mit Hilfe der „Meistbegünstigung" näherzukommen gedachte, siegte sein Standpunkt: der Präsident wurde durch die erwähnten Gesetze ermächtigt, ohne Zustimmung von Senat und Repräsentantenhaus Handelsverträge abzuschließen und die bestehenden Zollsätze bis zu 50% ihres Satzes zu verändern.

Es ist die Form der Anwendung der Meistbegünstigungsformel, die uns hier interessiert. Die handelspolitische Führung der Vereinigten Staaten strebt aus allen anderen als aus idealistischen Beweggründen einen freien Welthandel an. Die materielle Basis der Meistbegünstigungspolitik war der Preisvorsprung der amerikanischen Ausfuhrindustrie durch die Dollarabwertung; er erst ermöglichte die Hullsche Linie. Für Cordell Hull ist seine Handelspolitik das beste Mittel, um die europäische Konkurrenz von den wichtigsten umstrittenen Märkten der us.-amerikanischen Ausfuhrindustrie zu verdrängen; sie ist in diesem Sinne ausgesprochen imperialistisch: der Grundsatz der Meistbegünstigung wird überall dort angewendet, wo er dem us.-amerikanischen Außenhandel Vorteile bringen kann, während Hull sofort bereit ist, ihn praktisch — wenn auch beileibe nicht theoretisch und nicht in wohlklingenden Ansprachen im Kongreß und vor Wirtschaftsabordnungen — zu durchbrechen, wenn aus der Meistbegünstigung tatsächlich andere Länder Nutzen haben könnten. Selbst von amerikanischer Seite wird zugegeben, daß das Prinzip der unbedingten Meistbegünstigung in der amerikanischen Praxis vieles von seinem ursprünglichen Wesen verloren habe. Wallace und Fay schreiben in „Die jüngste Handelspolitik der Vereinigten Staaten" (Weltw. Archiv, Bd. 44, 1): „Wie andere Länder, suchten auch die Vereinigten Staaten die Vorteile ihrer Konzessionen auf die Produkte der anderen Vertragsparteien zu begrenzen, soweit dies mit dem System gleicher Behandlung verträglich ist. Drei Mittel sind zu diesem Zwecke angewandt worden: Erstens wird eine ursprüngliche Konzession, abgesehen von seltenen Fällen, nur dem Lande gewährt, daß die Hauptquelle der in Frage stehenden Waren ist. Dieses Verfahren ist teilweise aus handelspolitischen Gründen zu erklären, da eine Konzession an das führende Ursprungsland der betreffenden Ware natürlich größeren Verhandlungswert hat... Zweitens enthalten die Handelsabkommen, in denen Zollherabsetzungen seitens der Vereinigten Staaten gewährt werden, Bestimmungen, die die Zurücknahme von Konzessionen dann ermöglichen, wenn im Gegensatz zu den Erwartungen, diese sich vorwiegend zum Vorteil dritter Länder dahin auswirken, daß sie eine verhältnismäßige Zunahme der Einfuhr aus diesen Ländern hervorrufen... Drittens sind mehrere Konzessionen durch die Neuklassifizierung so eng umrissen worden, daß sie für dritte Länder von geringem oder gar keinem Wert sind."

Die bisher abgeschlossenen Handelsabkommen bestätigen nur diese Feststellung. Mit den Staaten Mittelamerikas und einigen Ländern Südamerikas (mit der wichtigen Ausnahme von Chile und Argentinien, vgl. „Staatenwirtschaft", Heft 1,

S. 608) haben die Vereinigten Staaten auf der Grundlage der Meistbegünstigung Abkommen abgeschlossen, um damit auf die gleiche Konkurrenzebene zu kommen wie ihre schärfsten Wettbewerber, die europäischen Industrieländer. Gegenüber den europäischen Industriestaaten indessen wurde, soweit überhaupt mit ihnen Abkommen zustande gekommen sind, die Meistbegünstigungsklausel derartig eingeschränkt, daß praktisch nichts übrig blieb als eine zweiseitige Vorzugsbehandlung. Die Spezialisierung der Zugeständnisse gegenüber Europa geht so weit, daß diese Verträge in der Praxis als solche, von Hull so befehdete „zweiseitig ausgehandelte" anzusehen sind[1]).

Der erste Vertrag, den die Vereinigten Staaten auf Grund des Reciprocal Trade Agreement abgeschlossen haben, der mit Kuba vom 24. August 1934, enthält bemerkenswerter Weise die Meistbegünstigungsklausel überhaupt nicht. Kuba befindet sich schon seit langem so stark unter amerikanischem Einfluß, wie als bekannt vorausgesetzt werden darf, daß die Staaten hier den Handel als ihre ausschließliche Domäne auffassen. Die gleiche Linie ist bei den Meistbegünstigungsabkommen mit den mittel- und südamerikanischen Staaten (Haiti, Kolumbien, Honduras, Nicaragua, Guatemala und Brasilien) feststellbar, in denen die Vertragspartner jeweils die Nachbarstaaten von der Meistbegünstigung ausgenommen haben, — — — weil sonst aus der Meistbegünstigung Ernst geworden wäre.

In dem Abkommen mit Brasilien vom 2. Februar 1935 ist zum erstenmal der Grundsatz ausgesprochen worden, daß die gewährten Konzessionen nicht gelten sollen, wenn andere Länder „ungebührlich" daraus Nutzen ziehen. Das hat in jüngster Zeit (Juli 1937) Deutschland gegenüber sehr starke praktische Bedeutung gewonnen und zugleich von der Hullschen Politik der „Meistbegünstigung als Vorwand" den Schleier endgültig gerissen. Hull und der brasilianische Finanzminister Souza Costa veröffentlichten Anfang Juli eine gemeinsame Erklärung. In ihr heißt es: „Die Erfahrung hat gezeigt, daß angesichts der von gewissen anderen Ländern angewandten Formen des Handels (gemeint ist, wie spätere amerikanische Kommentare offen zugaben, vor allem das freiwillige Exportförderungsverfahren der deutschen Industrie) einige geringfügige ergänzende Maßnahmen an dem Vertrag zwischen Brasilien und den Vereinigten Staaten angebracht sind, um die Grundsätze und Vorteile des Abkommens sicherzustellen. In diesem Sinne wollen die beiden Regierungen diese Grundsätze und Vorteile gegen einen Wettbewerb von außen schützen, der unmittelbar durch Regierungen subventioniert wird." Diese Erklärung, die — im Rahmen der Meistbegünstigung! — die Handelsinteressen anderer Länder in Brasilien im höchsten Maße diskriminiert, ist offenbar von Souza Costa gegen die Zusicherung eines amerikanischen Goldkredites verkauft

1) Vgl. zu dieser Frage neben dem bereits erwähnten Aufsatz im Weltwirtschaftsarchiv vor allem die verschiedenen Publikationen des hervorragenden Amerikakenners Dr. Herbert Groß, New York, sowie eine demnächst erscheinende Schrift von Dr. S. Mahlin, Berlin, über die amerikanische Handelspolitik der neuesten Zeit.

worden. Die Berufung auf „Meistbegünstigungsprinzip" und „Welthandelsbefreiung" wird hier ungeheuerlich. An brasilianischen Stimmen, die gegen die Bevormundung Brasiliens durch die mit goldenen Geschützen arbeitende Politik der USA. und besonders gegen die direkte Einmischung der Staaten in die sich recht günstig entwickelnden deutsch-brasilianischen Handelsbeziehungen wenden, hat es denn auch nicht gefehlt. Eines wird an diesem Vorgang deutlich: Wenn sich — durch Binnenkonjunktur und andere Gründe — der Preisvorteil der $-Abwertung zu verflüchtigen beginnt, so weiß Hull auch die Meistbegünstigung „elastischer" zu gestalten. Die Staatsinitiative in der Außenwirtschaft der USA. nimmt in ihrer unverblümten, auf die Machtprobe abgestellten Verknüpfung mit der Goldanleihepolitik offenbar das Muster echt amerikanischer Unternehmerpolitik zum Vorbild. Auf die Beziehung zum nordamerikanischen Panamerikanismus gehen wir noch ein.

Der dritte Vertrag wurde mit einem europäischen Industrieland, Belgien, abgeschlossen. Damit schien die Hullsche Politik in den Kreis derjenigen Länder einzudringen, die ihre schärfsten Konkurrenten sind. Das kann man indessen in dieser Form nicht sagen. Für Belgien gilt ebenso wie für Frankreich, Schweden, Holland und die Schweiz, mit denen die nächsten Abkommen zustande kamen, daß seine Ausfuhrinteressen nicht auf bestimmte Länder konzentriert sind, wie es beispielsweise bei Deutschland, Großbritannien oder Argentinien der Fall ist; diese Länder führen vielmehr ihre spezialisierten Artikel nach allen Gebieten der Welt ziemlich gleichmäßig aus und haben kein besonderes Interesse an Vorzugsabkommen mit irgendwelchen Staaten. Aus diesem Grunde sind sie am ehesten geneigt, in die Linie der Hullschen Politik einzuschwenken.

Es ist kennzeichnend für die Art der Anwendung des Prinzips der unbedingten Meistbegünstigung durch Hull, daß auch bei Belgien die Bestimmung getroffen ist, daß die gewährten Konzessionen, vor allem die Zollherabsetzungen, nicht gelten, wenn andere Länder „übermäßig" davon Vorteil haben. Darüber hinaus aber enthält der Vertrag mit Belgien ebenso wie derjenige mit Frankreich und Schweden eine genaue Liste derjenigen Waren, deren „Hauptquelle" die genannten Länder sind. Die Zollherabsetzungen, die auf diese Spezialexportartikel vorgenommen worden sind, stellen daher eindeutig Vorzugszölle dar, die dem Prinzip der unbedingten Meistbegünstigung auf das schärfste zuwiderlaufen. Der Grundsatz der unbedingten Meistbegünstigung ist also von Hull überall dort verwirklicht worden, wo es möglich war, Ausfuhrvorteile für die Industrie der Vereinigten Staaten wahrzunehmen, ohne dabei eine gefährliche Konkurrenzeinfuhr befürchten zu müssen; während er dort, wo er wirklich zu einer Öffnung des us.-amerikanischen Marktes geführt hätte, in ein System der zweiseitigen Vorzugsbehandlung umgewandelt wurde, bei dem sich die Partner Zollherabsetzungen für diejenigen Waren zugestehen, in denen sie sich ergänzen!

Eine besondere Stellung nimmt das Abkommen mit Kanada vom 15. November 1935 ein. Damit ist äußerlich der Hullschen Handelspolitik der Einbruch in das größte Vorzugssystem der Welt, das Ottawa-System, gelungen, jedoch ist dieser Triumph nicht so groß, wie er zunächst scheint. Die kanadische Wirtschaft besitzt infolge ihrer engen räumlichen Verbundenheit mit den Vereinigten Staaten seit jeher auch eine besonders enge wirtschaftliche Verflechtung mit dem Nachbarland, und der Abschluß des Vertrages unter der Regierung des liberalen Ministerpräsidenten Mackenzie King ist um so weniger sensationell, als von der Meistbegünstigung das gesamte Ottawa-Vertragswerk ausgenommen ist.

Einen entscheidenden Vorstoß gegen das europäische handelspolitische Prinzip der bilateralen Zugeständnisse unternahm Hull, indem er im Herbst 1936 Kampfzölle gegen Deutschland einführte. Deutschland hatte 1923 ein Abkommen mit den Vereinigten Staaten auf der Grundlage der Meistbegünstigung abgeschlossen, aus dem es infolge der damaligen hohen amerikanischen Zollsätze (Zollgesetz von 1922) geringen, die USA. dagegen großen Vorteil zogen. Als Deutschland seit der Krise durch die Devisennot gezwungen wurde, seine Bezüge auf diejenigen Länder zu verlagern, die im gleichen Maße von Deutschland zu kaufen gewillt waren, kündigte es (am 14. Oktober 1935) das Meistbegünstigungsabkommen. Das freiwillige Exportförderungsverfahren der deutschen Industrie war von den Vereinigten Staaten noch im März 1936 als mit den Grundsätzen der amerikanischen Handelspolitik vereinbar anerkannt worden. Die plötzliche gegenteilige Erklärung von Ende 1936, die dem deutschen Export Dumping vorwarf und Zollzuschläge erhob, hängt eng mit der politischen und handelspolitischen Linie zusammen, die wir oben im Zusammenhang mit den jüngsten brasilianischen Ereignissen erörtert haben. Die Vereinigten Staaten hatten den südamerikanischen Ländern nahegelegt, die deutsche Ausfuhr (über Aski) zu verbieten. Das lehnten diese jedoch mit dem Hinweis ab, daß sie aus der bestehenden Regelung Vorteile hätten und daß auch die Vereinigten Staaten selbst die Aski-Geschäfte mit Deutschland zuließen. Darauf versuchten die Vereinigten Staaten durch ein Verbot der Geschäfte über Aski das deutsche Zweiseitigkeitsgeschäft überhaupt zu zerstören. Dieser Versuch ist im wesentlichen bisher fehlgeschlagen; neuerdings haben die Vereinigten Staaten die Geschäfte über Aski in veränderter Form wieder zugelassen.

Seit dem Herbst vorigen Jahres ist — bis auf das Abkommen mit der UdSSR. von Anfang August 1937 — ein völliger Stillstand in den Handelsvertragsverhandlungen der Vereinigten Staaten eingetreten. Die Möglichkeiten, auf der Grundlage der Hullschen Handelspolitik Abkommen abzuschließen, sind nahezu ausgeschöpft, und das brasilianische Beispiel zeigt, daß man zur Machtprobe greifen will, wenn das „normale Meistbegünstigungslatein" zu Ende ist. Im übrigen steht Hull jetzt vor den „schweren Fällen". Das sind: das Vorzugssystem des British Empire, der bilaterale Roca-Runciman-Vertrag zwischen Großbritannien und Argentinien, die Abkommen Deutschlands mit südamerikanischen

Ländern und die Gesamtheit der von den mittel- und südosteuropäischen Devisenbewirtschaftungsländern abgeschlossenen Verträge, die den Außenhandel nach Hullscher Auffassung „diskriminieren". Diese Front steht auf gewachsenen Handelsbeziehungen, deren Umfang und Struktur im beiderseitigen Interesse von den Willen der beteiligten Staaten geschützt und verteidigt wird; Hull dürfte daher hier sehr viel schwerer eine Bresche für den offensiven amerikanischen Industriewarenexport legen können.

Das gilt auch für die Versuche, den südamerikanischen Markt an sich zu reißen. In bezug auf Argentinien sind diese Bemühungen bereits an dem Festhalten der sehr zielbewußten argentinischen Staatsführung an ihren Beziehungen zu England und Deutschland gescheitert (vgl. dazu die Ausführungen über die Anleiherückzahlungspolitik Argentiniens in Nr. 1, S. 606). Ob der Einbruch in Brasilien gelingt, bleibt anzuwarten. Der „panamerikanische Charakter" der Hullschen Politik ist jedenfalls auf dem Bonarenser Panamerikanischen Kongreß vom Dezember 1936 erkannt worden und bei allen südamerikanischen Ländern, die mehr und mehr zu bewußtem eigenstaatlichen Wirtschaftsleben erwachen, auf wenig Gegenliebe gestoßen. Inzwischen aber setzt sich die Erkenntnis in der Welt immer mehr durch, daß sich hinter dem Hullschen „Ideal" von der Befreiung des Welthandels die massiv imperialistischen Wirtschaftsinteressen der amerikanischen Industrie und des amerikanischen Kapitals verbergen.

Damit aber kommen wir zu dem unklaren Punkt der gegenwärtigen amerikanischen Handelspolitik. Hat es vom us.-amerikanischen Standpunkt aus angesichts einer derartig machtpolitisch modifizierten Auslegung des Meistbegünstigungsprinzips noch einen Sinn, formell daran festzuhalten? Ist nicht ein offenes Bekenntnis zum Zweiseitigkeitsprinzip auch für die Vereinigten Staaten von Vorteil? Wie bereits aus dem Text des handelspolitischen Ermächtigungsgesetzes hervorgeht, ist es die Absicht der Vereinigten Staaten, die „Prosperität" durch einen großen Export zu fördern. Das aber bedeutet, daß die amerikanische Wirtschaft sich wieder in starkem Maße auf den Weltmarkt konzentrieren will, was nicht ohne Einfluß auf die Politik des Landes und sein wirtschaftliches Schicksal sein kann; auf das wirtschaftliche Schicksal insofern, als vornehmlich die amerikanische Industrie nicht nur exportabhängig, sondern auch stark krisenempfindlich wird. Die Gefahr, daß bei einer starken Exportabhängigkeit eine Krise auf dem Weltmarkt auf das eigene Land zurückwirkt, ist um so größer, wenn der Außenhandel nicht in einem klar übersehbaren und beeinflußbaren Zweiseitigkeitsverhältnis abläuft, sondern in einem den Launen des Zufalls vielmehr ausgesetzten „freien" Mehrseitigkeitsverhältnis. wie Hull es angeblich anstrebt.

Angesichts der gesamten Neuorientierung der amerikanischen Wirtschaftspolitik durch den New Deal muß man sich fragen, wie es überhaupt möglich ist, daß die Außenhandelspolitik der Regierung Roosevelt in ihrer ideologi-

schen Betonung eines Strebens nach liberalen Grundsätzen so völlig aus dem Rahmen des New Deal fällt, durch den Roosevelt die riesigen Wirtschafts- und Sozialkräfte seines Kontinents lenken will. Während in der inneren Wirtschaftspolitik Planung und Lenkung die Parole ist, soll im Außenhandel die entgegengesetzte Politik Hulls betrieben werden! Selbst wenn man berücksichtigt, daß — wie wir gezeigt haben — der Einsatz für einen „freien" Welthandel in Wirklichkeit nur ein Kampfmittel der amerikanischen Exportoffensive ist, muß man sich fragen, weshalb die USA. diese Offensive führen. Erhofft das Kapital der Vereinigten Staaten auf diese Weise eine nutzbringende Anlage im Ausland zu finden? Hier liegt der entscheidende Gesichtspunkt. Roosevelt und Hull versuchen exportpolitisch solange die Lösung des Problems der Quadratur des Zirkels, solange sie sich gegen die Verknüpfung ihrer Gold- und Kapitalpolitik mit dem Außenhandel sträuben! Solange aber dieser Zustand andauert, wollen sie auch nichts von einem offenen Bekenntnis zum Zweiseitigkeitsprinzip hören, weil Zweiseitigkeitsverträge auf zweiseitigen Austausch, auf die Anpassung der Totalität der Tauschmöglichkeiten des einen an die Totalität des anderen Landes in ehrlicher gegenseitiger Aushandlung von Vor- und Nachteilen eingestellt sind. Die Weltwirtschaft leidet seit Kriegsende darunter, daß die Vereinigten Staaten als Weltgläubigerland die Verpflichtungen vergessen, die ihnen aus dieser Eigenschaft erwachsen.

Wenn es unter diesen Umständen Hull nicht gelingen sollte, die Schwierigkeiten, die sich seiner Politik seit Herbst 1936 bieten, zu überwinden, dürfte ein Umschwung in der amerikanischen Handelspolitik nicht zu vermeiden sein. Schon seit Jahren steht im Hintergrund der Gegner von Staatssekretär Hull der Agrarminister Wallace, der in Übereinstimmung mit den sonstigen Grundsätzen des New Deal eine Planung auch in den Außenhandelsbeziehungen fordert. Wallace verlangt — vor allem in seinem Buch „America must choose" — eine geplante Zweiseitigkeit im Außenhandel unter Einbezug der kapitalmäßigen Verpflichtungen, die jedes vertragschließende Land gegenüber den Vereinigten Staaten hat. Die Durchsetzung dieses Grundsatzes würde endlich die Lösung der problematischen Wirtschaftsbeziehungen zwischen USA. und der übrigen Welt bringen. Besonders bemerkenswert ist, daß Wallace der Ausfuhrwirtschaft keine beherrschende Stellung geben will, sondern vorschlägt, die Kaufkraft im eigenen Land zu steigern, um nicht dauernd auf die Suche nach ausländischen Abnehmern gehen zu müssen. Dazu aber ist, wie Wallace selbst feststellt, eine planvolle Verteilung des Volkseinkommens notwendig. So zeichnen sich im gegenwärtigen Zwischenzustand der amerikanischen Welt am Hintergrund der imperialistischen Außenhandelspolitik der Vereinigten Staaten erfolgversprechende Ansätze einer neuen Ordnung ab, die sich neben einer Neugestaltung des sozialen Schicksals überhaupt auch eine staatliche Lenkung und Planung der Außenwirtschaftsbeziehungen zum Ziel setzen.

ARNOLD SEIFERT:

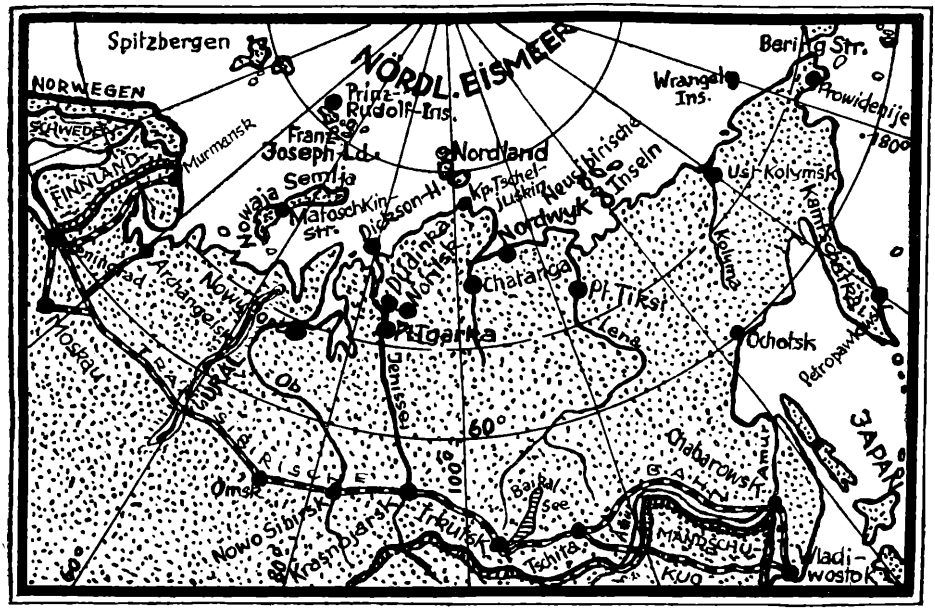
Staatenwirtschaftliche Länderschau

Am 22. Mai hat Moskau der Welt verkündet, daß eine Flugzeugexpedition des sowjetrussischen Polarforschers Prof. Otto Schmidt auf dem Nordpol gelandet sei und die rote Flagge gehißt habe und daß damit die Annexion des Nordpols durch die UdSSR. vollzogen sei. Diese Erklärung ist an sich nicht ernst zu nehmen. Sie sagt nichts Neues; denn bereits 1926 haben die sowjetrussischen Machthaber durch Dekret einseitig verfügt, daß alles Land zwischen den beiden Meridianen, die den westlichsten und östlichsten Punkt der russischen Grenzen schneiden, bis zum Pol — ob entdeckt oder noch unentdeckt — Hoheitsgebiet der UdSSR. sei. Auch besteht der Pol weder aus Land, noch aus festem Eis, das vielleicht völkerrechtlich für die Besitzergreifung eine genügende Grundlage wäre, sondern aus Trifteismassen, die sich in ziemlich starker ständiger Bewegung — nach Amerika hin — befinden. (Die Schmidtsche Expedition befand sich bereits nach wenigen Tagen wesentlich westlicher.) Unter solchen Verhältnissen ist eine wirksame Beherrschung auch des Luftraumes über dem Polgebiet nicht möglich, was wichtig ist, weil der Pol eine bedeutende Rolle in den sowjetrussischen Aspirationen auf einen Transpolarluftverkehr spielt. Nach Moskauer Kommentaren ist die Schmidtsche Station auf dem Pol-Eis, die dort zunächst ein Jahr bleiben soll und ihre Versorgungsbasis auf der Prinz-Rudolf-Insel (nördlich von Franz-Joseph-Land) hat, von vornherein als Wetterstation und Zwischenlandeplatz auf einem regulären Flugdienst zwischen Moskau und San Franzisko gedacht, und da nach heutigen wissenschaftlichen, technischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten im Polgebiet ein solcher Luftverkehr durchführbar ist, verdienen diese Pläne ernste und kritische Beachtung.

Wissenschaftlich, d. h. vorwiegend meteorologisch, bedeutet die Station auf dem Nordpol den Schlußstein in einem System von Wetterstationen, die überall auf den Kaps und Inseln der russischen Eismeerküste von Murmansk bis zur Beringstraße in den letzten zehn Jahren errichtet worden sind. 1936 hatten die Russen in diesem Gebiet bereits 39 ständige Stützpunkte und 76 meteorologische Beobachtungsstationen (vgl. Heinrich Eck, „Das Erwachen der russischen Arktis", in: Z. f. Geopolitik, 13. Jahrg. 1936, Heft 11, S. 721 ff.). Dieses Organisationsnetz wird wirtschaftlich unterbaut durch die Arbeit der „Zentralverwaltung des Nördlichen Seewegs" (*Glawsewmorputj*), die die riesigen, bereits ermittelten oder mit viel Berechtigung noch vermuteten Rohstoffvorkommen (Holz, Fische, Pelze, Gold, Salz, Platin, Nickel, Kupfer, Zinn, Kohle, Erdöl) für die Selbstversorgung der „arktischen Arbeiter-Armee", für Aufrechterhaltung und Ausbau der arktischen Schiffahrt und des arktischen Flugdienstes, für Versorgungsaufgaben strategischer Art, für die Belieferung des übrigen Rußlands und für den sowjetrussischen Außenhandel nutzbar machen soll. Die wirtschaftlichen Erfolge im Hohen Norden werden damit die entscheidenden Träger der arktischen Politik der Sowjets.

Über die bisherigen Ergebnisse dieser Politik spricht der englische Journalist H. P. Smolka in seinem im Mai herausgekommenen Buch „40 000 against the Arctic" (Forty Thousand against the Arctic. Russia's Polar Empire, London, Hutchinson 12 s. 6 d. — Das Buch ist mit Vorsicht zu lesen. Der Verfasser lebt groteskerweise der Überzeugung, es sei ihm gelungen, „unpolitisch zu bleiben" — „politics are eschewed". — Mit dieser Einschränkung sind seine Reiseeindrücke, die er auszugsweise Anfang November 1936 in einer Artikelserie in der „Times" nieder-

legte, recht aufschlußreich). Die *Glawsewmorputj* hat, so berichtet Smolka, vom russischen Staat einen Auftrag „zur wirtschaftlichen und kulturellen Erschließung aller europäischen und asiatischen Territorien jenseits des 62. Breitengrades"; das sind zwei Drittel des gesamten Gebiets der Sowjet-Union. Nach ihren eigenen Angaben (!) beschäftigt sie 40000 Menschen; sie sandte 1936 — von Eisbrechern begleitet — 100 Schiffe aus und unterhielt 125 Flugzeuge; sie kontrolliert den Bergbau, die Holzwirtschaft, die Pelztierjagd, die Fischerei, den Handel, die Eingeborenen-Erziehung, überhaupt jede menschliche Tätigkeit in ihrem Verwaltungsbereich. Ihre Hauptstützpunkte im asiatischen Nordrußland sind Nowy Port an der Mündung des Ob, Dickson-Hafen auf der Dickson-Insel (Jenissei-Mündung),



Igarka am unteren Jenissei, Chatanga am Chatanga-Fluß, Nordwykstroy an der Mündung des Chatanga gegenüber der Taimyr-Halbinsel, Port Tiksi an der unteren Lena und Ust Kolymsk an der Mündung des Kolyma-Flusses.

Igarka ist Hafenplatz für Hochseeschiffe. Smolka sah 4500-Tonnen-Dampfer. Der etwa 650 km von der Mündung entfernte Jenissei ist dort noch etwa 8 km breit. 1936 hat die Sowjetregierung für die Sägemühlen Igarkas 35 britische Trampschiffe gechartert, die sibirisches Holz direkt vom Werk durch das Karische Meer nach London brachten. Obgleich 500000 Bäume im Winter 1935/36 geschlagen und in der $2^1/_2$monatigen Schiffahrtssaison im Sommer 1936 nach Europa verschifft worden sind, ist damit erst 2% desjenigen Baumbestandes erfaßt worden, der ohne die Notwendigkeit künstlicher Wiederaufforstung geschlagen werden kann. Igarka ist vollständig aus Holz gebaut, einschließlich der über den gefrorenen Tundrasumpf gelegten Straßen. Von den 14000 Einwohnern soll nur ein Drittel aus verbannten Kulaken bestehen, doch dürfte dieser Anteil bei weitem zu niedrig beziffert sein: Eck (a. a. O.) zählt nur etwa 4—5% Kommunisten unter den 40000 Arbeitern in der Arktis. Die „freien Arbeiter" setzen sich nach Smolka aus jungen sibirischen Bauern, denen die Polarprämie in die Augen sticht, und aus „abenteuernden russischen und ukrainischen Arbeitern" zusammen. Für die politische Verwaltung sind die Kulaken das kleinere Problem gegenüber den „freien Arbeitern", die sich die Polarprämie leichter zu erwerben hofften; doch ist beiden Kategorien eine Flucht vollständig unmöglich. Die nächste, nur durch arktischen Urwald erreichbare Eisenbahnstation ist 2400 km entfernt.

Im Sommer 1936 ist eine ganze Stadt, Nordwykstroy in der Chatangamündung, mit 520 Männern und 80 Frauen, 6 transportablen zweistöckigen Holzhäusern, von denen jedes 90 Personen faßt, Motorbooten, Büchereien, Haustieren usw. aus fünf Dampfern (vier von Archangelsk und einer von Wladiwostok) entladen worden, nachdem die Geologen des Stützpunktes von Kap Nordwyk in unmittelbarer Nähe Salz nur 36 m tief und Erdöl festgestellt hatten und in etwa 16 km Entfernung große Mengen Anthrazitkohle an der Erdoberfläche vorfanden. Die Vorkommen geben den Schiffen auf halbem Wege zwischen Murmansk und Wladiwostok die Möglichkeit der Öl- und Kohlennahme und damit der Erweiterung des Laderaumes für Frachten, während das Salz, wovon man 1938 bereits 150000 Tonnen zu fördern hofft, die Fischindustrie an den sibirischen Flüssen und an der gesamten arktischen Küste bis nach Kamtschatka hin von der höchst beschwerlichen Überlandzufuhr befreit. Die Kohle erleichtert auch die Heizung der Siedlung, die sich dort — 240 km jenseits der Baumgrenze — ziemlich schwierig gestaltet.

Nordöstlich von Igarka liegt Norilsk (auf der gleichen Breite wie die nördlichste Spitze Alaskas) mit seinen ins Eis gesenkten Nickelbergwerken. (Nickel besitzt Sowjetrußland sonst so gut wie nicht.) Norilsk ist sehr schwer erreichbar; es ist indessen nur etwa 110 km von Dudinka am unteren Jenissei entfernt. Die *Glawsewmorputj* baut jetzt dorthin mit politischen und anderen (?) Verbrechern (Smolka gibt an anderer Stelle zu, daß es sich um „exiled kulaks" handele) unter den Bajonetten von GPU.-Söldnern eine Eisenbahn. Bis jetzt wird Norilsk durch Flugzeuge von Dudinka aus mit Material und Nahrung versorgt. Die Natur stellt dort auf gräßliche Proben. Weigerungen, die Arbeit fortzusetzen, sind an der Tagesordnung.

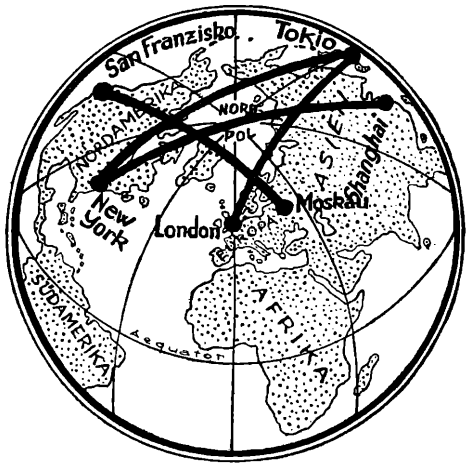
Das Erschließungssystem hängt in hohem Maße von der Schaffung unabhängiger Nahrungsmittelbasen ab. Ob die Arbeiter — verschiedenen Zwangsgrades — mit den Kalorien einverstanden sind, die die medizinische Abteilung der *Glawsewmorputj* als Mindestration für Polararbeiter herausgerechnet hat, steht dahin. Man wird aber eine auf die Erhaltung der Menschenleben gerichtete Politik aus Überlegungen der Zweckmäßigkeit annehmen können. Die Flußschiffahrt ist nur 3—4 Monate im Jahr möglich; Eisenbahnbauten sind für die nächste Zukunft nicht geplant; so muß Frischgemüse als einziges sicheres Mittel gegen Skorbut unter allen Umständen und ohne Rücksicht auf die Kosten an Ort und Stelle erzeugt werden. Vieh, Schweine, Geflügel leben bereits in diesen Breitengraden, seit für geheizte Ställe gesorgt und Futter für das ganze Jahr aus Innersibirien auf den Flußwegen herbeigeschafft wird. Auf der Staatsfarm in der Nähe von Igarka sah Smolka im offenen Land gewachsene Kartoffeln, Kohl, Rettiche, Rüben, Blumenkohl, Erdbeeren und Bohnen unter einfachen Frühbeetfenstern und Gurken, Tomaten, Tabak und Blumen in Gewächshäusern. „Natürlich, wenn man hinter jede Kartoffel einen Universitätsprofessor setzt, kann man sie sicherlich auch auf dem Nordpol zum Wachsen bringen", äußerte ein Kulak.

In Dicksonhafen auf der Dicksoninsel, ein vorzüglicher natürlicher Hafen, der leicht 100 Schiffe aufnehmen kann, arbeiteten 1936 200 Polararbeiter am Ausbau der Hafenanlagen. Dicksonhafen ist die Austauschzentrale für 63 arktische Wettermeldestationen und der Hauptstützpunkt für die Flotte der Nördlichen Seeweges. Von hier aus erhalten die auf Fahrt befindlichen Eisbrecher und Schiffe ihre radiotelegraphischen Weisungen nach dem Wetterstand.

Im Mai dieses Jahres ist in Leningrad ein neuer Schiffstyp, das 6500-t-Arktisfrachtschiff „Sewmorputj 1" („Nördlicher Seeweg Nr. 1") vom Stapel gelaufen. Seine Konstruktion hält einem fünfmal stärkeren Druck stand als dem, dem der vom Packeis zerdrückte „Tscheljuskin" noch gewachsen war. Ein anderer neuer Dampfer, „Morsowjet", versucht in diesem Sommer, also in einer Navigationsperiode, die ganze Strecke von Leningrad über Murmansk bis nach Petropawlowsk auf Kamtschatka und zurück zu fahren. Im westlichen Sektor der Arktis sind fünf Schiffe nach Nordwyk, neun Schiffe nach der Lenamündung (Port Tiksi) und fünf Schiffe nach der Kolymamündung eingesetzt worden, die alle zurückkehren sollen. Von Osten (Wladiwostok) sind sieben Schiffe aufgebrochen. Insgesamt sollen 275000 t (gegen 270000 t im Vorjahr) an Gütern befördert werden. Noch in diesem Jahr soll mit den Vorarbeiten für den Bau eines Hafens in der Bucht am Kap Prowidenije (in der Nähe des Kaps Tschaplin, Beringmeer) begonnen werden. Das wäre der erste Polarhafen im Fernen Osten. Er ist als neue Endstation für die Schiffe des nördlichen Seeweges gedacht, die dort regelmäßig entladen und in der gleichen Saison nach europäischen Häfen zurückkehren sollen. Zugleich soll der Hafen Stapelplatz für das in Nordwyk gewonnene Salz werden. Im Zusammenhang damit dürfte die von den Sowjetbehörden angeordnete Errichtung neuer Wetter-Radiostationen auf den Neusibirischen Inseln und auf Kap Tschaplin stehen. Im ganzen arktischen Navigationsgebiet sollen in diesem Jahr zur Erkundung der Eisverhältnisse Flugzeuge mit vergrössertem Aktionsradius eingesetzt werden.

Ohne das ausgedehnte Flugwesen wäre der ganze Plan der Erschließung, Industrialisierung und Schaffung von Verkehrswegen unmöglich. Piloten der Flugzeuge dirigieren die Schiffe, erkunden ertragreiche Fisch- und Robbengründe, schaffen genaue Landkarten, unterrichten die Holzwirtschaftsbehörden über die besten Holzbestände, bringen Ärzte und — politische Kabaretts zur Stelle und besorgen den ständig zunehmenden Fracht- und Passagierdienst der „Avyo Arktika", der 1936 10400 Kilometer regelmäßig (im Ob-, Jenissei-, Lena-, Kolyma- und Anadyr-Gebiet und zwischen den vorzüglichen natürlichen Flughäfen in der Matoschkin-Straße [Nowaja Semlja] und im Dickson-Hafen) beflogen haben soll.

Die Sowjets sind davon überzeugt, daß der von ihnen beherrschte und beanspruchte Teil der Arktis die Hauptverkehrsstraße eines Weltluftverkehrs der Zukunft werden wird. Alles, was in der Welt politisch und wirtschaftlich von Bedeutung ist, liegt, so argumentiert man, auf der nördlichen Halbkugel. Die Entfernung des amerikanischen Küstengebietes von den Grenzen Nordrußlands beträgt nur 3000 km. Durch die Abdachung des Erdballs sind die kürzesten Fluglinien die natürlichen über die Arktis und den Nordpol. Die Londoner können am schnellsten über Nowaja Semlja—Kap Tscheljuskin—Chatanga—Jakutsk—Chabarowsk nach Tokio fliegen; die New-Yorker über Kanada, den Pol und das arktische Sibirien nach Schanghai, und von Moskau führt der Weg nach Amerika entweder an der asiatischen Nordküste entlang oder über Franz-Joseph-Land und den Pol. Diese Pläne kann man nicht mehr als Phantastereien behandeln, wenn man sieht, wie sie wirtschaftlich vorbereitet werden. 1936 bewältigte ein sowjetrussischer Pilot im Ohne-Halt-Flug die Strecke Moskau—Nikolajewsk am Amur. Das demonstriert die strategische Bedeutung des arktischen Luftweges und seiner wirtschaftlichen Basis, denn der Flug erwies die Möglichkeit, im Kriegsfalle mit Zwischenlandungen und Treibstoffergänzungen an den arktischen Stützpunkten Luftstreitkräfte nach dem Fernen Osten auf einer Linie zu führen, die praktisch kaum gestört werden kann und eine Unterbrechung der transsibirischen Bahn zu beträchtlichem Teile — je nach dem Entwicklungsstand der arktischen Wirtschaft — auszugleichen vermöchte. Sind aber einmal sowohl die fernöstlichen als auch die europäischen Zufuhrhäfen blockiert, so können immer noch auf zwei Luftwegen — über den Pol oder der Nordküste entlang über Alaska — Luftstreitkräfte und wohl auch Kriegsmaterial aus USA. bezogen werden.



Daß der Luftweg nach USA. ernsthaft künftig als Verkehrsweg regelmäßig zu nutzen gesucht wird, beweisen die Moskauer Kommentare zur Errichtung der Wetterstation auf dem Nordpol, beweist der mit Zwischenlandungen 1936 von dem Piloten Lewanewsky durchgeführte Flug von San Franzisko über Alaska und Ark-

tisch-Sibirien nach Moskau, auf welchem Weg ebenfalls ein regelmäßiger Dienst eingerichtet werden soll, und beweisen schließlich die beiden am 18. Juni und 12. Juli durchgeführten Transpolarflüge Moskau—San Franzisko. Daß die zuletzt erwähnten beiden Unternehmen als einmotorige Ohnehaltflüge verkehrswirtschaftlich so gut wie keinen Erfahrungswert gezeitigt haben, ist dadurch schlagend erwiesen worden, daß der Mitte August von Lewanewsky mit einem viermotorigen Verkehrsflugzeug unternommene dritte Nordpol-Amerika-Flug mißglückte. Aber als eine Demonstration der Verkehrsmöglichkeit gedacht waren sie alle drei, und das hat auch andere bedenklich gestimmt! In Norwegen macht man sich Sorge um Spitzbergen. Anfang August haben die Russen bei der norwegischen Regierung um die Erlaubnis der Errichtung einer Wetter-Radiostation auf Spitzbergen nachgesucht, russische Geologen forschen nach neuen Kohlenvorkommen, und die russische Kohlenförderung auf Spitzbergen, die die Brennstoffniederlagen an der ganzen arktischen Nordküste bis nach Igarka hin versorgt, ist gegenwärtig doppelt so groß wie die norwegische. Noch bezeichnender aber sind Berichte aus der kanadischen Finanzpresse Mitte Juli, nach denen die kanadische Dominionregierung aus den sowjetrussischen Polarflügen die Möglichkeit späterer Ansprüche auf die nördlichen Territorien Kanadas befürchte. Sie plane daher zum Beweis ihres unveränderten Interesses an der Nutzbarmachung der kanadischen Arktis eine stärkere Bewirtschaftung dieser Gebiete. Das Regierungsschiff „Nascopie" sei beauftragt worden, neue Regierungsposten im Polargebiet einzurichten, die bis zum Ellesmere-Land hinaufgehen sollen. Der Nachweis wertvoller mineralischer Vorkommen im Norden, vor allem von Kohle, Kupfer, Eisen und Glimmer, sei bereits geliefert. Der kanadische Staat habe in den letzten Jahren planmäßig Forschungsreisen in die arktischen Gebiete veranstaltet, was zum Teil schon zur Gründung wirtschaftlicher Unternehmungen führte, z. B. zur Ausbeutung der Ölfelder und Radiumlager bei Fort Norman am Mackenziefluß. Diese Maßnahme würde den Zeitpunkt vorbereiten, in denen die Regierung nach ausreichender Erforschung die planmäßige wirtschaftliche Erschließung der kanadischen Arktis einleiten werde. Gleichzeitig seien Erhebungen zur Einrichtung eines leistungsfähigen arktischen Verkehrsnetzes, das auch in den Wintermonaten arbeiten werde, im Gange. Lord Tweedsmuir, der britische Generalgouverneur in Kanada, hat sein Interesse an diesen Fragen durch die von ihm im Juli durchgeführte Inspektionsreise in die Arktis (bis zur Herschel-Insel in der Mackenzie-Mündung) bekundet. Auch auf der westlichen Hälfte der Arktis sehen wir also — wenn auch hier nur zögernd — den Staat am Werke.

Die wirtschaftliche Eroberung der Arktis — und damit ihre Erschließung für den zwischenstaatlichen Verkehr — verlangt menschliche, technische und finanzielle Einsätze von so gigantischen Ausmaßen, daß die Kraft Einzelner oder einzelwirtschaftlicher Zusammenschlüsse vor ihnen zerrinnt. Die technische Entwicklung nötigt förmlich dazu, durch zentral geplante Zusammenfassung und Aufeinanderabstimmung aller verfügbaren menschlichen und sachlichen Kräfte und Intelligenzen die Früchte des Schweißes der Erfinder des 19. Jahrhunderts zu ernten. Die Zeit ist vorbei, da Kontinente durch den wagemutigen, auf sich selbst gestellten Einzelnen erobert wurden, der die Zügel des durch die Prärie knarrenden Planwagens und den Spaten ebenso sicher wie die nie von seiner Seite weichende Büchse zu

führen verstand. Die Aufgabe der Eroberung des noch unerschlossenen Restes der Welt gleitet in die Hände des Staates, der riesige, kostspielige, komplizierte, aber unheimlich leistungsfähige „Apparate" erstellen und zum Einsatz bringen kann.

Aber diese unheimliche Leistungsfähigkeit ist erkauft mit einer hochgradigen Empfindlichkeit der organisatorischen Apparatur, die auf ein genaues Funktionieren des Ganzen wie des kleinsten Gliedes angewiesen ist. Die Gliedeinheit befindet sich in hilfloser Abhängigkeit vom Ganzen; umgekehrt kann ein Versagen der kleinsten Gliedeinheit bereits von unabsehbarer Tragweite für das Ganze werden. Das ist der Unterschied gegen früher, da nur die Nimmerwiederkehr eines einzelnen tapferen Mannes, der mit einem Hundeschlitten auszog, auf dem Spiele stand. Die Festlegung so großer Mittel bedeutet ferner sinkende Bereitschaft zu einem Zurück aus einmal eingeschlagener Richtung. Ein Beispiel aus jüngster Zeit: Die japanische Regierung — Japan ist bekanntlich Außenseiter im Internationalen Walfangabkommen — ordnete im Juli den Bau zweier weiterer Fangdampfer an, die mit Flugzeugen (!) im antarktischen „Niemandsland der Weltwirtschaft" (vgl. „Staatenwirtschaft", Heft 1, S. 603) nach der unaufhörlich zum Schaden aller zusammenschmelzenden Walbeute fahnden werden. Werden angesichts solcher starken Festlegungen die handelnden staatlichen Körper später noch einmal zu einer Umkehr zu bewegen sein?

Welche Möglichkeiten bestehen, um diese Schwächen und Gefahren zu mindern oder zu beseitigen? Der Mangel an Elastizität derartig großer Organisationen, die zur Durchführung dynamischer, vorstoßender, nicht nur administrativer Aufgaben bestimmt sind, deutet zwangsläufig auf die Zweckmäßigkeit enger zwischenstaatlicher Zusammenarbeit, um die Gefahren möglichst gemeinsam aufzufangen und auszugleichen. Die Aussichten für ein Zustandekommen solcher Zusammenarbeit sind trübe. Es ist bezeichnend, daß gerade in den von der Wirtschaft des liberalen Zeitalters so gut wie unberührt gebliebenen Neulandgebieten der Gedanke der Fruchtbarkeit staatenwirtschaftlicher Zusammenarbeit, zugleich aber auch die Katastrophendämmerung bei Versäumnis solcher Möglichkeiten zuerst und in Reinheit sichtbar werden. Das rote Moskau aber will die Katastrophe!

Das einzige, das dem Menschen unserer Zeit die Kraft zur Meisterung solcher Aufgaben und ihrer Gefahren in die Hand gibt, ist die Beseelung der starren Apparaturen durch die innere Kraft einer alle und alles beherrschenden Idee! Die intellektbesessene Aufeinanderhäufung von organisatorischen Riesenaggregaten ohne die Beseelung mit einer solchen allumfassenden Idee muß unter allen Umständen über kurz oder lang totalen Schiffbruch erleiden. Mit Vorlesungen über den marxistischen dialektischen Materialismus erzeugt man auf den Schneefeldern Nowaja Semljas oder dem Packeis des Bering-Meeres weder den Geist der Kameradschaft noch die Begeisterung des Einsatzes für eine große Sache. Zwar werden die im Polargebiet arbeitenden Russen mit einem scheinbar nie versiegenden Strom von Rubeln versehen, zwar brauchen diese keinen sofortigen Gewinn abzuwerfen, zwar stehen die letzten Errungenschaften der Technik zur Verfügung, aber einen „roten Pioniergeist" kann selbst der „objektive" Engländer Smolka bei der „arktischen Arbeiterarmee" nicht feststellen. Diese Armee besteht zu 96% nicht aus Kommunisten. Die Männer, die dort arbeiten, werden entweder von den GPU.-Söldnern hingetrieben, oder aber sie gehören jener Schicht am Leben gelassener „Burschui"

an, denen ein vom wissenschaftlichen Enthusiasmus erfülltes Leben in arktischen Regionen lebenswerter erscheint als eine ständig bedrohte Hellotenexistenz im inneren Sowjetstaat. Von einem solchen Regime konstruktive Beiträge für eine Staatenwirtschaft der Zukunft zu erwarten, ist Frevel.

*

Diese innere Fäulnis wird gerade dort nicht genügend erkannt, wo der arktische Imperialismus der Sowjets — und nicht nur dieser — hinzielt: in den Vereinigten Staaten. Eine jetzt in Moskau laufende Filmreportage über die Flüge der Sowjetpiloten nach San Franzisko führt den bezeichnenden Titel „Entlang der Stalin-Route". Der rote Finger weist nach Amerika, und es ist fast symbolisch, daß sich die Trifteismassen des Polarmeeres in ständiger Bewegung nach Amerika hin befinden — — — Die starken Berührungspunkte zwischen der materialistischen Ideologie der Sowjets und der zivilisatorischen Verflachung des modernen Amerikanertums sind oft erörtert worden.

„In den letzten Jahren ist", schreibt William Ralph Inge, der frühere Dekan der St.-Pauls-Kathedrale in London (Evening Standard, London, 7. 4. 37), der als politischer Essayist in gutem Ruf steht und im Frühjahr die Staaten besucht hat, „eine Hochflut von amerikanischen Büchern über Rußland erschienen, von denen die meisten des Lobes voll waren [„und Juden als Verfasser haben", vergißt Inge hinzuzufügen]. Das ist wahrhaftig erstaunlich, wenn man sich der Fragen erinnert, die man beantworten muß, bevor man „God's Own Country" betreten darf: „Sind Sie ein Anarchist? . . ." „Wollen Sie die Einrichtungen unseres Landes mit Gewalt über den Haufen werfen?" . . . Es ist allgemein bekannt, daß die Sympathien zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten auf Gegenseitigkeit beruhen. Rußland schaut über das Meer und sieht in Amerika einen mechanisierten und standardisierten Staat mit immer noch sehr großem Reichtum. Das Individuum geht ein, der Staat wächst. Der dialektische Materialismus — die marxistische Heilslehre — klingt sehr nach einer Anbetung alles dessen, was Maschine heißt. Ist nicht Freiheit, wie es Lenin formulierte, ein bürgerlicher Begriff, eine Sache des vergangenen Jahrhunderts? Verringert sie nicht den Ertrag der Produktion?

Müssen wir wirklich mit der Möglichkeit einer solchen Umwälzung, einer Entthronung aller alten Götter in den Vereinigten Staaten rechnen? Ich kann es mir nicht vorstellen . . . Von einem aber bin ich überzeugt: Wenn Amerika alle individuelle Freiheit unterdrückt und ein totalitärer Staat — gleich welcher Prägung — wird, dann, weil es nicht mehr vorwiegend angelsächsisch ist. Und das ist es ja gerade, worauf uns seit vielen Jahren die amerikanischen Eugeniker, wie Madison Grant, Lothrop Stoddard und East, hingewiesen haben. „The Great Race is passing"; die alten Amerikaner sterben buchstäblich aus. Als ich das letztemal in Amerika war, hat man mir gesagt, daß in einigen der alten Städte in Connecticut kaum noch irgendwelche geborene Amerikaner leben. New Haven sieht aus wie eine italienische Stadt. Der gebräuchlichste Name in New York ist nicht Smith oder Jones, sondern Cohen . . . Daß die Landsleute Shakespeares verschwinden werden oder daß sie sich den Bienenstock oder den Termitenstaat als Modell (für ihr Zusammenleben) nehmen, sind zwei Dinge, die zu glauben ich mich weigere."

*

Sollen wir den Glauben des Dekans Inge an die Exklusivität des angelsächsischen liberalen Individuums erschüttern? Nirgends sind die materialistischen Ideologien des Jahrhunderts so unkritisch hingenommen und nirgends ist dadurch die seelische Schwungkraft eines Volkes, die allein eine ideelle Erneuerung schaffen kann, so unwidersprochen gelähmt worden wie im Geburtsland Shakespeares. Die „termitenhafte Standardisierung" des englischen Menschen, deren Beginn Dibelius schon vor einem Menschenalter mit anderer Forschungsrichtung überzeugend nachwies, hat im letzten Jahrzehnt erschreckend zugenommen. Sollte nicht doch der Mangel an großen, im Volke wurzelnden Ideen an dieser Verarmung eher Schuld tragen als eine staatlich-planende Daraufhinlenkung? Mr. Inge erblickt im „Staat" den

„Standardisierungsbazillus", der „virulent" wird, wenn er als autonom planende Größe auftritt. Aber wenn in England jemand die Gefahren des Amerikanismus und aller anderen Formen von Materialismus erkannt hat und planmäßig an einer Verteidigung der eigengewachsenen englischen Kultur arbeitet, dann am ehesten noch die staatlichen Verwaltungen, in denen stärker als im Parlament die wachen — und unbürokratischen — Kräfte der Nation sitzen. Ein treffendes Beispiel dafür bietet in jüngster Zeit die amtliche englische Filmpolitik, deren Lenker offenbar die ungeheure politische, wirtschaftliche und kulturelle Tragweite der überwältigenden Vorherrschaft der Amerikaner in der Filmversorgung des englischsprechenden Teils der Welt allmählich erkannt haben.

Die jährlichen Erträge der Filmerzeuger der Welt aus dem Weltabsatz von Filmen in englischer Sprache werden zur Zeit auf 36 Millionen £ geschätzt. Davon fließen 33 Millionen £ an amerikanische und 3 Millionen an englische Hersteller. Ende 1934 gab es in England (Großbritannien) 4300 Lichtspielhäuser mit 3872000 Sitzplätzen, im Empire einschließlich England 7900 mit 5593000 Sitzplätzen; in den Vereinigten Staaten dagegen 14500 mit 10000000 Sitzplätzen. Mithin liegen rund zwei Drittel des Weltmarktes für englischsprechende Filme in den Vereinigten Staaten, und diese zwei Drittel beherrscht so gut wie ausschließlich der amerikanische Erzeuger. Hier amortisiert er bereits seine Filme, ehe er an den Verleih nach England, nach dem Empire und nach anderen englischsprechenden Ländern geht. Seine Einkünfte daraus bedeuten daher für ihn — abgesehen von den Spesen für Verteilung und Kopien — reinen Gewinn. Den englischen Erzeugern steht also der kleinere Teil des Weltmarktes daheim und im Empire keineswegs allein offen, sondern mit erdrückendem Übergewicht auch den Amerikanern. In der Zeit vom Dezember 1935 bis Oktober 1936 wurden in England (Großbritannien) 66,9% amerikanische, 27,9% englische und 5,2% andere ausländische Filme registriert. 75 bis 80% der Summe, die jährlich für Filmverleih in England ausgegeben wird, fließen nach den Vereinigten Staaten. Das waren 1936 über 6 Millionen £! Jeder amerikanische Film bringt durchschnittlich etwa vier- bis sechsmal mehr ein als ein englischer, so daß Hollywood seine Filme stets ganz anders ausstatten und die besten künstlerischen Kräfte zu höchsten Gagen aus den englischen Ateliers wegholen kann, sobald sie Format gewonnen haben. Kanada ist hinsichtlich des Filmabsatzes praktisch ein Teil der Vereinigten Staaten. Die Verleihorganisationen und die meisten Lichtspielhäuser befinden sich in den Händen der großen Hollywooder Filmtrusts. In Südafrika liegen die Dinge ähnlich wie in Australien, wo der amerikanische Einfluß nur zugunsten der australischen, nicht der englischen Filmerzeugung etwas zurückgedrängt wird.

Was der amerikanische Einfluß kulturell bedeutet, kann nur ermessen, wer vor und nach der Einführung des Tonfilms in den Jahren 1927/28 die Reaktionsformen der breiten Massen der englischen Kinobesucher sprachlich und ideologisch an Ort und Stelle studiert hat. Die Klischierung der Menschentypen, die Flachheit in der Beurteilung politischer oder allgemein menschlicher Vorgänge, die billige Sentimentalität in der Behandlung sozialer Probleme sind schon zu Zeiten des stummen Films von volkstumsbewußten Engländern als zerstörerisch empfunden worden. Aber diese Einflüsse wurden zum Teil mit Recht noch als Kinderkrankheiten der Weltfilmproduktion überhaupt angesehen. Mit dem Tonfilm indessen sind die plumpen Amerikanismen, die vulgären idiomatischen Wendungen und die primitivisierenden amerikanischen Vorstellungen in ungemein rascher Verbreitung zum Sprach- und Gedankengut des Durchschnittsengländers geworden. Es gelangt ja eben die entscheidende Masse der USA.-Filme, die völlig rückhaltlos auf die Instinkte und die typisierte Vorstellungswelt der amerikanischen Besuchermassen eingestellt ist und die der Kinobesucher des Kontinents meistens gar nicht zu Gesicht bekommt, in England zur Vorführung. Aber

auch die erlesenen amerikanischen Spitzenfilme nehmen in erster Linie Bezug auf amerikanisches Leben und amerikanische Ereignisse. Die Amerikaner haben es nicht nötig, bei der Herstellung auf englische Gefühle oder überhaupt auf übernationale Geltung des Filminhalts zu achten; sie zwingen dem englischen und dem Empiremarkt ihre Filme auf, wie sie sind.

Diese Lage des englischen Films ist für England ein niederschmetterndes Armutszeugnis; beim Blick auf die britische Commonwealth wird sie zu einem der schwächsten Punkte der Empirepolitik. Ihr politischer Nachteil kam erstmalig 1926 auf der Reichskonferenz zur Sprache. Wirtschaftlich ging 1927 der Präsident des Board of Trade (Handelsministerium) im Unterhaus bei Einbringung des ersten englischen Filmgesetzes auf den unabsehbaren Verlust ein, der England treffe, wenn es die ungeheure Propagandakraft des Filmes auf dem Gebiete der Mode- und Geschmacksbildung und damit des Absatzes von britischen Erzeugnissen im Empire nicht nutze. Selbst in Neuseeland mit seinen unerschütterlichen englischen Traditionen seien die Lebensgewohnheiten und die Nachfrage nach Waren in starkem Maße durch Sitten und Moden verändert worden, die nichts mehr mit englischen Gebräuchen und englischem Geschmack zu tun hätten. Zweifellos seien die amerikanischen Filme daran beteiligt. Kulturpolitisch sei der Film „das universellste Mittel zur Verbreitung nationaler Ideen und einer nationalen Atmosphäre", die — von der Krone abgesehen — die stärksten Bindeglieder des Empires seien. Eine gemeinsame Lebensauffassung, gleiche Ideen und gleiche Ideale kämen in der gemeinsamen Sprache und der gemeinsamen Literatur zum Ausdruck, und kein Engländer würde sich auch nur einen Augenblick damit zufrieden geben, wenn sein Land von ausländischer Literatur und ausländischen Zeitungen abhängig wäre. Der größte Teil der Empirepresse sei britisch, und würde man es nicht höchst alarmierend finden, wenn die Empirepresse nur zu dem Prozentsatz britisch wäre, zu dem es die im Empire laufenden Filme seien? — —

Man fragt sich in der Tat vergeblich, warum es den Engländern bisher nicht gelungen ist, den Film zu dem zu machen, was er sein könnte: zu dem neben Presse und Rundfunk mächtigsten Instrument der Empirepropaganda, zu einem Spiegel und Träger der nationalen Kultur! Eine Zeitlang schien es, als seien die Mahnworte des Präsidenten des Board of Trade wenigstens wirtschaftlich auf fruchtbaren Boden gefallen. Das der Wirtschaftspropaganda innerhalb des Empires dienende Empire Marketing Board hat einige recht gute Reportagefilme herausgebracht, die im Empire sehr beifällig aufgenommen worden sind. Aber 1933 wurde diese Behörde wieder aufgelöst, und damit schlief auch die filmische Wirtschaftspropaganda wieder ein, die an sich bei weitem nicht so in die Breite wirken kann wie der normale Spielfilm. Dieser ist es, der unter den Völkern des Weltreichs unendlich viel zur Erhaltung der Einheit des Weltbildes britischer Prägung tun könnte. Aber nur ganz allmählich wächst in England die Erkenntnis dafür, daß eine Aufgabe mit so vielseitiger Einwirkungsrichtung tunlichst von zentralen, am besten staatlichen Instanzen in Angriff genommen wird.

Aktives Interesse an der Ausweitung der englischen Filmerzeugung hat die Regierung das erstemal vor etwa 10 Jahren — aus Anlaß der Schaffung der Cinematographic Films Act, 1927 — gezeigt. Durch dieses Gesetz sind die in England eingetragenen Verleihfirmen vom 1. April 1928 an verpflichtet worden, jährlich ein prozentual festgesetztes Kontingent englische Filme auszuleihen. Das Kontingent, die „quota", betrug anfangs $7^1/_2$ %, stieg bis zum 1. April 1935 auf 20 % und bleibt bis zum 1. April 1938 auf dieser Höhe. Am 31. März nächsten Jahres läuft das Gesetz ab. Der englischen Regierung schwebte bei Erlaß des Gesetzes in erster Linie eine wirtschaftliche Einwirkung vor. Der englischen Filmindustrie sollte der Binnenmarkt in steigendem Maß zugänglich

gemacht und zu einem festen Teil gesichert werden, um sie zunächst einmal auf eine lebensfähige Grundlage zu stellen. Diese Absicht kann man nach nunmehr neuneinhalbjähriger Laufzeit des Gesetzes als vollständig fehlgeschlagen bezeichnen. Das ist in diesem Sommer in seltener Eindeutigkeit in der englischen Öffentlichkeit, auf der Tagung der Cinematographic Exhibitors' Association Ende Juni in Harrogate und aus zahlreichen Zuschriften an die „Times" klar geworden.

Die Äußerungen nehmen den Bericht der Moyne-Kommission zum Ausgangspunkt, die unter dem Vorsitz von Lord Moyne vom Handelsministerium 1936 eingesetzt wurde und die Aufgabe hatte, das Arbeiten des Filmgesetzes von 1927 in der Praxis zu prüfen und Vorschläge für die Novelle des Gesetzes zu machen. Das Ergebnis war in jeder Hinsicht niederschmetternd. Uns interessiert vor allem das Verhältnis zu den Amerikanern. Es hat sich herausgestellt, daß die englischen Lichtspielhausbesitzer gemeinsam mit den in England eingetragenen amerikanischen Verleihfirmen, nur um den formellen Bestimmungen des Gesetzes Genüge zu tun, auf englischem Boden eine ganz neue Art der Filmerzeugung erstehen ließen: die Erzeugung sogenannter „quota quickies". Das sind Filme, die in größter Schnelligkeit (quick) und mit möglichst geringen Kosten nur zu dem Zwecke hergestellt werden, dem amerikanischen Verleiher zur Anrechnung auf sein „quota" zu dienen. Ein großer Teil der englischen Filmindustrie befaßt sich nur noch mit der Herstellung solcher vollständig minderwertiger, in höchster Eile zusammengestückelter Filme „britischer Erzeugung". Die Leiter der amerikanischen Verleihfirmen sagten vor der Moyne-Kommission aus, häufig würden diese „quota quickies" nach der Anrechnung überhaupt nicht aufgeführt. Vom nationalbritischen Standpunkt ist dieser Fall noch günstig, denn durch ihre Vorführung dienen diese Filme nur dazu, den Ruf der englischen Filmerzeugung gänzlich zu untergraben.

Es ist ungemein englisch, daß man diesen Mißständen jahrelang tatenlos zugeschaut hat und nur schwer einsehen will, daß man nicht auf halbem Wege stehenbleiben kann, wenn man einmal zu „planen" begonnen hat. Im neuen Gesetz sollen nach einem Ende Juli erschienenen Weißbuch der Regierung unter Beibehaltung der „quota" den Verleihfirmen nur noch solche britische Filme auf das Kontingent angerechnet werden, die ihrer Qualität nach wirklich den Anspruch darauf erheben können. Über die Qualität des Films entscheiden die Kosten (cost test) oder der „Unterhaltungswert" (quality test). Das Gesetz wird sich auf den Standpunkt stellen, daß ein normaler Spielfilm mindestens 7500 £ gekostet haben muß, wenn er gut sein soll. Stellen neue Talente einen Film wesentlich billiger her, so kann eine Prüfungsstelle diesen den „besonderen Unterhaltungswert" zuerkennen und ihn damit anrechnungsfähig machen.

Die Sensation der geplanten Novelle des Gesetzes ist der Versuch, den Kapitalmarkt der amerikanischen Filmwirtschaft unmittelbar zu beeinflussen. Um nämlich der Herstellung von englischen Spitzenfilmen einen Anreiz zu geben, sollen künftig Filme, deren Herstellung mindestens 22 500 £ gekostet hat, den Verleihern ausländischer — sprich: amerikanischer — Filme auf ihre Zwangsquote englischer Filme doppelt, d. h. als zwei Filme, angerechnet werden. Im Hintergrund dieser Bestimmung steht unverkennbar die Absicht, amerikanisches Finanz- und Leistungskapital an der englischen Filmindustrie zu interessieren. Der Amerikaner soll mit seinem Geld und seinen Erfahrungen, aber mit englischer Arbeit, englischen Künstlern, englischen Ideen und englischem Kulturmilieu für das englische und das Empirepublikum Filme drehen. Ja, die Sache wird noch interessanter: Solche Filme dürfte auch der amerikanische Binnenmarkt gern aufnehmen, und wenn es gelänge, durch diese Bestimmung auf — sagen wir: — je 4 amerikanische Filme in England je einen englischen in Amerika abzusetzen, so wäre damit für die englische Industrie schon viel gewonnen und außerdem — — — durch einen einseitigen Akt der englischen Staatsführung auf einem der wichtigsten Teilgebiete des englisch-amerikanischen Außenhandels das erreicht, was die Engländer in ihrem 20jährigen vergeblichen Bemühen um einen neuen Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten bis jetzt noch nicht erzielen konnten: die Durchsetzung des Prinzips der gegenseitigen Vorzugsbehandlung! (Die Befürchtungen, die die Moyne-Kommission hinsichtlich einer amerikanischen Finanzkontrolle hegt, teilt die Regierung offenbar nicht.) Daß mit dieser englischen Staatsinitiative die Filmwirtschaft beider Länder

so gelenkt werden soll, macht eine weiter beabsichtigte Bestimmung vollends deutlich: Wenn ein ausländischer oder auch ein englischer Verleiher für mindestens 20000 £ die Rechte erwirbt, einen solchen englischen 22500 £-Spitzenfilm im Ausland vorzuführen, so soll er künftig diesen Film auch dann in gleicher Länge auf seine englische Zwangsquote angerechnet bekommen, wenn er ihn gar nicht in England ausleiht. Diese Bestimmung ergänzt in hervorragender Weise die beabsichtigte Gegenseitigkeitspolitik gegenüber den Vereinigten Staaten. Sie hat darüber hinaus aber für die Stellung des englischen Films im Empire größte Bedeutung; denn die amerikanischen Verleihfirmen werden damit natürlich gelockt, englische Spitzenfilme für den Preis, um so mehr amerikanische Filme auf dem großen englischen Markt zeigen zu dürfen, in ihr Empireleihprogramm aufzunehmen. Das ist der kulturpropagandistische Zug[1]) der neuen Filmpolitik des englischen Staates: es sollen draußen nur englische Spitzenfilme auftauchen!

Wie werden sich die Empireländer dazu stellen? Die Moyne-Kommission empfiehlt der Regierung dringend, mit ihnen zu festen Abmachungen zu kommen. Bisher hat London die im Empire hergestellten Filme genau wie die eigenen behandelt, d. h. die Verleiher konnten sich auch Empirefilme auf ihre Kontingente anrechnen lassen. (Von den im Jahre 1936 registrierten 220 englischen Filmen wurden 6 in Kanada, 6 in Australien, 3 in Indien und einer in Nordirland hergestellt.) Aber auch darin ist das Mutterland großherziger als seine Abkömmlinge, die — was nicht nur für das Filmgebiet gilt — seit langem schon viel energischer als jenes nach dem Prinzip staatlicher Wirtschaftslenkung handeln. Die australischen Staaten diskriminieren die britischen Filme genau wie die anderen ausländischen und haben mit ihrer Staatskontrolle zum Teil schon früher als England begonnen.

Der Staat Viktoria bestimmte bereits in einem Gesetz vom 23. Dezember 1926, daß in jedem regulären Filmprogramm von 8000 Fuß mindestens 2000 Fuß Filme aus der Empireerzeugung zu laufen hätten, von denen aber wiederum 1000 Fuß in Australien selbst hergestellt sein mußten. Es müssen also etwa 25 % Empirefilme gezeigt werden und davon wieder $12^1/_2$ % aus England oder anderen Reichsteilen stammen. In Neu-Südwales werden die britischen Filme nicht anders als die ausländischen Filme behandelt, die Lichtspielhäuser werden gezwungen, in jedem Programm australische Filme in einem bestimmten Verhältnnis zu anderen ausländischen — einschließlich den englischen — zu zeigen. Solange dieser Zustand noch herrscht, kann es für amerikanische Verleiher, die sowohl den englischen als auch den australischen Markt beliefern, vorteilhafter sein, australische Filmgesellschaften mit der Herstellung von Filmen zu beauftragen, da diese sich sowohl auf das australische als auch auf das englische Kontingent anrechnen lassen, während umgekehrt ein englischer Film nur in England zur Anrechnung kommt.

Ob die neue Cinematograph Film Act zusammen mit entsprechendem Abkommen mit den Dominien daran etwas ändern wird? Wenn nicht ganze Arbeit geleistet wird, wohl kaum. Man ist versucht, den pazifischen Raum als Entwicklungsfeld eines neuen einheitlichen Filmgeschmacks anzusehen, der mit dem englischen nicht mehr viel zu tun hat. Seit dem zitierten Ausspruch des Präsidenten des Board of Trade über den Wandel von Mode und Geschmack unter dem Einfluß des amerikanischen stummen Films sind 10 Jahre vergangen. Inzwischen hat der Tonfilm die ungünstigen Wirkungen vertausendfacht. Die

1) Der ganze Plan der „film reciprocity with America" entbehrt nicht eines genialen Zuges. Er stammt von Lord Strabolgi (in England besser unter seinem früheren Namen Lieut. - Commander J. M. Kenworthy bekannt), der als Liberaler ins Unterhaus kam und später Labourabgeordneter wurde. Im House of Lords erklärte er, daß „reciprocity in films a matter of supreme political importance" ist als ein Mittel „for the education, enlightenment, and entertainment of our own people at home and throughout the Empire"; vorausgesetzt, daß gesorgt wird „to give scope for the intra-Empire development of British Films also".

Amerikaner, die Australier und die Neuseeländer (von Kanada gar nicht zu reden) sind Anwohner des gleichen Ozeans, und Hollywood liegt an der pazifischen Küste. Die amerikanische Universal Pictures Corporation hat im Juni dieses Jahres einen Vertrag mit der Expeditionary Films of Australia, Ltd., Sydney, geschlossen, auf Grund dessen sie ihre sämtlichen technischen Hilfsmittel den Australiern zur Verfügung stellt und auch den Absatz der australischen Filme in den Vereinigten Staaten gewährleistet. Tonfilme der australischen Firmen werden bereits in New York gezeigt, und die australische Cinesound Productions Ltd. in Sydney hat ebenfalls bereits einen Tonfilm nach Amerika verkauft. Da haben die Australier ja schon das, worum man in London noch ringt! Wenn etwas hieraus spricht, dann die Lehre für die Empirepolitik, daß man bei der Ausübung des Staatswillens eine Regel nicht ungestraft außer acht läßt: die Regel nämlich, daß ein staatlicher Eingriff immer eine ganze Reihe weiterer ordnender und stützender Eingriffe zwangsläufig nach sich zieht; daß man, einmal mit einer Empirefilmpolitik begonnen, auch den Mut haben muß, sie ganz und in allen Teilen untereinander abhängig zu „planen".

Noch schwankt man in London hin und her. Der liberale „Economist" schrieb am 31. Juli: „Ob diese ganzen Bestimmungen den gewünschten Erfolg haben werden, steht dahin. Aber das ist typisch für die komplizierte Bemutterung des ganzen Systems. In seiner zehnjährigen Existenz hat das Gesetz den Laien nicht zu der Ansicht ermutigt, der Schutz der englischen Filmindustrie könnte eine reichliche Belieferung mit guten englischen Filmen bewerkstelligen. Liegt es unter diesen Umständen wirklich im Interesse der englischen Öffentlichkeit, das Quotasystem beizubehalten, ja sogar die Quote zu erhöhen?" Der „Economist" hat völlig recht: mit einem „liberalen" Erziehungsprotektionismus, der mit zunehmender Erstarkung der betreffenden Industrie die Schutzmaßnahmen abbaut, hat es nicht das geringste mehr zu tun, wenn man im Falle des Anwachsens der nationalen Filmerzeugung im Gegenteil die Quote erhöhen will! In dem Weißbuch von Ende Juli erklärt das Handelsministerium, daß es im Laufe der nächsten 10 Jahre beabsichtige, die Leih- und Spielzwangquote für englische Filme auf bis zu 30% zu steigern. Den „rein wirtschaftlichen" Standpunkt des „Economist" in Ehren: auch die Angelsachsen des Mr. Inge kommen — aus dem Selbsterhaltungstrieb heraus und mit dem Staat als souverän ordnender Instanz — zu neuen Formen des Wirtschaftens, die ihre Impulse auch noch von anderen als rational ökonomischen Erwägungen empfangen!

MATERIALIEN

Das staatliche Ausfuhrförderungssystem in England

Instanzenzug, Arbeitsweise und Finanzierung

1. Entstehung

Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts stand die englische Handelspolitik unter dem Grundsatz des „laissez-faire", und der englische Ausfuhrhandel benötigte kaum irgendwelche Hilfe, da Großbritannien praktisch ein Monopol in der Herstellung industrieller Serienware besaß und britische Waren bei den ausländischen Verbrauchern reißend Absatz fanden. Es ist daher nicht verwunderlich, daß das Außenministerium (Foreign Office) erst im Jahre 1880 seinen ersten Handels-Attaché ernannte; 1900 wurde eine kleine Handelsauskunftsabteilung im Handelsministerium (Board of Trade) errichtet, und 1908 entstand ein Netz amtlicher Handelsbevollmächtigter (Trade Com-

missioners) in britischen Überseeländern. Der Konsulardienst hatte schon vordem die Aufgabe, Handelsnachrichten für das Außen- und das Handelsministerium zu sammeln. Bis 1914 war das mit solchen Funktionen tätige Personal gering an Zahl und infolge der Riesenausmaße der zugewiesenen Beobachtungsgebiete von beschränktem Nutzen.

Man erkannte indessen noch vor Kriegsende, daß angesichts der vollständigen Verschiebung der alten Handelskanäle durch die Inanspruchnahme der gesamten britischen Industrie für Kriegszwecke während der Jahre 1914 bis 1918 energische Maßnahmen zur Wiederherstellung des britischen Ausfuhrhandels getroffen werden mußten. Im Verfolge dessen wurde die Handelsauskunftsabteilung des Handelsministeriums reorganisiert, erweitert und schließlich 1918 als „Außenhandelsamt" (Department of Overseas Trade = D. O. T.) „flottgemacht". Zugleich wurde der Handelsattachédienst vergrößert und als Diplomatischer Handelsdienst (Commercial Diplomatic Service) auf eine neue Grundlage gestellt, während zur selben Zeit auch der Konsulardienst (Consular Service) und der Handelsbevollmächtigtendienst (Trade Commissioner Service) vergrößert wurden.

Die Aufgabe, der sich die Regierung gegenübersah und deren Lösung sich das neue Außenhandelsamt (D. O. T.) angelegen sein ließ, steht auch noch heute bei der Erwägung regierungsseitiger Hilfe für den Ausfuhrhandel im Vordergrund: erstens zu entscheiden, inwieweit der Ausführer innerhalb der Grenze verfügbarer Mittel unterstützt werden kann und welche Behörde den Dienststellen im Ausland Weisungen zu erteilen hat; zweitens, die Dienststellen im Ausland zu errichten und zu organisieren.

2. Gleichschaltung der Aufgabenkreise

Die grundsätzliche Verwaltungsschwierigkeit besteht in folgendem: Während alle Betätigungen von Regierungsbeamten im Ausland notwendigerweise unter der Aufsicht des Außenministeriums stehen müssen, können alle Anweisungen in Handelsangelegenheiten und alle Anordnungen zur Erteilung von Rat und Auskunft an die Handelswelt ebenso selbstverständlich nur in engster Zusammenarbeit mit dem Handelsministerium, das für die gesamte Handels- und Industriepolitik verantwortlich ist, getroffen werden. Eine genaue Abgrenzung der Funktionen ist hier von entscheidender Wichtigkeit zur Vermeidung von Leistungsverlusten durch interne Übergriffe oder Leerlauf.

Um dieser organisatorischen Schwierigkeit zu begegnen, wurde als neues Amt, das mit der Einholung von Handelsauskünften aus dem Ausland betraut wurde, das Außenhandelsamt (D. O. T.) geschaffen. Es ist ausgesprochen eine gemeinsame Unterabteilung sowohl des Außenministeriums als auch des Handelsministeriums, und zwar ein integrierender Bestandteil beider Ministerien; es haben z. B. zuweilen Auswechselungen von Personal stattgefunden. Es ist jedoch in einem getrennten Gebäude untergebracht. Im Ausland erteilt es im Namen des Außenministeriums Anweisungen an seine Beamte, innerhalb des britischen Weltreichs (Empire) im Namen des Handelsministeriums. Sein politischer Chef, der Sekretär des D. O. T., hat den Rang eines Parlamentarischen Sekretärs im Handelsministerium und verrichtet einige der Obliegenheiten eines Parlamentarischen Unterstaatssekretärs im Außenministerium, wohingegen das ständige Oberhaupt, der Generalinspektor des D. O. T. (Comptroller General of the Department of Overseas Trade) gemeinsam mit dem Staatssekretär für Auswärtige Angelegenheiten und dem Präsidenten des Handelsministeriums ernannt wird. (Vgl. Skizze 1.) Diese Organisationsform wurde gewählt, um jede Möglichkeit von Reibungen zwischen den Häuptern der beiden „Eltern"-Ämter wegen der Verwaltung ihres Sprößlings von vornherein auszuschalten.

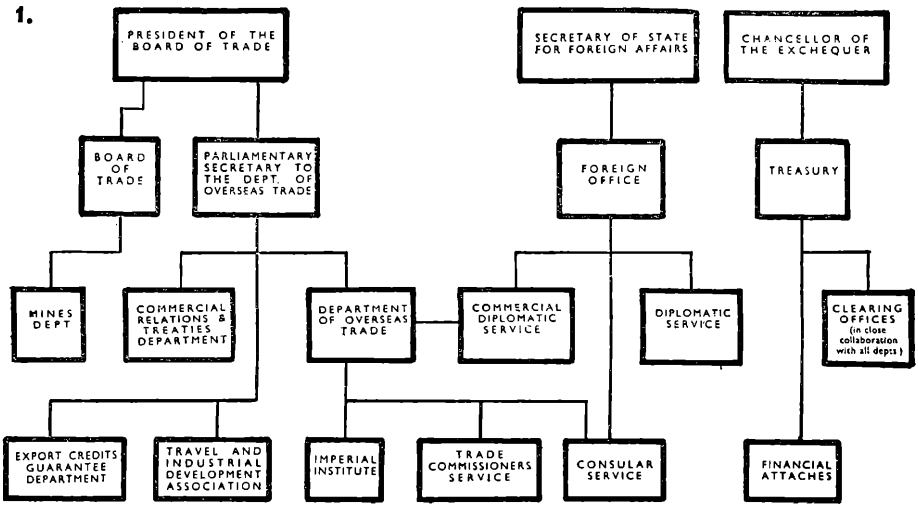
Im Falle der Empireländer werden, wie erwähnt, die Anweisungen im Namen des Handelsministeriums erteilt, und die notwendigen Beratungen mit den für die interne Reichspolitik verantwortlichen Stellen — den Ministerien für die Dominion, für die Kolonien und für Indien — werden von dem Handelsministerium und dem D. O. T. gepflogen, und zwar entweder gemeinsam oder getrennt, wie es der Fall jeweils erheischt.

Das D. O. T. hat keinen außenpolitischen Auftrag, weder in Handels- noch in politischen Angelegenheiten. Das ist Sache der zuständigen Abteilung (der Handelsvertragsabteilung) des Handels- bzw. Außenministeriums. Es ist die Aufgabe des D. O. T., den Ausführern in ihren von Tag

zu Tag auftretenden Schwierigkeiten beizustehen. Zu diesem Zweck ist es bevollmächtigt, entsprechende Weisungen an den diplomatischen Handelsdienst, die Handelsbevollmächtigten (Trade Commissioners) und die Konsuln zu erlassen. Da das D. O. T. ein Teil der politischen Behörden und deren Anordnungen in politischen Fragen unterworfen ist, besteht keine Möglichkeit, daß seine für die jeweilige Tagessituation getroffenen Maßnahmen mit der Politik auf lange Sicht in Widerspruch geraten.

Die im Ausland stationierten Beamten des D. O. T. sind die Beamten des Diplomatischen Handelsdienstes (Commercial Diplomatic Officers = C. D. O.), „Räte" (Counsellors) in der obersten Rangstufe und Sekretäre in den drei unteren Rangstufen, die den Botschaften und Gesandtschaften zugeteilt sind, und die Konsuln; im Empire die Handelsbevollmächtigten (Trade Commissioners = T. Cs.) und die Empire-Handelsberichterstatter (Imperial Trade Correspondents = I. T. Cs.), wobei die letzteren nur auf weniger wichtigen Stellen eingesetzt werden und unbesoldet sind. Zuweilen erhalten die I. T. Cs. eine Summe als Spesenrückvergütung. Es

1.



handelt sich in der Regel um am Platze Ansässige oder aber, wie z. B. in den Kolonien, um Beamte der örtlichen Behörde, die ihre I. T. C.-Obliegenheiten nebenberuflich erledigen.

Die Pflichten der Beamten des Diplomatischen Handelsdienstes (C. D. Officers) und der T. Cs. sind durchweg rein wirtschaftliche, während die Tätigkeit der Konsuln je nach der Eigenart des Postens wechselt. Die Konsuln unterstehen den Anordnungen ihres Missionschefs, unter dem der C. D. Officer (der betreffenden Gesandtschaft) die Oberaufsicht über die gesamte Tätigkeit der Konsuln in Handelsangelegenheiten ausübt. (Vgl. Skizze 2.) In politischen Fragen ergehen die Anweisungen an den C. D. Officer vom Außenministerium, obgleich sie unter Umständen vom Schatzamt oder vom Handelsministerium veranlaßt werden. Hochpolitische Fragen und hochoffizielle erhobene Vorstellungen werden im allgemeinen vom Minister oder Geschäftsträger selbst in die Hand genommen.

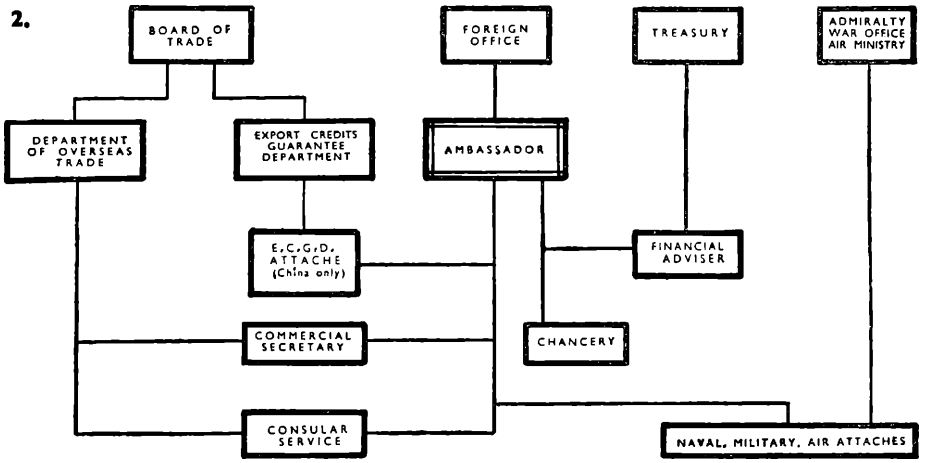
Die im Empire eingesetzten Handelsbevollmächtigten (T. Cs.) unterstehen in den Gliedstaaten, in denen sich die Regierung des Vereinigten Königreichs durch High Commissioners vertreten läßt, nicht diesen, sondern sie erhalten ihre Anweisungen vom D. O. T. In politischen Fragen setzt sich wiederum das D. O. T. erst mit den anderen zuständigen Londoner Behörden jeweils ins Benehmen.

Der Konsulardienst und der Diplomatische Dienst werden auf Grund der nach ihnen benannten Examina besetzt. Die C. D. Officers und die T. Cs. werden aus den leitenden Stellungen im D. O. T. und im Konsulardienst gezogen, obgleich es natürlich, da die beiden Behörden noch verhältnis-

mäßig jung sind, noch Beamte gibt, die aus anderen Berufen gekommen sind. Die höchsten Dienststellen in der Leitung des D. O. T. werden auf Grund der Konsularprüfungen besetzt. Das auf diese Weise für den Auslandsdienst gewonnene Menschenmaterial ist unzweifelhaft, soweit sich überhaupt durch scharfe Prüfungen Qualitäten feststellen lassen, von ausgezeichneter Qualität. Der Diplomatische Dienst, der Konsulardienst und der Diplomatische Handelsdienst sind drei durchaus getrennte behördliche Laufbahnen. Es gibt jedoch vereinzelt Fälle, in denen Konsuln oder C. D. Officers den Rang von Gesandten und selbst Botschaftern erreicht haben. Das D. O. T. hat die allgemeine Verwaltung des Diplomatischen Handelsdienstes und des Handelsbevollmächtigtendienstes unter sich und wird auch von der Konsularabteilung des Außenministeriums bei Besetzung von Konsulatsstellen befragt, wodurch den Handelsangelegenheiten ein ihrer Bedeutung entsprechender Einfluß gesichert wird.

Das D. O. T. hat außerdem die Organisation und Durchführung von Beteiligungen der Britischen Regierung an Ausstellungen und Messen unter sich und organisiert die Britische Industrie-Messe (British Industries Fair). Es wird ferner betraut mit der Organisation besonderer Han-

2.



delsdelegationen (Trade Missions). Beide Arten dieser Betätigung werden als ein Teil einer allgemeinen Exportpropaganda betrachtet, obgleich natürlich die Ausstellungsarbeit auch noch anderen Zwecken nutzbar wird. Der Sekretär des D. O. T. zeichnet weiterhin verantwortlich für die Handelsvertragsabteilung im Handelsministerium (Commercial Relations and Treaties Department of the Board of Trade) und für das Exportkreditversicherungsamt (Export Credits Gurantee Department). Er ist ferner Vorsitzender des Vollzugsausschusses der Travel and Industrial Development Association für Großbritannien und Nordirland, und ihm untersteht schließlich das Imperial Institute, eine Körperschaft, die sich hauptsächlich mit statistischen Erhebungen über Empireerzeugnisse und der Erforschung ihrer Verwendungsmöglichkeiten befaßt, obgleich ihr an sich die gesamte Förderung des Innerempirehandels zur Aufgabe gemacht ist. (Das Imperial Institute wird aus Zuschüssen verschiedener Empire-Gliedstaaten und bis zu einem gewissen Grade aus privaten Unterstützungen finanziert. Bedauerlicherweise wird sein hoher Wert nur ungenügend gewürdigt, und seine Mittel sind zu begrenzt.) Diese Stellung des Sekretärs des D. O. T. und die organisatorische Vereinigung der beteiligten Behörden unter dem Handelsministerium ist die Voraussetzung für die Gleichschaltung der Arbeit der verschiedenen mit Außenhandelsangelegenheiten betrauten Stellen. Der Vollständigkeit halber sei noch bemerkt, daß Fragen der Schiffahrt von der Handelsmarineabteilung (Mercantile Marine Department) und Sachen, die Mineralien — einschließlich Kohle — betreffen, von der Bergbauabteilung (Mines Department), beides Unterabteilungen im Handelsministerium, entschieden werden.

3. Aufgaben und Arbeitsweise des Außenhandelsamts (D. O. T.)

Die Form, in der das D. O. T. seine Aufgabe der Förderung der britischen Ausfuhr zu erfüllen sucht, besteht in der Einholung und Verbreitung von Nachrichten und Auskünften über wirtschaftliche und Handelsvorgänge, wobei es das Bemühen seiner Auslandsbeamten ist, nicht nur Nachrichten und Auskünfte zu sammeln, sondern auch besondere Geschäftschancen voranzubringen („pushing" particular cases).

Die Art der Auskünfte und Nachrichten, die sich das D. O. T. zu liefern anheischig macht, gestaltet sich folgendermaßen: Mit Ratschlägen werden britische Fabrikanten unterstützt, die mit ausländischen Märkten entweder durch Errichtung eigener Verkaufsorganisationen oder durch die Bestellung von Vertretern bzw. von auf eigene Kosten und Risiko arbeitenden Agenten in Verbindung kommen wollen. Solche Ratschläge schließen Informationen ein über Leistungsfähigkeit, Ruf und Bonität von Vertreterfirmen, die auf ausländischen Märkten tätig sind, und überhaupt über die Lage aller in Betracht kommenden ausländischen Firmen. Ferner werden Handels- und andere Statistiken zugänglich gemacht und Auskünfte erteilt über Zölle und Handelsgesetze, Bestimmungen für Handelsreisende, Handelsmarken, Verschiffungs- und Transportgelegenheiten, über die landesüblichen Marktbräuche und Verteilungsmethoden, über Kontingente und Einfuhrlizenzen, Devisenbeschränkungen und Kreditverhältnisse, Konkurrenz- und Marktlage und über bevorstehende Lieferungsausschreibungen. Daraus erhellt der große Umfang des Tätigkeitsfeldes. Eine Menge informatorischen Materials allgemeiner Art wird in einer Serie von Berichten über die Gesamtlage in einzelnen Ländern periodisch veröffentlicht. Diese allgemeinen Berichte werden von dem verantwortlichen C. D. Officer oder T. C. des betreffenden Landes zusammengestellt. Sie werden durch den Sonderdienst (Special Register Service) ergänzt, durch den jede Firma regelmäßige und prompte Spezialauskünfte, die normalerweise nicht veröffentlicht werden, von den im Ausland stationierten Beamten erhalten kann. Mit Ausnahme des Sonderdienstes und der veröffentlichten Berichte, für die ein kleiner jährlicher Bezugspreis erhoben wird, sind die Dienste des D. O. T. gebührenfrei.

Die C. D. Officers und die T. Cs. haben über die Entwicklung der Wirtschaft, über fremde Wettbewerber und über die Marktlage zu berichten. Sie müssen auch genau abgegrenzte Einzelfragen beantworten, die ihnen vom D. O. T. oder direkt von privaten Firmen gestellt werden. Sie haben ferner die durch ihr Gebiet reisenden Vertreter in jeder Weise zu unterstützen; das ist eine ihrer wichtigsten Pflichten. In regelmäßigen Abständen müssen sie in England Dienst tun, wo sie sich dann den an ihrem Bezirk interessierten Firmen zur Auskunftserteilung zur Verfügung zu halten haben. Dieser Heimatdienst erstreckt sich auch auf den Besuch der Provinzen, was ihnen ermöglicht, sich dauernd über die Entwicklung in England auf dem Laufenden zu halten.

Die Zentrale des D. O. T. in London gliedert sich in zwei Hauptabteilungen nach geographischen und Branchengesichtspunkten, so daß laufend Kenntnisse über die in jedem Markt bestehenden Verhältnisse griffbereit gemacht und andererseits dauernd Kontakt zu allen größeren Industriezweigen in England unterhalten werden können.

4. Finanzgebarung

Das vom D. O. T. zu betreuende Gebiet ist außerordentlich groß. Auf den ersten Blick scheint es fast undenkbar, daß die gegenwärtig verfügbaren Mittel voll ausreichen, um die Aufgabe einer derartigen Behörde zu bewältigen. Andererseits soll ein solcher staatlicher Handelsdienst nicht Budgetschwankungen ausgesetzt sein, denn in Zeiten von Wirtschaftskrisen oder Kreditverknappungen wird der Dienst ja erst von größtem Nutzen. Eine Erhöhung des D. O. T.-Haushaltes ist daher nicht zu befürworten, wenn sie sich bis zu einem Punkt bewegt, von dem vernünftigerweise angenommen werden muß, daß er nicht behauptet werden kann. Trotzdem sollte die Möglichkeit einer Ausdehnung des Wirkungskreises des D. O. T. erwogen werden.

Die Bruttoausgaben zur Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Leistungen des D. O. T. machen wenig mehr als ein Zehntel Prozent des Wertes der direkten britischen Ausfuhr aus. Das kann man schwerlich als übermäßig hoch bezeichnen. Selbst wenn ein noch um 50 % höherer Haushalt bewilligt werden würde, würden die so zusätzlich der Nation (über das Schatzamt) ent-

Kosten der Ausfuhrförderung und Verhältnis zum Ausfuhrwert

Haushalt des D. O. T.[1])			Gesamtwert der britischen Ausfuhr		Verhältnis der Ausgaben des D. O. T. zum Ausfuhrwert	
Haushaltsjahr[2])	£ Brutto	£ Netto[3])	Jahr	£	% Brutto	% Netto
1929/30	515092	378633	1929	729349322	0,071	0,052
1930/31	628035	502972	1930	570755416	0,110	0,088
1931/32	519957	424507	1931	390621598	0,132	0,107
1932/33	517128	375773	1932	365024008	0,146	0,103
1933/34	497108	365478	1933	367909052	0,108	0,099
1934/35	562890	421530	1934	395985521	0,142	0,106
1935/36	574255	417827	1935	425834428	0,135	0,098
1936/37	606960	458371	1936	440718784[4])	0,138	0,104

[1]) Einschließlich der Beihilfen für das Imperial Institute und die Travel and Industrial Development Association.
[2]) läuft vom 1. 4. bis 31. 3.
[3]) nach Berücksichtigung verschiedener Einnahmen (hauptsächlich aus der British Industries Fair), die (obwohl die B.I.F. sich selbst unterhält) in den Brutto-Zahlen einbegriffen sind.
[4]) vorläufige Ziffern.

stehenden Kosten immer noch nur einen sehr geringen Bruchteil der gesamten Ausfuhrumsätze betragen. Sie würden indessen voll und ganz durch die daraus sich ergebenden Vorteile für den Außenhandel ausgeglichen werden.

(Authentische Übertragung aus PEP [Political and Economic Planning], Report on International Trade, London, May 1937, S. 152ff.)

SCHRIFTTUM

PEP (Political and Economic Planning): Report on International Trade. A survey of problems affecting the expansion of international trade with proposals for the development of British commercial policy and export mechanism. London, May 1937. 302 S. 8 s. 6 d.

Zwischen Krönung und Reichskonferenz erschien diese ausgesprochene Gemeinschaftsarbeit, die in mehr als einer Beziehung eine außerordentliche und unerwartete Leistung ist. PEP (Political and Economic Planning) ist, wie es im Vorwort heißt, eine unabhängige, nicht an Parteien gebundene Gruppe von etwa hundert Männern, von Beruf Industrielle, Kaufleute im Verteilungsapparat, Beamte der Staats- und Gemeindebehörden, Hochschullehrer usw., die ihre freie Zeit und ihre besonderen Erfahrungen in den Dienst der Sache stellen. Die Gruppe will soziale und wirtschaftliche Tatbestände systematisch ergründen und neue Wege weisen. Ihre Halbmonatsschrift führt den bezeichnenden Titel „Planning". Nicht uns, aber der interessierten westlichen Welt dürfte die Nachricht unerwartet kommen, daß dieser Bericht mit seiner entschieden planwirtschaftlichen Tendenz nicht in Rom oder Berlin entstand, sondern in Hörweite von "Big Ben", der Turmglocke des Heiligen Hauses der britischen Demokratie. Niemand, der sich mit der Zukunft des Welthandels und der Stellung des einzelnen Staates — und besonders der britischen Commonwealth — in der Weltwirtschaft ernsthaft befaßt, kann an dieser Veröffentlichung vorübergehen, die unseres Wissens der erste, im wesentlichen gelungene Versuch ist, das ganze wirtschaftliche Weltgeschehen seit der großen Krise in politisch-wirtschaftlicher Synopsis zu erfassen.

PEP. stellt sich auf den Boden der Tatsache, daß der wirtschaftliche Nationalismus eine Frucht entwicklungsgesetzlicher wirtschaftlicher und technischer Wandlungen und damit ein wesenmäßig dauernder Faktor ist (essentially a permanent tendency), zumal zahlreiche Krisenmaßnahmen, die als zeitlich begrenzte Eingriffe gedacht waren, mittlerweile Strukturteile wurden. „Zugleich hat die zunehmende Staatskontrolle über die innere Wirtschaft zwangsläufig eine Staatskontrolle auch des Außenhandels herbeigeführt. Das System stärkerer staatlicher Regulierung des Außenhandels, das sich nicht nur auf wirt-

schaftliche Motive gründet, wird bestehen bleiben, selbst wenn es im Laufe der Zeit einem dringend notwendigen Rationalisierungsprozeß unterworfen werden muß, um seinen Aufgaben wirksam nachkommen zu können. Dieser Prozeß ist am weitesten in Deutschland und Italien gediehen, obgleich das dortige System nur in fortgeschrittenerer Form den gleichen Stand der Dinge aufweist, der auch anderwärts herrscht." Die Mitschuld der Briten an der Verschärfung der Lage nach 1931 durch die Ottawa-Vereinbarungen gibt die PEP-Gruppe freimütig zu; als erste Neuorientierung fordert sie die Wiederherstellung des Grundsatzes der „offenen Tür" in den Kronkolonien, deren farbige Bevölkerungen durch den Ausschluß z. B. der japanischen Waren wirtschaftlich hart getroffen worden sind und bis jetzt keineswegs in der Lage waren, die entsprechenden aber teureren Waren aus dem Vereinigten Königreich zu kaufen. Das wird an einem Vergleich des Textilaußenhandels von Malaya und Ceylon mit dem Kenjas und Ugandas, in denen nach den Kongo-Verträgen die „offene Tür" gewahrt blieb, überzeugend verdeutlicht. Im übrigen stärke ein Beharren auf der gegenwärtigen Politik nur die kolonialen Aspirationen der „hungrigen Mächte".

Ein Exkurs über die Grundsätze des Staatseinflusses auf die Wirtschaft trifft eine Unterscheidung zwischen schiedsrichtlicher und lenkender Einflußnahme einerseits und tatsächlicher wirtschaftlicher Exekutive andererseits. Der Staat soll sich primär verantwortlich fühlen für die Interessen der Verbraucher und im übrigen die Exekutive der privaten Wirtschaft überlassen. Daß hierin die Haltung im ganzen noch unklar ist, wird praktisch deutlich an den darauffolgenden Kapiteln, in denen die überkommenen Mittel der Handelsvertragspolitik (Meistbegünstigungsklausel usw.) behandelt werden. Die Schwäche der bilateralen Abkommen liegt nach Meinung der PEP-Gruppe darin, daß die von den Vertragsmärkten ausgeschlossenen Wettbewerber um so energischer in andere, noch „freie" Märkte eindringen. Der Markt für britische Kohle (besonders aus Schottland und Nordostengland) in Skandinavien ist durch die bilateralen Abkommen von 1933 und 1934 wesentlich erweitert worden, die deutschen und polnischen Lieferer wandten sich daraufhin aber um so stärker auf den Mittelmeermarkt, der dadurch zu beträchtlichem Teile (vor allem für die Bergwerke in Süd-Wales) verlorenging. Nur ein internationales Kohlenkartell hätte die Situation ändern können. Dieses Beispiel ist nur eines unter vielen für die Notwendigkeit von Komplementär- und Parallelabkommen der Industrien zu den bilateralen Verträgen, deren Abschluß die PEP-Gruppe nachdrücklich fordert. Diese handelspolitische Aktivierung der Kartellpolitik unter scharfer und dauernder Staatskontrolle hat eine straffe einheitlich geplante Organisation der englischen Industrie zur Voraussetzung, wobei der Staat nur die Wahl hat, durch seine Initiative für alle Teile fruchtbar oder von der Entwicklung zwangsläufig zu solchem Handeln gedrängt zu werden. Ein Präzedenzfall liege in der Beteiligung der britischen Regierung am Abschluß des Internationalen Stahlkartells vor. Von besonderer Wichtigkeit werden nach PEP solche Industrieabmachungen im Empire zwischen den Fertigwarenindustrien der Dominien, Großbritanniens und fremder Länder.

Eine ausführliche Erörterung der Methoden der britischen Exporteure, die die auf S. 804ff. wiedergegebene Schilderung der staatlichen englischen Ausfuhrförderung enthält, schließt mit einer Empfehlung eines großzügigen Ausbaues des diplomatischen Handelsdienstes des Department of Overseas Trade (Erhöhung der Gehälter und der Zahl der Beamten auf den Auslandsposten, Erweiterung der Reisemöglichkeiten der leitenden Auslandsbeamten, vornehmlich zum Zwecke der Begleitung von britischen Firmenvertretern durch das betreffende Gebiet usw.).

Im Teil über die Finanzierung des Außenhandels wird nach einer ausgezeichneten Analyse der vorhandenen Möglichkeiten eine ziemlich scharfe Attacke gegen die „Diktatur des Schatzamtes" auf dem Gebiete der Kontrolle der Auslandsinvestitionen geritten, die keine statutarische Grundlage hat und auch durch die Einsetzung des Foreign Transactions (Advisory) Committee nicht an Popularität gewann. Tatsächlich wird die Auslandsbeteiligung durch den Kauf von Industriepapieren an den Börsen nicht kontrolliert, während sich alle neuen Emissionen bzw. alle großen Objekte der „Diktatur" beugen müssen. „Mangels eines totalen Kontrollsystems in Form der Zuteilung von Erlaubnisscheinen für sämtliche Geschäfte mit ausländischen Staaten, wie es z. B.

in Deutschland geschieht, können die internationalen Kapitalbewegungen auf die Dauer nicht wirksam überwacht werden." Bei halber Kontrolle geschieht gerade das Unerwünschte. Auch das Export Credits Gurantee Department erfreut sich nicht besonderer Beliebtheit, es macht privaten Exportversicherungsunternehmern über Gebühr Konkurrenz.

Die Arbeit bringt in drei Anhängen vorbildlich ausgewähltes statistisches Material und eine Zusammenstellung der wichtigsten Punkte aller bilateralen britischen Handelsabkommen seit Ottawa. —sft—

A. K. Chesterton: Mosley — Geschichte und Programm des britischen Faschismus. Aus dem englischen Original „Oswald Mosley-Portrait of a Leader" übertragen von Erich Boehme. E. A. Seemann, Leipzig 1937. 258 S., 4 Taf., 8°. Geb. RM. 4.50.

Nach den vielen mehr oder weniger dilettantischen Darstellungen des britischen Faschismus in Flugschriftenform erfreut das vorliegende Werk eines der leitenden Männer der British Union of Fascists and National Socialists durch seine sachliche Klarheit und Abrundung. Die persönliche und politische Laufbahn des am 16. November 1896 geborenen Sir Oswald Mosley vom 22jährigen konservativen „Unterhausbaby" über eine fast siebenjährige Angehörigkeit zur Labour-Partei und einem mißglückten Zwischenspiel einer eigenen parlamentarischen Gruppe bis zur endgültigen Lossage vom demokratischen Parteisystem Anfang 1932 wird mit vielen, nur dem sehr Englandkundigen ohne weiteres verständlichen Wahlkampfeinzelheiten ausführlich geschildert. Kurz vor seinem Bruch mit der Labour-Partei gab Mosley im Dezember 1930 mit 17 anderen Labour-Abgeordneten unter dem Titel „Eine nationale Politik für nationale Not" ein Manifest heraus. Der bekannte Londoner Publizist J. L. Garvin schrieb damals: „Es wäre ein Leichtes, das Mosley-Manifest in seinen Einzelheiten mit Einwendungen zu überschütten. Sein Wert liegt aber in der ganz klaren Erkenntnis, daß ohne ein nationales Erwachen zu dem Bewußtsein, daß wir Friedensenergie in Kriegsstärke brauchen, das Britische Reich nicht bestehen und Englands traditionelle große Weltstellung nicht dauern kann." Die „Friedensenergie in Kriegsstärke", das ist die totale Mobilmachung des Volkes; „die Regierung muß unbedingt über die uneingeschränkte Mitarbeit aller Teile der Gemeinschaft verfügen" (S. 225). Ch. macht — fast unausgesprochen — durch das ganze Buch klar, daß Mosley seine Sendung aus seinem Weltkriegs-Fronterlebnis bezieht (Sir Oswald kehrte schwerverwundet heim). Eine hohe Meinung besitzt er nach Ch. vom englischen Civil Service, d. h. von der Lauterkeit und Intelligenz des Engländertums in den Whitehall-Ministerien, im Gegensatz zu Parlament und City.

In den Abschnitten XVI und XVII (S. 210ff.) werden die Wirtschaftspolitik und der Korporativstaat des britischen Faschismus — unter Orientierung an den Fehlern der liberalen Wirtschaft des 19. Jahrhunderts — entwickelt; programmatisch läuft die wirtschaftspolitische Linie auf eine „englisch-nationale" oder zumindest „britisch-imperiale" Isolierung mit drastischer Verringerung des übrigen Außenhandels und totaler Planung der inneren Wirtschaft heraus. Wirtschaftlich-kulturpolitisch interessiert im Zusammenhang mit dem auf S. 800ff. Gesagtem eine Stelle aus der Ch.schen Kritik an den gegenwärtigen wirtschaftlichen Zuständen (S. 174): „Das Kino, das eine ganz große kulturelle Mission zu erfüllen hat, ist amerikanischen und jüdischen Geldleuten in die Hände gefallen und muß das Seine zur allgemeinen Demoralisation des Volkes beitragen. Dem englischen Volk, so reich durch seine Freude an Fest und Feier, so reich an ruhmvollen Erinnerungen an Heldentum, Abenteuer und wagende Kühnheit, wird statt dessen eine jüdisch-amerikanische Pseudokultur aufgeprägt, die dem eigenen, herrlichen kulturellen Erbe Englands völlig fremd ist." —sft—

Andrei Russinow: Die große Täuschung — Aufzeichnungen aus Sowjet-Rußland, die der GPU. entgangen sind. Hellmuth Wollermann, Braunschweig 1936. 318 S. Geb. RM. 5.80.

„Der Student des 7. Semesters in der Physikalisch-mathematischen Fakultät der Leningrader Universität, Andrei Russinow, ist infolge einer sozialen Säuberung aus der Universität ausgeschlossen, ohne das Recht, eine andere Universität oder Fachschule Sowjetrußlands besuchen zu dürfen, und wird der Archangelsker Arbeitsbörse überwiesen zur Ausnutzung seiner Spezialität als Topograph. Leningrad, den 25. September 1927." Mit diesem Verbannungsbefehl setzt die Erzählung des Studenten Russinow ein, die in schmuckloser, sachlicher Reportage das graue Alltags-

leben in den Städten des Sowjetstaates und in den Zwangssiedlungen des subarktischen russischen Nordens plastisch macht. Es wird der Schleier gerade von den Dingen weggerissen, von denen sich der Beobachter in Westeuropa so schwer eine Vorstellung machen kann: davon, wie der einfache russische Mensch, ob nun unvorbelastet oder als gezeichneter ehemaliger Bourgeois, sein Dasein zwischen Speiselokal und Arbeitsmeldestelle fristet. Obgleich ohne wissenschaftlich verarbeitete Substanz (vgl. indessen das geschickte Resümee auf S. 246ff.), ist dieses Erlebnisbuch dennoch gerade für unsere Fragestellung von großem heuristischen Wert. Das Besondere des Buches in dieser Hinsicht ist der immer wiederkehrende — belegte — Hinweis auf den Raubbau der Sowjet-Holzwirtschaft am russischen Walde. —km—

Madison Grant: Die Eroberung eines Kontinents oder Die Verbreitung der Rassen in Amerika. Mit einem Geleitwort zur deutschen Ausgabe von Eugen Fischer und einer Einführung von Henry Fairfield Osborn. Ins Deutsche übersetzt von Else Mez. Berlin: Alfred Metzner Verlag (1937). XII, 232 S. Leinen 8.50.

Das neue Werk des durch sein früheres, 1925 ins Deutsche übersetztes Buch „Der Untergang der großen Rasse" bei uns wohlbekannten nordamerikanischen Rassenforschers ist der ungemein interessante Versuch, die Bevölkerungsgeschichte Nordamerikas in bezug auf die rassische Zusammensetzung darzustellen. Die grundlegende These Grants ist, daß Volkstum und Kultur der Vereinigten Staaten ganz überwiegend von Protestanten nordischer Rasse geschaffen worden seien. Zu diesen eigentlichen Schöpfern der Union rechnet Grant vor allem die Engländer und Schotten, dann die Skandinavier und mit gewissen Einschränkungen auch die Iren und die Deutschen. Die deutsche Einwanderung wird dabei von ihm nicht besonders sympathisch beurteilt; Eugen Fischer weist in seinem Vorwort mit Recht darauf hin, daß Grant den Anteil der nordischen Rasse am deutschen Volke zu gering einschätzt. Doch ist hier nicht der Ort, auf derartige Fragen näher einzugehen. Für die Leser dieser Zeitschrift sind vor allem wichtig die Konsequenzen, die Grant aus seiner Grundthese für die Beurteilung der heutigen Einwanderung in die Vereinigten Staaten zieht. Der nordische Charakter der USA. wird nach ihm von drei Seiten her bedroht: einmal durch die farbige Bevölkerung der USA., vor allem die Negerbevölkerung als „Vermächtnis der Sklaverei"; dann durch die nichtnordische Einwanderung aus Süd-, Südost- und Osteuropa; schließlich durch die teils farbige, teils zwar weiße, aber nicht nordische Einwanderung aus Mittel- und Südamerika. Die nichtnordische europäische Einwanderung sei durch die Quotengesetzgebung weitgehend abgebremst worden; Grant bestätigt damit, daß bei der Einwanderungsgesetzgebung der USA. in der Nachkriegszeit überwiegend rassenpolitische, also nicht unmittelbar ökonomische Faktoren eine Rolle gespielt haben. Die größte Gefahr liege heute in der völlig unbeschränkten Zuwanderung aus Lateinamerika. Im Interesse des vorwiegend nordischen Rassencharakters der USA. fordert Grant deshalb ein völliges Verbot jeglicher Einwanderung überhaupt, um dadurch den bisherigen Beschwerden über die unterschiedliche Behandlung der Asiaten — vor allem der Japaner — den Boden zu entziehen. Mindestens aber müßten für die Länder im Süden der Vereinigten Staaten — also nicht für das großenteils nordische Kanada! — die gleichen Einwanderungsquoten wie für die europäischen Länder festgesetzt werden. Da bei der Beurteilung der Einwanderung in den USA. rassenpolitische und sozialpolitische Argumente weitgehend übereinstimmen, erscheint es durchaus denkbar, daß in absehbarer Zeit eine Verschärfung der nordamerikanischen Einwanderungsgesetzgebung in der von Grant geforderten Richtung Wirklichkeit wird. Jedenfalls ist Grants Buch ein interessanter Beweis für die große Bedeutung, die heute den nichtökonomischen Faktoren bei der Regelung der Wanderungen durch die Staaten zukommt. Die Herausgabe des Grantschen Buches in deutscher Sprache ist, wenn auch die Übersetzung in einer Reihe von Einzelheiten zu wünschen übrig läßt, dankbar zu begrüßen; seine Lektüre ist jedem zu empfehlen, der an den Problemen der USA. oder der Wanderungsbewegungen und ihrer staatlichen Regelung interessiert ist. —kcth—

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes: Dr. habil. Heinrich Rittershausen, Dozent an der Universität Frankfurt a. M., Bad Homburg v. d. H., Lohrbachstraße 17; Dr. Wolfgang Volwassen, Berlin-Grunewald, Gillstraße 5; Anschrift der Schriftleitung: Schriftleiter Dr. Arnold Seifert, Leipzig C 1, Markt 4.

COLIN ROSS:
Zwischen Nord- und Südamerika

Auf das Verbindungsstück zwischen den beiden amerikanischen Kontinenten wirken nicht nur in der Nord-Südrichtung Völkerströme, Kräfte und Zerrungen ein, sondern auch in ostwestlicher Richtung. Nicht nur an die atlantische, sondern auch an die pazifische Küste spülen fremde Einflüsse. Und diese Einflüsse werden wachsen mit den modernen Mitteln und Möglichkeiten, die Weite von Weltmeeren auf die Breite von Gräben zusammenzudrücken. Alle Bemühungen, die fernöstlichen Einflüsse zurückzudämmen, werden sie auf die Dauer nicht restlos abhalten können.

Das Rassenbabel der beiden Städte Panama und Colon ist symptomatisch für das ganze Gebiet um das Karibische Meer. Europa, Asien und Afrika treffen sich hier auf amerikanischem Boden. Auf einem erheblichen Teil der Antillen ist das Ringen bereits zugunsten der schwarzen Rasse entschieden. In Mexiko und Mittelamerika holt die indianische zum entscheidenden Schlage aus.

Allerdings, wenn die Ideologie der heute in Mexiko herrschenden Schichten indianisch ist, wenn die jungen Intellektuellen, auch soweit sie ganz oder teilweise europäischer Abstammung sind, sich bemühen, „rot" zu denken, wenn sie das spanische Erbe ihres Landes schmähen und das indianische rühmen, so nicht weil die Herrschaft des Indios heute bereits eine Tatsache wäre oder auch nur unmittelbar bevorstünde, sondern ganz im Gegenteil. Die P.N.R. (Partido Nacional Revolucionario), die regierende Partei ebenso wie die Regierung, die Arbeiterorganisationen, die Studenten- und Künstlerschaft reden nur deshalb soviel von den Rechten des roten Mannes und der Wiedergutmachung des ihm angetanen Unrechtes, weil sie den „indianischen Traum" eben wirklich nur für einen Traum halten. Ja, ich glaube, die wenigsten sind fähig, sich überhaupt nur in allen Folgen durchzudenken, was die „Wiederaufrichtung des Aztekenreiches", die tatsächliche Herrschaft des Indios, für Mexiko und insbesondere auch für sie selber bedeuten würde.

Es gibt Vorstellungen, die so unwirklich scheinen, daß sie gerade deshalb gedacht werden, und zwar von den Kreisen, Ständen oder Völkern, gegen die sie sich richten. Gerade weil sie unwahrscheinlich dünken, so bar jeder Verwirklichungsmöglichkeit, kann man sich spielerisch mit ihnen beschäftigen. So schuf die gedankliche Grundlage für jeden Umsturz in der Weltgeschichte fast immer die herrschende Schicht selber. Das gilt vom Römischen Reich wie von der Weltherrschaft der katholischen Kirche, vom Frankreich der Ludwige wie dem zaristischen Rußland. Und es ist nur bezeichnend, daß auf dem Höhepunkt der weißen Herrschaft das intellektuelle Europa sich für die unterdrückten farbigen Rassen zu begeistern begann, daß Engländer gegen die „Unmoral und das Unrecht der britischen Herrschaft in Indien" aufstanden.

In Mexiko kommt noch ein zweites hinzu. Hier ist es überaus populär, für die Indianer einzutreten und überaus billig — der Tag scheint so fern, wo der Indianer mit den Brocken des enteigneten weißen Landes, die man ihm hinwirft, nicht mehr zufrieden ist, sondern auch dem Mestizen seine Rechnung präsentiert und die Erfüllung der ihm gemachten Versprechungen fordert.

Mexiko wird heute von Mestizen regiert. Selbst wenn die leitenden Männer in Regierung, Partei, Presse und Gewerkschaften rein europäischen oder indianischen Blutes sein mögen, sind ihre Gedankengänge die der Mestizen. Die Ideologie ist mestizisch, die Terminologie aber indianisch.

Dabei machen jedoch die Mestizen heute den gleichen Fehler wie seinerzeit die Kreolen. Als diese die spanische Herrschaft stürzten und den „Plano de Iguala" aufstellten, das Programm der Gleichheit, da dachten sie lediglich an die Gleichheit mit den Gapuchines, den in Europa geborenen Spaniern, die ihnen bisher auf Schritt und Tritt vorgezogen worden waren, nicht etwa an die der Mestizen oder gar die der Indianer.

Aber es ist eine uralte Erfahrung, daß man Ideen nicht ungestraft in die Welt setzen kann. Jeder einmal formulierte und in Worte gefaßte Gedanke ist eine Kraft, die nach Verwirklichung trachtet, einerlei ob dies ihren Urhebern erwünscht ist oder nicht. So wirkte auch der nach der Erklärung der mexikanischen Unabhängigkeit feierlich verkündete Gleichheitsplan. Während der ersten Epoche der Republik wurden die Gapuchines so weit zurückgedrängt, daß heute ein aus Spanien Gebürtiger in Mexiko ein rechtloser, ungern gesehener Landfremder ist. Und in der Epoche, die mit den Namen Obregon und Calles zu Ende geht, vollendet sich das Schicksal der Kreolen in der gleichen Weise. Die in Mexiko geborenen Weißen sind heute ohne Macht, ohne Ansehen, fast wäre man versucht zu sagen: ohne Ehre. Jedenfalls können sie in dem Lande, das auch ihre Heimat ist, und das ihre Vorväter in erster Linie mitgeschaffen, erst dadurch zu Einfluß gelangen, daß sie sich ihrer weißen Erstgeburt begeben und womöglich noch lauter als die andern den Charakter Mexikos als eines indianischen Landes betonen.

Dabei ist es — das muß nochmals ausdrücklich betont werden, bis zu einer wirklichen indianischen Herrschaft noch ein weiter Weg. Das fällt einem immer wieder sofort auf, wenn man vom Lande, womöglich aus entlegenen Staaten wie Oaxaca in die Hauptstadt zurückkommt. Man ist dann jedesmal überrascht, wie hell doch noch die allgemeine Hautfarbe in Mexiko City ist, auch auf den Ämtern und Behörden. Der Indianer zählt nur in der Idee mit, als Masse, die man in Wahl- oder Revolutionszeiten für die eigenen Pläne mobilisiert. Die Bezeichnung „Indio" ist in den Kreisen des verstädterten indianischen Proletariats häufig noch immer eine Beleidigung. Und die Regierenden und Gebildeten, die die ursprünglichen indianischen Lebensformen so laut preisen, sind doch weit davon entfernt, sie anzunehmen.

Im Verlaufe der Revolution haben die Mestizen die Indianer bewaffnet. Sie

haben ihnen nach dem Siege dieser Revolution einen Teil des Landes gegeben, das man dem weißen Grundbesitzer genommen — das beste hat man für sich selber behalten — allein an die Verwirklichung all der schönen Reden von Mexiko als einem Indianerland, an eine wirkliche Einordnung der indianischen Massen in den modernen oder vielmehr übermodernen Staat, den man aufzubauen im Begriffe ist, hat wohl kaum einer der führenden Männer je ernstlich gedacht.

Es fehlt überhaupt an einer leitenden Idee, und das ist das größte Unglück Mexikos. Je nach Bedarf ist man das eine oder das andere. Gegenüber den Massen können die führenden Männer ihren Kommunismus im allgemeinen nicht laut genug betonen; den Ausländern gegenüber aber, deren Kapital man braucht, weist man darauf hin, wie sehr der mexikanische Staat auf der Idee des Privateigentums beruhe, und wie das Streben, eine starke Kleinbauernschicht zu schaffen, doch allen kommunistischen Tendenzen entgegengesetzt sei.

Man will Mexiko zu einem sozialistischen Staate machen, man zieht einen flammenden mexikanischen Nationalismus hoch und verhöhnt und bekämpft gleichzeitig den Gedanken eines mexikanischen Nationalsozialismus. Auf dem großen Wandgemälde Diego Riveras im Treppenhaus des Nationalpalastes, das nicht nur die Geschichte der mexikanischen Revolution, sondern auch ihre Ideen und ihre Ziele wiederzugeben versucht, zeigt ein Arbeiter, der das Marxsche „Kapital" unter seinen Arm geklemmt hat, hohnlachend auf einen karrikiert gezeichneten Professor, der unter dem Hakenkreuz seinen ebenso veralbert dargestellten Zuhörern einen „mexikanischen Nationalsozialismus" zu predigen sucht.

Man redet und schreibt vom „indianischen Kommunismus", meint damit aber weniger die den Ureinwohnern eigentümliche, blutgebundene Gemeinwirtschaft, sondern einen vagen, internationalen Marxismus, der jedoch auch nur Theorie bleibt. Wenigstens handeln die zu Macht und Reichtum gelangten Revolutionäre auf ihren eigenen Gütern und in ihren eigenen Betrieben durchaus nach kapitalistischen Grundsätzen.

Man redet von einem mexikanischen Volke und handelt, als könne man mit einem Federstrich und etlichen hundert oder tausend Schulen wirklich ein einheitliches Volk aus einem Bevölkerungsgemisch machen, das nicht nur nach Rassen und Klassen, sondern auch entwicklungsgeschichtlich durch Abgründe voneinander getrennt ist. Im heutigen Mexiko leben gewissermaßen noch alle Zeitalter nebeneinander.

Nun ist es freilich leicht zu kritisieren, jedoch hoffnungslos schwierig, die Vielfalt der Erscheinungen, Kräfte und Ströme in einem Lande wie Mexiko auch nur unter einer Leitidee zu vereinen, geschweige denn diese in die Tat umzusetzen. Mit dem Schlagwort „Mexiko den Mexikanern" ist es nicht getan, solange man den Begriff Mexiko noch nicht definieren kann und es so etwas wie ein mexikanisches Volk noch kaum in den ersten Ansätzen gibt.

Mexiko war die Jahrtausende hindurch ein Indianerland, das zwar hohe Kulturen hervorbrachte, in denen aber eine die andere ablöste und eine Erobererwelle auf die andere folgte. Dann bestand es drei Jahrhunderte lang als Kolonialland, in dem eine weiße Herrenrasse die indianische Masse beherrschte, nicht immer gerecht, oft unnötig hart, aber sie gab dem Lande doch, was es unter indianischer Herrschaft nicht gekannt hatte; Frieden und leidliche Sicherheit für Leib und Leben.

Das letzte Jahrhundert sah den Versuch der Selbstregierung unter langsamem, aber stetigem Ersatz der weißen Herrschaft durch die rote. Heute ist die Stunde des Mestizen. Dieser behauptet, das wirkliche Mexiko zu repräsentieren. Allein alle Anzeichen deuten darauf hin, daß nicht nur die Radikalisierung, sondern auch die Rückindianisierung Mexikos unaufhaltsam fortschreiten wird, allerdings von häufigen und teilweise erheblichen Rückschlägen unterbrochen. Im großen ganzen aber kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß sich das Rad der Geschichte im gleichen Sinn weiterdreht, daß der Mestize als Machthaber dem Kreolen, den er verdrängte, nachfolgen wird, und daß an seine Stelle schließlich der Indio tritt.

Eine Einschränkung muß man allerdings machen: vorausgesetzt, daß nicht eine Einwirkung von außen diese Entwicklung unterbricht oder ganz aufhält. Auf Mexiko fällt ja vom ersten Tage seines staatlichen Eigenlebens an der Schatten der Vereinigten Staaten. Die Entwicklung in USA. bestimmt oder beeinflußt zum mindesten auch die künftigen Geschicke Mexikos.

Nun erklärte allerdings am 28. Dezember 1933 Präsident Franklin D. Roosevelt feierlich, es sei von nun ab die endgültige Politik der Vereinigten Staaten, sich in Zukunft jeder bewaffneten Einmischung in die übrigen amerikanischen Staaten zu enthalten. Das hieße auch für Mexiko, daß es endlich und endgültig von dem lastenden Druck und der ewigen Furcht vor einem neuen amerikanischen Einmarsch und dem Verlust weiteren Gebietes befreit wäre, wenn — ja wenn sich auch die feierlichsten Versicherungen im Verlauf der Weltgeschichte nicht noch immer als leere Worte erwiesen hätten. Ich glaube, ein Statistiker hat einmal ausgerechnet, daß die Durchschnittsdauer aller „für die Ewigkeit" geschlossenen Staatsverträge auf etwa — ein halbes Jahr beläuft. Was soll man da von einseitigen Erklärungen erwarten! Und so wird der Schatten des großen Nachbarn auch weiterhin auf das Land südlich des Rio Grande fallen.

Die Beziehungen Mexikos zu den Vereinigten Staaten lassen sich mit einem Satze umreißen; ersteres hat 16 Millionen Einwohner, letzteres 125. Das sagt alles. Erschwerend kommt hinzu, daß von den 16 Millionen nur etwa eine halbe Million Weiße sind, von den 125 dagegen 113 Millionen. Die einen haben alles Geld, alle Maschinen, die andern sind in beidem von dem großen Nachbar abhängig. Mexiko ist zwar eines der reichsten Gold- und Silberländer der Welt, allein 80% von dem gesamten Wert aller seiner Minen befinden sich in Händen der Yankees. Mit den Ölschätzen steht es nicht viel besser, und die übrigen Industrien, insbesondere Elek-

trizitäts- und Wasserwerke, Straßenbahnen, Telegraphen- und Telephonanlagen beginnen die Amerikaner langsam in die Hand zu bekommen, nicht zum wenigsten durch Auskaufen der bisherigen britischen Eigentümer. Von der gesamten mexikanischen Einfuhr entfallen zwei Drittel auf die Vereinigten Staaten; von den etwa 75 000 in Mexiko laufenden Autos sind 99% in den USA. hergestellt.

Roosevelt mag es noch so ehrlich meinen mit seiner Nichtinterventionspolitik, es mag sein, daß die Umstände sich als stärker erweisen als er, beziehungsweise sein Nachfolger. Im Grunde ist die Haltung der Vereinigten Staaten gegenüber ihrem südlichen Nachbarn immer die gleiche geblieben, ganz unabhängig davon, wie der jeweilige Präsident hieß, und was dessen offizielle Politik war. Die maßgebende Triebfeder war immer der Drang nach dem warmen, reichen und — wehrlosen Lande. Das Ziel blieb immer dasselbe, mochten die Mittel, mit denen es angestrebt wurde, auch voneinander abweichen. Bald waren es abenteuernde Flibustier, die die Abtrennung von Texas herbeiführen, bald offener Krieg, der Mexiko Kalifornien und Arizona kostete, bald erzwungene Verkäufe wie der „Gadsen-Verkauf", bald „friedliche wirtschaftliche Durchdringung" wie in den letzten Jahrzehnten. Die Folge war für Mexiko immer ein Verlust, sei es an Land und Leuten, an politischer und wirtschaftlicher Selbständigkeit oder an Einfluß und Eigenart.

Noch belastender aber und gefährlicher für Mexikos Unabhängigkeit war der Bau des Panamakanals. Damit hat die Union ihr Ziel gesteckt und Mittelamerika endgültig von dem übrigen Lateinamerika abgeschnitten. Die Monroedoktrin bedeutet heute nicht mehr so sehr den Schutz beider Amerika vor etwaigen Kolonisationsversuchen und Annexionswünschen Europas als in erster Linie die Beanspruchung der ganzen Neuen Welt für die USA. In Südamerika wird sich trotz allen Vordringens der Amerikaner dieser Anspruch nicht einmal in wirtschaftlicher Hinsicht voll verwirklichen lassen. Die panamerikanische Idee ist ein Luftgespinst trotz aller panamerikanischen Konferenzen. Amerika vom Pol bis Panama aber ist ein realpolitischer Begriff, der nach Verwirklichung trachtet.

Diese Überlegungen erscheinen im Augenblick nicht aktuell, der Vormarsch nach Panama ist seit einiger Zeit zum Stillstand gekommen, die USA. bemühen sich sogar um eine besonders freundliche Haltung Mexiko gegenüber. Außerdem haben die Amerikaner jetzt und für die nächste Zukunft derartige Schwierigkeiten im eigenen Lande, daß sie an außenpolitische Abenteuer nicht denken können.

Aber deswegen wird der Weg nach Panama doch weiter verfolgt, wenn auch mit andern Mitteln. Und wenn man es sich überlegt, sind diese Mittel richtig und zeitgemäß. Das starke Nationalgefühl, das Mexiko ebenso wie alle übrigen Völker der Erde ergriffen hat, läßt heute eine amerikanische Invasion unvergleichlich schwieriger erscheinen als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Amerikaner haben durch die mißglückte Pershingexpedition gegen Villa einen Vorgeschmack bekommen. Das größte Problem liegt jedoch nicht in der Aneignung, sondern in der

Angleichung mexikanischen Gebietes. Diese Angleichung ist selbst mit manchen Gegenden von Texas nach hundertjähriger Besetzung noch nicht restlos gelungen. Sie würde heute wahrscheinlich unmöglich sein, falls nicht die innerpolitischen Verhältnisse Annexion wie Amerikanisierung wenigstens einem erheblichen Teile der Bevölkerung Mexikos wünschenswert erscheinen lassen.

Diesem Zustand aber treibt das heutige Mexiko zu. Es ist gegenwärtig ein Mestizenstaat, der noch ohne die ihm gemäße Form und Lebensordnung ist. Es hat sich noch keine neue Rasse gebildet, noch eine neue Kultur, die dem Lande gemäß ist. Die Spanier haben indianische Kultur, Religion und Sozialstruktur ausgerottet, soweit ihnen das möglich war; die Mestizen versuchen das gleiche mit der spanischen. Da sie jedoch nichts Eigenes an deren Stelle zu setzen haben, weder an materiellen noch an ideellen Werten, so wußten sie nichts Besseres als entweder ein Zurück zum indianischen Ideal oder Voraus zum amerikanischen.

Diese beiden Tendenzen haben im Verlauf der letzten Jahrzehnte miteinander abgewechselt. Augenblicklich verfolgt man beide gleichzeitig, indem man „Mexiko den Mexikanern" ruft, wobei jeder sich etwas anderes darunter vorstellt und sich ein anderes Bild von dem erträumten Idealland macht.

Diese gleichzeitige Indianisierung und Amerikanisierung könnte unter einem überragenden genialen Führer zu einer Integration führen, zu einer Ineinanderfügung von an sich gegensätzlichen Teilen zu einem harmonischen Ganzen. Ein derartiger Versuch ist jedoch nur mit Hilfe einer weitblickenden und selbstlosen Oberschicht durchführbar. An dieser aber fehlt es einstweilen. Der alte Adel ist ausgerottet, demoralisiert oder beiseitegeschoben, und eine neue Elite hat sich kaum in Ansätzen gebildet. Was ich von studentischem Nachwuchs erlebte, war ein Muster hoffnungsloser Disziplinlosigkeit und ideenmäßiger Zerfahrenheit.

Eine Politik gleichzeitiger Indianisierung und Amerikanisierung ist nur aussichtsreich bei sorgfältiger Auslese und Dosierung. Sie ist nur durchführbar bei Teilung des Volkes in einen „indianischen" und einen „amerikanischen" Teil. Beide können und sollen zwar gleichberechtigt und gleichwertig sein, allein in einer politisch wie wirtschaftlich nun einmal im wesentlichen „amerikanisierten" Welt kann ein solcher Staat sich doch nur dann behaupten, wenn die „amerikanische" Schicht die Führung in Händen hält.

Dazu aber ist sie in Mexiko zahlenmäßig zu schwach. Weiß, mestizisch und indianisch sind im lateinischen Amerika von je nicht nur Rassen- sondern auch Klassenunterschiede gewesen. Ein Indianer, der ein kleines Geschäft aufmachte, rückte in die Kaste der Mestizen, kam er zu Geld und Ansehen, so wurde er damit ein „Weißer" und auch gesellschaftlich als solcher anerkannt. Das hat sich in manchen Ländern wie insbesondere in Mexiko geändert oder fast ins Gegenteil verkehrt. Geblieben aber ist, daß „Rassenunterschiede" nicht das gleiche bedeuten wie bei uns. So könnte die „amerikanische" Führerschicht sich auch zu einem ge-

wissen Teil aus Mestizen, ja aus Vollblutindianern zusammensetzen. Voraussetzung aber wäre, daß sie das Wesen dieses „Amerikanismus" in seiner Bedeutung für Mexiko erfaßten, vor allem zum Ausgleich gegen die angestrebte Re-Indianisierung der Massen der Bevölkerung.

Davon ist heute jedoch auch nicht im entferntesten die Rede. Weder ist man sich bewußt, welche Teile des indianischen Kultur- und Gedankengutes erhalten, respektive dem Volke wiedergegeben werden sollten, noch trifft man die geringste Auslese der amerikanischen Güter, Ideen, Sitten und Gedanken. Man amerikanisiert ebenso wahllos wie man indianisiert, indem man entwurzeltes Landproletariat zur Wirtschaftsform der Ejidos zurückzuführen versucht.

Als wohlmeinender Fremder, ich glaube nicht nur als Europäer, sondern selbst als kritisch eingestellter Amerikaner — kann man nur entsetzt sein über den Wust amerikanischer Dinge und Gedanken, der ununterbrochen auf das mexikanische Volk herabregnet — wenigstens soweit es in Städten lebt. Diese Amerikanisierung umfaßt Schlagzeilen der Zeitungen wie Drugstores, Patentmedizinen, wie Anbetung von Hollywood-Filmstars, Anglisierung der spanischen Sprache wie Verbrecherkult.

Die Hauptkanäle dieser Amerikanisierung sind Zeitungen und Zeitschriften, Kino und Radio wie die Schicht der mexikanischen Wanderarbeiter in USA., deren Zahl die Million überschreitet. Der Nachrichtendienst der mexikanischen Zeitungen, der vor etwa zwei Jahrzehnten noch aus europäischen Quellen gespeist wurde, liegt heute restlos in amerikanischen Händen. Selbst über die Vorgänge in ihrem eigenen Land werden die Mexikaner hauptsächlich auf dem Wege über die amerikanischen Agenturen unterrichtet. Mexikanische Journalisten sind gleichzeitig Vertreter dieser Agenturen und somit amerikanisch beeinflußt, ganz abgesehen von dem Druck des amerikanischen Kapitals auf die Zeitungen durch den Inseratenteil.

Die Filme sind trotz der Versuche, eine mexikanische Filmindustrie ins Leben zu rufen, so gut wie restlos amerikanisch. Da es sich überwiegend um Tonfilme in englischer Sprache mit spanischen Titeln handelt, wird die Sprache angelsächsisch beeinflußt wie auch durch Sport und Technik. In letzterer ist mindestens die Hälfte aller Bezeichnungen und Ausdrücke englisch.

Die Annahme amerikanischen Lebensstandards und die Gewöhnung an amerikanische Bedürfnisse wird weiter, insbesondere auch indianischen Schichten, durch die Arbeiterpolitik der Regierung ermöglicht, die durch Druck auf das ausländische Kapital die Löhne dauernd zu heben sucht. Die Wanderarbeiter aus USA. sind ohnehin an beides gewöhnt und in ihren Ansprüchen wie Ansichten weitestgehend amerikanisiert.

Mit dieser Lohnpolitik und dem Anstreben eines möglichst hohen Lebensstandards ist jedoch die gleichzeitige Indianisierung nicht vereinbar. Indianische Wirt-

schaftsform, wie sie in dem kommunistischen Besitz der Ejidos ihren Ausdruck findet, begnügt sich mit bescheidenster Selbstversorgung. Es genügt ihr, daß alle satt werden, und zwar satt mit Mais und Bohnen. Für amerikanische Luxusbedürfnisse bleibt nichts. Wenn diese neugeschaffenen Ejido-Indianer sie trotzdem befriedigen können, so durch den Raubbau, den sie treiben und die Unterstützung, die sie von der Regierung erhalten, die selber von dem ausländischen Kapital lebt, das sie bekämpft.

Mit dem Indianisierungsstreben der Regierung und der herrschenden Partei, der Partido Nacional Revolucionario, ist ferner ihr Erziehungsprogramm wie ihre Schulpolitik nicht vereinbar. Man will Mexiko wieder zu einem Indianerland machen und benützt dazu das typisch amerikanische Idol eines Glaubens an die unbegrenzten Wirkungen der Erziehung. Weder die Schul- noch die Kirchenpolitik der Regierung sind geeignete Mittel zur Re-Indianisierung Mexikos. Die christliche Religion Mexikos in ihrer heutigen halb heidnischen Form ist ein wesentliches Element des Indianertums. Sie dem Indio nehmen, ohne ihm etwas Gleichwertiges an ihrer Statt zu geben, heißt ihn seelisch entwurzeln und zu einem gefährlichen Flugsand machen, der chaotische Folgen auslösen kann.

Das Mexiko der Obregon, Calles und Cardenas macht eine revolutionäre Ruhepause durch. Zahlreiche europäische wie amerikanische Reisende, Gelehrte wie Schriftsteller haben sie als den Anbruch einer völlig neuen Zeit gepriesen, einer Epoche des Friedens, der Ordnung und des ununterbrochenen Aufschwunges. Ich vermag das nicht zu glauben, so sehr ich es dem geplagten Lande wünschen möchte. Die Revolution von 1914 bis 1924 war ein furchtbarer Aderlaß. Das Volk ist heute einfach erschöpft und zu enttäuscht, um sich so leicht in einen neuen großen Aufstand um Grundsätzliches stürzen zu lassen. Das bedeutet nicht, daß es an Aufruhr fehlt. Der hat im Gegenteil bereits wieder eingesetzt, wenn auch wenig davon in die Öffentlichkeit dringt. Und es sieht beinahe so aus, als sollte das uralte Spiel des Kampfes um die Macht weitergehen.

Nur — die Bedingungen dafür werden immer schwieriger, die Masse ein immer gefährlicheres, ständig schwerer zu kontrollierendes Element. Außerdem hat das Anwachsen der fremden Kapitalinteressen, insbesondere der amerikanischen, die außenpolitische Lage kompliziert und eine Intervention der Vereinigten Staaten nähergerückt.

Die USA. haben sich nach dem Zusammenbruch des maximilianischen Kaiserreiches wie zur Zeit der Villaschen Überfälle auf amerikanisches Gebiet die Gelegenheit zu weiterer Annexion mexikanischen Gebietes entgehen lassen. Beide Malé aus innerpolitischen Gründen; beim letzten Male spielte allerdings auch die Weltlage mit. Auf den ersten Blick scheint die Union günstige Möglichkeiten verpaßt zu haben, von weiten weltpolitischen Gesichtspunkten aus hat sie aber vielleicht richtig gehandelt.

Die Zeit der Eroberung fremden Landes mit den Waffen ist vorüber, wenigstens muß man seine Bevölkerung vorher erst mit anderen Mitteln gewonnen oder reif gemacht haben. Geht in Mexiko die unorganische gleichzeitige Amerikanisierung und Indianisierung weiter und bricht in ihrer Folge neues Chaos aus, so mag eine Lage eintreten, in der weite Bevölkerungsschichten, und zwar auch der indianischen Massen eine Intervention der Staaten herbeisehnen mögen.

Im Zusammenhang damit ist es außerordentlich interessant, sich an die grundsätzliche Änderung der amerikanischen Indianerpolitik zu erinnern. In den USA. bemühte man sich von der ersten Landung der Pilgerväter an, die Ureinwohner nach Möglichkeit auszurotten, gemäß dem Glaubenssatz, „nur ein toter Indianer ist ein guter Indianer". Nachdem nur etliche Hunderttausend übriggeblieben, die ohnehin dem sicheren Rassetod überliefert schienen, ging man dazu über, diese Reste so rasch wie möglich zu zivilisieren. Getreu der amerikanischen Überzeugung, daß Erziehung alles ist, war man fest davon überzeugt, durch entsprechenden Unterricht aus den roten Menschen weiße machen zu können. Zu diesem Zweck nahm man den Indianern ihre Kinder bereits in frühester Jugend weg und schickte sie in weitentlegene Schulen, so daß sie ihre Eltern erst nach abgeschlossener Schulbildung wiedersehen, und bemühte sich auf jede Weise, in ihnen alle Erinnerung an ihren Stamm, ihre Tradition, ihren Glauben und ihre Sitten auszurotten.

Indem man so die Indianer in Weiße zu verwandeln suchte, zum mindesten in gute Amerikaner, die sich von ihren übrigen Mitbürgern lediglich durch die Hautfarbe unterschieden, wollte man doch auch gleichzeitig sein Geschäft mit ihnen machen. Man wandelte deshalb das den Stämmen überlassene Land, das auch bei den nordamerikanischen Indianern gemeinschaftliches Eigentum war, in Privatbesitz über. Den aber kaufte man den Rothäuten für ein Ei und ein Butterbrot ab, beziehungsweise gegen eine Flasche Feuerwasser. So wurden bei zahlreichen Stämmen die ehemaligen Herrn Amerikas zu landlosen Proletariern, zu Bettlern, die von den Brocken lebten, die ihnen die Regierung von Washington zuwarf, von denen die Indianeragenten überdies noch einen Teil veruntreuten.

Unter Präsident Franklin Roosevelt wurde diese Politik von heute auf morgen in ihr Gegenteil verkehrt. Die Indianer sollten nicht mehr Weiße werden, sondern Indianer bleiben. Wo der Zivilisierungsprozeß bereits zu weit fortgeschritten war, versuchte man sie zu reindianisieren. Dazu wurde das Unterrichtswesen von Grund aus geändert. Die Kinder verblieben bei den Eltern auf den Reservationen. Jeder Zwang zum Besuch des christlichen Religionsunterrichtes und des Gottesdienstes wurde verboten, im Gegenteil größtes Gewicht auf die indianische Tradition und Überlieferung gelegt, in religiöser wie in kultureller Hinsicht. Auch die alte soziale Ordnung wurde wiederhergestellt und der indianische Privatbesitz wieder in Stammesland zurückverwandelt.

Das heißt, dieser Umwandlungsprozeß ist erst im Gange. Er soll auch nur mit

dem vollen Wissen und Willen der einzelnen Stämme durchgeführt werden. Einzelne sind wohl bereits zu zivilisiert, zu sehr an weiße Lebens- und Denkformen gewöhnt, wenn auch in deren unterster Form, um in die alten Stammesverbindungen und die rote Tradition zurückzufinden. Aber gerade im Süden, in den ehemals mexikanischen Gebieten mag der Versuch gelingen. Vorbedingung dafür ist allerdings, daß es die Regierung den einzelnen Stämmen wirtschaftlich nicht zu sehr erschwert, das heißt, daß sie ihnen — was vor allem erforderlich — genügend große und gute Ländereien zur Verfügung stellt, und daß sie jeden Versuch weißer Unternehmer, die Rothäute neuerdings zu prellen und zu betrügen, im Keime unterdrückt.

Gelingt dies, so wird im Gebiete der Union ein roter Staat im weißen Staatenbund entstehen, beziehungsweise deren mehrere. Den Indianern soll auf diesen Gebieten ja auch volle politische Selbständigkeit gegeben werden. Alle Agenten, Polizisten und Beamtenstellen sollen mit Roten besetzt werden, ebenso alle Posten in der Abteilung für Indianerangelegenheiten im Ministerium des Innern, sobald nur genügend vorgebildete Anwärter dafür vorhanden sind.

Diese autonomen Indianerstaaten wären in den heutigen USA. politisch bedeutungslos; sie sind ein roter Tropfen in einem weißen Meer. Aber es ist bedeutsam, daß man ihn in Zukunft rein und unvermischt zu erhalten sucht. Das ist eine Haltung, die aller bisherigen Bevölkerungspolitik ins Gesicht schlägt, die abgesehen von den Schwarzen doch auf möglichste Vermischung abzielte.

Trotzdem erscheint zunächst bei der geringen Zahl der noch in der Union lebenden Rothäute diese neue Indianerpolitik nichts als ein Experiment, eine großzügige Geste gegenüber den Ureinwohnern, deren Land man okkupierte, und deren Kultur man sich nunmehr auch noch aneignen möchte. Im Zusammenhang mit der Re-Indianisierung Mexikos aber, der die des nördlichen Südamerika folgen wird, gewinnt diese grundsätzlich veränderte Haltung dem roten Manne gegenüber entscheidende Bedeutung. Ja, man ist fast versucht, an zwangsläufige Entwicklungen zu glauben, die unabhängig von Menschen und Maßnahmen in den verschiedensten Ländern einsetzen und zu ganz großen neuen Gestaltungen führen können.

In Amerika, dem ganzen großen Amerika, das von Alaska bis Feuerland reicht, handelt es sich darum, ob es weiß bleibt, beziehungsweise wirklich weiß wird. Das ist nur möglich durch rechtzeitige und richtige Re-Indianisierung. Das heißt, es muß verhindert werden, daß die noch in Stammesbindungen lebenden Indianer in ein haltloses, farbiges Proletariat abdriften. Die alte indianische Kultur muß erhalten werden, ebenso wie die ursprüngliche Sozialordnung. Der erste Wunsch des Indianers ist, für sich und auf seinem Grund und Boden in Ruhe gelassen zu werden. Erfüllt der Weiße diesen Wunsch, so mag er mit dem übrigen Land und dessen Reichtümern so ziemlich nach Gutdünken schalten und walten. Autonome indianische Kommunen im Rahmen eines weißen Gesamtstaates scheinen um so

eher möglich, als die Indianer ja in zahlreiche Stämme gespalten sind, deren Patriotismus und Heimatsgefühl im allgemeinen nicht über den Rahmen des Stammesverbandes hinausgeht.

Am ehesten kann ein derartiger Versuch naturgemäß in den Vereinigten Staaten gemacht werden, da hier das weiße Element derart übermächtig ist, daß es den roten Kommunen weitgehende Rechte und Freiheiten gewähren kann, und da sie auch reich genug sind, ihnen trotz primitivster Gemeinwirtschaft zu einem verhältnismäßig hohen Lebensstandard zu verhelfen.

Mit derartigen autonomen Indianerstaaten aber hätte die Union ein überaus wirksames Mitteln in Händen, um auf die mexikanischen Indianer einzuwirken. Wenn die gegenwärtige Mischung von anorganischer und im Grund seelenloser gleichzeitiger Amerikanisierung und Indianisierung zu neuen Revolutionen und neuem Chaos führt, so mag ein erheblicher Teil des „weiß" lebenden Mexiko — einerlei ob weißen Blutes oder Mestizen — das Aufziehen des Sternenbanners fast als das kleinere Übel ansehen. Und die indianischen Massen könnte man nicht gegen die Eindringlinge ausspielen, wenn man diese vorher durch geschickte Propaganda und entsprechende Einwirkung ihrer roten Brüder in USA. davon überzeugt hätte, daß die Staaten das bessere Land für den roten Mann sind, in dem er freier, besser und unbelästigter in der Art und Weise seiner Vorväter leben kann. —

Es sind ganz große Entwicklungslinien und Zukunftsmöglichkeiten, die hier gezeichnet werden. Aber sie liegen in der Luft, man kann auch sagen in der Erde. Sie waren den Pilgervätern ebenso dunkel bewußt wie den Schöpfern der Verfassung, als sie den jungen Staaten am Rande des Atlant den prophetischen Namen „Vereinigte Staaten von Amerika" gaben. Ob freilich die Enkel des Erbes ihrer Ahnen würdig und fähig sind, ist eine andere Frage. Zur Verwirklichung der Vereinigten Staaten von Amerika gehört ein Denken in weiten Räumen und langen Zeitläuften. Es gehört dazu vor allem das Aufgeben der Fiktion der USA. als eines angelsächsischen Landes. Es gehört dazu, den Mexikaner im Gebiet der Union in gleich liebevoller Weise für die Idee des gemeinsamen amerikanischen Vaterlandes zu gewinnen wie den Indianer. Jeder Mexikaner, der in den Staaten lebt und arbeitet, ist ohnehin halb für die Idee gewonnen. Es wäre ein leichtes, ihn restlos dafür zu gewinnen.

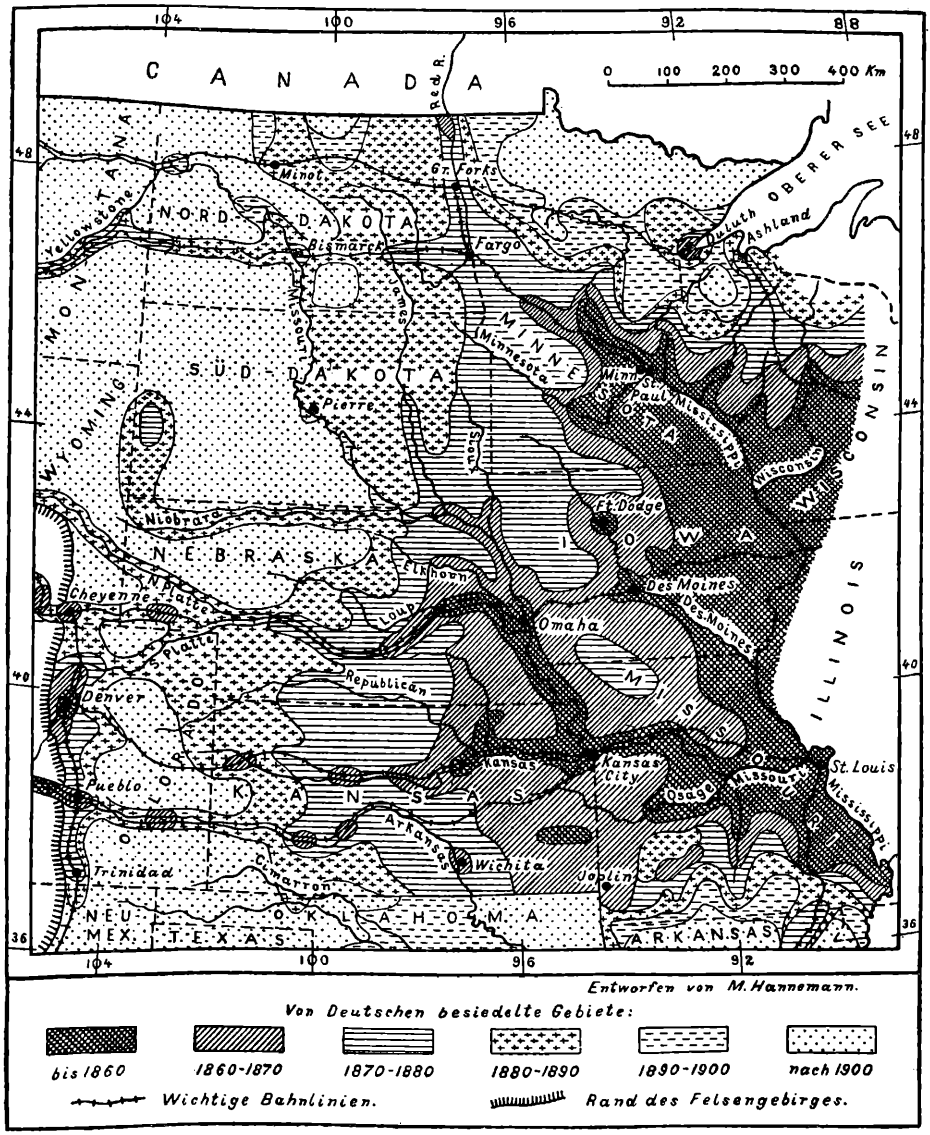
Einstweilen hängt freilich alles davon ab, welchen Verlauf die Revolution nimmt, die die Vereinigten Staaten zu erschüttern beginnt. Allein, einerlei wie diese auch ausgehen mag, einerlei welche Entwicklungen und selbst Spaltungen die Vereinigten Staaten noch durchmachen mögen, immer wird der Schatten des großen Nachbarn auf Mexiko und Mittelamerika fallen. Immer werden die Würfel seines Geschickes zu einem erheblichen Teil jenseits des Rio Grande geworfen.

MAX HANNEMANN:

Das Vordringen der „German Frontier" im Präriegebiet der Vereinigten Staaten

Eine genauere Erfassung der völkischen Zusammensetzung der nordamerikanischen Bevölkerung ist erst seit 1850 bis zu einem gewissen Grade möglich, da seit diesem Jahr bei den Zensuserhebungen regelmäßig die fremdbürtige Bevölkerung nach ihren Herkunftsländern ermittelt worden ist. Zwar geben diese Zahlen kein vollständiges Bild von der Zusammensetzung der gesamten Bevölkerung, aber sie vermögen doch einen Überblick zu bieten über die Herkunft der Neueinwanderer und über ihren Anteil an der Kolonisation der Einzelgebiete. Auf Grund dieser Zahlen, zu denen in den letzten Jahrzehnten noch Angaben über die in den Vereinigten Staaten Geborenen, aber von fremdbürtigen Eltern Abstammenden kommen, habe ich bereits an anderer Stelle[1]) den Versuch unternommen, die Verbreitung und Entwicklung des Deutschtums in den Vereinigten Staaten von 1850 bis zur Gegenwart zu verfolgen. Veranlassung hierfür war die Tatsache, daß über die räumliche Entwicklung dieses Deutschtums in der jüngeren Zeit außerordentlich wenig bekannt geworden war, obwohl sich die deutsche Haupteinwanderung gerade in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollzogen hat. Die vielen Einzelangaben und -daten, welche bisher überliefert waren, reichten in keiner Weise aus, um das Bild geschlossen zu gestalten, und es galt daher die Statistik ins Dynamische zu übertragen, um aus der Aneinanderreihung von zeitlichen Querschnitten einen ersten Überblick über die Gesamtentwicklung zu schaffen. Die von mir gewählte Methode der Einzeldarstellung brachte es mit sich, daß die Deutschbürtigen nur von einer bestimmten Größenordnung ab (rund 100 Köpfe) zur Darstellung gelangten. Kleinere deutsche Gruppen mußten daher unberücksichtigt bleiben, und das Gesamtbild blieb infolgedessen in mancher Hinsicht lückenhaft. In Ergänzung dieser ersten Darstellung ist daher im folgenden der Versuch unternommen, den Gang der deutschen Besiedlung des Präriegebietes einschließlich der Plains und des westlichen Wisconsin auf Grund der Zensusangaben genauer festzulegen, um einmal die Entwicklung als solche, ferner auch ihre Abhängigkeit von den natürlichen Bedingungen zu klären. Gerade das Präriegebiet im weiteren Sinne schien mir hierfür geeignet, da es sich bei diesem um Neuland handelte und die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollziehende Landnahme ein Vorgang war, welcher durch die Stetigkeit seiner Bewegung und durch seine siedlungs- und wirtschaftsgeographischen Folgewirkungen einen geschlossenen und einheitlichen Charakter erhalten hat. Auch diese Darstellung mußte notwendigerweise auf die fremdbürtige Bevölkerung beschränkt bleiben. Außer den aus dem Deutschen Reich stam-

1) M. Hannemann: Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten. Seine Verbreitung und Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Pet. Mitt., Erg.-H. 224. Gotha 1936.



menden wurden auch die Österreicher und Schweizer mit herangezogen. Eine Sonderbehandlung dieser Gruppen erwies sich jedoch nicht als notwendig, da sie zahlenmäßig weit hinter den Reichsdeutschen zurückblieben und sich auch ihre Siedlungen räumlich denen der letzteren unterordneten. Die heute in den Prärie-staaten so zahlreich seßhaften Rußlanddeutschen sind jedoch unberücksichtigt geblieben, da sie zahlenmäßig nicht erfaßbar sind und ihre Einwanderung zeitlich

wie räumlich hinter derjenigen der Reichsdeutschen zurückblieb (s. unten). Die Darstellung der Ergebnisse auf der beigefügten Karte erfolgte in der Weise, das die in den einzelnen Zensusjahren erreichten äußersten Siedlungsgebiete durch Linien abgegrenzt wurden, so daß die zwischen den Linien liegenden Gebiete den Raumgewinn in den einzelnen Jahrzehnten wiedergeben und die Linien selbst das Vordringen der „German Frontier" kennzeichnen. Man muß sich jedoch darüber klar sein, daß diese Linien keine scharfen Grenzen darstellten, sondern Grenzsäume, über welche Einzelsiedler auch schon hinausgedrungen waren. Auf der anderen Seite bestanden aber auch, teils infolge Ungunst der Natur, teils als Folge der historischen Entwicklung, innerhalb der geschlossen gezeichneten Siedlungsgebiete noch größere und kleinere Lücken, auch war die Siedlungsdichte eine stark wechselnde, aber das Gesamtbild und die Gesamtvorgänge werden hierdurch nur unwesentlich beeinflußt. Eine gewisse Generalisierung war wegen der Kleinheit des Maßstabes notwendig. So sind insbesondere die Siedlungsstreifen, welche sich an den Flüssen und Eisenbahnen entlangziehen, breiter gezeichnet, als sie in Wirklichkeit wahrscheinlich waren.

Die systematische Erschließung des Prärigebietes innerhalb der Vereinigten Staaten setzte erst ein, nachdem die letzteren 1803 durch Kauf von Frankreich Louisiana erworben hatten, welches weit über die Grenzen des heutigen Staates Louisiana hinausgehend das ganze Gebiet westlich des Mississippi bis zum Felsengebirge hin umfaßte. Zwar war der Mississippi selbst zu dieser Zeit schon überschritten und war eine Reihe französischer Siedlungen, wie besonders St. Louis, am Westufer dieses Flusses angelegt worden, aber diese bildeten lange Zeit die äußersten vorgeschobenen Handelsposten und die Ausrüstungsplätze, von denen aus Trapper und Pelztierjäger in das westliche Gebiet, das Jagdgebiet der Indianer vordrangen[1]). In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollzog sich dann die erste Landnahme in dem am Mississippi angrenzenden Landstreifen, in welchem im Süden, besonders im Ozark-Plateau, noch der Wald vorherrschte, während der Norden schon überwiegend Prärigebiet war mit zahlreichen längs der Flüsse weit westwärts ziehenden Galeriewäldern[2]). Langsam drang zunächst die Kolonisation nach Westen vor, und mit diesem Vordringen wurden auch die Ausrüstungsplätze und Handelsposten immer weiter vorgeschoben. So trat beispielshalber St. Louis Anfang der 30er Jahre seine Funktion an Independence ab, dieses die seinige 1855 wieder an Kansas City[3]). Über die Zusammensetzung dieser ersten Pioniere ist nur wenig Sicheres bekannt. Alteingesessene Siedler aus dem amerikanischen Osten dürften die Hauptmasse gestellt haben; hierzu kamen europäische Neueinwanderer,

1) O. Schmieder: Länderkunde Nordamerikas. Leipzig u. Wien 1933, S. 166ff.

2) Die beste Darstellung der natürlichen Vegetationsgebiete bringen H. L. Shantz u. R. Zon: Natural Vegetation. Atlas of American Agriculture. Washington 1924.

3) O. Schmieder: a. a. O., S. 168.

welche in der ersten Hälfte des Jahrhunderts in immer steigendem Maße in die Neue Welt kamen. Die Grenzerbevölkerung war daher ein buntes Gemisch von Angloamerikanern mit Vertretern europäischer Nationen, unter denen die Engländer, Iren, Schotten, Deutschen und Skandinavier vorherrschend waren.

Die Deutschen waren bis zum Jahr 1850 in nennenswerter Zahl nur nach Missouri (St. Louis), Iowa und Wisconsin vorgedrungen. Eine Abgrenzung ihrer Siedlungsgebiete ist für diese Zeit im einzelnen nicht möglich, da der Zensus von 1850 die Zahl der fremdbürtigen Volksgruppen nur für die einzelnen Staaten, aber nicht für die kleineren politischen Einheiten angibt. Letzteres gilt auch für den folgenden Zensus von 1860, jedoch ist es möglich für dieses Jahr die Zahl der Deutschbürtigen in den einzelnen Counties mit hinreichender Genauigkeit zu extrapolieren[1]) und damit die Grenzen ihrer Siedlungsgebiete in großen Zügen darzustellen. In diesem Jahr war Süd-Wisconsin bereits vollständig von der deutschen Besiedlung erfaßt, die Deutschen waren ferner in Wisconsin an den größeren Flüssen, dem Wisconsin, Black River, Chippewa und St. Croix nordwärts in einzelnen Zungen vorgestoßen, wie überhaupt die Besiedlung der nördlichen Waldgebiete dieses Staates an den Flußläufen seinen Anfang genommen hat[2]). Ein ähnliches Bild zeigte sich in Minnesota, wo der Südosten bereits eine ziemlich geschlossene deutsche Bevölkerung aufwies, welche am Mississippi und in den fruchtbaren Niederungen des Minnesota-Flusses (1854 Gründung von Hamburg und von Neu-Ulm) in zwei Zungen nach Nordwesten und Westen vorgedrungen war und durch diese Zungen die allgemeine Entwicklungstendenz bereits andeutete. In Iowa beschränkte sich das deutsche Siedlungsgebiet gleichfalls auf den Osten, hatte aber, dem Verkehrsweg nach Omaha bzw. dem Des Moines River folgend, das mittlere Iowa bereits erreicht und besaß einen isolierten Vorposten in Fort Dodge am Des Moines River. In Missouri machte sich der Einfluß des Ozarkplateaus stark bemerkbar. Die Zone deutscher Besiedlung konzentrierte sich hier auf einen verhältnismäßig schmalen Streifen längs des Mississippi, von dem aus ein zweiter Streifen westwärts dem Missouri aufwärts zog mit einer Abzweigung am Osage River und kleineren Auswüchsen in den Tälern am Nordrand des Ozarkplateaus, das in seinen inneren Teilen von der deutschen Besiedlung noch nicht erfaßt war. Die Südgrenze des deutschen Siedlungsraumes erreichte den Mississippi selbst etwas südlich der Ohiomündung. Am Missouri war bereits Omaha (1854 gegr.) erreicht und von hier waren die Deutschen dem Verkehrsweg nach Westen folgend im Tal des Platteflusses schon ein nicht unerhebliches Stück weiter vorgedrungen. Das Grenzgebiet zwischen Missouri und Iowa war daher gewissermaßen im Westen umgangen und der zwischen dem Des Moines River und dem Missouri liegende Raum blieb zunächst leer und wurde erst in der Folgezeit langsam angefüllt, ohne als deutsches

1) M. Hannemann: a. a. O., S. 9.

2) G. H. Smith: The Population of Wisconsin. Geogr. Rev. XVIII. 1928, S. 402—421.

Siedlungsgebiet jemals die Bedeutung der beiderseitigen Siedlungsstreifen an den großen Flüssen zu erreichen. Ein weiterer Vorstoß der Deutschen war schließlich von Kansas City aus in westlicher Richtung erfolgt. Er folgte wiederum einem größeren Fluß, dem Kansas River, und besaß eine Abzweigung nach Norden am Big Blue River. Ein kleinerer deutscher Vorposten lag in der Verlängerung des Osage Rivergebietes im südöstlichen Kansas bei Fort Scott und westlich am Neosho River.

Man erkennt aus dieser Verbreitung der Deutschen, daß der Mississippi die eigentliche Basislinie war, von der aus die Besiedlung der Prärien vor sich gegangen war. Letztere folgte den größeren Flüssen, welche mit den Hauptverkehrswegen zusammenfielen, und war daher auch an den beiden Hauptflüssen, dem Mississippi und dem Missouri, am weitesten nach Nordwesten und Westen vorgestoßen. Es bestand zu dieser Zeit aber noch eine zweite Keimzelle für die deutsche Besiedlung, und zwar am Rand des Felsengebirges, wo seit 1858, durch die Goldfunde veranlaßt, zwei kleinere ganz isoliert liegende Siedlungszentren mit lebhaftem Anteil des deutschen Elements entstanden waren, das wichtigere in und um Denver, das zweite im Arkansastal oberhalb von Pueblo bei Cañon-City[1]).

Die durch die zunehmende deutsche Einwanderung begünstigte Weiterentwicklung vollzog sich vornehmlich im östlichen Siedlungsraum. Schon 1870 war die „German Frontier" ein ganz erhebliches Stück westwärts, in Minnesota und Wisconsin auch nordwärts und in Missouri und Kansas südwärts vorgeschoben, auch war die große Lücke im Grenzgebiet zwischen Missouri und Iowa stärker eingeengt worden. Überall an den größeren Flüssen waren die Grenzen besonders weit vorgetragen und vor dem geschlossenen Siedlungsgebiet hatten sich hier mehrfach Exklaven gebildet, welche in der Folgezeit allmählich mit dem östlichen Siedlungsraum zu einer Einheit verschmolzen. Maßgebende Bedeutung gewann auch der beginnende Bau der großen Überlandbahnen. Die Union Pacific (Central Pacific) war 1869 fertiggestellt und läßt ihren Einfluß 1870 nicht allein in Nebraska erkennen, sondern auch in Wyoming bei Cheyenne und Laramie. Dasselbe gilt von der Kansas and Pacific, welche den Kansas River aufwärts führte und deutsche Siedler bis nahe an die Westgrenze von Kansas hatte seßhaft werden lassen. Auch in Minnesota läßt der einsetzende Bahnbau eine ganz charakteristische nordwestliche Ausbuchtung der Siedlungsgrenze erkennen, welche der älteren Linie der Northern Pacific über Fergus Falls folgt[2]) (heute ein Teil der Great Northern). Einen Raumgewinn hatte das deutsche Siedlungsgebiet auch am Rande des Felsengebirges erzielt. Neben dem erwähnten Cheyenne waren es das Gebiet von Denver und im Süden das Arkansastal, wo das Deutschtum sich ausgedehnt hatte, und in letzterem war nicht allein

1) Ch. W. Henderson: Mining in Colorado. U. S. Geol. Surv., Prof. Paper 138. Washington 1926, S. 8ff. — M. R. Campbell: Guidebook of the Western United States. E. The Denver and Rio Grande Route. U. S. Geol. Surv., Bull. 707. Washington 1922, S. 15ff., 71.

2) R. v. Schlagintweit: Die Pazifischen Eisenbahnen in Nordamerika. Pet. Mitt., Erg.-Heft 82. Gotha 1886, S. 10ff.

Pueblo in die deutsche Siedlungszone einbezogen, sondern auch weiter flußabwärts bei Las Animas eine kleine Gruppe von Deutschen seßhaft geworden. Zwei vorläufig noch ganz isolierte Außenposten lagen ferner im Norden. Der eine war die Stadt Duluth am Oberen See, die ursprünglich zum Ausgangspunkt der Northern Pacific ausersehen war, der andere lag an der kanadischen Grenze auf der Westseite des Red River und bildete den Ausläufer des kanadischen Siedlungsgebietes im fruchtbaren Red River-Tal, dessen Entwicklung um 1870 einsetzte, und zwar auf dem Wege Chicago—St. Paul—Red River[1]). Ein verhältnismäßig starker Raumgewinn war schließlich noch im Süden erzielt worden. In Ost-Kansas reichte die geschlossene Siedlungszone 1870 bis zur Grenze des Indianerterritoriums, wo sie scharf abbrach. Westlich davon bildete Wichita am Arkansas eine Exklave. In Missouri war der wichtige Minenbezirk von Joplin in den Siedlungsbereich einbezogen, dagegen war im inneren Ozarkplateau der erzielte Raumgewinn weit geringer geblieben[2]).

In den 70er Jahren machte die Landnahme durch Deutsche weitere erhebliche Fortschritte. In Nord-Wisconsin spielte die Vollendung der Bahnlinie nach Ashland (1877)[3]) eine wichtige Rolle, da hierdurch eine durchlaufende Siedlungszone bis zu den Ufern des Oberen Sees geschaffen war. Das Gebiet von Duluth hatte dagegen eine nur geringe Weiterentwicklung erfahren. Im Nordwesten war inzwischen die Northern Pacific bis über den Missouri hinaus fertiggestellt worden. An ihr entlang reichte die geschlossene deutsche Siedlungszone bis etwa Jamestown, N. D., darüber hinaus lagen noch zwei Exklaven, eine in Bismarck am Missouri, das mehrere Jahre lang Endpunkt der Bahn gewesen war, die zweite im äußersten Westen von Nord-Dakota und von dort ins Yellowstonetal hineinziehend. Auch das Red River-Gebiet war in der Zwischenzeit ganz von der deutschen Besiedlung erfaßt worden, während das große Waldgebiet in Nord-Minnesota noch frei geblieben war. Im Westen verlief die Grenze sehr unregelmäßig mit vielen kleineren und größeren Ausbuchtungen an den Flüssen und Eisenbahnen, welche im einzelnen noch viel zahlreicher und mannigfaltiger gewesen sein dürften, als sie auf der Karte zur Darstellung gelangt sind. Im südlichen Missouri war die Grenze weiter ins Ozarkplateau vorgetragen, wenn auch große Lücken bestehen geblieben waren. Von Arkansas her waren Deutsche überdies nordwärts vorgedrungen. Sie waren dem White River und anschließend dem Black River gefolgt und hatten bereits das südliche Missouri erreicht. Ihre Siedlungszone fällt auch hier zusammen

1) O. Schmieder: a. a. O., S. 172.

2) Eine genaue Abgrenzung der deutschen Siedlungsgebiete ist im Ozark-Plateau schwer möglich, da die Zahl der Deutschen hier stets eine geringe geblieben ist und infolgedessen deutsche Streusiedlungen das Gebiet beherrschten, zwischen denen überall große Lücken bis heute bestehen geblieben sind. Die auf der Karte eingezeichneten Grenzlinien deuten daher mehr die allgemeine Entwicklung an, ohne Anspruch auf wirkliche Genauigkeit zu erheben.

3) G. H. Smith: a. a. O., S. 420.

nicht allein mit den Flüssen, sondern auch mit der großen Linie der Missouri Pacific, welche St. Louis mit Arkansas, Texas und Mexiko verbindet. Praktisch geschlossen war schließlich auch die Lücke an der Grenze Missouri—Iowa, obwohl das Deutschtum hier zahlenmäßig sehr gering blieb.

Am Rand des Felsengebirges hatten Deutsche den ganzen Gebirgsfuß besiedelt, vom Tal des Süd-Platte bis nach Trinidad hin, und zwar hatten die Siedler sich immer mehr der Bodenkultur zugewandt, die ihrerseits auf der Grundlage künstlicher Bewässerung beruhte und daher auf den Gebirgsrand und auf die Flußtäler beschränkt blieb. Ein ganz neues, isoliertes Siedlungsgebiet war weiter im Norden entstanden in den Black Hills, wo die zuerst 1876 gemachten Goldfunde dazu geführt hatten, daß das ursprünglich den Indianern überlassene Gebiet diesen wieder genommen war und weiße Goldsucher sich in recht großer Zahl niedergelassen hatten. Das östlich der Black Hills gelegene Gebiet Süd-Dakotas war jedoch noch unumschränktes Indianerland geblieben.

Das Jahrzehnt 1880—1890 läßt weitere große Fortschritte erkennen. Im Norden von Wisconsin und Minnesota beschränkte sich der Raumgewinn allerdings auf einen verhältnismäßig schmalen Streifen. Wichtiger war die Ausdehnung des Bezirkes von Duluth, welche auf die Entdeckung der großen Eisenerzlager in der benachbarten Vermilionkette (1884—1885) zurückging[1]). In Nord-Dakota hatte die deutsche Besiedlung den ganzen Osten erfaßt bis zum Coteau du Missouri, dem Abfall des Missouriplateaus. Ein schmaler Siedlungsstreifen folgte ferner der Northern Pacific durch das Missouriplateau hindurch über Bismarck und weiter nach Westen, so daß eine durchlaufende deutsche Siedlungszone bis zu dem schon vorher besiedelten Yellowstonetal entstanden war. Ein weiterer Streifen zog sich am Missouri entlang bis etwas oberhalb von Bismarck. In Süd-Dakota bildete der Missouri selbst die Grenze gegen das westliche Indianergebiet, nur bei Pierre hatten sich einzelne Deutsche bereits auf dem Westufer des Flusses niedergelassen. An Ausdehnung gewonnen hatte ferner das Siedlungsgebiet der Black Hills und von diesem führte jetzt ein zwar lückenhafter und vielfach nur dünn besiedelter Streifen südwärts und in Nebraska, dem Niobrara River folgend, ostwärts, so daß das Black Hills-Gebiet bereits mit dem Hauptsiedlungsgebiet des Ostens in unmittelbarer Verbindung stand. Man erkennt hieran, wie das Indianergebiet im Süden umgangen wurde, um eine Verbindung mit den Black Hills zu schaffen. Im übrigen war in Nebraska die Grenze weit vorgetragen, waren am Nord-Platte und an der Union Pacific durchlaufende Siedlungsstreifen entstanden bis weit nach Wyoming hinein und war nun das von Natur aus siedlungsfeindliche Sandgebiet im Inneren Nebraskas zwischen dem Niobrara und dem Nord-Platte von der Besiedlung ausgeschlossen geblieben.

1) R. C. van Hise u. C. K. Leith: The Geology of the Lake Superior Region. U. S. Geol. Surv., Monogr. 52. Washington 1911, S. 40f.

Weiter im Süden war Kansas fast ganz von der deutschen Besiedlung erfaßt. Nur im äußersten Südwesten, d. h. schon innerhalb der Plains mit ihrer Trockenheit und ihren ungünstigeren Böden, bestanden noch Lücken abseits der Flüsse und diese fanden ihre Fortsetzung in den Plains des östlichen Colorado, wo nur durch die Täler des Süd-Platte und des Arkansas eine Verbindung zwischen dem östlichen Siedlungsraum und dem Randgebiet des Felsengebirges hergestellt war. Die Bedeutung der Bodenverhältnisse in diesem Gebiet wird besonders klar, wenn man die Siedlungsgebiete mit einer Karte der Böden vergleicht[1]). Hierbei zeigt sich nicht allein die Bedeutung der Täler der beiden genannten Flüsse, sondern auch eine vollständige Übereinstimmung der westlichen Siedlungsgrenze in Nordost-Colorado mit der Grenze zwischen den wertvolleren dunkelbraunen Böden im Osten und den für die Landwirtschaft ungünstigeren braunen Böden in den westlichen Plains. Dieselbe Beziehung kehrt am Fuß des Felsengebirges wieder, wo in der Zwischenzeit die deutsche Besiedlung außerhalb der Flußtäler das Gesamtgebiet der braunen Böden erfaßt hatte und, deren Verbreitung folgend, zwischen Denver und Pueblo in der dem Gebirgsrand vorgelagerten Fußhügelregion eine bemerkenswerte Ausbuchtung gegen Osten erfahren hatte[2]). Die Siedlungszone am Gebirgsfuß hatte außerdem noch eine kleine Erweiterung nach Süden erfahren durch die Einbeziehung des Kohlengebietes bei Raton im nördlichen Neumexiko.

1889 waren auch zuerst Teile des ehemaligen Indianerterritoriums für die weiße Besiedlung freigegeben worden. Dem neugeschaffenen Territorium Oklahoma blieben auch die Deutschen nicht fern, welche sich hauptsächlich im Gebiet von Oklahoma City und Guthrie niederließen (auf der Karte nicht mehr dargestellt). Hierzu kam noch ein kleines Gebiet an der Nordgrenze am Cimarron River, das sich unmittelbar an die benachbarten Siedlungsgebiete von Kansas anschloß. Im Südosten schließlich, in Missouri und Arkansas, waren die in der Randzone noch bestehenden Lücken zum großen Teil ausgefüllt, und war auch sonst die Grenzlinie etwas vorgetragen. Insbesondere hatte sich längs der Missouri Pacific ein durchlaufender Siedlungsstreifen am Rande des Ozarkplateaus bis zum Arkansas hin entwickelt.

Mit dem Jahre 1890 war ein gewisser Stillstand im Vordringen der Deutschen erreicht. Die eigentlichen Präriegebiete im Osten mit ihrer größeren Feuchtigkeit und den fruchtbaren Böden waren in ihrer ganzen Ausdehnung von der Besiedlung erfaßt. Frei geblieben waren zunächst die westlichen Plains einschließlich der

---

1) Vgl. C. F. Marbut: Soils of the United States. Atlas of American Agriculture, Part III. Washington 1935, besonders Taf. 2 u. Taf. 5, Section 6. Lehrreiche Aufschlüsse bieten auch die Land Classification Maps of the Central Great Plains d. U. S. Geol. Survey.

2) Es mag darauf hingewiesen werden, daß die Abgrenzung der deutschen Siedlungsgebiete völlig unabhängig von den Bodenverhältnissen vorgenommen und die Übereinstimmung mit diesen erst nachträglich festgestellt wurde.

Höhen des Missouriplateaus in Dakota[1]) mit Ausnahme der Flußtäler und der Gebiete mit günstigeren Böden, unter denen die Fußregion des Felsengebirges überdies die Möglichkeit künstlicher Bewässerung bot. Noch nicht von der Besiedlung erfaßt waren ferner die Waldgebiete in Nord-Minnesota und Nordwest-Wisconsin mit ihren Podsolböden, ferner das südliche Ozarkplateau. Hierzu kamen aus nicht natürlichen Gründen das Indianerterritorium, im späteren Oklahoma und das Gebiet der Indianerreservationen in Süd-Dakota, zwischen dem Missouri und den Black Hills. Es fehlte daher in der Folgezeit zunächst der Anreiz die Besiedlung weiter vorzutragen, und der in den 90er Jahren erzielte Raumgewinn war im Westen ganz minimal. Ein kleiner Zuwachs läßt sich im nördlichen Nord-Dakota erkennen ,wo sich überdies durch die Vollendung der Great Northern (1893) eine neue kleine Exklave am Missouri bei Williston entwickelt hatte und auch oberhalb von Bismarck die Besiedlung weiter den Missouri aufwärts vorgedrungen war. Einzelne deutsche Siedler hatten auch in Süd-Dakota südlich von Pierre den Missouri überschritten. Im Süden war der ganze Zuwachs des deutschen Siedlungsraumes auf die Auflösung weiterer Indianerreservationen in Oklahoma zurückzuführen. Im Südosten war die Siedlungsgrenze bis etwa an die Grenze gegen Arkansas erweitert, so daß hier eigentlich nur noch das Gebiet der Boston Mountains frei von Deutschen geblieben war. Etwas größer war der Raumgewinn im Nordosten in Wisconsin und Minnesota, wo das Gebiet von Duluth mit dem südlichen Hauptsiedlungsgebiet verschmolz, und das Gebiet um Duluth durch die Erschließung der Eisenerzlager in der benachbarten Mesabikette eine beachtenswerte Verstärkung seines Deutschtums erfuhr. Bestehen geblieben war eine Lücke im Quellgebiet des Mississippi dank der Bodenverhältnisse, eine weitere im nordwestlichen Wisconsin. Letztere hat sich bis über die Jahrhundertwende hinaus erhalten, wie die lehrreiche auf townships zurückgehende Darstellung von Smith für 1905 zeigt[2]).

Mit diesen meist geringen Erweiterungen war die Besiedlung des Gebietes durch Deutsche um die Jahrhundertwende in ihren Grundzügen abgeschlossen, so daß seitdem von einer „German Frontier" nicht mehr gesprochen werden kann. Eine weitere Ausdehnung von Bedeutung vollzog sich nur in Süd-Dakota, wo die Indianergrenze am Missouri fiel und sich im folgenden Jahrzehnt eine vom Missouri direkt durchlaufende Siedlungszone bis zu den Black Hills entwickelte. Große Teile abseits davon blieben allerdings auch in der Folgezeit als Indianerreservationen bestehen und daher den Deutschen verschlossen. Im übrigen war aber die Zeit der deutschen Masseneinwanderung vorbei und war das bessere kultur-

1) Auf dem Missouriplateau hatten sich in den 80er Jahren jedoch Rußland-Deutsche niedergelassen.

2) G. H. Smith: Notes on the Distribution of the German-born in Wisconsin in 1905. Wisc. Mag. of History. XIII. 1929, S. 107—120.

fähige Land überall in Besitz genommen. Hier und da ließen sich zwar Deutsche auch in der Folgezeit noch nieder, aber es fehlte der geschlossene Charakter dieser Siedlungsgebiete, und die Zahl dieser Neusiedler blieb verhältnismäßig gering. Wegen der Lückenhaftigkeit dieser jüngsten Siedlungen wurde auch auf der Karte von einer weiteren Untergliederung abgesehen. Heute ist das Deutschtum fast überall vertreten. Bedeutungslos geblieben ist es nur in den Gebieten, in denen die Landesnatur eine stärkere Besiedlung überhaupt ausschließt, so im Waldgebiet Nord-Minnesotas, in den Boston Mountains von Arkansas, in den Bad Lands von Dakota, im Sandhügelgebiet Mittel-Nebraskas, im Llano Estacado von Nord-Texas und in anderen Trockengebieten der Plains, wo weder künstliche Bewässerung möglich ist, noch das Trockenfarmverfahren einen Erfolg verspricht. Gering geblieben ist das deutsche Element auch in den erst in jüngerer Zeit aufgelassenen Indianerreservationen, wie besonders im Indianerterritorium, dem heutigen Oklahoma.

Der vorstehend geschilderte Entwicklungsgang der Besiedlung der Prärien und Plains durch Deutsche läßt eine Reihe bemerkenswerter Tatsachen erkennen. Maßgebend für die ganze Entwicklung war die Natur des Landes, und zwar weniger die ursprüngliche Verteilung von Wald und Grasland, als die Scheidung in feuchtere und trockenere Gebiete, die Bodenbildung und das Vorhandensein von Wasser. Infolgedessen konnte sich die Landnahme in dem von Natur aus feuchteren eigentlichen Prärigebiet des Ostens in verhältnismäßig raschem Tempo vollziehen, begünstigt durch die gerade zu dieser Zeit starke Einwanderung, während mit der Erreichung der trockneren Plains eine gewisse Stockung einsetzte, das Vordringen seinen flächenhaften Charakter mehr und mehr verlor und auf einzelne Linien beschränkt blieb. Verstärkt wurde dieser Vorgang dadurch, daß gerade die ungünstigeren Gebiete zunächst noch den Indianern überlassen blieben, weil sie für die weißen Siedler nicht lohnend genug erschienen. Die Abhängigkeit der Besiedlung von den natürlichen Vorbedingungen kehrt im einzelnen immer wieder. Die günstigsten Voraussetzungen für die Landnahme boten die Flußtäler und ihre Ränder durch das Vorhandensein von Wasser, durch ihre fruchtbaren Böden und schließlich durch ihre Bedeutung als Verkehrs- und Verbindungslinien mit dem sich allmählich immer mehr entwickelnden Westen. Überragende Bedeutung besaß ursprünglich der Mississippi, die eigentliche Basislinie des Vordringens, ihm folgte der Missouri und diesem wiederum die zahlreichen Flüsse, welche aus dem Felsengebirge dem Mississippi-Missouri zustreben und allmählich durchlaufende Siedlungsstreifen entstehen ließen, welche den Westen mit dem Osten verbanden. Häufig wurden einzelne Vorposten an diesen Linien vorgeschoben, welche zunächst ganz isoliert lagen und erst später mit den vordringenden Siedlungszungen zu einer Einheit verschmolzen. Neben diesen natürlichen Leitlinien der Flüsse übten die großen Verkehrslinien in gleicher Weise eine siedlungsfördernde Wirkung aus. Anfangs

waren es die großen Überlandwege, welche einzelne Vorposten im Westen entstehen ließen. Ihnen folgte bald der Bau der Eisenbahnen, der Union Pacific, der Kansas and Pacific, der Santa Fe, der Northern Pacific, der Great Northern und anderer, welche ihren Einfluß in mehrfacher Weise geltend machten. Einmal kamen die Deutschen als Eisenbahnarbeiter, sie nahmen ferner Teil an der Entwicklung der Eisenbahnsiedlungen und zeitweiligen Endpunkte der Bahnen, wie bei Cheyenne und Bismarck, schließlich wurde durch die Bahnen das umliegende Land für die Besiedlung erschlossen und dieses um so leichter, als die Bahnen in der Regel den Flußläufen folgten. Wo aber die Bahnen sich von den Flüssen loslösten und quer durch das Land hindurchzogen, wie vielfach bei der Northern Pacific und der Great Northern, da blieb die Siedlung mehr auf Einzelpunkte beschränkt, die erst später, je nach der Natur der durchzogenen Gebiete, zu geschlossenen Wohngebieten oder -streifen zusammenwuchsen. Der Einfluß, welcher gerade von den großen Überlandbahnen ausging, würde noch besser zum Ausdruck kommen, wenn es möglich wäre, die einzelnen Etappen des Bahnbaus mit denen der Besiedlung zu vergleichen.

Durch die Beziehungen zur Landesnatur wird der Gang der deutschen Besiedlung zum größten Teil ohne weiteres verständlich. Für einzelne Vorzugsgebiete der Besiedlung waren jedoch andere Momente maßgebend, nämlich die Entdeckung und Ausnutzung der dort vorhandenen Mineralschätze. Am Rande des Felsengebirges wares es die Goldfunde, welche den ersten Anstoß für die Besiedlung überhaupt gaben. Dasselbe gilt von der Black Hills, und in beiden Gebieten kam die Bodenkultur erst sekundär zur Entwicklung. Weitere Gebiete, in denen die Ausnutzung der Mineralschätze die Besiedlung einleiteten und ihren Gang bestimmten, waren das Hinterland von Duluth mit seinen gewaltigen Eisenerzlagern und das südwestliche Ozark-Plateau mit dem wichtigsten Minendistrikt von Joplin. Überall vollzog sich derselbe Vorgang, welcher im großen den Siedlungsgang innerhalb des Felsengebirges jahrzehntelang bestimmte, aber auch in den östlichen Vereinigten Staaten mehrfach zu erkennen ist, sei es im Eisenerzgebiet von Alabama bei Birmingham oder in den Kupfer- und Eisenerzgebieten von Ober-Michigan [1]). Ohne die Goldfunde in den Black Hills wäre dieses Gebiet trotz seines größeren Wasserreichtums nicht in so früher Zeit den Indianern wieder abgenommen und hätte sich auch nicht die schmale deutsche Siedlungszone am Niobrara entwickelt, welche in so eigenartiger, aber auch wieder charakteristischer Weise die Black Hills mit dem Osten verband. Ohne die Eisenerzlager in der Vermilion- und Mesabi-Kette hätte sich aber auch das Deutschtum in Duluth und in seinem Hinterland niemals zu seiner heutigen Bedeutung entwickeln können.

Es erhebt sich weiterhin die Frage, welche Rolle die hier betrachtete deutschbürtige Bevölkerung im Rahmen der Gesamtbesiedlung des Präriegebietes gespielt

1) M. Hannemann: a. a. O., S. 17, 21, 33—46.

hat. Ein Vergleich mit der Gesamtbevölkerung zeigt, daß die Gesetzmäßigkeiten und Abhängigkeiten von den natürlichen Faktoren, welche die Ausbreitung der Deutschen bestimmten, auch für die gesamte übrige Bevölkerung maßgebend gewesen sind. Die deutsche Besiedlung vollzog sich nur als Teil eines im allgemeinen gleichartig verlaufenden größeren Vorganges, aber es ist wichtig darauf hinzuweisen, daß sich die Deutschen zwar nicht überall, aber doch meist, und dieses ganz besonders an der sich nach Westen vorschiebenden Grenze in vorderster Linie befanden, so daß die „German Frontier" vielfach identisch war mit der „Frontier" überhaupt, genau so wie einst im 18. Jahrhundert in den atlantischen Staaten. Erst hierdurch wird die Bedeutung des Deutschtums für die erste Erschließung des Präriegebietes klar und kommen die Leistungen zur Geltung, welche die Deutschen teilweise unter den schwierigsten Verhältnissen vollbracht haben, sei es im Kampf mit den Indianern, sei es im Kampf mit der Natur. Die Pioniertätigkeit der Deutschen an der vorrückenden Front ist daher auch anders zu bewerten, als etwa diejenige der Rußlanddeutschen, welche heute zahlenmäßig den Reichsdeutschen teilweise ebenbürtig sind. Die Entwicklung der rußlanddeutschen Siedlungsgebiete besaß einen ganz anderen Charakter [1]). Die Rußlanddeutschen kamen zuerst in den siebziger Jahren, ließen sich aber hinter der eigentlichen Front nieder in Gebieten, welche bereits dem östlichen Hauptsiedlungsgebiet angegliedert waren, oder auch in den Lücken, welche innerhalb dieses Gebietes noch bestehen geblieben waren (z. B. auf dem Missouri-Plateau). Sie hatten daher auch keinen aktiven Anteil an dem Vorschieben der „Frontier" nach Westen. Zunächst entstanden dort einzelne kleinere Zentren, so 1873 in Süd-Dakota ein solches der evangelischen Schwarzmeerdeutschen in Yankton, in Nord-Dakota seit Mitte der achtziger Jahre ein solches von evangelischen und katholischen Schwarzmeerdeutschen auf dem südlichen Missouri-Plateau, in Nebraska 1874 in Lincoln (evang. Wolgadeutsche), in Kansas 1874 in Marion (evang. Wolgadeutsche) und 1875 in Topeka (kathol. Wolgadeutsche). Hierzu kamen seit 1876 die mennonitischen Siedlungen in Kansas und Nebraska. Von diesen Hauptzentren aus breiteten sich die Rußlanddeutschen in der Folgezeit über die umliegenden Gebiete und besonders nach Westen aus und vervollständigten so das Siedlungsbild, dessen Grundlagen bereits vorher geschaffen waren. Gleichfalls von diesen Zentren aus und nur teilweise durch direkten Nachschub aus der Heimat drangen sie in noch späterer Zeit auch in die westlichen Gebiete ein, in die Felsengebirgsstaaten, in die pazifischen Staaten sowie nach Oklahoma und Texas (in Colorado seit 1887, in Montana und Wyoming erst im 20. Jahrhundert, in Oklahoma seit 1891). Sie konnten daher ihre Siedlungen gewissermaßen im Schutz der eigentlichen Grenzbevölkerung entwickeln, in der das deutsche Element vornehmlich durch Reichsdeutsche, untergeordnet auch durch Deutsch-

1) Die beste Darstellung gibt R. Sallet: Rußlanddeutsche Siedlungen in den Vereinigten Staaten von Amerika. Dt.-amerik. Geschichtsbl. 31. 1931, S. 5—126.

Österreicher und Deutsch-Schweizer, vertreten war. Hiermit sollen ihre Leistungen für die Gesamtentwicklung keineswegs herabgesetzt werden, wenn auch andererseits nicht der Auffassung [1]) zugestimmt werden kann, daß die Rußlanddeutschen das Deutschtum als solches reiner verkörpern als die in Deutschland Geborenen, dort Aufgewachsenen und später in die Vereinigten Staaten Eingewanderten.

Heute ist die Landnahme innerhalb der Prärien und Plains praktisch beendet und besteht eine „Frontier" nicht mehr. Soweit das Land nutzbar ist, ist es unter Kultur genommen, und was sich dort heute vollzieht, ist in erster Linie ein Vorgang der Intensivierung. Verfolgt man die heutige Verbreitung der Deutschen, soweit dieselbe erfaßbar ist, so läßt sich unschwer noch der ganze Gang der deutschen Besiedlung in seinen Grundzügen wiedererkennen. Die alten Vorzugsgebiete sind als Dichtezonen erhalten geblieben. Sie liegen im Osten, am Fuß des Felsengebirges und an den Flüssen. Die Karte des Vordringens der Deutschen bietet daher bis zu einem gewissen Grade auch ein Bild der Dichte der deutschen Bevölkerung. Daneben haben in jüngerer Zeit aber auch die Städte steigende Bedeutung gewonnen und lokale Dichtezentren des Deutschtums geschaffen. Dieser Verstädterungsprozeß steht heute im Vordergrund der ganzen Entwicklung [2]). Er vollzieht sich teilweise auf Kosten des älteren ländlichen Deutschtums, allerdings weniger durch direkte Abwanderung der Alteingesessenen, als durch die Abwanderung ihrer Kinder und durch das Fehlen eines Nachschubs aus der Heimat. Immerhin ist das deutsche Element eins der stärksten auch innerhalb der ländlichen Bevölkerung geblieben, denn es wird schließlich nicht allein durch die an sich schon große Zahl der Deutschbürtigen und der Abkömmlinge deutscher Einwanderer verkörpert, sondern umfaßt auch die vielen Nachkommen der älteren Pioniere, welche als „Amerikaner" ihre deutsche Abstammung nicht verleugnen können, mag auch die deutsche Sprache bei ihnen schon längst außer Gebrauch gekommen sein. Zahlenmäßig erfaßbar sind diese Amerikaner deutscher Abstammung nicht, aber sie sind vorhanden, und es ist sicher, daß auch ihr Anteil an der Erschließung der Prärien und ihre Verbreitung durch dieselben Gesetzmäßigkeiten bestimmt waren, wie sie zur Zeit der Landnahme für die deutschbürtigen Bewohner richtungweisend gewesen sind.

1) H. Rüdiger: Geogr. Anz. 1936, S. 358. 2) M. Hannemann: a. a. O., S. 57f.

Es ist freilich Arbeit auf große Entfernungen und weite Sicht: Landeskunde, Kulturwissenschaft, Sprachendurchdringung, das Bewußtsein, daß jeder Einzelne noch ganz anders als vor dem Kriege für das Ganze steht, sind noch weit mehr Vorbedingung für das Wiederhaltbarwerden solcher Fäden. Unmittelbare Stimmen von Lebensraum zu Lebensraum, Verbindung ohne dazwischengeschobene trübende Mittel sind wichtiger noch als zuvor, um die bestehenden sorgfältig zu pflegen, damit wir – in atlantische Außenlage gestoßen – das pazifische Weltbild nicht verlieren, das wenigstens eine kleine Schar in Mitteleuropa besaß. *Karl Haushofer*

in „Geopolitik des Pazifischen Ozeans", 3. Auflage 1937

FRANK H. SCHMOLCK:

Stabilität in Mittelamerika

Lange Jahre haben früher die mittelamerikanischen Republiken in der Meinung Europas und auch Nordamerikas den Ruf genossen, Länder zu sein, in denen mindestens einmal im Jahr Revolution ist, und deren Regierungen in buntem Wechsel immer wieder neue Elemente an die Macht und an die Staatskasse brachten oder Familientyrannieen waren, die das betreffende Land mehr oder weniger als ihr Erbgut betrachteten. Neuerdings hat sich, durch Reisende, durchkommende Bild- und Zeitungsreporter, Tramps und Berichte von archäologischen und indianologischen Expeditionen, in USA. wie Europa die Meinung festgesetzt, es handle sich bei Mittelamerika um Länder, in welchen noch wilde Indianer im Federbusch frei herumlaufen, Steingötzen anbeten und Menschen opfern.

Die eine wie die andere Ansicht ist falsch und muß nun gründlich revidiert werden, nachdem der Fall eingetreten ist, daß die Vertreter dieser „wilden" Länder bei der Interamerikanischen Konferenz in Buenos Aires vereint die wichtigste Vorlage eingebracht und ihre Annahme durchgesetzt haben: den Interamerikanischen Solidaritätsvertrag. Ja, es dürfte sogar richtig sein, daß die Einberufung dieser Konferenz und der ihr ursprünglich zugrunde gelegte Gedanke eines panamerikanischen Völkerbunds, auf eine Botschaft und einen Entwurf zurückgehen, die Präsident Roosevelt vom Präsidenten einer dieser mittelamerikanischen Staaten vorgelegt wurden. Jedenfalls finden sich in der Presse von Guatemala Belege, daß der Präsident dieses Landes bereits am 5. Dezember 1935 in Washington einen vollkommenen Entwurf in dieser Hinsicht eingereicht hat, während dort der Gedanke der Einberufung zur Konferenz erst Ende Januar 1936 Form gewonnen hat.

Wie es auch damit sei — es ist Zeit, umzulernen und auch unsere Geographie- und Geschichtsbücher entsprechend zu ergänzen. Denn innerhalb der amerikanischen Entwicklung ist Mittelamerika in diesen letzten Jahren schnell aufgerückt. Die mehr oder weniger chaotische Vergangenheit der hundert Jahre seit der Unabhängigkeitserklärung ist abgestreift, die Gründerzeit schon vorüber, die mittelamerikanischen Republiken sind in eine Zeit nationaler Konsolidierung, wirtschaftlichen Aufstiegs und freundnachbarlicher Außenpolitik eingetreten. Die Verhältnisse in diesen Ländern haben sich in jeder Hinsicht stabilisiert.

Die einst rauhen, politischen Umgangsformen, an die man noch von der Conquista her gewöhnt war, haben einem Solidaritätsgefühl Platz gemacht, das es ermöglichte, unter anderem eine bald hundertjährige Grenzzwistigkeit, zwischen Guatemala und Honduras, auf freundschaftlichem, schiedsgerichtlichem Wege zu regeln. Die Arbeiten der Vermessung, Kartographierung und Markierung der Grenze im strittigen Gebietsteil ist Mitte vorigen Jahres durch eine gemischte Kommission

beendet und von beiden Staaten anerkannt worden. Der Austritt dreier mittelamerikanischer Staaten aus dem Völkerbund zeugt zum mindesten von einer klaren politischen Erkenntnis und moralischer Höhe, die Emanzipierung von der Bevormundung durch die Vereinigten Staaten von einem erwachenden Selbstbewußtsein, und die Formen des öffentlichen Lebens, der Regierungen wie des einzelnen, von nationalem Stolz.

Es ist richtig, daß, mit Ausnahme von Costa Rica, ein großer Prozentsatz der Bevölkerung in Mittelamerika Indianer sind. Es existiert hier das Problem der Zweischichtigkeit, wirtschaftlich, kulturell und sozial, der Indios und Ladinos. Die Masse der Indios trägt als Feldarbeiter die Landwirtschaft und damit die Volkswirtschaft und als Soldaten schon recht gut ausgebildeter Heere die öffentliche Sicherheit. Aber die Führung in der Politik sowohl wie in der Wirtschaft liegt ausschließlich in Händen der Ladinos und Nachkommen der Spanier. Sie wird sogar, den Anforderungen einer richtig verstandenen Zeit folgend, trotz Kabinetten und gesetzgebender Nationalversammlungen immer mehr zum „one mans job" wie in den Vereinigten Staaten, wenn man auch durch theoretisches Festhalten am Liberalismus — der übrigens nicht mit dem europäischen parlamentarischen noch sozialistischen Liberalismus identisch ist — die republikanisch-demokratische Form wahrt. Mittelamerika hat in Wirklichkeit die parlamentarische Epoche Europas übersprungen, und schreitet, wenn man von der Staffage ab- und in die tieferen Hintergründe hineinsieht, mehr oder weniger schnell auf die Form moderner Führerstaaten zu.

Darauf deutet schon die analoge Wiederwahl der Präsidenten von Salvador, Honduras und Guatemala — General Macimiliano Martinez H., General Dr. Tiburcio Carias Andino und General Jorge Ubico —, durch die man die Nachteile eines Regime- und Beamtenwechsels nach der vier- bzw. sechsjährigen Präsidentschaftsperiode vermeiden wollte und vermeiden konnte, weiter der Umstand, daß man zur Wahl des eben eingetretenen Präsidenten von Nicaragua — General Anastasio Somoza — dort mit dem bisherigen Zweiparteiensystem Schluß gemacht und sich auf ihn als gemeinsamen Kandidaten der Liberalen wie der Konservativen einigte, und schließlich in Costa Rica die Übergabe der Präsidentschaft, nach einer höchst kultiviert verlaufenen Wahl, an einen aus dem praktischen Leben emporgewachsenen Zivilmann, León Cortés. Viel mehr noch fällt ins Gewicht, daß nicht nur die gewählten Präsidenten und die Presse, sondern eben auch die Wähler dabei den Techtelmechtelpolitikern und professionellen Revoluzzern alten Stils entschieden und entscheidend den Rücken gewandt haben, und bisher jegliche Versuche von dieser Seite, wieder alte Gebräuche einzuführen, aus Mangel an Mitläufern in sich zusammengebrochen sind.

Man kann damit die gegenwärtigen fünf mittelamerikanischen Regierungen als konsolidiert ansehen und in ganz Mittelamerika eine Periode der inneren Ruhe für

die Zukunft erwarten. Die beste Garantie dafür ist, wenn nicht die „starke Hand" wenigstens der vier Generäle, das Vertrauen, das diese fünf Regierungen, wenn nicht überall bei der Totalität, so doch mindestens bei der überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung genießen, und, last not least, ihre eigene moralische Qualität. Präsident León Cortés in Costa Rica zum Beispiel fand, unmittelbar nach seinem Wahlsieg, so schöne und zu Herzen gehende Worte an sein Volk, indem er sagte, daß für ihn von diesem Augenblick an keine Wahlgegner, keine Oppositionsparteien mehr existieren, sondern nur noch Landsleute, Costarricenser, Volksgenossen und Mitarbeiter am Aufbau Costa Ricas, daß auch der Außenstehende von ihnen gerührt wurde, und Männer aus der parteipolitischen Gegenseite sich sofort zur Mitarbeit meldeten. Präsident Ubico machte, da seine Wiederwahl nach der Konstitution nicht zulässig war und die Konstitution dafür abgeändert werden mußte, die Annahme einer zweiten Präsidentschaftsperiode im Jahre 1935 von einem Plebiszit abhängig, das ohne jeden Druck unter einer bis dahin noch nie dagewesenen Beteiligung vor sich ging und ein über 90 prozentiges Vertrauensvotum für ihn brachte [1]).

Der gemeinsame Zug dieser fünf Regierungen ist, daß sie selbstlos, aufbauwillig, von einem starken Nationalbewußtsein getragen, sich als Führer ihrer Völker fühlen und demgemäß die politischen und wirtschaftlichen Geschicke ihrer Länder bewußt in Bahnen lenken, bei denen früheres laissez faire, laissez aller durch eine wirkliche und bemerkliche Führung ersetzt wird [2]).

Es gehört sich in einer Zeit, die fast nur mit Defizits wirtschaftet, wie ein Märchen an, wenn der Staatshaushalt fast aller dieser Länder einen kleinen Überschuß ausweist, und dies, nachdem sie Jahr um Jahr ihre äußeren und inneren Schulden verringern. Es erscheint unglaublich, daß ein in der Entwicklung begriffenes Rohstoffland wie Guatemala, trotz hoher Schutzzölle für die eigene beginnende Industrie, die Aufnahmefähigkeit seiner Einfuhrmärkte vergrößert, daß trotz der riesigen Konkurrenz Brasiliens Mittelamerika seine gesamten Kaffee-Ernten des Vorjahres am 1. März verkauft hatte, daß der Geldumlauf und die Depositen steigen und gleichzeitig allenthalben gebaut wird, während die Welt draußen noch von Krisis spricht! Eine zielbewußte Währungspolitik hat in Guatemala sogar erreicht, daß dieses Land trotz aller Abwertungen und Devisengesetze des Auslandes, trotz großangelegter Sanierung des inneren Kreditwesens, auf Emissionen und

1) Als völkerrechtliches Kuriosum sei erwähnt, daß bei diesem Plebiszit auch den im Lande ansässigen Ausländern gestattet war teilzunehmen. Sie machten davon auch Gebrauch und stimmten in großer Zahl für General Ubico, da sie in ihm und der Kontinuität seiner Regierung die Gewähr für Ordnung und Ruhe und Sicherheit sehen.

2) Ein Zug, der für die Auffassung von ihrem Amte als treuhänderische Beauftragung spricht, ist der, daß z. B. Präs. Ubico, getreu dem von ihm selbst geschaffenen „Redlichkeitsgesetz für Staatsbeamte" zu Beginn und Schluß seiner ersten Amtsperiode die Bilanz seines Privateigentums der Nationalversammlung vorgelegt hat. Es spricht sich da der Gedanke vom „ersten Diener seines Staates" aus: Was er von seinen Beamten verlangt, dem unterwirft er sich auch selbst!

Abwertungen verzichten und sogar langsam eine Goldreserve ansammeln konnte, die seine Währung über 36% deckt!

Als Beispiel für die Arbeit, die hier geleistet wird, und als Korrektiv für veraltete Anschauungen über Mittelamerika, seien hier kurz einige Zahlen angeführt, aus der Botschaft des Präsidenten von Guatemala an den Kongreß vom 1. März, anläßlich der Beendigung seiner ersten, sechsjährigen Regierungsperiode:

Er kam gerade von einer Inspektionsreise zurück, die ihn in vierzehn Tagen über 2592,8 Kilometer (man beachte: „Komma acht", es erinnert geradezu an deutsche Genauigkeit!) des von ihm ausgebauten Verkehrsnetzes von 5366 Kilometer Landstraßen, für die 1936 160 Brücken neu gebaut und 250 alte überholt und verstärkt worden sind, geführt hatte, und wobei er 477 Regierungsämter inspiziert, einige tausend Beamte, Bürger und Querulanten persönlich gesprochen hatte.

27 992 Personen, Kinder im ersten Schuljahr in den Dorfschulen, Rekruten beim Militär und Gefangene in den Strafanstalten, lernten Lesen und Schreiben, 20 570 Malariakranke konnten 1936 vom Gesundheitsamt als geheilt gemeldet werden. Von 1931 bis heute ging die Kriminalität im allgemeinen um 65%, Einbruch und schwerer Diebstahl um 70%, Mord und Totschlag um 84%, Verwandtenmord um 88% zurück. Der Zugang von Freiwilligen und Kapitulanten im Heer ist in dauerndem Steigen begriffen. Die Fliegertruppe unternahm letztes Jahr in 605 Stunden 730 Flüge über total 90 600 Kilometer.

Rechnet man zu dieser kleinen Blütenlese einen mittelamerikanischen Mediziner-, einen Zahnarzt-, einen Statistiker- und einen Professorenkongreß, die erste mittelamerikanische Kunstausstellung, die Gründung eines mittelamerikanischen Schachverbandes, mittelamerikanische Messen in Guatemala und Costa Rica — alles 1936/37 —, die Förderung der archäologischen Ausgrabungen in Guatemala und Honduras, die Gratisverteilung von 9121 Büchern und Druckschriften, die allein in Guatemala aus der Staatsdruckerei hervorgingen, die Ausstattung der Universitäten, Hospitäler, Schulen mit Kliniken, Zahnarztkliniken, Laboratorien usw., die Anstellung deutscher Bakteriologen, Röntgenologen, Landwirtschaftschemiker, nordamerikanischer Ingenieure und Instrukteure, französischer Flug-instrukteure usw. usw., so kann man sich ein Bild davon machen, mit welcher Geschwindigkeit diese mittelamerikanische Welt aufsteigt und wie weit sie von dem Zustand schon abweicht, in dem sie die landläufige Meinung der Außenwelt noch wähnt.

In der Tat drücken Reisende, die jetzt in großer Zahl im Touristenverkehr nach Mittelamerika kommen, immer wieder ihr Erstaunen aus, wenn sie aus den tropischen Küstengegenden in die Hauptstädte heraufkommen und, besonders in San Salvador und Guatemala, schmucke, moderne, schnell wachsende Städte mit intensivem Straßenverkehr vorfinden, wo sie noch romantische Kolonialstädte erwartet hatten. (Witzig wird die Sache gar, wenn Expeditionsreisende, welche die wilden

Mayas zu entdecken hoffen, dann von „Clarks Tours" im „Mayan Inn" abgeladen werden oder gegenüber dem „Palace Hotel" die Reihe von „Indian Souvenirs-Shops" sehen!)

Gerade am Touristenverkehr und am Verkehr überhaupt zeigt sich die Entwicklung am deutlichsten: In bezug auf Verkehrsmittel hat Mittelamerika die Eisenbahn fast übersprungen. Man ging vom Maultier, von der Prärie post und dem Ochsenkarren unmittelbar zum Motorrad, zum Dieselmotorlastwagen, zum Luxusautomobil und zum Flugzeug über. Wo man vor hundert Jahren Monate, vor fünfzig Wochen brauchte, fliegt und fährt man heute in Tagen und Stunden. Der Straßenbau und der Anschluß an das panamerikanische Flugnetz, mit zahlreichen lokalen Flugstrecken, war Vorbedingung für diese Entwicklung. Und gerade durch ihn zeigt sich, daß Mittelamerika ein Knotenpunkt ist, zwischen Atlantik und Pazifik, zwischen Nord- und Südamerika, der von Jahr zu Jahr immer größere Bedeutung gewinnt und gewinnen wird. Hier schlagen die Wellen und Winde, die Sprachen und Meinungen, Lateinamerika und Angloamerika zusammen. Selbst der Panamerikanismus ist ohne Mittelamerika nicht denkbar.

Natürlich, es fehlt noch viel, bis Mittelamerika Zentrum, Nabel der Neuen Welt sein könnte. Es fehlt zunächst die mittelamerikanische Union, zu der es zweimal schon beinahe gekommen wäre und nächstes Mal vielleicht kommen wird, es fehlt der mittelamerikanische Zollverein, die gemeinsame Währung, es fehlen vor allem auch noch die Menschen, die Blut und Lebensnerv im Knotenpunkt werden sollen, der einzelne, vor allem der Indianer, ist der Entwicklung noch nicht nachgekommen, trägt noch zu viel iberisches und indianisches Erbe in sich, zu wenig Amerikaner- und Yankeetum. Aber die nächste, die übernächste Generation vielleicht kann es schon schaffen.

Die Grundlage ist da: Die Stabilität, die politische Gleichschaltung, die Verläßlichkeit der Führung.

Auf das Daseinsmindestmaß zurückgeworfen, von der Sonne in den Schatten gedrängt, vom freien Meer abgeschnitten und selbst in den zwei nordischen Buchten des atlantischen Meeres bis 1936 des freien Verkehrs in unsern eigenen Strömen beraubt, finden wir an indopazifischen Gestaden zwei Drittel der Menschheit als Leidensgefährten, für die das Brechen derselben Ketten die gleiche Befreiung bedeutet und die Wiedererlangung des höchsten Gutes der Völker wie der Einzelnen, der freien, sich selbst nach eigenen Gesetzen bestimmenden Persönlichkeit. Das ist der letzte Grund, warum wir das Wissen vom Pazifik nicht verlieren dürfen!

Karl Haushofer

aus „Geopolitik des Pazifischen Ozeans" 3. Auflage 1937

Aus der Schlußrede des Führers auf dem Parteitag der Arbeit, 13. September 1937

... Dieser Trägheit oder auch Angst im geschichtlichen Denken steht aber die geschichtliche Verantwortung gegenüber: nämlich das Verantwortungsbewußtsein all derer, die nicht nur wissen, daß das Leben der Völker den Regeln einer naturbedingten Gesetzlichkeit entspricht, sondern die sich auch aus der Kenntnis der Geschichte ihres eigenen und anderer Völker ein zutreffendes Bild über die Ursachen oder die Bedingungen des Emporstieges oder des Verfalls zu machen vermögen. Ihnen wird dann auch im einzelnen ein richtiges Verstehen der Gründe, die zu Volksbildungen und ihren staatlichen Ausprägungen führen, zu eigen sein. Sie werden dabei vor allem zu der Erkenntnis gelangen, daß der Fluß der menschlichen Entwicklung ein ununterbrochener ist, und daß seine letzten Ursachen stets in dem von der Vorsehung im Menschen besonders stark entwickelten Vermehrungs- und Erhaltungstriebe liegen. Diese pflichtbewußte Forschung wird weiter feststellen, daß damit die menschliche Lebensbehauptung im allgemeinen keinen anderen Weg geht als den in der Natur auch sonst vorgezeichneten. Es sind dieselben elementaren Triebe und Kräfte der Selbsterhaltung, die auch sämtlichen anderen Wesen auf dieser Erde zu eigen sind. Sie bestimmen den Lebenskampf und damit den Lebensweg des Menschen.

Es entspricht einem Mangel an geschichtlicher und vor allem wissenschaftlicher Einsicht, anzunehmen, daß dieser verständliche Selbsterhaltungstrieb zu irgendeiner Zeit, also während einer bestimmten Umdrehung der Erde um die Sonne, plötzlich erlöschen oder künstlich zum Stillstand gebracht werden könnte. Denn nur dann könnte man es versuchen, dieses eine seit dem Beginn allen Lebens auf dieser Erde gültige Gesetz der Allgewalt Natur die Paragraphen eines Völkerbundes oder Genfer Statuts antreten zu lassen. So wie aber bisher die ehernen Naturgesetze der Lebenshaltung und Lebensbehauptung auch für den Existenzkampf der Menschen maßgeblich waren, so werden sie es auch in Zukunft sein.

Wenn nun dieser Lebenskampf ein fortgesetzt gleichbleibender ist, dann werden auch Vorgänge wie die der Volksbildungen, Staatsgründungen, überhaupt großer Gemeinschaftsentwicklungen, nach ebenfalls stets gleichen Grundsätzen verlaufen.

Wir wissen es heute, daß das, was vor uns als das vollendete Gebilde „Staat" steht, im Laufe von Jahrtausenden erst künstlich entstanden ist, und zwar nicht etwa als das Ergebnis des Abschlusses eines allgemeinen, freiwillig unterzeichneten Gesellschaftsvertrages, sondern als das Resultat eines Entwicklungsprozesses, der durch das natürlichste Recht auf dieser Welt seinen entscheidenden Anfang und Ausgang erhielt: nämlich durch das Recht der Befähigung und der Kraft, der Willensstärke und der heroischen Gesinnung!.

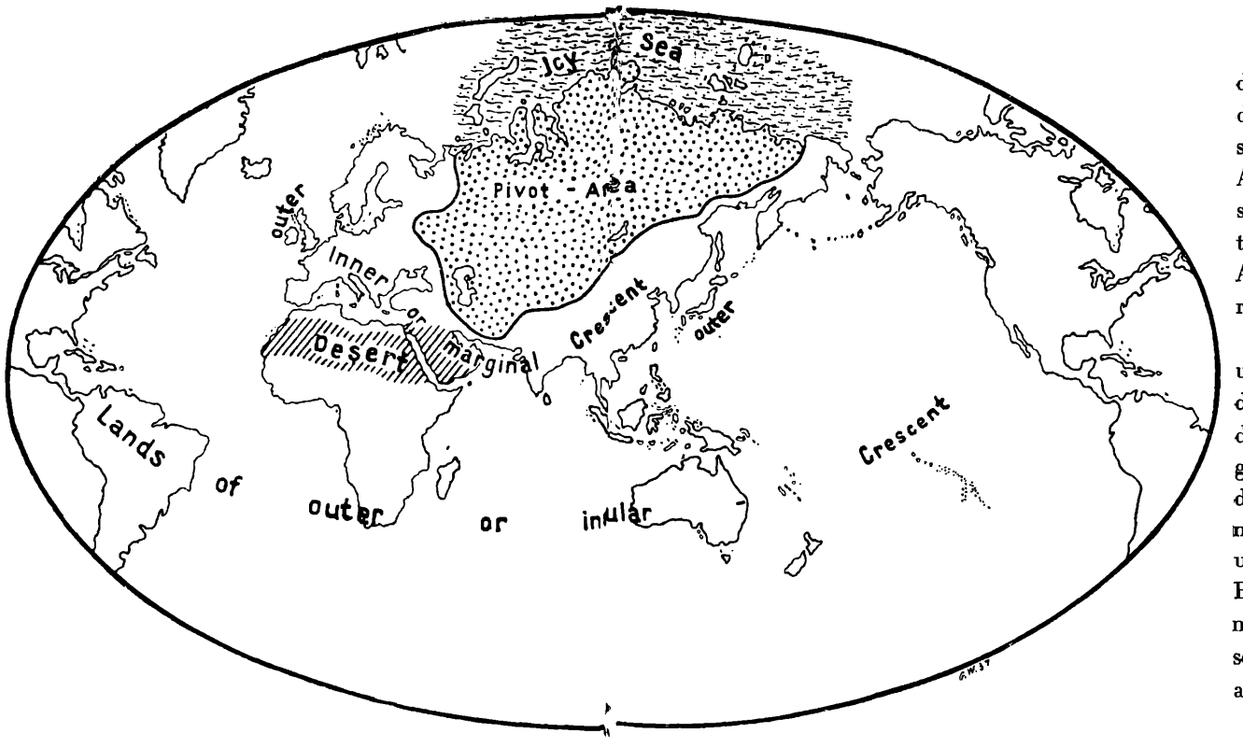
KARL HAUSHOFER:
(In Vertretung von Dr. A. Haushofer, z. Z. Tokio)

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Selten ist der Unterschied zwischen geopolitischer und tagesgeschichtlicher Berichterstattung so klar nachzuweisen, wie im Herbsten 1937 beim Anblick der Rückwirkungen der pazifischen Vorgänge auf den Atlantischen Raum, dessen Vormächte sich vorerst alle zum Spiel aus zweiter Hand haben entschließen müssen. Um so folgenschwerer sind falsche Wahlen dabei, vor deren Gefahr zunächst Großbritannien steht.

Denn riesengroß richtete sich jählings — deutlich für die Masse sichtbar erst mit den Vorgängen um Shanghai — der grundsätzliche Gegensatz auf: zwischen dem formsicheren, bestimmte Ordnungen schaffenden und suchenden Wesen der Inselreiche und dem chaotischen, formzerstörenden, grenzenüberschreitenden Wesen der zentralen Festlandmacht der Alten Welt — des „geographical pivot of history" nach Mackinder. Wir bringen deshalb das Kartenbild von Mackinder aus dem Jahre 1904 (aus der III. Auflage der Geopolitik des Pazifischen Ozeans) — mit der Bitte um eingehende Nachprüfung durch die Leser (siehe Seite 844/845). Es soll zeigen, wie ganz anders die fähigsten, politisch-wissenschaftlichen Köpfe Englands bei einer damals glänzend ausgegangenen weltpolitischen Wahl zwischen ozeanischen und Kontinental-Mächten das Verhältnis der Meerbestimmten (Briten, Japaner, U. S.-Amerikaner) zum heutigen Sowjetbereich angesehen haben. Heute scheint England an der Seite der Verbündeten der Festland-Steppen-Großmacht, Frankreichs und der Tschechoslowakei, der westlichen Chaos-Freunde, und China, des östlichen Chaos-Vorkämpfers, in eine Gegnerschaft zum Sinn und Wesen der ozeanischen Mächtegruppierung von damals zu gleiten. Schon zeigt ihm der portugiesisch-tschechische Konflikt, zeigt ihm der Fall von Bilbao nicht nur, sondern auch von Santander, demnächst von Gijon, daß es damit im Verhältnis zur eigenen geopolitischen Überlieferung eigentlich auf das falsche Pferd setzt. Denn, wie man sonst die Entwicklung Portugals betrachten möge: es ist lange Zeit dem Britenreich ein treuer Kampfgefährte gewesen und würde es weiterhin sicher eher als Tragpfeiler der Ordnung, denn als Herd des Bolschewismus sein, zu dessen Brücke nach Mitteleuropa sich nun einmal der Tschechenstaat gemacht hat.

So zeigt sich im atlantischen Gebiet an einem verhältnismäßig kleinen Konflikt, der sich scheinbar nur um Lieferung oder Nichtlieferung der berühmten Brünn-Maschinengewehre dreht, eine weitere Folge einer ähnlichen falschen Wahl, wie sie vorher das Verhältnis eines Hauptnutznießers der Mittelmeer-Straße zu Italien vergiftet hatte, für das seine Mittelmeerstellung eben nach den Worten des Duce das Leben ist — das aber sicher doch zu den formgebenden, Ordnung er-



haltenden Mächten des Mittelmeers wie des westlichen Indischen Ozeans gehört, in dem es nun einmal als gleichberechtigt geduldet werden muß (trotz Nyon).

Neville Chamberlain und Halifax haben denn auch den Strich unter diese Erkenntnis gezogen. Nun taucht in der portugiesisch-tschechischen Reibung der zweite Warnungsfall auf, der den bewährten ozeanischen und transozeanischen Halbinsel-Verbündeten in Gegensatz zur meerfremden Tschechei bringt, deren Slowaken England fragen, ob es um der Tschechen willen einen Daseinskampf wagen will.

Der dritte, echt atlantische Warnungsfall aber liegt zwischen dem Valencia-Barcelona-Chaos und den besten transatlantischen Kunden Englands im iberischen Amerika: Argentinien, Brasilien; Chile; Columbia; Venezuela, von den kleineren Staaten Mittelamerikas ganz abgesehen, von denen drei das Spanien Francos bereits anerkannt haben. Wiegt Mexiko die A-B-C-Staaten auf? Wiegt es auf, was ihnen sonst an Sympathie mit dem nationalen Spanien in Südamerika zufließt — für dessen Wiederherstellung gegen ein imperialistisches Frankreich sich Wellington von Torres Vedras bis jenseits der Pyrenäen durch die Halbinsel durchgekämpft hatte?

Das sind geopolitische „Präzedenzfälle" genau so wie jener andere, der Mussolini in Palermo sagen ließ, daß Sizilien der Mittelpunkt des Reiches sei. Das sagte angesichts der Conca d'oro nicht nur die Begeisterung des Augenblicks, sondern die weitschauende geopolitische Überlegung. Sie sagt aber zugleich, daß ein solches Reich seinen Waffenschwerpunkt nicht auf den Brenner, nach Paolo Drigo auf „claustra provinciae" legen soll, sondern nach Süden, auf „claustra imperii, maris", dorthin, wo sein Schwer- und Mittelpunkt Zugriffen ausgesetzt sind! (Vgl. sizilische Manöver! Malta-Luft-Manöver!)

Es liegt eben nicht klein-europäischer, sondern groß-europäischer Formwille von Berlin wie von Rom aus in der Festlegung der Achse zwischen beiden, wie auch in der stolzen Erklärung Italiens, daß es keinen Bolschewismus im Mittelmeer dulden werde. Dazu würde allerdings gehören, daß man an einem so wichtigen Reibungspunkt dieser Achse, wie Südtirol, weniger sparsam mit dem Öl der kulturpolitischen Duldung umgehe, wenn Achsen von Nabe zu Nabe geräuschlos laufen sollen.

Der Vergleich mit dem Elsaß und selbst den vielgequälten Sudetendeutschen und der Lage der deutschen Minderheiten und Volksgruppen bei Deutschlands Freunden in Italien und Ungarn fällt nicht zugunsten der Freunde aus; und man sollte von Rom und Budapest aus der Presse der Westmächte diese billige und leicht zu schwingende oft benutzte Waffe aus der Hand nehmen.

Aus richtiger Erkenntnis, wie sehr inner-europäische Reibungen zweiter Ordnung bei der Gesamtgefahr der Weltlage aus dem Wege geräumt werden sollten, setzen einige kluge Vermittler, wie der Belgier van Zeeland (unter Beifall der kleinen Entente), und der schwedische Außenminister Sandler, mit Hilfe ihrer Könige, ihre ausgleichende Tätigkeit emsig fort. Sandler kommt nicht umsonst von der Erdkunde her und trägt ein größeres und weiteres Weltbild in der Seele, als es sonst den meisten sozialdemokratischen Ministern eigen ist. So fallen ihm mehr und mehr in Nordeuropa zentrale gestaltende Wirkungen zu, und er erwirbt sich praktisch für die Wissenden weit mehr den Ruhm eines guten Europäers, als früher Paneuropas Marktrufe im Stile von Aristide Briand, der so viel für Europa geredet und so wenig dafür getan hat.

Es sind nicht nur Frankreichs wirtschaftliche Schwierigkeiten, die mehr und mehr dazu beitragen, die so geschickt von Frankreichs Kultur-Werbung ineinanderverwobenen Begriffe Frankreich und Europa wieder auseinanderhalten zu lehren — auch bei vielen, die sich ihre Identität haben aufreden lassen. Die Tarnung der Nichteinmischungspolitik ist gründlich zerrissen. Nicht nur Berlin, auch Polen hat kein Verständnis für die Aufnahmefähigkeit Mitteleuropas von in Spanien obdachlos werdenden „internationalen" Brigaden und ihre Methoden inneren Zerstörungskampfes. Wird Frankreich diese 50 000 verdauen können?

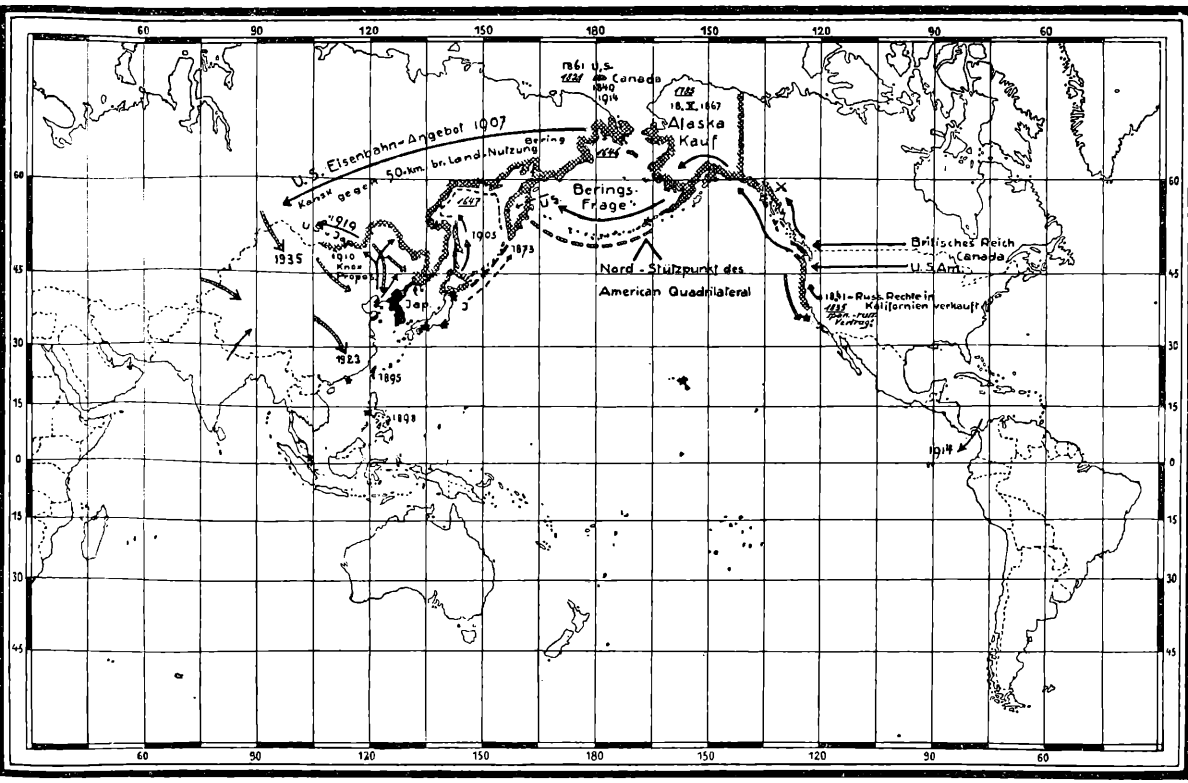
Aber vielleicht findet man von Moskau aus in Ostasien breitere Verwendungsmöglichkeiten der in Spanien ausgebildeten etwa 50 000 Heimzerstörungskrieger. Nur ist auf dem Festland dort nicht mehr so viel zum Zerstören da.

Wenn alle Verkehrseinrichtungen bei scharfer Erprobung im Sowjetbereich so arbeiten wie der Wasserstraßen-Anschluß Moskaus, so würde von ihrer Gesamtleistung einiges abzuziehen sein, so sehr die Ausbildung ihrer Nordverkehrsfront durch die Sowjets an sich eine beachtenswerte russische Entwicklung eingeleitet hat. Sicher erzieht der beständige Kampf gegen die Polarnatur auch sonst kämpferischen Willen und technische Sonderleistungen, ganz abgesehen von der wehrgeopolitischen Bedeutung der Raumüberwindung gerade auf diesen Strecken einer von außen her durch ozeanische Mächte fast unerreichbaren und unstörbaren Verbindung des atlantischen und pazifischen Kraftfeldes.

Ihr wehrtechnisch vollendeter Ausbau wäre die Voraussetzung eines für die Russen günstigen Erfolgs des 1897—1904 angebahnten Austrags des Ringens um die Vorherrschaft am Nord-Pazifik gewesen. Nun ist sie geschaffen; sie macht Rußland, heute die Sowjetbünde, allein unabhängig von den Hochstraßen der See in allen Auseinandersetzungen und Verbindungen Eurasiens mit dem chinesischen Kraftfeld in allen Fragen der Kultur, Macht und Wirtschaft! Das ist ein ungeheurer Kraftvorsprung vor allen anderen, die aus dem euramerikanischen Westen mit dem Osten zu tun haben, denen das japanische Reich wie ein geopolitischer Sperriegel vorliegt.

Aber wenn die beiden angelsächsischen Großmächte, mit ihren atlantischen Schwerpunkten, diesen Riegel sprengen (was sie mit vereinter Kraft vielleicht können), dann arbeiten sie einem künftigen chinesisch-sowjetrussischen Zusammenspiel in die Hände, dem sie ohne die zur Zeit allein in ihrem Sinn formgebende und kulturwillige Macht Ostasiens, Japan, ohnmächtig gegenüber ständen. Das birgt — als geopolitische Zwickmühle — die vor ihnen liegende Entscheidung, an der die ganze kultur- und wirtschaftspolitische Machtstellung des atlantischen Raums im panpazifischen und panasiatischen Ideenbereich hängt. Hier bedeutet falsche Wahl Vernichtung, mindestens Zurücksinken.

Die Vereinigten Staaten glauben nach den Erklärungen von Hull, die Wahl noch in der Schwebe lassen zu können; sie haben allerdings einstweilen bei beiden streitenden Teilen Entschädigungs-Forderungen angemeldet und darüber hinaus verkündet, daß die Angelegenheit weit über den bloßen Schutz von Staatsbürgern und Gütern hinausgehe, was indirekt heißt, daß sie einsehen, auf die Dauer sich nicht aus der pazifischen Abschlußregelung heraus halten zu können. — Jedenfalls sind zunächst Russen und U.S.-Amerikaner wie China durch Pakte verbunden, keine durch Krieg erworbenen Besitzveränderungen anzuerkennen; Japan hat in einer Erklärung verkündet, daß es keinen Landerwerb suche. Aber die andern — namentlich die atlantischen Westmächte — fragen: Was will es



dann? Kooperation, Liebe und Boykott-Beendigung sind nach ihrer Meinung auf dem eingeschlagenen Wege kaum zu haben.

Für die Veränderung der Raumvorstellungen seit dem Weltkrieg ist es bezeichnend, daß sich Westeuropa zusammen mit Euramerika (nach Sarkars Begriff!) gegen die in Hongkong ausgebrochene Cholera, die nach Shanghai übergegriffen hat (und in Hongkong durch den Taifun und Brand der Chinesenstadt gewiß ihre Chancen nicht vermindert sieht), durch ein Zusammenfangen aller in der Ostrichtung amerikawärts über den Pazifik gehenden Schiffe in einem riesigen Quarantäne-Pandämonium in Honolulu „westward-ho" schützt. Wo aber wird es den Verkehr in der Westrichtung ostwärts durch vorbeugende Hygiene auffangen? Das ist nicht zuletzt eine vom Atlantik her zu entscheidende Macht-Frage. In Colombo? Am Suezkanal? Denn in Indien sind ja Cholera und Pest endemisch. Ihr Eindringen in den fernöstlichen Kampfplatz würde reiche geo-medizinische Erfahrungen bringen, aber eine schwere Mehrbelastung bedeuten. Wer kontrolliert den Flugdienst? — der sich über alle Inkubationszeiten ebenso hinwegsetzt, wie der falsche Paß über sonstige Kontrolle, es sei denn, daß die holländische Polizei einmal zufällig einen Adler erwischt, der mit verschiedenen Namen bald auf österreichischen, bald auf französischen Pässen segelt — selbst wenn wir ganz von Pierre Cots Freunden und Flugstreitkraft-Verschiebungen absehen. Daß auch England unter Piraterie im Mittelmeer leidet, werden viele als die Hand der strafenden Gerechtigkeit nach der Geringschätzung der Leipzig-Torpedierung ansehen. Wir auch. — —

Piraterie, soweit es sie nicht selbst übte, pflegte Britannien schon in chinesischen Meeren, z. B. an der Bias-Bay, streng zu ahnden, ohne sie ausrotten zu können. Ein Übertragen dieser chinesischen Sitten an die Côte d'Azur müßte eigentlich bei den Westmächten noch größere Entrüstung erregen; das nationale Spanien hat den Verbleib seiner U-Boote bei der Blockade von Gijon nachgewiesen; so bleibt für die Erneuerung des Ruhmes der Seeräuberküste zwischen Valencia und Barcelona doch wohl nur der Rückgriff auf die roten Untersee-Streitkräfte, vor den Toren von Gibraltar, in die Zähne der mittelländischen Straßenpolizei hinein.

Reinigung der Hochstraßen der See von Straßenraub ist Straßenwärterpflicht. So formt der unbefangene Zuschauer das geopolitische Gesetz; eine Tagung der Mittelmeermächte mit gleichmäßiger Verteilung von Licht und Schatten ist wohl das Geringste, das er verlangen kann mit anschließendem Handeln; sonst läuten eben die Schiffs-Totenglocken bei Lloyds häufiger und die Versicherungsraten schnellen in die Höhe.

Im Nahen Osten paktiert Zion mit Britannien und trachtet Panarabien in die Kälte — d. h. die Wüste — zu manövrieren; Ägypten feiert und heiratet, und Irak verbaut das Geld der City — hoffentlich nach der Regel: Gemeinnutz geht vor Eigennutz, die auch bei der Vergrößerung Transjordaniens eine Rolle spielt. — Vieles, was nun dort, von Ankara und Teheran bis zu Ibn Saûds Reich, unter Dach gebracht wird, verdankt die günstigen Aussichten dafür der auf die Hauptbrandherde gerichteten Aufmerksamkeit der Großen. Darüber sind zwei glänzende deutsche Flugleistungen, von Afghanistan über die Pamire hinweg nach China, zu wenig beachtet worden. Zur rechten Zeit wahrgenommen und ins Werk gesetzt, hätte eine mitteleuropäisch-fernöstliche Flugverbindung auch im Fall von Wirren, wenigstens einen freien trans-kontinentalen Verkehr hochwertiger Menschen und Güter gewährleistet und China möglicherweise seine Westlandschaften erhalten. Versäumte Nachkriegsgelegenheiten — zu spät ergriffen —, die ein Mann wie Junkers gleich nach 1919 erfaßt und mit mir besprochen hatte. Noch besteht staats- und völkerrechtlich ihre verkehrspolitische Grundlage: machtmäßig ist sie schon gefährdet. „Der Siegespreis des Raum-Überwinders ist der überwundene Raum!" — Aber wird er nach der Gerechtigkeit verteilt?

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Vielfache Erfahrungen zwingen uns, namentlich für die richtige Beurteilung aller Meldungen über die chinesisch-japanische Auseinandersetzung, aber auch sonst für Nachrichten aus dem Indo-pazifischen Bereich zu der Mahnung an unsere Leser, Karten geeigneter Maßstäbe zur Hand zu nehmen — (was schon Lord Salisbury für die britisch-russischen Gegensätze in Asien als Beruhigungsmittel riet) — und sich großräumige Auffassungen anzugewöhnen.

So würde es ganz gewiß in engräumigen Landen Entrüstung erwecken, wenn ein Teilstaat eines weiten, nur etwas über 11 Millionen weitverstreuter Siedler nährenden Gebietes sich den Luxus eines Nationalparks von rund 1400 qkm in der ungefähren Größe Sachsens gönnen sollte (auf dem Deutschland 5,2 Millionen Einwohner ernähren muß); namentlich wenn ein Nachbarstaat noch 400 000 Arbeitslose hat. So tat Britisch-Columbia zur Erinnerung an die Entdeckerfahrt Alexander Mackenzies, dem Lord Tweedsmuir am Südausgang dieses Parks zum Pazifischen Ozean einen Gedenkfelsen weihte.

Wenn Rabaul (Times, 17. 8. 37) nun, nach seiner Erdbeben-, Flutwellen- und Vulkankatastrophe, ähnlich wie Quetta, erst einmal wissenschaftlich darauf untersucht wird, ob es in seiner Gefahrlage zwischen vier tätigen Vulkanen noch länger Mandatshauptstadt bleiben kann, dann übersieht oder vergißt der deutsche Leser leicht — obwohl der Raum einst sein eigen war —, daß es der für Seeverkehr vorzüglich gewählte Mittelpunkt eines Inselreiches von einer Ausdehnung war, in der ein Land wie Sachsen zwischen den Hauptinseln als unerheblicher Landraum verschwinden könnte.

Beim Überblick über die wehrgeopolitischen Nachrichten aus dem Fernen Osten ist es nützlich, sich klarzumachen, daß der Raum des nordchinesischen zusammenhängenden Front-Ringens ungefähr die Ausdehnung der gesamten Weltkriegs-Westfront mit beiderseitiger voller Hinterlandtiefe bis zu den rückwärtigen Verschiebungsbahnen hat. Dazu kommen nach Norden die Amurlandschaft, nach Süden die mittel- und südchinesischen Häfen. So können nur die raumpolitischen Verhältnisse des Ost-Kriegsschauplatzes im Weltkrieg annähernde Anhaltspunkte für die Bewertung wehrpolitischer Leistungen, Aufmarschpläne und Verschiebungen liefern, die Vorstellungen mitteleuropäischer Raum-Intensität aber müssen überwunden werden.

„Der Zeitpunkt der Möglichkeit zur Isolierung (isolation) ist vorbei" — so hatte Fürst Konoye, ganz gewiß kein Mann, der seine Freude am Anfachen allzu großer Feuerherde hätte, die chinesisch-japanische Lage an der Hochsommerwende gekennzeichnet. Unsere Leser sind von dieser Wendung nicht überrascht, auf deren Emporwachsen als pazifisch-fernöstliche Gewitterwand sie stetig vorbereitet wurden. „Wie auch der Ausgang sein wird, es muß notwendig ein großes Trauerspiel werden" — so schreibt uns ein warmer Freund der großen Altkulturen aus dem Fernen Osten. Allein in dem Babel Shanghai treiben fast zwei Millionen Menschen als angstgetriebenes Plankton hin und her. Milliardenwerte geraten ins Schwanken, und Völkerhaß flammt da empor, wo noch bei Beginn des Weltkrieges in Europa einem Geist von der Weite Sunyatsens die Möglichkeit einer Zusammenarbeit ganz Kultur-Asiens als erhabene Idee vorschwebte, die er in Briefen an alle maßgebenden Staatsmänner Asiens aussprach.

Seitdem sind viele Empfänger dieser Briefe tot; Frau und Erbe Suns haben

sich den roten Despoten von Moskau in die Arme geworfen; Chiang Kai Shek kann nicht, wie er will: gehemmt auf der einen Seite von einem Klüngel, der Ähnlichkeit mit dem großen Wollen und kleinen Können einstiger deutscher Achtundvierziger hat, auf der andern von der Ichsucht und Gewissenlosigkeit gegenüber der Volksgesamtheit, die noch in alten Satrapen, Partei- und Ländergrößen und dem chinesischen Kommunismus lebendig ist. Freilich gibt es immer wieder Amerikaner und andere „Westler", die der Anarchie so lange Loblieder singen, bis die Fälligkeit ihrer eigenen Renten und Zinsen angezweifelt wird. Dann erscheinen rosarote Bücher, wie Lancelot Forsters „New Culture in China" über Kooperation, mit einer Apotheose von Dr. Hu Shih, oder das „North China Problem" von Shuhsi Hsu, das hüben und drüben Träume malt, wo längst die Schützengräben der Wirklichkeit ausgehoben worden sind; oder ein Pat Sloan malt „Sowjet Democracy" als verführerisches Zukunftsbild. Wen aber will diese Art angelsächsischen Schrifttums täuschen? Sich selbst oder andere?

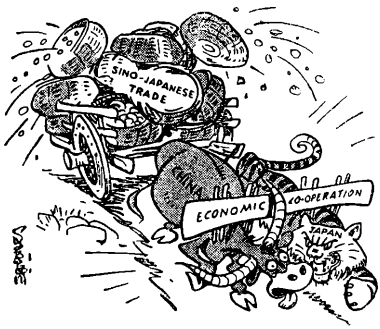
Bei anderen gelingt es kaum.

Weit eher als durch amerikanische, britische oder russische Schön- oder Schwarz-Färber können wir von den Chinesen selbst erfahren, warum es zu dem Zusammenstoß in Nordchina kam, der den ganzen Wirbel verursachte. Wenn Dr. Hsu — darin gewiß ein Wissender — sagt, „aus guten strategischen und politischen Gründen könne China nicht die gegenwärtige Lage in Mandschurei und Jehol hinnehmen" und dennoch glaubt, „die eigentlichen Ziele Japans beim Aufwerfen der Nordchina-Frage nicht ahnen zu können", aber im selben Atemzug erklärt, „wenn die Japaner glaubten, durch ihre Tätigkeit in Nordchina China dazu bringen zu können, sich in den Verlust der nordöstlichen Provinzen zu fügen oder auch nur de facto oder de jure den Pufferstaat oder Puppenstaat anzuerkennen, dann müsse man ihnen raten, von diesem Traum zu lassen" — dann wird sich eben einfach der japanische Außendienst und Generalstab das gleiche gesagt haben. Dann lag die weitere Erwägung nah: wenn es nun doch nach dem Willen der chinesischen Intelligenz und Volkserziehung keinen Frieden auf dem gegenwärtigen Machtstande geben soll, dann wird er eben bei gutem Anlaß mit stärkeren Mitteln gesucht werden müssen. So griffen sie zu, als der formal und sachlich unversöhnliche Gegner ihrer ganzen Festlandstellung sich formal ins Unrecht setzte. Das ist mit scharfem Feuer auf die Platzpatronen einer Nachtübung, dem Gemetzel von Tungtschau, den Morden in Shanghai zweifellos geschehen. Dazu kam wohl die Einsicht, daß die Zeit weder gegenüber China noch gegenüber den Sowjetbünden für Japan arbeitet, aber möglicherweise jetzt wegen der vielen anderweitigen Bindungen anderer Mächte günstig sein könnte. Daß Vieles und Schweres dabei gewagt werden muß, hat wohl niemand in Japan bezweifelt; wohl aber scheinen viele Dreinredner in China diesen Ernst nicht erkannt zu haben und noch weniger die „Shanghailander". Aber Shanghai, diese unstetigste Menschenballung der Erde,

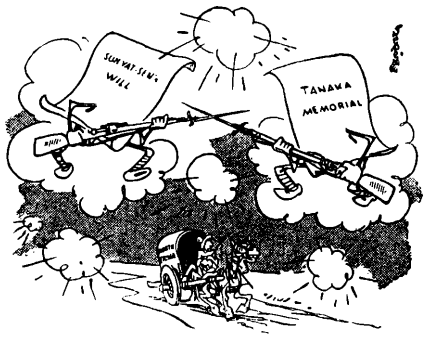
mit ihren dreieinhalb luvgierigen Millionen, war vom Schicksal oft genug gewarnt worden, zuletzt noch 1932, und von der Geopolitik auch. (Vgl. Hefte 1931 S. 361; S. 570, Feetham-Bericht 1932, S. 250; S. 362, 435/37). Glaubt New York ernstlich, daß sich sein schwarzer, brauner, gelber und sonst nahöstlicher Bevölkerungs-Bestandteil bei einer solchen jähen Schicksalswendung besser benehmen werde, als der von Smyrna oder Shanghai?

Wir glauben es aus geopolitischen Erfahrungen nicht.

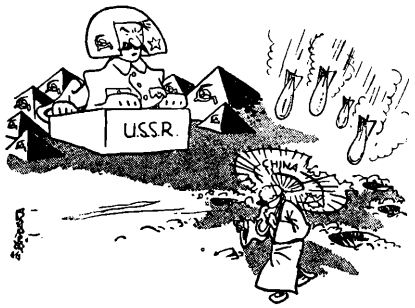
Doppelter Selbstmord
(Ich werde sterben, aber wenn du mich frißt — dann stirbst du mit!)



Das Joch das versagte
(Wirtschaftliche Zusammenarbeit)



Mit oder ohne Erklärung — was ist der Unterschied



Ein Freund wird gebraucht. *By Sapayou*

Das Bevölkerungs-Gemenge von Shanghai hat sich bei seiner zweiten scharfen Probe seit 1932 genau so haltlos und kopflos benommen, wie es unsern Lesern seit langem vorausgesagt worden ist. Ein Seitenstück dazu ist nur vielleicht in Kanton zu finden, das sich zunächst sicher glaubte. Macht sich irgend jemand ernsthaft klar, wie lange man durch Eisentore oder eine Handvoll Freiwillige angstvolle Millionen vom Einbrechen in die fremden Hafenkolonien wird abhalten können?

Die vier beigefügten Spott-Zeichnungen verraten zur Genüge, wie fern selbst den politisch regsten, einfallsreichsten Köpfen der Gedanke ist: Tua res agitur! „Dein Fell steht auf dem Spiel!" — nicht etwa nur das Fell des mit dem Tiger

zusammengespannten Chinesen-Büffels (II), der Dame Nanking-Regierung mit dem Doppel-Selbstmord-Fläschchen in der Hand (I)! Glaubt der geniale Zeichner, daß ihm nicht die Sphinx Stalin, die Fliegerbomben (IV) auf den Kopf fallen? — während er sich über die in der Luft Streitenden lustig macht (III). Seine Zeitung („North China Herald") schreibt noch am 4. 8. 37 Spottworte über den Australier E. L. Piesse und seine Kritik an Lyons (der den Völkerbund einen von den drei Wällen von Australiens Sicherheit nennt). „Der Völkerbund hat im Pazifik keine Rolle gespielt, außer daß er durch einen Einmischungsvorschlag das einzige Land zur Tollwut zu bringen wußte, mit dem wir möglicherweise ernste Differenzen haben. Kann irgendwer erwarten, daß er in naher Zukunft eine Rolle spielen kann, die uns hilft? — Wenn wir die Dinge sehen, wie sie sind und wie sie zählen, dann täten wir besser, keine Zeit auf den Völkerbund zu verschwenden." — Soweit E. L. Piesse.

Ihm antwortet der Shanghai-Mann u. a.: „... Im übrigen ist der Lytton-Bericht allgemein anerkannt als ein Meisterstück von Unparteilichkeit und praktischem gesunden Menschenverstand." — Dieser Meinung stehen viele andere gegenüber, die nicht in dem Beiseitestehen der Völkerbundsmächte gegenüber dem Bericht, sondern eben in der Jämmerlichkeit der Genfer Einrichtung selbst „die Gründe zu ihrem europäischen Niederbruch, dem Austritt Deutschlands, dem Sieg Italiens über seine Gegner, und die gegenwärtigen Rüstungsängste des Reichs und der australischen Staatsmänner" sehen.

Australien feiert 1938 die 150jährige Wiederkehr seines Entdeckungstages durch Cook, ohne die eigentlich erhoffte zahlreiche Beteiligung aus dem Mutterlande. Größer ist dessen Anteil an dem australischen und neuseeländischen Beitrag zur Reichsverteidigung. Für Australien stehen sich die Ansichten von Lyons und seiner Labour-Opposition insofern geopolitisch gegenüber, als der Premier, noch unter dem Eindruck der Reichskonferenz, die Flotten-Verteidigung in erste Linie stellt, während seine Gegner das Schwergewicht ausschließlich auf die Luftverteidigung legen. Lyons und sein Wehrminister Sir Archdale Parkhill wollen die beiden 10 000-t-Kreuzer Canberra und Australia erneuern, dazu drei schnelle kleine Abwehr-Fahrzeuge bauen.

Die vermehrte Luftflotte — 50 Bombengeschwader für 15 Mill. £ nach Curtins (L) Vorschlag! — und die 7 Landheer-Divisionen würden gewiß einen Eingriff abweisen können, aber gegen ein Großunternehmen könne nur die Seeherrschaft entscheidend vorbeugen. Die Kontrolle der See-Zuwege müsse also entscheidend bleiben, meinte Lyons; denn es sei gewiß besser, sich weitab von Australien zu schlagen, als auf seinem eigenen Boden. Vor allem aber suchen die beiden süd-pazifischen Dominien Rüstungs-Selbständigkeit, wofür Australien über 3 Mill. £ für Munitionsfabriken u. a. ausgibt, 3000 Arbeiter unterhält und auch Neuseeland mitversorgen will.

Mittelpunkt der Munitionsversorgung ist Melbourne mit den Werkstätten von Footscray (Wehrmetalle) und Maribyrnong (Sprengstoffe), mit einer nahen Artilleriewerkstätte, einem Schießplatz und einer Flugzeugfabrik.

MG. und Handfeuerwaffen werden in Lithgow (Neusüdwales) hergestellt, darunter das Brünn-MG., der erfolgreiche Wettbewerber von Vickers und Lewis.

Neuseeland — weiter vom Schuß — hält eine Friedensstärke von 8000 Mann (3 berittene Schützenregimenter und 1 motorisiertes, 3 Infanteriebataillone, 10 Feld-, 4 mittlere und 2 leichte Batterien, 3 Pionierkompanien, 3 Verk.-, Int.- und San.-Einheiten, dazu 3 Küstenverteidigungsbataillone, 2 Küstenbatterien und 2 Flakabteilungen) für genug, für anderthalb zur Hälfte verstädterte Millionen auf nicht ganz 270 000 so gut wie leeren, reichen Quadratkilometern — wohl in der Erinnerung, daß es zum Weltkrieg 84 000 Mann auf die Beine brachte. Ein starker Wandel in der wehr-geopolitischen Lage ist anscheinend nicht in Betracht gezogen worden. Immerhin wird die Doppel-Insel mit einem Expeditionskorps von 3 Divisionen in Rechnung zu stellen sein.

Auch die Erklärungen des u. s.-amerikanischen Außen-Staatssekretärs Cordell Hull vom 23./24. 8. 1937 bewegen sich vom Transpazifischen Ufer her zum Teil in geopolitisch seltsam unwirklichen Wendungen, wie seinerzeit die von Stimson. Immerhin brachten sie eine letzte scharfe Warnung zugunsten friedlichen Ausgleichs und die Anmeldung scharfer Schadenersatzforderungen und verkündeten darüber hinaus: „Die Anstrengungen und Fragen, die bei der gegenwärtigen Lage im Pazifik diese Regierung betreffen, gehen weit über die unmittelbare Frage des Schutzes der Staatsangehörigen und Interessen der USA. hinaus..."

Sowjetunion und USA. begegnen sich zunächst einmal in dem Grundsatz der Nichtanerkennung durch Angriff oder Krieg errungenen Landerwerbs. Aber auch Japan will ja nach seiner Erklärung kein Land von China, sondern Kooperation; es sucht sie nur auf einem China nicht verständlichem Wege. Die spanisch-amerikanische Welt — auch mit ihren Pazifik-Anrainern — ist vorläufig noch tiefer durch ihren Anteil am spanischen Ringen gefesselt, als durch die ihr erst langsam zum Bewußtsein kommenden pazifischen Entwicklungen.

Als vor einem Jahr der Chilenische Gesandte im Madrid am 7. 9. 36 die Rettung des Abkömmlings des Entdeckers von Amerika, Cristobal Colon, Herzog von Veragua im Auftrag fast aller Völker Spanisch-Amerikas erbat und am 11. 9. seine Fahrt an Bord eines argentinischen Kreuzers sicherstellte, wurde der doch zum Symbol gewordene Grande in niederträchtiger Weise nach Erpressungen ermordet. Ein Wort von Cordell Hull an den Sowjetbotschafter hätte ihn retten können. Nord-Amerika blieb solchen Fragen gegenüber kühl. Aber mit Recht hat ein guter Beobachter aus Buenos Aires den „Times" schreiben können, daß kein Ereignis seit Napoleons I. Einbruch in Spanien die Ibero-Amerikanische Welt tiefer erregt hat. Mexiko ist rot-freundlich, und drei kleine mittelameri-

kanische Staaten: Guatemala, Nicaragua und El Salvador haben im Gegensatz dazu die Franco-Regierung anerkannt; die andern wahrten einen Schein von Neutralität, wenn auch die Bergwerkstaaten und Agrarstaaten in verschiedener Weise.

Starke national-spanische Kolonien haben eigentlich nur Argentinien, Uruguay, Paraguay und Süd-Brasilien, dann Mexiko und Cuba, während die Bergwerkstaaten Chile, Peru, Bolivia, Columbia und Venezuela keine starken spanischen Wanderzuflüsse seit der Erhebung mehr aufgenommen haben. Noch herrschen im pazifischen wie atlantischen Südamerika bis auf Mexiko die besitzenden, zumeist die bodenbesitzenden Klassen auch bei scheinbar sehr demokratischen Verfassungen vor. Nur in Peru hatte die A. P. R. A., an das indianische Element appellierend, starken Anhang; diese Bewegung, eher der spanischen Linken günstig, dürfte sich über die Staaten mit stark indianischem Rasseneinschlug kaum hinaus verbreiten. Die meist konservativen Regierungen der wichtigsten Staaten fühlen mit Franco.

Vermittlungsversuche von Südamerika aus in Spanien aber liefen Gefahr, den Brand zu übertragen; außerdem wären höchstens Argentinien und Brasilien in der Lage, ihren Wünschen Nachdruck zu geben.

Im ganzen ist der Kredit des Völkerbundes in Südamerika noch weiter gesunken; Panamerikanische Neigungen sind gewachsen. Was früher wohl nicht möglich gewesen wäre, ist es nun geworden: „Die Gesichtspunkte, nach denen Ibero-Amerika die Ereignisse in Spanien betrachtet, mögen wohl beeinflußt werden durch den Wind, der von Washington bläst."

Wirkt dieser Einfluß auch auf die Gesichtspunkte, von denen aus die fernöstlichen Entscheidungen betrachtet werden, so mag darin ein wesentlicher Erfolg von Roosevelts „Gut-Nachbar" Politik zu erblicken sein. Die Bemühungen, von London und Paris aus, abgesehen von den Sowjetbünden, auch noch die Staatenflotte der Neuen Welt zu einseitiger Neutralität zugunsten Chinas zu bringen, womöglich zum gemeinsamen Druck einer Angreifer-Erklärung für Japan, gewinnen durch diese Einflußmöglichkeit im Guten ein neues Licht. Solche Schritte würden dem britischen Weltreich viele Sorgen ersparen: im Mittelmeer, in Indien (— wo jetzt die Bundesfrage der Fürstenstaaten an der Reihe ist —), in Hongkong, Singapore und Shanghai, wie sonst im Yangtse-Tal. Man würde erleichtert aufatmen, wenn man sich des großen Bruders ganz sicher wüßte und fühlt sich, wie Venedig seinerzeit „zwischen den Ligen".

Aber geschickt, wie Venedig damals unter Führung des Dogen Loredan — (dessen bestes Porträt nicht umsonst in London in der Nat. Galery hängt) — manövriert sich das Inselreich auch aus seinen vielfachen Zerrungen heraus, weil mindestens Neville Chamberlain und Halifax, wenn schon nicht Eden die geopolitische Größenfolge der Probleme erkannt haben und den Taifun im Fernen Osten in seiner ganzen Weltbedeutung sehen.

Erstaunlich schnell wurden alle kleineren heißen Eisen zur Weiterverarbeitung

in stillerer Weltstunde an den Rand heraus gerückt: das Palästina-Kompromiß vor die Türe des Völkerbundes gelegt, zur Odium-Verteilung auf ihn und die Zionisten, wie Panaraber; die Wogen im Irak mit Öl geglättet und ein bißchen Gold obendrauf gestreut, das gleichwohl viele Hände schmücken helfen kann; Ägypten in Hochzeitsfreude getaucht; sogar das Mittelmeer für großzügige Verhandlung reif gemacht; in allen Dominien doch immerhin ein Dergleichen-Tun in Rüstungs- und Wehrfragen aufrechterhalten. Sogar Afrika setzt sich zu Wehrberatungen und zur Steigerung seiner Flugverkehrs-Maßregeln in Mombassa zusammen.

In Indien werden mit geschickten Fingern auf der einen Seite die Lenker der Fürstenstaaten bundesreif gemacht, auf der andern wird der immer noch mächtige Einfluß des alternden Gandhi gegen den Radikalismus Jawaharlal Nehrus und seiner Freunde ausgespielt. Vielen kleinen Kräften wird freies Spiel gelassen, nur damit die großen nicht etwa gleichzeitig mit dem Fernen Osten in Fahrt und zum Mitspielen kommen: So gibt — trotz allen Unvollkommenheiten — der extensiv so vielseitige britische Reichsapparat in diesem Herbst eine glänzende Probe seines Könnens — nur nicht gerade an der entscheidenden Stelle: auf der Landstraße zwischen Nanking und Shanghai — und der längeren, nassen zwischen Singapore und Tokyo. Aber dort wird eben auch das folgenschwerste Spiel zwischen den stärksten Inselreichen der Weltgeschichte um ihre Zukunft gespielt; die Karten sind verteilt; wohl dem, der unter den Mitspielern und Zuschauern vorerst passen kann und sein Spiel nicht gleicch erklären muß. Was wohl im Westen landläufig gesagt wird, gilt im Osten umgekehrt: nicht den Letzten, sondern den Ersten, der Farbe bekennt, beißen die Hunde! Sympathien bleiben unbenommen!

SPÄNE
der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Walther Jantzen: Rückschau auf die Jugoslawienfahrt der AFG

Das Schicksal hatte es gewollt, daß uns zwanzig deutsche Geopolitiker eine Einladung von jugoslawischer Seite traf. Wir schlugen ein in die dargebotene Hand, ließen das Reich hinter uns, durch, querten Österreich und entstiegen in einem kleinen Grenzort der Bahn, gespannter Erwartung voll was die 3500-km-Fahrt im Dieselreisewagen uns bringen würde. Wir waren gefaßt auf Erfüllung eines Stückes alter Italiensehnsucht an der Adria, wir waren sicher, vor die Rätsel des Balkans und seiner Völkerbuntheit gestellt zu werden, wir waren begierig, die Züge zielsicherer Aufbauarbeit eines jungen Staates in Landschaft und Volksleben spüren zu können.

Was uns vom ersten bis zum letzten Augenblick in Atem hielt, war die Landschaft Südslawiens. Schon am ersten Abend umfing sie uns in einer Größe und Gelassenheit, wie wir es kaum erwartet hatten. Wir saßen an jenem gewitterschweren Abend auf den Terrassen des Hotels Toplice in Bled. Unser Blick ging über Palmen hinweg zu dem Spiegel des Bergsees und fing sich an den jenseitigen Ufern. Der wolkenschwere Himmel gab dem Bilde Geschlossenheit und Bewegung zugleich. Wollten wir uns an den Vierwaldstätter See erinnern oder an den Lago Maggiore? Es war doch etwas Ureigenes in diesem gesteigerten Stück Landschaft unter dem hohen Triglaf im Norden Jugoslawiens. Wir verstanden zutiefst, daß gerade hier die Königinwitwe zu weilen liebt und daß ein Teil des diplomatischen Lebens des Landes sich dem Zwange solcher Landschaft gern unter-

stellt, um abseits des lauten Lebens das Bewußtsein der Nachbarschaft wachzuhalten, das im innenpolitischen Leben mehr wiegt als vieles andere.

In hellem Gegensatz zu der Stille des Bergsees fanden wir Agram, die Hauptstadt Kroatiens. In ihr liegt etwas in der Luft von jenen starken Spannungen, die sich in mannigfachen Gegensätzen bekunden: Die Tradition des alten geistvollen gesellschaftlichen Lebens hat sich irgendwie verbunden mit dem Aktivismus verbissenster politischer Ablehnung des Serbentums. Die katholische Kirche vereint die so Verbundenen vom Gelehrten und Kaufmann bis zu dem buntgekleideten Völklein der Marktleute in scharfem Gegensatz zur prawoslawischen Staatsreligion; und Strossmayer, dessen Denkmal inmitten der Stadt von alten panslawistischen und trialistischen Idealen träumt, ist irgendwie fremd im neuen jugoslawischen Staate.

Es war unser Wunsch, das alte Deutschtum der Gottschee zu sehen. Wir fanden nicht nur Menschen unseres Blutes dort, sondern auch die Landschaft, die den Altvorderen jener Auswanderer als ein Stück Heimat erschienen sein muß: wir glaubten, die Weinberge des Rheins, die hohen Felder und Weiden der Sudeten und die lieblichen Bergzüge Thüringens in einer Landschaft vereint vor uns zu haben. Und was von Feldern und Hügeln herüberwinkte, in den Türen der Häuser stand und mit Pferd und Wagen hantierte, das waren Menschen deutschen Blutes und deutscher Sprache. — Balkan? — Wenn irgendwo, so wurde uns hier bewußt, daß es keine festen Grenzen zwischen Mitteleuropa und dem Südostraum gibt. Tausendfältig sind die Zerrungen und Einsprengsel der Grenzsäume. Unentwirrbar erscheint die Verzahnung der Völker und Volksgruppen.

Eben noch ragten vor uns die hohen Gebirgsriegel der Kapella auf. Wenig später glitt unser Wagen mit gedrosseltem Motor die Serpentinen zur Adriaküste hinunter. In der Ferne flimmerten die Lichterketten von Fiume. Warme, ermüdende Luft schien aus der Tiefe aufzusteigen. Sie zwang uns, die Mäntel abzulegen, in die wir uns in der frischen Bergluft eben noch gern gehüllt hatten. Das Lichtgeflimmer der Hafenstadt Suschak empfing uns. Wir wurden an jene denkwürdige Brücke geführt, die einst die alte Hafenstadt Fiume mit ihrer Vorstadt verband und heute der schmale Grenzübergang zwischen zwei scharfen Konkurrenten an einem Meere ist, das der eine Anlieger als „mare nostro" bezeichnet, der andere aber als den Zugang zum Welthandel empfindet. Wir Deutschen empfanden an jener Brücke ein wenig von der Reichweite der Praktik der Pariser Vorortverträge, deren Auswirkungen wir an unseren eigenen Grenzen genugsam erfahren hatten.

Gibt es ein schöneres Gefühl auf einer Reise in die Ferne, als das Erwachen nach einer ungewohnt heißen Nacht im Anblick eines köstlichen tiefblauen, fast unendlich weitreichenden Meeres? Wir erlebten es in Suschak zum ersten Male. Tief prägte sich uns das Bild ein: vor der hellen Steilküste das kristallklare Wasser, leichter Dunst läßt in der Ferne gerade noch die Kette der Inseln erkennen; ein Fischerboot mit rostrotem Segel gleitet über die glatte Wasserfläche. Das war die Adria. So wie wir sie zuerst sahen, blieb sie. Ob wir in Split aus den winkligen Gassen des Diokletianspalastes dem palmenbeschatteten Kai zustrebten und vom Aussichtshügel der Stadt über Bucht und Meer unsere Blicke schweifen ließen — ob wir von der herrlichen Stadtmauer Dubrowniks hinüber zu den Kastellen oder zu der schönen Insel Locrum blickten — oder ob wir von den Höhen des Lovtschen zum letzten Male hinunterschauten in die Bläue dieses südlichen Meeres, immer blieb es uns ein blaues Meer deutscher Sehnsucht. Wir lernten verstehen, daß an diesem Gestade alljährlich Hunderte und Tausende von Deutschen heute Erholung suchen. Wir Wir trafen sie in den geruhsamen Hotelpalästen von Krikvenica, Novi und Hercegnovi. Wir aßen mit ihnen Forellen und den köstlichen San-Piedro-Fisch und tranken Dalmatiner. Unendlich schmal ist der Küstenstreifen bewohnbaren Landes an der Ostseite des Meeres. Zwischen Wasser und Bergwänden spielt sich das Leben der hier Weilenden ab. Für den jugoslawischen Staat gehört es zu den wichtigsten Lebensfragen, den Anschluß des Hinterlandes über die Halbwildnis der bosnischen Berge hinweg zum Küstenland zu erzwingen. Straßenbau ist die große Losung. Überall ist man emsig am Werke. Was die Natur verhindern will, holt sich der begehrende Mensch. Da und dort schon legen sich in weitausholenden Serpentinen die Autostraßen über die zerklüfteten Kalkhänge. Wir trafen keine Straße, die nicht gerade verbessert, erweitert oder sonst ausgebaut worden wäre. Wir sahen Dutzende von Neuanlagen und begonnenen Straßenstücken. Ein Staat baut auf...

Wenn das Leben in Split oder Dubrownik allenthalben dazu einlädt, sich zu verlieren, so prallt unmittelbar dahinter das Gesetz einer anderen Landschaft geradezu ehern dagegen an: der Karst kennt keine Gnade und kein Mitleid. Wer in diesem Gebirgsland ohne Schatten und ohne Wasser gedeihen will, muß die Zähigkeit jener bosnischen Berghirten und Bergbauern haben, die wir fanden. Wenn stundenweit rechts und links vom Wege sich die Steinfelder hinziehen, auf denen sich nur kümmerlich das Gras durch seine Farbe abhebt, dann hängt der Blick um so ergriffener an den winzigen Feldstückchen, aus denen Menschenhände die Steine sammelten und sie zu kleinen Mauern türmten. Aus der Erdkrume dieser Dolinen aber zieht das Bergvolk seine Ernten von Mais und Getreide, Oliven und Feigen und was sonst noch zum Bedarf gehören mag. Es schien uns, daß in den „Schwarzen Bergen" Montenegros dieser Wille zur Arbeit auch am widerspenstigsten Objekt seinen Höhepunkt erreiche. Als wir den steil aus der Bucht von Kotor emporsteigenden Lovtschen bewältigt hatten, bot man uns Schafkäse und Rotwein als Willkommen in diesem alten Lande. Wir wandten den Blick ab von den warmen Räumen des Mittelmeeres und schauten ostwärts. Wir wurden überwältigt von der unendlichen Weite einer grauen, kalkgeprägten Gipfelflur, die sich bis zum Horizont in ewig gleichem Gewoge zu erstrecken schien. Wir glaubten nicht Menschen und Häuser mehr hier vermuten zu sollen. Und doch begegneten wir Dörfern, sobald eine kesselartige Vertiefung die Bildung einer Polje ermöglicht hatte. Wir sahen Dolinen an Bergwänden mit winzigen Feldern, sahen Viehzucht und Menschen, die ihres Lebens froh waren.

Die größte jener Poljen des montenegrischen Karstes ist die von Cetinje. Aus einem Dorf erwuchs eine Residenzstadt. Hier regierte Nikita. Sein Schloß ist ein „Museum der Möglichkeiten von 1900". Wir sahen vieles und sagten wenig. Heute ist Cetinje ein Marktflecken, in dem die Banalverwaltung ihren Sitz hat. Überall ist der Wille spürbar, „zu zivilisieren". Neben dem alten Montenegriner in farbenfroher Tracht schlendert heute der junge in grauer Hose und Polohemd. Auf dem Marktplatz flutet das Basarleben in alter Buntheit, während auf der Hauptstraße Korbstühle vor den Wirtschaften ankündigen, daß Wien oder Belgrad eigentlich das Hochziel der zu erreichenden Zivilisation darstellen.

Montenegro ist trotz allem auch heute eine eigenständige Insel, was Landschaft, Volkstum und Kultur anbetrifft. Es ist ein letztes hochgebautes Bollwerk inmitten anderer Mächte. Was hat es gemein mit dem heiteren Dalmatien zu seinen Füßen! Wie anders ist Albanien, mit dem es durch den unheimlich herüberschillernden Skutarisee verbunden ist! Und was schließlich soll es verbinden mit allen jenen Städten des unmittelbaren Hinterlandes, die wie Mostar und Serajewo so unmittelbar das Gepräge der Türkenzeit tragen.

Gewiß, für den mitteleuropäischen Reisenden bietet sich gerade im orientalischen Einschlag dieser Städte vieles Reizvolle. Man muß in Mostar den kühnen Schwung der Türkenbrücke in sich aufgenommen haben, um das schlanke Aufstreben eines Minaretts recht zu verstehen. Wenn dann der Muezzim zur Mittagszeit sein Gebet über die Stadt hallen läßt und tief unter ihm das Gewühl des Basars durcheinanderwogt, empfindet man etwas von der seelischen Macht orientalischer Märchen, die uns Deutschen wegen ihrer Fremdheit mehr zu fesseln vermögen, als wir wahrhaben möchten. Ist es die alte Mär von Aladin mit der Wunderlampe, die uns im orientalischen Viertel von Serajewo gänzlich zeitlos werden läßt? Was hält uns fest vor den hundert bunten Verkaufsständen? Warum kehren wir immer wieder zurück zu den Kupferschmieden und den Schuhflickern? Was verführt uns, den verschleierten Mohammedanerinnen nachzuschauen und durch das Gitter des großen Platzes vor der Moschee zu lugen?

Auch das ist Jugoslawien. Wir werden es aber bald von ganz anderer Seite sehen. Unser Weg führt über Oplenac nach Belgrad. Oplenac ist das Nationalheiligtum des Staates. Die kostbare Gruftkirche auf freiem Hügel wurde dem ermordeten König geweiht. Die reiche Vorstellungswelt der prawoslawischen Religion wird an den Innenwänden in wundervollen Mosaiken sichtbar. Unbewegten Blickes schauen die Ikonen auf den Besucher herab. Im Halbdunkel der Krypta liegen die Grüfte des Herrscherhauses. An der steinernen Sargplatte König Alexanders legen wir unseren Kranz nieder.

Oplenac ist Besitz der königlichen Familie. Man möchte meinen, daß der anmutige Hügel mit seinen Rebenhängen und dem weiten lieblichen Blickfeld ein Stück Herzlandschaft des jungen Staates geworden ist. Mit seiner Einfachheit und Größe könnte es das Potsdam Jugoslawiens werden.

Unweit des ehrfürchtigen Hügels halten wir Einzug in die Hauptstadt. Brücken und Bauten, Verkehr und Geschäftsleben verraten die Stadt von europäischem Range. Hier ist die Stätte, an der der Aufbau und Geltungswille des Staates sich immer neu zu dokumentieren gewillt ist. Welch nachdenklicher Akkord ist gegeben durch die breiten Täler der Save und Donau, die alte Türkenfeste Kalimegdan auf der einen und den gewaltigen deutschen Heldenfriedhof auf der anderen Seite und schließlich das hastende, großstädtische Treiben der City.

Nördlich der Stadt beginnt die alte Pannonische Tiefebene und mit ihr das fruchtbare Ackerland mit den Namen, die uns Deutschen so vertraut klingen: Banat, Batschka, Syrmien. Hier sitzen noch heute die deutschen Volksgruppen auf dem Boden, den sie einst von Königen und Fürsten zur Urbarmachung zugewiesen erhielten. Wir fuhren durch die reichen Felder, vorbei an Ziehbrunnen und Gehöften. Wir hielten an in den großen Dörfern, in denen deutsche Menschen dem Leben das Gepräge geben. Wir sprachen mit Männern und Burschen und wußten, daß wir uns verstanden, darum, daß wir einer Herkunft waren.

Als jenes kleine Grenzdorf uns wieder in Empfang nahm, an dem wir unsere ersten Erlebnisse in Jugoslawien begonnen hatten, da lag hinter uns eine große Zahl von Eindrücken, Begebenheiten und Begegnungen. Wir wußten nun um die Vielfalt der Völker und Räume. Wir hatten das Staatsvolk der Serben ebenso kennengelernt wie ihre kroatischen Gegenspieler. Wir hatten die Dalmatiner ebenso in ihrer Arbeit kennengelernt wie die Bergvölker und die Städter. Wir hatten die Volksgruppen unverfälscht alten türkischen Einschlages ebenso bestaunt, wie wir die Zigeuner als Plage der Landstraße und die Juden als die Nutznießer verschiedenster Handelszweige einzuschätzen lernten. Wir sahen hinter allen diesen Völkern die Schätze des Landes: Getreide und Vieh, Obst und Fische und neben diesen all das, was heute aus dem Inneren der Erde schon hervorgeholt wird, so das Bauxit und die Erze. Wir nahmen den Eindruck mit, daß diesem Land noch mancherlei erblühen kann, wenn es in seinem bisherigen Tempo im Aufbau und Ausbau fortfährt.

Rupert von Schumacher: Büchertafel

Geopolitik und Planung

Franz Knieper: Geopolitik für die Unterrichtspraxis. Verlags- und Lehrmittelanstalt F. Kamp, Bochum 1937, 5. Aufl., 200 S., 34 Skizzen.

Ders.: Staaten und Räume. Ein geopolitisches Arbeitsheft mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands. Verlags- und Lehrmittelanstalt F. Kamp, Bochum 1935, 31 S., 26 Kartenskizzen.

Ders.: Kleine Staatenkunde von Europa auf geopolitischer Grundlage. Verlag F. Schöningh, Paderborn 1936, 70 S., 43 Kartenskizzen. RM. 2.—.

Ders.: Deutschland geopolitisch. Europa geopolitisch. Asien und Amerika geopolitisch. 3 Hefte von Schöninghs Arbeitsbogen. Verlag F. Schöningh, Paderborn 1937, je 16 S. und RM. —.15.

Die drei Arbeiten von Knieper zwingen zu eingehenderer Stellungnahme. Die umfangreichste — „Geopolitik in der Unterrichtspraxis" — liegt bereits in der 5. Auflage vor. Gerade dieser Umstand verlangt aber von der Kritik volle Aufmerksamkeit, denn einerseits obliegen einem so verbreiteten Werk besondere Verantwortungen, andererseits hat die Kritik in einem solchen Fall die Aufgabe, zu Höchstleistungen anzuspornen, d. h. im wahrsten Sinn des Wortes positiv zu sein. Das gilt ebenso für die genannte Arbeit wie die beiden kleinen Hefte, die textlich zum größten Teil wörtliche und auch kartographische Auszüge aus der größeren Arbeit sind. Beim Vergleich der Schriften fallen allerdings Diskrepanzen auf, die man besser missen möchte: In der „Staatenkunde" ist der Anteil der ostbaltischen Rasse am deutschen Volk mit 20%, der der ostischen mit 8% beziffert, während die „Geopolitik" umgekehrt die ostbaltische mit 8%, die ostische mit 20% angibt. Letztere Berechnung ist nach Günther die richtige. Ein Irrtum? Sehen wir weiter. Als Typ der dinarischen Rasse wird Andreas Hofer angeführt, zweifelsohne ein in Wirklichkeit ostischer Typ. Hötzendorf, Bruckner usw. hätten Beispiele geliefert für die dinarische Rasse, Schubert für die ostische. Es liegt uns fern, aus solchen Einzelheiten Schlüsse zu ziehen. Aber eines ist klar: Lehrbücher für die Jüngsten müssen mit einer erhöhten Sorgfalt geschrieben sein, sollen sie nicht Fehlvorstellungen erwecken, die sich später zu Vorurteilen und zäh haftenden Irrtümern weiterentwickeln. Volksschulbücher liefern die Wissensgrundlagen in einfachster Form, sie müssen deshalb weitgehend generalisieren. Das verlangt aber eine sorgfältige Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, eine gründliche Auslese des Wissenstoffes für einen späteren Weiterbau. Gerade in dieser Richtung vermissen wir aber vielfach in den Knieperschen Arbeiten die nötige Sorgfalt. Einige Beispiele sollen das beweisen: Bei der Aufzählung der britischen Besitzungen in Amerika („Geopolitik" S. 156ff., „Staatenkunde" S. 32) werden u. a. zwar die Bahamas genannt, jedoch Neufundland (!), Br.-Honduras, die Falklandsinseln einfach weggelassen. Diese drei Besitzungen spielen gewiß keine geringere Rolle als die Bahamas oder Guayana. Inkonsequent ist es auch, Br.-Honduras nicht zu nennen, aber in die Amerikakarte („Geopolitik" S. 168) eine britische Kraftlinie nach Mittelamerika einzuzeichnen, wenn diese Kraftlinie auch nur sehr bedingt richtig ist, weil die englischen Interessen in Mittelamerika machtpolitisch gering sind und die eigentliche britische Kraftlinie nach Kanada zielt, wo sie ihre kontinentale Fortsetzung in der Great Trunk Line findet, bzw. nach den Falklandinseln, die die britischen Schiffahrtslinien um das Kap Horn sichern. An der Aufzählung der britischen Besitzungen haben wir noch mehr auszusetzen. Es werden z. B. weder die Dominien als solche bezeichnet, noch überhaupt die Besitzungen

richtig gegliedert und benannt. Unter den europäischen werden nur Gibraltar und Malta erwähnt, die Kanalinseln fehlen, ebenso der Irische Freistaat als Dominion. Unter „Australien" steht: „Der gesamte Erdteil mit Neuseeland und vielen Inseln." Ganz abgesehen davon, daß das Commonwealth of Australia und das Dominion of New-Zealand staatsrechtlich zwei voneinander getrennte und staatspolitisch gleichwertige Faktoren sind, daß Neuseeland eifersüchtig seine Selbständigkeit gegenüber dem australischen Bund wahrt und das australische Commonwealth aus mehreren Staaten besteht, sind auch die beiden Dominien geographisch voneinander völlig verschiedene Einheiten. Tasmanien rechnet offenbar zu den „vielen Inseln". Bei der Aufzählung der asiatischen Besitzungen fällt die Reihenfolge oder besser gesagt die Regellosigkeit der Aufzählung auf: „Vorderindien, westl. Teil Hinterindiens, Hongkong, Mesopotamien, Palästina, Cypern, Aden." Ein willkürliches Springen von West nach Ost, Süd nach Nord, ohne die für die Erzielung einer Raumvorstellung beim Schüler notwendige Ordnung. Ganz merkwürdig berührt aber die Einteilung der afrikanischen Besitzungen Englands: „Südafrika mit Kapland, Burenrepubliken, Südwestafrika (früher deutsch), Tanganjika (früher Deutsch-Ostafrika), Nilländer mit Ägypten, Nigeria, Goldküste u. a." Man steht völlig hilflos davor. Die Burenrepubliken bestehen längst nicht mehr, an ihre Stelle ist die Südafrikanische Union getreten, Südafrika ohne die „Burenrepubliken" und das Kapland ergibt nur die Protektorate und Natal, so daß die Fassung „Südafrika mit Kapland" nicht recht verständlich ist. Die beiden Rhodesien und Kenya werden nicht erwähnt, dafür die „Nilländer mit Ägypten". Was der Verfasser damit sagen will, bleibt dunkel. Ägypten ist ein selbständiger Staat und keine „Besitzung", wenn er sich auch in einer bündnispolitischen Abhängigkeit von England befindet. Die übrigen „Nilländer" sind der Sudan, wozu also die unbrauchbare Verallgemeinerung? Die überdies unrichtig ist, weil das Tanaseebecken Italien und nicht England gehört. Diese Merkwürdigkeiten vervollständigt aber die Karte der englischen Machtstellung am Indischen Ozean („Geopolitik" S. 158, „Staatenkunde" S. 35). Auf der Karte in der „Geopolitik" ist Ägypten nicht als englische Besitzung („engl."), sondern als unter „englischem Einfluß" stehend bezeichnet, auf der entsprechenden Karte in der „Staatenkunde" ist es überhaupt nicht signiert. Dagegen erscheint dort Irak als „Besitzung", obwohl es völkerrechtlich die gleiche Stellung wie Ägypten besitzt. Dagegen ist das Mandat Transjordanien weder in der Aufzählung der Besitzungen noch in den Karten erwähnt. Als Schlüsselstellung für den britischen Besitz am Indik ist u. a. Kairo eingetragen, das unter diesem Gesichtspunkt überhaupt keine Rolle spielt: Die Schlüsselstellung ist der Suezkanal, die strategische Hauptposition im östlichen Mittelmeerbecken aber Cypern. Wenn in Ägypten die Engländer eine Position auf dem Weg nach Indien interessiert, dann ist es Alexandrien. Auf derselben Karte ist der Flankenschutz Hongkong nicht eingetragen, und in Australien ist statt der strategischen Schlüsselstellung Port Darwin das westaustralische Perth hervorgehoben, die portugiesische Kolonie Mocambique ist als von England abhängig gekennzeichnet, dagegen fehlt eine solche Signierung bei Angola trotz der Bedeutung der Benguellabahn für die englischen Kupferinteressen in Katanga und das englische Spiel gegen die Südafrikanische Union, die strategisch äußerst wichtige Position auf den Bahreininseln im Persischen Golf fehlt überhaupt usw. In den Bereich der Phantasie stößt jedoch die Darstellung der Verkehrsklammern des Britischen Weltreichs vor. Als solche „politische Klammern" nennt der Verfasser: die „Schienenstränge" Kap—Kairo, Kairo—Bagdad—Kalkutta u. a., obwohl die Kap—Kairo-Linie weder ausgebaut, noch ihre bestehenden Teilstrecken hinsichtlich der Spurweiten eine Einheit bilden, noch der Plan zur weiteren Vervollständigung heute verfolgt wird, während von einer Linie Kap—Kalkutta überhaupt keine Rede sein kann, da eine Westostquerung Irans am Widerstand dieses Landes, an der wirtschaftlichen Unrentabilität und an der politischen Unzweckmäßigkeit scheitern würde und selbst der Ausbau einer Durchgangslinie Kairo—Bagdad bis jetzt infolge politischer Bedenken unterblieben ist. Selbst die vorsichtige Einschränkung des Verf., daß von dieser Linie „wesentliche Teile vollendet sind", ist zu optimistisch, weil weder die Verbindung von Palästina nach Bagdad, noch die von Bagdad nach Karatschi besteht. Völlig unbrauchbar sind die beigegebenen Kärtchen über die Flußwege des Empire. Die Empirelinie nach Indien geht nicht über die Route London—Wien—Belgrad—Kreta—Kairo—Gaza—Bagdad—Karatschi nach Delhi, sondern über Paris—Marseille—Rom—Brindisi—Athen—Kreta—Alexandrien—Kairo—Gaza—Bagdad—Bahrein-Inseln—Karatschi. Der größte Irrtum ist bei Knieper, daß er die Linie über Südpersien führt, dessen Überfliegung bekanntlich den Engländern durch Persien verboten wurde. Ganz unmöglich ist aber die entsprechende Karte in der „Staatenkunde", auf der diese Linie direkt von Delhi quer über den Indischen Ozean nach Perth weitergeführt ist. Mit kartographischer Generalisierung läßt sich die freie Erdichtung einer solchen Linie quer über den Ozean nicht entschuldigen. Es wäre durchaus möglich gewesen, die richtige Streckenführung über Kalkutta, Bangkok, Singapur nach Port Darwin einzuzeichnen, vor allem aber Port Darwin als Einflughafen auf dem australischen Festland hervorzuheben. Daß diese Karte zwar die Adria und den Persischen Golf genau einzeichnet, das Rote Meer als nicht existent betrachtet, ja mit einer sorgfältig ausschraffierten Küstenlinie Arabien und Afrika zu einem einheitlichen Landkomplex macht, soll nur nebenbei erwähnt sein, denn schließlich kommt es auf ein Meer mehr oder weniger ja nicht an.

Solche Einwände kann man fast gegen jede Stelle der Arbeiten Kniepers erheben. Um nur noch einige der krassesten Fälle zu nennen. Ganz unglaublich ist die Karte des russischen Strebens nach dem Meer („Geopolitik" S. 172). Da ist Wladiwostok nach Nordsibirien an das Ochotskische Meer gegenüber der Nordspitze der Insel Sachalin verlegt, und an der Stelle, wo sonst Wladiwostok liegt, findet man Port Arthur. An der Ostsee erstrebt Rußland den Danziger Hafen. Im Text steht, daß das Nördliche Eismeer mit Ausnahme der Murmanküste dauernd gesperrt ist, obwohl die Sowjets die Nordostpassage zu einem Seeweg großen Stils ausbauen, worüber übrigens genug Material in der Zeitschrift für Geopolitik veröffentlicht wurde. Auf der Karte der Bodenschätze der Verein. Staaten fehlen die kalifornischen Ölquellen. Im Kapitel über Jugoslawien findet man den Satz: „Die religiöse Spaltung kommt hinzu: Griechisch-Katholische, Römisch-Katholische, Protestanten, Mohammedaner." Aus dieser Zusammenstellung ist ersichtlich, daß der Verf. die Griechisch-Katholischen, d. h. die mit Rom unierten Christen griechischen Ritus, die in Jugoslawien nicht einmal ein halbes Prozent ausmachen, mit den Griechisch-Orthodoxen verwechselt. Ungarn ist wegen seiner Deutschen, Slowaken, Zigeuner und Juden für den V. ein mit der Schweiz vergleichbarer Nationalitätenstaat. Die von Österreich abgesplitterten Teile des Deutschtums bilden eine Irredenta!! In der „Staatenkunde" werden als zum geschlossenen deutschen Volksboden gehörig bezeichnet: Sudetenland, Böhmen, Burgenland, Steiermark, Südtirol, Deutschsprachige Schweiz (Statistik S. 13). Von den acht österreichischen Bundesländern werden demnach nur das Burgenland und die Steiermark als deutscher Volksboden anerkannt. Aus den gegebenen Bevölkerungszahlen läßt sich allerdings erkennen, daß der Verf. unter „Burgenland" Westungarn und unter „Steiermark" die abgetrennte Südsteiermark versteht. Böhmen steht mit 40000 Deutschen neben dem Sudetenland!! In der „Geopolitik" findet man auf S. 74 am Schluß des Absatzes über die deutsche Geburtenlage folgenden Satz: „So pflanzen sich in Deutschland Verbrecher und Kranke so stark fort, daß sie die Gesunden immer weiter zurückdrängen." Ein Satz,

der in dieser Fassung zweifelsohne einen guten Eindruck über das deutsche Volk im Ausland auslösen soll. Auch geschichtliche Entdeckungen finden sich zahlreich. So heißt es auf S. 147, daß die Ungarn hervorragenden Anteil an der türkischen Niederlage vor Wien 1683 hatten. Die damals unter Tökölly mit den Türken verbündeten Ungarn dürften sich darüber sehr wundern, falls sie im siebenten Himmel davon erfahren sollten. Auf S. 149 erfährt man, daß der Berliner Kongreß 1878 neben den Serben auch den anderen Balkanstaaten die Unabhängigkeit schenkte, obwohl es sonst öffentlich bekannt ist, daß Bulgarien erst 1908 vollständig souverän wurde und Albanien sich erst 1912 für unabhängig erklären konnte.

Für die „Arbeitsbogen" gelten die gleichen Bedenken. Auf S. 2 von „Asien und Amerika geopolitisch" finden wir folgenden merkwürdigen Absatz: „Immer war es der nordische Mensch, der gegen Asien Grenzwacht hielt. Er ist es auch, der in der Gegenwart dem russischen Bolschewismus Kampf ansagte. Besonders das nationalsozialistische Deutschland schützt Europa vor der bolschewistischen Gefahr. — Ungefähr 200000 Deutsche sind in Asien als Kaufleute, Lehrer und Techniker tätig." So richtig das vor dem Gedankenstrich Stehende ist, so merkwürdig mutet der letzte Satz in diesem Zusammenhang an. Der Verf. will doch nicht etwa eine Verbindung zwischen dem ersten und dem letzten Satz konstruieren. Wenn er das nicht will, dann ist sein Stil bis zur Gefährlichkeit mißverständlich. Daß auf der Karte auf S. 3 desselben Heftes die längst im Sande erstickte Hedschasbahn als große „Magistrale" eingetragen ist und die Bagdadbahn in gerader Linie von Ankara nach Nisibin verläuft, ist wohl eine großzügige Verallgemeinerung. Für die Sorgfalt des Verf. spricht es nicht, daß er im Heft „Deutschland geopolitisch" auf S. 2 in der Statistik der Auslandsdeutschen für Ungarn 25000 und für Jugoslawien 60000 Deutsche gelten läßt, während es in Wirklichkeit 550000 bzw. 700000 sind!! In „Europa geopolitisch" erfährt man, daß das östliche Mittelmeerbecken die „griechische Völkerfamilie umschließt" und die türkischen Stämme heute „auf Asien und Afrika (!) zurückgedrängt sind", und weiter, daß 1923 die Türken Ostmakedonien zurückeroberten, wobei offenbar nur ein Druckfehler vorliegt, denn der Verf. meinte sicherlich richtig Ostthrakien.

Man kann eine gewisse Sorge angesichts der Verbreitung so vieler Fehler unter der Schuljugend nicht unterdrücken. Einzelne Irrtümer können jedem Verfasser unterlaufen, aber das hier Gebotene übersteigt doch alles Erlaubte. Im übrigen ist die Mischung von schlechten Karten, falschen Zahlen und Daten und einigen geographischen und politischen Angaben noch keine Geopolitik.

Otto Maull: Das Wesen der Geopolitik. B. G. Teubner, Leipzig 1936, 57 S., 2 Karten. RM. 1.20.

Ein Essay über die Entwicklung und den derzeitigen Stand der Geopolitik, mündend in eine umfassendere Darstellung der angewandten Geopolitik auf Grund der Definition, daß die Geopolitik die „aus dem Raum zu erkennenden Richtlinien in voller Anwendungsbereitschaft der Kunst des Möglichen und in besonderer Anpassung an die politischen Möglichkeiten aufzuzeigen hat".

Hans Linhardt: Skizzenschule für den geographischen und historisch-politischen Unterricht. Geopolitische Elementarschule. R. Oldenbourg und Piloty & Loehle, München und Berlin 1935, 67 S., 60 Skizzen.

L. versucht, eine brauchbare Zeichenmethode für die Anwendung der geopolitischen Skizze im Unterricht zu schaffen. Im allgemeinen hält sich die Methode im Rahmen der üblichen geographischen Unterrichtsskizze. Die systematische Scheidung in einfache, kombinierte, totale Problemskizze und drastische Skizze, je nachdem, ob ein Staatsgebiet für sich, mehrere Staatsräume, Kontinentalräume oder bestimmte Einzelprobleme behandelt werden, ist erkünstelt. Weder graphisch noch geopolitisch-fachlich ist damit etwas gewonnen.

Martin Pfannschmidt: Die Industriesiedlung in Berlin und in der Mark Brandenburg. W. Kohlhammer, Stuttgart 1937, 128 S., zahlreiche Kunstdruckbeilagen. RM. 12.—.

J. H. Schulze: Deutsche Siedlung. Raumordnung und Siedlungswesen im Reich und in den Kolonien. F. Enke, Stuttgart 1937, 158 S. RM. 7.80.

Die Aufgaben des Vierjahresplanes im besonderen und die Notwendigkeit, den deutschen Lebensraum durch eine systematische Raumordnung der äußersten Nutzung zuzuführen, stellt an das wissenschaftliche Schrifttum wichtige Aufgaben. In diesem Zusammenhang ist das Buch von Schultze außerordentlich zu begrüßen, weil es einen systematischen Überblick über die Siedlungs-, Innenkolonisations- und Landgewinnungsmöglichkeiten im Reich in handbuchartiger Form gibt. Es kommen zur Sprache: das Wesen, die Bedeutung und die Formen der Siedlung, die bisher geleisteten Arbeiten, die künftigen Aussichten, die Art und der Umfang der Meliorationstätigkeit, der Anteil der verschiedenen Organisationen und Einrichtungen und schließlich die kolonialen Siedlungsaufgaben. Die Zusammenstellung des Stoffes in dieser knappen, übersichtlichen Form war schon lange notwendig, und es ist zu wünschen, daß das Buch durch Neuauflagen ständig auf dem Laufenden gehalten wird. Leider ist die Übersicht über die verschiedenen amtlichen Einrichtungen schon überholt und auch bei den Schrifttumsangaben, die an sich sehr zahlreich sind, ist manches zu vermissen. Die Siedlungsmöglichkeiten in den ehemaligen Kolonien sieht Sch. positiv, er stützt sich aber auf sehr vorsichtige Zahlenberechnungen. Ob man einer Siedlung in den tropischen Hochlandgebieten so einfach zustimmen darf, ist allerdings nicht so einfach zu entscheiden. Daß es auch sehr begründete Gegenmeinungen gibt, dafür ist die Untersuchung von K. P. Müller in „Auslandsdeutsche Volksforschung" Heft 1/1937 ein Beispiel.

Ein Sondergebiet der Planung sucht Pf. auf. Er liefert eine Übersicht über die Entwicklung und die heutige räumliche Verteilung der Industrien in Berlin und verlangt für die Zukunft eine weitere Auflockerung. Soweit ist die Arbeit zu begrüßen, aber in Einzelheiten fordert sie zum Widerspruch heraus. Es ist nicht möglich, Berlin als Mitte des südosteuropäischen Raumes zu bezeichnen (S. 75). Südosteuropa umfaßt den Donau- und Balkanraum, sein Mittelpunkt liegt etwa in Sofia, seine äußerste N-Grenze ist die tschechisch-deutsche Grenze. Nicht genug damit: Pf. läßt Berlin auch zum Zentrum des nordosteuropäischen Raumes werden. Die beiden Räume müßten sich also decken, sollen sie das gleiche Zentrum besitzen. Auch die Entfernungsangaben auf S. 75 sind reichlich optimistisch: Nach Wien dauert die Schnellzugsfahrt noch immer rund 13 und nicht 8 Stunden. Daß das großstädtische Wachstum nichts mit den Industrien zu tun haben muß, hat Pf. ebenfalls übersehen (S. 4). Seine Auffassung, daß allein die industrielle Entwicklung für die Zahl und das Wachstum der Großstädte verantwortlich zu machen ist, könnte kaum die Menschenballungen in Ostasien, die Großstädte der Antike und andererseits das Fehlen solcher Riesenballungen in dem stark industrialisierten Schweden erklären. Daß auch die Geburtenzu- und -abnahme nicht unbedingt von der Stadt als solcher abhängt, hat die Volkstumsforschung längst erwiesen. Ist doch die Bildung bodenständiger, sog. stadtfester kinderreicher Ausleseschichten aus der Zuwandererschaft erwiesen, während andererseits in manchen städtereichen Ländern, wie in Holland, gar keine Verminderung der Geburtenkraft zu beobachten ist. Sehr mechanistisch ist die Meinung auf S. 123, daß zur Erhaltung eines Gemeinschaftsgefühls eine bestimmte Größe eines Gemeinwesens nicht überschritten werden darf. Das Fehlen solchen Gemeingeistes in kleinsten Siedlungen und sein Vorhandensein in sehr großen Gemeinwesen drängt doch schließlich zu der Überlegung, daß ganz andere — sittliche — Voraussetzungen dafür vorhanden sein müssen. Auch mit den Karten und ihrer Darstellungsweise sind wir nicht durchaus einver-

standen. Die Methode, farbige Wandkarten in Schwarzweißverkleinerung wiederzugeben, ist völlig zwecklos, weil man die Farben und Größenunterschiede sowieso nicht erkennen kann und damit die Karte ihren Zweck restlos verliert. Hoffentlich werden diese Mängel in einer Neuauflage beseitigt.

Jahrbuch der Deutschen Siedlung 1935. Siedlung und Wirtschaft, Berlin, 176 S.

Wolfgang Rathcke: Verstädterung und Landsiedlung in ihrer Bedeutung für die Landsiedlung. Biberacher Verlagsdruckerei, Biberach, 151 S.

Im Jahrbuch finden sich neben grundsätzlichen Aufsätzen Übersichten über die in Bearbeitung befindlichen Forschungsaufträge und eine umfangreiche Zusammenstellung und Beurteilung des einschlägigen Schrifttums. Die Diss. von Rathcke sucht, weit in die Vergangenheit und in die bevölkerungs- und siedlungskundlichen Fächer ausholend, die sozialen und biologischen Ursachen, Folgen und Grenzen der Verstädterung und Landsiedlung in sehr aufschlußreicher und anregender Weise darzustellen. Eine begrüßenswerte Doktorarbeit!

Petersen-Schrepfer: Die Geographie vor neuen Aufgaben. Verl. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1934, 86 S.

Oswald Muris: Erdkunde und nationalpolitische Erziehung. F. Hirt, Breslau 1934, 110 S.

Beide Bücher gehen von weitaus höherer Warte an das geographische Unterrichtsproblem heran als die meisten zu diesem Thema geschriebenen Broschüren und Bücher. Petersen beschäftigt sich mit der Stellung der Erdkunde im Gesamtunterricht, den Zielsetzungen und der Gestaltung dieses Unterrichts, Schrepfer geht auf die Krise der Geographie, das Ende der allgemeinen Geographie, die neue Länderkunde, den Dualismus und die Frage „Wissenschaft oder Kunst" ein, und Muris stellt Entwicklung und Aufgaben der Geographie in den Rahmen der Pendelbewegungen der Ich-Wir-Bewegung. Alle drei Verf. stimmen darin überein, daß die Erdkunde zum Kernfach des deutschkundlichen Unterrichts und zum nationalpolitischen Erziehungsfaktor ausgestaltet werden muß, wenn ihr Geistesgut ausgenützt und ihre Aufgabe erfüllt werden soll.

Auslandsdeutschtum

Deutsche Zeitschriften von heute. Ein Querschnitt. Deutsches Ausl.-Inst., Stuttgart 1936, 16 S.

R. Heberle: Auslandsvolkstum. Soziologische Betrachtungen zum Studium des Deutschtums im Auslande. S. Hirzel, Leipzig 1936, 34 S. RM. 2.—.

Gottfried Fittbogen: Was jeder Deutsche vom Grenz- und Auslandsdeutschtum wissen muß. 8. Aufl. R. Oldenbourg, München 1937, 245 S. RM. 2.40.

Hans Harmsen: Bestandsfragen der deutschen Volksgruppen im osteuropäischen Raum. Arb.-Gem. f. Volksgesundung, Berlin 1935, 47 S.

Hermann Ullmann: Die Volksgruppen und das deutsche Geschichtsbewußtsein. Grenze u. Ausland, Berlin 1935, 16 S.

Wilhelm Albert: Deutsches Volk auf fremder Erde. Bd. 1: **Deutschtum jenseits der Reichsgrenzen.** 150 S. RM. 2.60. Bd. 2: **Deutschtum in Übersee.** 115 S. RM. 2.20.

Wilhelm Albert: Grenz- und auslandsdeutsche Unterrichtsskizzen. E. Wunderlich, Leipzig, 94 S., 21 Karten, 1 Tafel.

Auslandsdeutsche Quellenkunde 1924—1933. Bearb. v. R. Mai, hrsg. v. Clemens Scherer. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1936, 504 S.

Jahrbuch für auslandsdeutsche Sippenkunde. Hrsg. vom Deutschen Auslandsinst., K. Weinbrenner & S., Stuttgart 1936, 183 S.

Auslandsdeutsche Volksforschung. Vierteljahresschrift, hrsg. v. H. J. Beyer. F. Enke, Stuttgart, Heft 1: März 1937.

Jahrbuch der kath. auslandsdeutschen Mission 1936/37. Butzon & Bercker, Kevelaer, 358 S., zahlr. Abb. RM. 7.80.

Auswanderer. Bilder und Skizzen aus der Geschichte der deutschen Auswanderung. Hrsg. v. H. v. Freeden und G. Smolka. Bibl. Inst., Leipzig 1937, 182 S., zahlr. Abb.

Unter den genannten Schriften ist besonders beachtenswert die Arbeit von Heberle, weil sie in die soziologischen Zusammenhänge des Auslandsdeutschtums hineinleuchtet und auf die systematische Untersuchung von Binnen- und Weiterwanderungen, Siedlungsweise, Nachbarschaft, Kulturgefälle, Entvolkung und Assimilation von einem neuen Standpunkt aus aufmerksam macht. Fittbogens Handbüchlein erlebt mit Fug und Recht eine 8. Auflage, die seine Unentbehrlichkeit kennzeichnet. Harmsen geht an Hand eines reichen und wenig bekannten statistischen Materials auf die unmittelbaren Lebensfragen — die Vermehrungs- und Fortpflanzungsfrage — des Ostdeutschtums ein, während Ullmann sich mit der Zersplitterung des deutschen Geschichtsbewußtseins und der Wendung zur gesamtdeutschen Volksgeschichte befaßt. Die Bändchen von Albert sind sehr geschmackvolle und glücklich aus dem Schrifttum des Auslandsdeutschtums zusammengestellte Lesebücher. Ebenso zu begrüßen ist die wohl erschöpfende auslandsdeutsche Quellenkunde, die als umfassende Bibliographie dem Handbuch für das Grenz- und Auslandsdeutschtum als willkommener Behelf der gesamten auslandsdeutschen Arbeit und Forschung an die Seite tritt. Das Jahrbuch für auslandsdeutsche Sippenkunde eröffnet einen vollständig neuen Zweig deutscher wissenschaftlicher Arbeit, der sich die dankbare Aufgabe stellt, die mannigfaltigen Beziehungen deutscher Geschlechter zum Ausland, die Sippengeschichte deutscher Volkstumsgruppen und die Wege deutschen Blutes in die Welt aufzuzeigen. Der erste Band ist bereits vielversprechend. Die von J. Beyer herausgegebene neue Vierteljahresschrift hat ebenfalls ein weites Tätigkeitsfeld vor sich, das sie in seiner Totalität erforschen will. Wir verweisen auf den einleitenden Aufsatz von Beyer, in dem er die von uns wiederholt vertretene Auffassung verficht, daß unter Auslandsdeutschtum das gesamte Deutschtum jenseits der Reichsgrenzen begrifflich zu einer Einheit gefaßt werden soll, weiter auf den sehr bemerkenswerten Artikel von K. P. Müller: „Soll der Deutsche in tropischen Gebieten siedeln", in dem die Degenerationsschäden an den Brasiliendeutschen eingehend untersucht werden, und schließlich auf den Beitrag von Nollau über den sudetendeutschen Grenzlandroman — eine Literaturgeschichte im kleinen. Das katholisch-auslandsdeutsche Jahrbuch behandelt in der herkömmlichen Weise die katholischen Gruppen des Auslandsdeutschtums und die katholische Missionsarbeit in verschiedenen z. T. sehr aufschlußreichen Beiträgen. Mit der Einbeziehung der Niederlande und der Flamen auf der Geburten- und der Geburtenüberschußkarte möchten wir uns nicht identifizieren, wenn sie auch einen sehr interessanten Vergleich ermöglicht. Der „Auswanderer"-Band ist eine anregende und interessante Sammlung von Briefen, Dokumenten, Berichten, Bildern, insbesondere Spottzeichnungen aus der deutschen Auswanderung nach Übersee, mit einem einleitenden Kapitel von Smolka über die deutsche Auswanderung und einem über die Amerikawanderung. Im Vorwort stellen sich die Herausgeber allerdings auf den Standpunkt, daß die Zeit zur Abfassung einer Gesamtgeschichte der deutschen Auswanderung noch nicht gekommen ist. Warum eigentlich? Material liegt in Massen vor, die völkischen Gesichtspunkte sind heute auch in der Geschichtsschreibung anerkannt, die Wanderung ist im großen und ganzen beendet, kann da nicht endlich einmal der Anfang gemacht werden? Oder soll man warten, bis das Material vollständig ist? Das hieße, die Arbeit ad calendas graecas verschieben. Was wir heute brauchen, ist eine umfassende Auswertung des zu Bibliotheken angewachsenen vorhandenen und greifbaren Materials.

Südostdeutschtum.

Richard Bahr: Deutsches Schicksal im Südosten. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1936, 243 S., 1 Karte. RM. 6.50.

Ein aus eingehender persönlicher Anschauung geschriebenes Buch über das Schicksal des Südostdeutschtums. B. verwebt die eigenen Eindrücke mit den objektiven Tatsachen zu einer Entwicklungs- und Zustandsschilderung von eindringlicher Kraft, die durch den lebendigen, auch literarisch ansprechenden Stil erhöht wird. Nach einem einleitenden Kapitel über das Werden des Südostdeutschtums führt der Verf. durch das Burgenland, die slowakischen und karpathorussischen Sprachinseln Satmar, Siebenbürgen, die Bukowina, Bessarabien, die Dobrudscha und die russischen Sprachinseln. Das Bild, das B. malt, ist düster. Innere Streitigkeiten, Verlust der Volkskraft, Entnationalisierung, Ermüdung, Gleichgültigkeit hemmen fast überall die Entfaltung des Deutschtums und seine Selbstbehauptung in einer fremden Welt. Die fremden Angriffe sind zäh und unerbittlich. Die Deutschen bleiben ohne Nachschub, sie sind auf sich gestellt, müssen von der eigenen Substanz zehren. B. räumt rücksichtslos mit vielen Illusionen auf, so mit der Hoffnung auf die Regermanisierung der Satmarer Schwaben, die tatsächlich nie in dem so gern angenommenen Umfang stattgefunden hatte. Nur einzelne sind es überall, die den Kopf hoch halten in all der Not und Unterdrückung, aber werden sie es schaffen? Die Aussichten sind in den meisten Fällen gering, denn Anzeichen einer Änderung lassen sich nur wenig erkennen. B. betont in seinem Vorwort, daß er Anlaß hat, die Dinge schwärzer zu sehen als früher, und die von ihm geschilderten Tatsachen sind kein Gegenbeweis. Man liest das Buch trotz seines flüssigen Stils nur mit schwerer Beklommenheit.

Hans Krebs: Kampf in Böhmen. Volk und Reich, Berlin 1936, 228 S., 105 Abb. RM. 7.50.

Kurt Vorbach: 200000 Sudetendeutsche zuviel! Der tschechische Vernichtungskampf gegen 3½ Millionen Deutsche. Deutscher Volksverlag, München 1936, 384 S., 88 Abb., 6 Karten, zahlr. Tab. RM. 6.—.

Fritz Rössler: Das Gesicht der Tschechoslowakei. Die Tschechoslowakei als Vorposten des Weltbolschewismus. Vlg. f. Militärgeschichte und Deutsches Schrifttum, Fürstenwalde-Spree 1936, 90 S.

Sudetendeutschtum im Kampf. Ein Bericht von Arbeit und Not. Hrsg. von der Hauptltg. d. Sudetendeutschen Partei. K. H. Frank, Karlsbad 1936, 185 S., zahlr. Abb.

Rudolf Lochner: Sudetendeutschland. Ein Beitrag zur Grenzlanderziehung im ostmitteldeutschen Raum. J. Beltz, Langensalza 1937, 167 S., mehrere Karten. RM. 2.20.

So viel Bücher, so viel erschütternde Dokumente über den Kampf der stärksten auslandsdeutschen Volksgruppe gegen eine Politik, die man füglich nur als Ausrottungsversuch bezeichnen kann.

Die geschichtliche Entwicklung des politischen Kampfes der Sudetendeutschen bis in die jüngste Vergangenheit ist Gegenstand des Buches von Krebs, der selbst in diesem Ringen jahrzehntelang an führender Stelle stand und als einer der Vorläufer des Nationalsozialismus zu bezeichnen ist, ist er doch einer der ersten Vorkämpfer der 1909 gegründeten Deutschsozialen Arbeiterpartei, die 1918 in Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei umbenannt wurde und als solche dem deutschen Nationalsozialismus den Weg in den Ländern der ehemaligen Donaumonarchie bahnte. Krebs geht bis auf die Wurzeln des heutigen „Infernos" zurück, und er findet am Anbeginn als Auslösende — Deutsche: Herder und die Romantiker, die in machtpolitischer Instinktlosigkeit die Slawen erwecken, sich nicht genug tun können an Bewunderung der „Unverdorbenheit" der Slawen, der Schönheiten ihrer Sprache usw., und die deutsche Presse der Vorkriegszeit, die ihre Leser „auf den schimmernden Gleisen der Bagdadbahn oder mit Kreuzergeschwadern an die palmengeschmückten Küsten verträumter Südsee-Eilande zu entführen" pflegte und darüber den zähen, unerbittlichen Kampf an den Volksgrenzen, wenige Bahnstunden von den Redaktionen solcher Träumereien entfernt, gänzlich übersah. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Krebs damit Recht hat: der Kampf der Sudetendeutschen wäre zumindest nie so hart geworden, wenn er nicht jahrzehntelang auf vereinsamten Posten hätte ausgefochten werden müssen. K. schildert dann die Sprachenkämpfe, die Entstehung der deutschen Arbeiterbewegung in Österreich, die unterirdischen Wühlereien der Tschechen während des Krieges, die tschechische Inlandsrevolution, die Einverleibung der Deutschen in die Tschechei und die Trennung von den Alpendeutschen und schließlich den Kampf der Deutschen Nationalsozialistischen Arbeiterpartei bis zum Volkssportprozeß und zum Verbot.

Vorbach ergänzt das Buch von Krebs glücklich dadurch, daß er einen Überblick über die wirtschaftlichen und landschaftlichen Faktoren in Sudetendeutschland und den wirtschaftlichen Vernichtungskampf der Tschechen gegen die Deutschen gibt. Ein ungemein ausführliches Zahlenmaterial, Bilder und Originalberichte unterstreichen die politischen Folgerungen in denkbar drastischer Form.

Ein vorzüglicher für Schulungszwecke geeigneter Abriß über das gesamttschechische Problem mit besonderer Hervorhebung der sudetendeutschen Lebensfragen ist das Büchlein von Rössler, desgleichen gibt für Schulungszwecke der Band der Sudetendeutschen Partei über die Stellung der SDP. zu den verschiedensten Lebensfragen in knappster Form Auskunft, während das Heft von Lochner ein mehr systematischer Überblick über Geschichte, Wirtschaft, Kultur, Parteibildungen usw. des Sudetendeutschtums ist und daher als eine Art Handbüchlein angesprochen werden kann.

Albin Oberschall: Berufliche und soziale Schichtung der Deutschen in der Tschechoslowakei. Wächter, Teplitz-Schönau 1936, 59 S.

O. behandelt die soziale und berufliche Schichtung der Sudetendeutschen und stellt sie in Vergleich zu den tschechisch-nationalen Verhältnissen in den Minderheitengebieten. Er liefert damit eine gediegene Grundlage für die auslandsdeutsche Volksforschung, die eingehende Beachtung verdient.

Konrad Bittner: Deutsche und Tschechen. Zur Geistesgeschichte des böhmischen Raumes. Bd. 1: **Von den Anfängen zur hussitischen Kirchenerneuerung.** R. M. Rohrer, Brünn 1936, 239 S. RM. 7.50.

Das großangelegte Werk von Bittner, das mit seinem ersten Band vorliegt, sucht die Geistesgeschichte eines Raumes, d. h. die in einem Raume entstehenden Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Völkern auf. Abgrenzungsprinzip für die untersuchte Individualität ist ihm also die Landschaft, mit der die Völker im Laufe der Geschichte eine enge Bindung eingegangen haben, Stoff ist ihm das Völkische in seinen wechselseitigen Ausstrahlungen. Nirgends vermag diese Geschichtsschau fruchtbarer zu sein als im böhmischen Raum, der der klassische Kampfboden zwischen Deutschen und Slawen ist, wo sich die germanische und slawische Kultur am stärksten ineinander verbissen und gegenseitig durchdrungen haben, ohne daß eine Verwischung zwischen den Völkern eingetreten ist. B. beginnt seine Untersuchung bei den sprachlichen Wechselwirkungen der Landnahmezeit der Germanen und führt sie dann in einem großangelegten historischen Grundriß über die Zeit der Einverleibung Böhmens, die deutsche Kolonisationsepoche des Mittelalters herauf bis zu den Hussitenkriegen, immer an Hand eines ungeheuren Materials das Aufeinanderwirken, Abwehren und Beeinflussen zwischen den beiden Völkern im Schrifttum, in der Dichtung, in der Sprache, in den wissenschaftlichen und religiösen Bezirken aufzeigend. Ein vollendeter Versuch, Grenzräume geistesgeschichtlich zu erfassen und damit wegweisend für die künftige Geschichtsschreibung. Zu wünschen wäre nur, daß im Interesse des deutschen Lesers die slawischen Zitate übersetzt würden.

Heinrich Zillich: Zwischen Grenzen und Zeiten. A. Langen/G. Müller, München 1936, 646 S. RM. 7.50.

E. W. Möller: Das Schloß in Ungarn. Zeitgeschichte, Berlin 1935, 419 S.

Zwei Romane über den Südosten. Zillichs Werk trägt autobiographische Züge seines persönlichen

Schicksals als geborener Siebenbürger während der Nationalitätenspannungen der alten Donaumonarchie, während des Krieges und der Nachkriegszeit. Der Roman, von echtem inneren Erleben des Volkstums getragen und in einer wunderbaren Sprache geschrieben, weitet sich über ein politisches Bekenntnisbuch und Zeitgemälde hinaus zu einem gewaltigen Epos des südostdeutschen Schicksals und darf mit Fug und Recht unter die größten deutschen Romanwerke der Gegenwart gestellt werden. Möller befaßt sich mit der Zeit der 1848er Revolution in Österreich-Ungarn, die er in einem etwas düsteren, spannungsreichen Film vor dem Leser abrollen läßt. Grundsätzlich ist zu diesem schönen Werk des bekannten Dichters der jungen Generation einzuwenden, daß die Tendenz nicht immer erfreut: Die Österreicher und speziell die Wiener kommen wenig erfreulich weg — letztere machen angeblich mehr mit Beschimpfungen Revolutionen, wofür das Jahr 1934 ja gerade keine Bestätigung ist —, während die Ungarn meist als heroische Naturen gezeichnet sind. Wir wollen diesen nichts nehmen, möchten aber auch für jene ein paar freundliche Striche mehr. Von polnischen Landarbeitern auf Gütern bei Wien ist dem Rezensenten nichts bekannt, von „Tschechen" sprach man in dieser Zeit im allgemeinen noch nicht, und die Reaktion war eine in ganz Deutschland, nicht nur in Österreich höchst unschöne Zeit.

Ferner empfehlen wir unseren Lesern als wertvolle Schriften über südostdeutsche Fragen:

Reinhold Lorenz: Ofens Befreiung in der deutschen Geschichte. Grenze u. Ausland, Berlin 1936, 32 S. RM. —.70.

Julius Bielz: Porträtkatalog der Siebenbürger Sachsen. Diepenbroick-Grüter, Hamburg 1936, 100 S., 14 Abb. RM. 6.—.

Herbert Sachse: Die Verluste des ungarländischen Deutschtums im Spiegel der Statistik. Grenze u. Ausland, Berlin 1937, 73 S.

Hermann Rüdiger und andere: Beiträge zur Kunde des Deutschtums in Slowenien und Syrmien. K. Weinbrenner, Stuttgart 1937, 88 S., zahlr. Abb. RM. 3.—.

Doris Kraft: Das untersteirische Drauland. Deutsches Grenzland zwischen Unterdrauberg und Marburg. M. Schick, München 1935, 155 S., 15 Karten- und Planbeilagen.

Helmut Klocke: Deutsches und madjarisches Dorf in Ungarn. S. Hirzel, Leipzig 1937, 97 S.

Hermann Ullmann: Das Südostdeutschtum. Grenze u. Ausland, Berlin 1935, 32 S.

Jahrbuch des Verbandes der Deutschen Museen in der Tschechoslowakischen Republik, Bd. 1, 1931. B. Filser, Augsburg, 185 S., 84 Abb.

Franz Wilhelm: Personennamenverzeichnis der Quellen zur deutschen Siedlungsgeschichte in Südosteuropa. E. Reinhardt, München 1936, 69 S. RM. 3.—.

Johann Wüscht: Die genossenschaftliche Krankenfürsorge. Grundlagen und Arbeit, Novisad 1936, 44 S.

Südostraum

Hans Hummel: Südosteuropa und das Erbe der Donaumonarchie. B. G. Teubner, Leipzig 1937, 64 S., 7 Karten. RM. 1.50.

Hummel hat sich bereits in seinem Mittelmeerbuch durch die Gabe, große Zusammenhänge und politische Bewegungsvorgänge zu sehen und darstellerisch zu meistern, bekannt gemacht. Das vorliegende Bändchen ist eine neuerliche Bestätigung für diese heute so notwendige Eigenschaft. Nicht Staatenmonographien in Kapitelform bringt H. hier, sondern die typischen Erscheinungen des Raumes — so da sind: die innere räumliche Zersplitterung, die Wanderungen, die Zertrümmerung der Großraumlösungen, die Grenz- und Volkstumsprobleme, die wirtschaftlichen und wehrgeopolitischen Fragen, der von außen herangetragene Einfluß der raumfremden Großmächte — werden quer durch den ganzen Raum verfolgt. Allein aus diesem Grunde rechtfertigt sich die Einbeziehung des ganzen Donauraumes in den Begriff Südosteuropa, der im Sinne von H. ungefähr dem südöstlichen Mitteleuropa von Partsch entspricht. H. kommt aber weniger von geographischen Gesichtspunkten zu seiner Abgrenzung als von der politischen Typologie, für die die politischen Raumabgrenzungen keine absoluten, sondern nur zeitgebundene, mit dem jeweiligen politischen Zustand verbundene Werte besitzen. Daß sich H. nicht durch vielzitierte Äußerlichkeiten wie etwa von der so schönen Kreisform Rumäniens in seinen Urteilen täuschen läßt, ist selbstverständlich und mag als Hinweis auf den Wert der im einzelnen hier nicht zu behandelnden Stoffülle gelten. Als der erste Versuch, den gesamten Südosten als Einheit zu betrachten, nicht minder zu begrüßen.

Revue Internationale des Etudes Balkaniques. Jg. 2. Bd. 3/4. Belgrad 1936. 629 S.

Aus dem 2. Jg. der schon früher als ausgezeichneten Zeitschrift gewürdigten Balkanrevue seien als besonders beachtenswert folgende Beiträge genannt: Vom heutigen Stand der Illyrierforschung, von Karl Kerényi. Etudes de vocabulaire balkanique, von P. Skok. Balkanlateinische Untersuchungen, von Norbert Jokl. Rechtshistorische und rechtsvergleichende Forschungen zum altserbischen und -slavischen Familienrecht, von M. Kauschansky. Das Zerkratzen des Gesichts bei Serben und Albanern, von S. Filipović. Rumänisch-albanische Lehnbeziehungen, von Eqrem Cabej. Vorgriechischer Ursprung der homerischen Hauptheiden, von M. Budimir. Der neue Balkan, von R. Parežanin und S. Spanaćević. Der Balkan unter Rom, von Rudolf Egger. La littérature grecque, von Tadeusz Sinko. Die Besiedelung der Balkanhalbinsel durch die Slaven, von V. N. Zlatarski. Historische Entwicklung der Balkanhalbinsel im Zeitalter der byzantinischen Vorherrschaft, von Georg Ostrogorsky. Das Wirtschaftsleben des Balkans im Mittelalter, von Ivan Sakâzov. Les Turcs balkaniques, von Tadeusz Kowalski. Der kulturhistorische Geist des Balkans, von Vlad. Dvorniković. Balkan und Europa, von A. H. Kober. Economic relations of the Balkan countries, von N. Stanarević. L'industrie dans les Balkans, von Stevan Popović, und eine Reihe von kulturmonographischen Arbeiten über die Kunst der Balkanländer.

Fritz Leidner: Die Außenpolitik Österreich-Ungarns vom Deutsch-Französischen Kriege bis zum Deutsch-Österreichischen Bündnis, 1870—1879. Akad. Verl., Halle 1936, 125 S. RM. 4.20.

L. beleuchtet einen für die gesamtdeutsche Geschichtsschreibung wichtigen Abschnitt an Hand von zum Teil unveröffentlichtem Aktenmaterial. Besonderes Augenmerk wendet er der Rolle Englands in den österreichischen Konzeptionen zu. Der Behauptung, daß Andrassys russengegnerische Haltung aus einer persönlichen Einstellung und seiner madjarischen Herkunft entsprangen, können wir nicht zustimmen: die Sorge vor dem Russenreich bedrückte Österreich seit Prinz Eugen, und A. war ein viel zu gewiegter Staatsmann, um in diesem Falle nicht nur eine sachliche Beurteilung gelten zu lassen. Im ganzen aber eine sehr aufschlußreiche Arbeit.

Josef Pekař: Wallenstein. 1630—1634. Tragödie einer Verschwörung. 2 Bde. A. Metzner Verl., Berlin 1937, zus. 1000 S. RM. 19.—.

Das bereits 1895 in tschechischer Sprache herausgekommene Werk des bekannten tschechischen Historikers zur Wallensteinfrage ist jetzt auf Anregung deutscher Historiker fast unverändert ins Deutsche übersetzt worden, weil die deutsche Geschichtsschreibung und besonders die Wallensteinforschung bis heute an diesem umfangreichen Werk fast völlig, trotz seiner wertvollen Quellenbearbeitungen, vorübergegangen ist. Die Auffassung P.s von der Gestalt dieses großen Heerführers weicht in wesentlichen Punkten von den deutschen ab. Er sieht in ihm einen Tschechen, dessen Verschwörungsziele sich unter dem Einfluß der tschechischen Emigration bilden, und läßt ihm weniger sympathische Züge als die meisten Historiker, indem er ihn eher pathologisch nennt. Der deutschen Geschichtsforschung wird dieses Werk sicherlich wertvolle Aufschlüsse vermitteln, zumindest wird eine

gründliche Auseinandersetzung mit der Betrachtungsart P.s nicht zu übergehen sein.

Hans Raupach: Bismarck und die Tschechen im Jahre 1866. Volk und Reich, Berlin 1936, 36 S. RM.1.50.

Raupach schneidet ein einzelnes, sehr schmerzhaftes Kapitel deutscher Geschichte an: die preußische Unterstützung der Tschechen anno 1866. So wenig wie die Einschaltung der Ungarn, Serben und Italiener gegen Wien — gegen Habsburg dachte Hohenzollern, gegen die Deutschen dachten die Völker Österreich-Ungarns, wie besonders aus der Schrift von Deutsch über das Werden des italienischen Staates ersichtlich wird — hat sich die Rechnung mit den Tschechen auf die Dauer bewährt. Bismarck hat in klarer Voraussicht für diese Entwicklungen auch nur zögernd von einem im Augenblick gebotenen Zweckmittel Gebrauch gemacht, um es sofort zu den Akten zu legen, als es seiner Konzeption nicht mehr dienlich war. R. sieht seine sehr viel wertvolles und unbekanntes Quellenmaterial zutage fördernde Schrift als ein „Lehrstück" an. Gleichzeitig ist sie aber auch eine Zeichnung der genialen Gedankengänge Bismarcks auf einem kleinen Teilgebiet damaliger Politik, der eine tragische Lage mit geringsten Nachteilen für das Gesamtvolk zu lösen suchte.

Heinz O. Ziegler: Die berufliche und soziale Gliederung der Bevölkerung in der Tschechoslowakei. Verlag R. M. Rohrer, Brünn 1936, 239 S., 43 Tab. RM. 15.—.

Das Werk von Ziegler ist nicht nur deswegen beachtlich, weil es einen soziologischen Querschnitt durch die gesamte Tschechoslowakei liefert, sondern vor allem weil es in der Statistik neue Wege der Erhebung vorschlägt und neue Methoden der Klassifikation und Verarbeitung des Zahlenmaterials anwendet. Z. geht von dem richtigen Grundsatz aus, daß die Statistik von der gesellschaftlichen Struktur und den Ideen einer Zeit beeinflußt wird, somit nicht nach starren, gleichbleibenden Gesetzen durchgeführt werden kann. Mit dem Wandel des Gesellschaftsgefüges müßten sich auch die Erhebungsmethoden wandeln, um neue Schichtungen und ihre Bedeutung zu erfassen. Grundbedingung ist, eine Berufsgliederung nach der Art der Lebens- und Arbeitsräume, d. h. nach Ortsgrößenklassen aufzustellen, denn man könnte nicht einen Dorftischler mit einem in einem Riesenwerk arbeitenden Tischler in die gleiche Berufskategorie pressen. Das bedeutet aber auch eine weitere Aufgliederung der Berufstätigen nach Betriebsgrößenklassen. Schließlich wäre der ökonomische Gesichtspunkt der Erhebung überhaupt fehlerhaft, wenn es sich um die Feststellung von Bevölkerungsschichten handelt, die nur zum Teil durch wirtschaftlich-berufliche Merkmale gekennzeichnet sind, so z. B. das Landvolk. Mit dem Kriterium: „In der Land- und Forstwirtschaft Tätige" wird keineswegs das Landvolk als solches erfaßt, sondern nur ein bestimmter Teil der dazurechnenden Personen, darüber hinaus aber Personen, die unter den Begriff Landvolk überhaupt nicht zählen. „Der als Selbständige gezählte Möbelfabrikant und der in derselben Kategorie figurierende kleine Kunsttischler haben als soziale Typen nichts gemein..." Z. verlangt somit eine weitergehende Individualisierung in den Erhebungs-, Klassifizierungs- und Verarbeitungsmethoden und führt, soweit möglich, seine Ideen an Hand der Gliederung der Bevölkerung der Tschechoslowakei in fruchtbarster Weise vor.

Franz Riedel: Ungarn. Volk, Land, Idee und Politik, dargestellt für das deutsche Volk. R. Schneider, Reichenau i. Sa. 1936, 96 S., 8 Kart. RM. 1.50.

E. v. Schmidt-Pauli: Nikolaus von Horthy. Admiral, Volksheld und Reichsverweser. Süd-Ost-Verl., Berlin 1936, 340 S., 22 Kunstdrucktafeln. RM. 5.—.

Sigmund Teleki: Weinbau und Weinwirtschaft in Ungarn. Österr. Wirtschaftsverl., Berlin-Wien 1937, 127 S. Karten.

Das in der Reihe „Völker und Staaten" erschienene Buch ist eine vorzüglich staatskundliche Einführung. R. bringt als Landeskenner alle Seiten und Fragen Ungarns zur Sprache. Landschaft, Staatsraum, Volkstum, Rasse, Nationalitätenfragen, Auslandsmadjaren, Judentum, Geschichte, innerpolitische Entwicklung, Wirtschaft, Gesellschaft, Kulturleben, Revision und Außenpolitik werden in knapper, aber flüssiger Form behandelt. Einige Sätze bedürften allerdings klarerer Fassung. So wird wohl die Feststellung: „Ungarn und Magyarentum ist nicht dasselbe" allgemeine Zustimmung finden, aber die Definition des staatsbürgerlichen Begriffs Ungarns: „zum Ungartum gehört jeder, ... der in großungarischem Raum beheimatet ist, gleichgültig, welche seine Muttersprache und Volkszugehörigkeit ist", wohl sehr stark auf Widerstand stoßen. Bezeichnend dafür, daß der staatliche Begriff „Ungartum" in keineswegs scharfem Gegensatz zum völkischen Begriff des Madjarentums steht, ist die Volksschulstatistik, nach der die Zahl der madjarisch sprachlichen Schulen im Zeitraum 1869/1906 von 5819 auf 11742 stieg, während die deutschen einen Rückgang von 1232 auf 271, die slowakischen von 1822 auf 241 erfuhren. „Ungartum" soll demnach nur eine staatsbürgerliche Vorstufe für eine rein sprachlich, also weniger biologisch umfaßtes und umgrenztes madjarisches Volkstum sein, das seinerseits sich ebenfalls aus verschiedenen Völkern zusammensetzt. Am schärfsten kommt diese Auffassung in der Namensmadjarisierung zum Ausdruck, die besonders das Aufgehen der Juden im Madjarentum fördert: in Budapest sind nach R. 1935 35,8% aller Ehen konfessionelle Mischehen gewesen und von diesen allein 93% Ehen zwischen Juden und Christen. Auf den madjarischen Volkstumsbegriff fällt damit ein leichter Schatten.

Einer näheren Kennzeichnung als madjarischer Raumvorstellung hätte auch die These von der „natürlichen Raumeinheit" des alten Ungarn bedurft. Eine solche Einheit ist nur im Hinblick auf den Gegensatz Gebirge—Ebene, nicht aber für den Gegensatz Löß—Steppenboden oder im Hinblick auf den Siedlungsraum vorhanden.

Schmidt-Paulis Biographie der sympathischen Persönlichkeit des ungarischen Reichsverwesers ist mit ihrer umfassenden Behandlung der Zeitereignisse, an denen Horthy selbst tätig oder mittelbar teilhatte, ein persönlicher Querschnitt durch die Umbruchsjahre der Donaumonarchie und den Wiederaufbau Ungarns. Angenehm berührt die vornehme und interessante Bildausstattung des Buches.

Walter Vogelsang: Die Textilindustrie Großrumäniens. Vlg. Joh. Müller, Wien o. J., 200 S.

Eine sehr gründliche Studie über die rumänische Textilwirtschaft, die für Praxis und Wissenschaft sehr informatives Material über die wirtschaftsstrukturellen Änderungen in diesem Südoststaat und über die Voraussetzungen des deutschen Handels mit Rumänien bietet. Einer kurzen Einleitung über die gesamte Wirtschaftsstruktur Rumäniens folgt eine Untersuchung über die Gesamtlage und -stellung der Textilwirtschaft im Rahmen der übrigen rumänischen Industrie, ihrer Geschichte, Standorte, Kraftstofflage, Arbeitskräfte, Kapital- und Maschinenbeschaffung. Man erfährt, daß der Rumäne für die Textilindustrie traditionelle Voraussetzungen mitbringt, die Industrie selbst aber in der Hauptsache auf Gründungen deutscher Weber zurückgeht, daß eine außerordentlich günstige Kraftstofflage den Auf- und Ausbau begünstigt, Kapitalien genügend zur Verfügung stehen, aber Schwierigkeiten der Maschinenbeschaffung aus dem Ausland vorhanden sind, die durch den Aufbau einer eigenen Textilmaschinenindustrie überwunden werden sollen. Einzelne Daten: Da bis auf Jute und andere exotische Rohstoffe alle Rohmaterialien in großem Umfang im Lande selbst gewonnen werden, ist eine textilwirtschaftliche Autarkie möglich. Zwei Drittel des Bedarfes werden bereits heute von der heimischen Produktion gedeckt. Selbst während der Weltkrise hat sich der Aufschwung der rumänischen Textilindustrie ungehindert fortgesetzt. Vor 1933 lieferte Deutschland 60% der Maschinen, nachher nur 20%, das ist ein Absinken von der ersten an die dritte Stelle hinter England und die Tschechoslowakei. Der Mangel an Facharbeitern ist infolge des Mangels an Fachschulen nicht behoben.

Die Textilarbeiterschaft setzt sich aus 58% Rumänen, 38% Nichtrumänen und 4% Ausländern zusammen. Im technischen Personal sind nur 15% Rumänen, aber 40% Ausländer. Die Standorte der Industrie sind dezentralisiert, jedoch besitzen Siebenbürgen und das Banat zusammen 41% der gesamten Textilindustrie Rumäniens. In einem besonderen Teil untersucht V. die rohstoff-, wirtschafts-, sozial- und handelspolitischen Tatsachen der einzelnen Zweige der rumänischen Textilindustrie. Als Schlußfolgerung aus der Industrialisierung Rumäniens kommt V. zu dem Ergebnis, daß ganz allgemein der internationale Austausch von Bodenprodukten gegen Fertigfabrikate einem Austausch von Bodenprodukten gegen Bodenprodukte und Fertigwaren gegen Fertigwaren Platz machen wird.

L. K. Goetz: Volkslied und Volksleben der Kroaten und Serben. Bd. I: **Die Liebe.** C. Winter, Heidelberg 1936, 226 S. RM. 9.—.

Eine volkskundliche Untersuchung der reichen Welt der südslawischen Liebeslieder, die anschaulich in die auch heute noch erhaltene Unmittelbarkeit südslawischen Lebens führt.

(Fortsetzung folgt)

Kurt Roepke: Bibliographie der Geopolitik

Bemerkung: Die Bibliographie verzeichnet laufend die neueste deutschsprachige Literatur zur Geopolitik mit Ausnahme der in der „Zs. f. Geopolitik" erscheinenden Aufsätze. In der Titelfassung dient das „Lit. Zbl. f. Deutschland" als Vorbild. Selbständig erschienene Arbeiten sind durch *, Aufsätze usw. durch „In:" gekennzeichnet. Ergänzungen der Titelaufnahmen durch den Verfasser stehen in ( ), wenn sie dem Objekt selbst, in [ ], wenn sie anderen Quellen entnommen sind.

1. Allgemeine Fragen

Bülow, Fr.: Gedanken zu einer volksorganischen Standortslehre. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 10. S. 385—390.

Frank, F.: Volk und Raum. In: Technische Mitth. Gau Bayer. Ostmark. Jg. 2, 1937, 7. S. 1—3.

***Gini, C.: Die Probleme der internationalen Bevölkerungs- und Rohstoffverteilung.** Jena: Fischer [in Komm.] 1937. 28 S. gr.8° = Kieler Vorträge, geh. im Inst. f. Weltwirtschaft. 49. 1,60 RM.

Kurtschinsky, M.: Die Völkerbundreform und die Nationalitäten. In: Sitzungsbericht d. Kongresses d. organ. nat. Gruppen in den Staaten Europas. (12):1936. (Wien: Braumüller 1937.) S. 50—55.

***März, J.: Seeherrschaft.** Mit 4 Kt. Leipzig u. Berlin: Teubner 1937. 60 S. 8° = Macht u. Erde. H. 7. 1,20 RM.

Metz, Fr.: Aloys Schulte und die deutsche Landes- und Volksforschung. In: Rhein. Vierteljahrsbll. Jg. 7, 1937, 2/3. S. 107—110.

(Ottens, M.): Geopolitische Gegebenheiten und Staatenbildung. In: Nat.soz. Erziehung, Osthannover. Jg. 6, 1937, 18. S. 218—219.

Raumordnung als politische und wissenschaftliche Aufgabe. In: Deutschlands freie Berufe. Jg. 4, 1937, Juli. S. 99.

(Ruprecht, K.): Nationalsozialistische oder liberale Volkskunde? In: Nat.soz. Mhe. Jg. 8, 1937, 88. S. 632—634.

***Schacht, H. H.: Lage und Aufgaben des deutschen Volkstumskampfes.** Osterwieck (Harz) u. Berlin: Zickfeldt (1937). 39 S. 8°. —,85 RM.

Stuckenberg, K. A.: Die Schwarze Rasse in der Roten Front. In: Contra Komintern. Jg. 1937, August. S. 205—209.

2. Regionale Arbeiten

Mehrere Erdteile

***Beiträge zur deutschen Kolonialfrage.** Hrsg. v. D. Westermann. Berlin, Essen, Leipzig: Essener Verl. Anst. 1937. 110 S. gr. 8° = Veröffentlichungen d. Dt. Instituts f. außenpolit. Forschg. Bd 1. 3,80 RM. Enth. u. a. **Karlowa:** Polit. Zusammenarbeit mit anderen Kolonialmächten in Afrika; **Westermann, D.:** Eingeborenenpolitik.

Beige, B.: Das arabische Problem in kemalistischer Betrachtung. In: Europ. Revue. Jg. 13, 1937, 8. S. 610 bis 613.

Fischer, O.: Sozialbiologische Fragen überseeischer deutscher Volksgruppen. In: Jb. f. auslandsdt. Sippenkunde. Jg. 2, 1937. S. 156—163.

Ghambaschidse, D.: Italien und der islamische Orient. In: Der neue Orient. Jg. 11, 1937, 4. S. 111—114.

Haß, K.: Islam und Faschismus. In: Volk im Werden. Jg. 5, 1937, 7. S. 339—348.

Haushofer, K.: Ähnlichkeiten der Entwicklung von Staat und Kultur in Italien, Deutschland und Japan. In: Nippon. Jg. 3, 1937, 2. S. 65—78. — Vortrag, geh. am 1. März 1937 im Istituto Italiano per il Medio ed Estremo Oriente in Rom.

Kamikawa, H.: Das pazifische Problem und die Möglichkeit seiner Lösung. In: Weltwirtschaftl. Archiv. Bd 46, 1937, 1. S. 287—306.

Kries, W. von: Das gekrönte Weltreich. In: Die Westmark. Jg. 4, 1937, 9. S. 460—463. — Betr. d. britische Weltreich.

Leers, J. von: Weltpolitik von heute und morgen. In: Odal. Jg. 6, 1937, 1. S. 7—14.

Der deutsche Lebensraum. In: Rhein. Bll. Jg. 14, 1937, 7. S. 9—14. — Das Siedlungsproblem auf d. Ausstellung „Schaffendes Volk".

Leers, J. von: Germanische Bevölkerungsstauung im Westen. In: Die Westmark. Jg. 4, 1937, 10. S. 510 bis 514.

Marek, R.: Die Entwicklung des Deutschtums im österreichischen Burgenland. In: Petermanns Mitth. Jg. 83, 1937, 7/8. S. 193—197.

Massalsky, H. E.: Aufgaben der Landesplanung in Pommern. In: Siedlung u. Wirtschaft. Jg. 19, 1937, 7. S. 409—412.

***Mikosch, L.: Stirbt unser Volk?** Der Geburtenrückgang in Österreich u. s. Folgen. Klagenfurt: Kleinmayr 1937. 47 S. mit Abb. gr. 8°. 1,—RM.

Richert, W.: Der Standort deutscher Werk- und Arbeitsstätten. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 10. S. 390—395.

***Riemann, E.: Ostpreußisches Volkstum um die ermländische Nordostgrenze.** Beiträge zur geogr. Volkskunde Ostpreußens. Königsberg u. Berlin: Ost-Europa-Verl. 1937. X, 406 S. mit Abb. gr. 8° = Schriften d. Albertus-Universität. Geisteswiss. Reihe. Bd 8. 15,— RM. — Teil II: Das geschichtliche Werden d. Kulturlandschaft. S. 9—50.

Rogmann, H.: Die Folgen der Zerreißung Schlesiens. In: Volk u. Reich. Jg. 13, 1937, 7. S. 464—495.

Rust, H.-J.: Raumforschung in Hessen. In: Hessenland. Jg. 48, 1937, 5/6. S. 150—158.

Schmidt, Elisabeth: Der rheinische Raum, geopolitisch gesehen. In: Erzieher d. Westmark. Jg. 3, 1937, 7. S. 210—211.

Schmithüsen, J.: Rodungsfähiger Niederwald im linksrheinischen Schiefergebirge. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 10. S. 404—409. — Die wirtschaftsgeograph. Spezialkarte im Dienste von Raumforschung u. Landesplanung.

Schmölders, G.: Vierjahresplan und Raumordnung. In: Die Dt. Volkswirtschaft. Jg. 6, 1937, 17. S. 554 bis 557.

(Schulze-Teichert, G.): „Reichsplanungsaufgabe Grenzgebiete". In: Der Südosten. Jg. 16, 1937, 7. S. 216 bis 219.

***Springenschmid, K.: Deutschland kämpft für Europa.** Geopolit. Bildreihe (mit 64 Zeichngn). Leipzig: Wunderlich 1937. 64 S. 17 × 24,5 cm. 2,80 RM.

***Stoye, J.: Die geschlossene deutsche Volkswirtschaft.** Geopolitik, Autarkie, Vierjahresplan. Mit 16 Kt.-Skizzen u. graph. Darstellungen. Leipzig u. Berlin: Teubner 1937. V, 113 S. 8° = Macht u. Erde. H. 6. 2,— RM.

Teubert, W.: Die Bedeutung der Reichsautobahnen für die Raumordnung. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 10. S. 401—403.

Uebler, E.: Die Bevölkerungsbewegung als sichtbarer Ausdruck der Veränderungen im Lebensraum des deutschen Volkes. In: Reichsplanung. Jg. 3, 1937, 5/6. S. 154—159.

Viererbl, K.: Sterbende sudetendeutsche Bezirke und Städte. In: Volk u. Reich. Jg. 13, 1937, 8. S. 567 bis 573.

Winkler, E.: Geopolitik des sudetendeutschen Siedlungsraumes. In: Volk u. Führung. Jg. 3, 1937, 8. S. 352 bis 358.

Witt, W.: Wirtschaftsstruktur und Industriestandortsfragen in Pommern. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 10. S. 396—401.

***Leutwein, P.: Die deutsche Kolonialfrage.** Berlin: Safari-Verl. (1937). 72 S. mit Fig. 8°. 2,— RM.

Maull, O.: Europäisches und Nordamerikanisches. Geopolit. Übersicht. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 13/14. S. 580—584.

Scheicher, G.: Die Kolonien im Zeit- und Kulturspiegel. In: Dt. Lebensraum. Jg. 5, 1937, 8. S. 308—310. — Baumeister d. europäischen Kolonialreiche.

Schmalz, H.: Kap oder Mittelmeer? In: Dt. Wehr. Jg. 41, 1937, 32. S. 505—506. — Englands see-strategisches Problem.

Stoye, J.: USA gibt die Philippinen preis — endgültig? In: Westermanns Mhe. Jg. 81, 1937, August. S. 501 bis 504.

Westphal, H.: Die großen Mächte. In: Nation im Aufbau. Jg. 5, 1937, 14. S. 1—10.

Zeck, H. F.: Gefüge und Politik des britischen Weltreichs. In: Geograph. Anz. Jg. 38, 1937, 15. S. 337 bis 346.

***Zeck, H. F.: Ein Volk mitten in der Welt.** Bochum: Kamp (1937). 321 S. mit Kt.-Skizzen. gr. 8°. Lw. 6,50 RM.

Deutschland (deutsches Sprachgebiet)

***Alnor, K.: Schleswig-Holsteins Erbe und Sendung.** (2. erw. Aufl.) Berlin: Runge 1937. 67 S. mit Abb. 8° = Grenzkampf-Schriften. 1. —,80 RM.

***Bayerische Ostmark.** 4 Jahre nat.soz. Aufbauarbeit in e. dt. Grenzgau. Hrsg. v. Gauleiter F. Wächtler. Bayreuth: Gauverl. Bayer. Ostmark [1937]. 158 S. mit Abb. 8°. 3,50 RM.

Burgdörfer, Fr.: Die bevölkerungspolitische Lage im Deutschen Reich — Ziele u. Wege praktischer Bevölkerungspolitik. In: Mhe f. NS.-Sozialpolitik. Jg. 4, 1937, 8. S. 169—176.

Danzer, P.: Die bevölkerungspolitische Lage. In: Dt. Recht. Jg. 7, 1937, 11/12. S. 224—226.

Dittrich, E.: Das deutsche Element im Aufbau der Wirtschaft der Sudetenländer. In: Leipziger Vjschr. f. Südosteuropa. Jg. 1, 1937, 1. S. 54—62.

Ebert, W.: Mitteldeutschland und der deutsche Osten. Gedanken über ein heimatgeschichtl. Problem. In: Von Land u. Kultur. Leipzig 1937. S. 106—115.

Emmerich, W.: Bemerkungen zur Besiedlung des Fichtelgebirges und seiner Vorlande. In: Von Land u. Kultur. Beitr. z. Gesch. d. mitteldt. Ostens. Leipzig 1937. S. 116—139.

(Harmsen, H.): Vom deutschen Volkstum in der Tschechoslowakei. In: Archiv f. Bevölkerungswiss. u. Bevölkerungspolitik. Jg. 7, 1937, 3. S. 215—220.

Heinemann, B.: Grenzland Pommern. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 10. S. 395—396.

Hurtig, Th.: Die Neulandgewinnung im Gebiet des Frischen Haffes in Ostpreußen. In: Geograph. Anz. Jg. 38, 1937, 14. S. 313—318. — Mit 1 Übersichtskarte.

***Kauder, V.: Das Deutschtum in Galizien.** Unter Mitw. von L. Schneider, Lemberg, bearb. u. hrsg. Mit e. Kt. d. dt. Siedlungen in Galizien von W. Schwarzl. Plauen: Wolff 1937. 68 S. gr. 8° = Kauder: Das Deutschtum in Polen. T. 2. 3,—; Lw. 4,— RM.

Kretzschmar, H.: Sächsische Geschichte als deutsches Grenzlandschicksal. In: Politische Erziehung. Jg. 1937, 6. S. 145—151.

Krieger, R.: Volk, Lebensraum und Wehr. In: Nat.soz. Bildungswesen. Jg. 2, 1937, 7. S. 420—428.

Külz, W.: Auslandsdeutschtum und Deutsches Volk. In: Die Hilfe. Jg. 43, 1937, 11. S. 217—220.

Übriges Europa

Arnaudov, M.: Bulgariens nationale Wiedergeburt. In: Osteuropa. Jg. 12, 1937, 10. S. 613—626. — Vortrag vor d. Dt. Gesellschaft z. Studium Osteuropas, geh. am 10. Juni 1937 in Berlin.

Burgdörfer, Fr.: Geburtenbewegung im Deutschen Reich und bei den auslandsdeutschen Volksgruppen. In: Jb. f. auslandsdt. Sippenkunde. Jg. 2, 1937. S. 52—82.

Busch-Zantner, R.: Nordeuropa als Lebensraum. In: Dt. Lebensraum. Jg. 5, 1937, 8. S. 290—292. — Eindrücke von einer Skandinavien-Fahrt.

Busch-Zantner, R.: Zwischenvölkische Raumverschiebungen in Südosteuropa und ihre politisch-geographische Bedeutung. In: Geograph. Anz. Jg. 38, 1937, 14. S. 318—325.

Cramer, K.: Das Deutschtum an der Wolga in zuverlässigen Zahlen. In: Dt. Post aus d. Osten. Jg. 9, 1937, 7. S. 8—13.

Moskaus Einbruch in den Donau- u. Balkanraum. In: Der Flieger. Jg. 11, 1937, 1. S. 2–6.

Fidelio: Die politischen Achsen im mitteleuropäischen Raum. In: Volk im Osten. Jg. 4, 1937, 30. S. 1029 bis 1034.

Fischer, R.: Skandinavien im europäischen Kräftespiel. In: Volk u. Reich. Jg. 13, 1937, 8. S. 509–514.

Gavira, J.: Bemerkungen zu einer Karte über die Bevölkerungsdichte Spaniens. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 15. S. 640–644.

Helbok, A.: Stammeskunde und Siedlungsgeschichte im auslandsdeutschen Raum. In: Jb. f. auslandsdt. Sippenkunde. Jg. 2, 1937. S. 44–51.

***Janeff, J.: Aufstand gegen Europa.** Berlin: Verl. f. Kulturpolitik (1937). 278 S. 8°. Lw. 4,50 RM.

Irk, V. C.: Politische Probleme Ungarns. In: Volk im Osten. Jg. 4, 1937, 31/32. S. 1093–1099.

(Isbert, O. A.): Die Frage der Umvolkung im ungarländischen Deutschtum. In: Dt. Arbeit. Jg. 37, 1937, 7. S. 289–293.

Isbert, O. A.: Das Problem der Mittel- und Oberschicht im ungarländischen Deutschtum. In: Volk im Osten. Jg. 4, 1937, 31/32. S. 1100–1105. — Statist. Daten z. inn. Aufbau d. Volksgruppe.

Ischboldin, B.: Donaueuropa und die mitteleuropäische Zukunft. Ein Beitrag zum Problem der Großraumwirtschaft. In: Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik. Bd 145, 1937, 6. S. 641–663.

***Lasaroff, M. W.: Die völkerrechtliche Entwicklung Bulgariens nach dem Weltkrieg.** Berlin u. Bonn: Ferd. Dümmlers Verl. 1937. XVI, 205 S. gr. 8° = Völkerrechtsfragen. H. 44. 10,80 RM.

Loesch, K. C. von: Die Entlastung der baltischen Länder. In: Volk u. Reich. Jg. 13, 1937, 8. S. 522–537.

Niemeier, G.: Spanien: Eine Betrachtung über die Fronten der Revolution. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 15. S. 617–640.

Paulsen, S.: Schweden und Großbritannien. In: Volk u. Reich. Jg. 13, 1937, 8. S. 515–521.

Prorsus: Umbau beim Deutschtum Lettlands. In: Volk u. Reich. Jg. 13, 1937, 8. S. 538–554.

Rost, J.: Bevölkerungsrückgang und Wehrkapazität in der Tschechoslowakei. In: Volk u. Reich. Jg. 13, 1937, 8. S. 564–567.

(Rost, J.): Die slowakische Frage. In: Ostland. Jg. 18, 1937, 15. S. 284–289.

Salisnjak, N.: Der Kampf zwischen Ukraine und Moskau in der Sowjetunion. In: Nation u. Staat. Jg. 10, 1937, 10. S. 664–681. — Ein Kapitel aus d. Nationalitätenpolitik d. Kommunismus.

Schmaus, H.: Völkische und innerstaatliche Erneuerung in Ungarn. In: Gelbe Hefte. Jg. 13, 1937, 9. S. 473 bis 486.

Schmidt-Wodder, J.: Das Lebensrecht der Volksgruppen in den Staaten Europas. In: Sitzungsbericht d. Kongresses d. organ. nat. Gruppen in d. Staaten Europas. (12): 1936. (Wien: Braumüller 1937.) S. 14–23.

Schönebaum, H.: Der politische und kirchliche Aufbau Siebenbürgens bis zum Tartareneinfall. In: Leipziger Vjschr. f. Südosteuropa. Jg. 1, 1937, 1. S. 14–53.

(Schomaker, J.): Deutsches Bauerntum in Mittelpolen. In: Dt. Arbeit. Jg. 37, 1937, 7. S. 281–288. — Mit 1 Kt. „Das Deutschtum in Mittelpolen".

Seraphim, P. H.: Der polnische Vierjahresplan. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 9. S. 367–371; 10. S. 410–416.

Stoedtner, G.: Die flämische Volksbewegung. In: Deutschlands Erneuerung. Jg. 21, 1937, 8. S. 430 bis 435.

(Stoye, J.): Die irische Frage. In: Europ. Revue. Jg. 13, 1937, 8. S. 658–664.

Stoye, J.: Der Irische Freistaat als republikanisches Königsreich. In: Zs. f. Politik. Bd 27, 1937, 7/8. S. 453–458. — Was bedeutet die neue irische Verfassung?

Unna, W. von: Mitteleuropa, Antibolschewismus und Revisionismus. In: Nation im Aufbau. Jg. 5, 1937, 10. S. 23–28; 11. S. 14–21. — Aus einem Vortrage, geh. vor d. Ungarischen Außenpolit. Ges. in Budapest im Mai 1937.

Die Volksgruppen des Nationalitätenkongresses. In: Nation u. Staat. Jg. 10, 1937, 10. S. 632–645. — Aus Anlaß d. Tagung d. Europ. Nationalitätenkongresses in London.

Zeck, H. F.: Auf europäischer Grenzwacht. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 15. S. 645–649. — Geopolit. Gedanken als Grundlage f. Schulungs- u. Schularbeit.

Zeiss, H.: Sozialbiologische Fragen europäischer auslandsdeutscher Volksgruppen. In: Jb. f. auslandsdt. Sippenkunde. Jg. 2, 1937. S. 83–87.

Asien

Amann, G.: China von heute. In: Neue Jbb. f. dt. Wissenschaft. Jg. 13, 1937, 4. S. 343–354.

Beler: Iran im Aufbau. In: Der neue Orient. Jg. 11 1937, 3. S. 78–83.

Bezold, E.: Das britische Imperium. Die Problematik Indiens. In: Dt. Kolonialdienst. Jg. 2, 1937, 7. S. 17 bis 21.

Bloch, J.-D.: Die politische Entwicklung der arabischen Staaten Vorderasiens. In: Zs. f. ausländ. öff. Recht u. Völkerrecht. Bd 7, 1937, 1. S. 67–95.

Classen, W.: Die verkehrs- und wirtschaftsgeographische Situation der Mandschurei vor der Einführung der Eisenbahn. In: Geograph. Zs. Jg. 43, 1937, 6. S. 201 bis 214.

Djiä-gang, G.: Der heutige Stand der Mohammedanerfrage in China. In: Ostasiatische Rdsch. Jg. 18, 1937, 13. S. 335–337.

Fochler-Hauke, G.: Völker und Volksgruppen der Mandschurei. In: Atlantis. Jg. 9, 1937, 8. S. 458 bis 467. (Mit 13 Abb.)

(Hartmann, R.): Die syrischen Länder. In: Dt. Volkstum. Jg. 19, 1937, 6. S. 402–410.

***Kazak, F.: Ostturkestan zwischen den Großmächten.** Ein Beitr. zur Wirtschaftskunde Ostturkistans. Königsberg, Berlin: Osteuropa-Verl. 1937. VIII, 160 S., 1. Kt. gr. 8° = Osteurop. Forschungen. N. F. Bd 23. 7,50 RM.

Makarov, A. N.: Die Rechtsstellung der Äußeren Mongolei in ihrer historischen Entwicklung. In: Zs. f. ausländ. öff. Recht u. Völkerrecht. Bd 7, 1937, 2. S. 313–344.

Müller-Ney, E.: Die Grundlagen des japanischen Imperiums. In: Nation im Aufbau. Jg. 5, 1937, 14. S. 10–20.

Oehlrich, C.: Um den Vorderasiatischen Pakt. In: Mhe f. Ausw. Politik. Jg. 4, 1937, 7. S. 407–418.

Panse, E.: Das japanische Auswandererproblem. In: Archiv. f. Wanderungswesen. Jg. 9, 1937, 1/2. S. 51 bis 56.

Ramming, M.: Über die Herkunft der Japaner. In: Nippon. Jg. 3, 1937, 2. S. 82–91.

Takata, Y.: Kulturelle und geistige Voraussetzungen für Japans Aufstieg. In: Weltwirtschaftl. Archiv. Bd 46, 1937, 1. S. 1–13.

Uyeda, T.: Bevölkerungsfrage und Wirtschaft im heutigen Japan. In: Weltwirtschaftl. Archiv. Bd 46, 1937, 1. S. 93–117.

Welsch: Die Lösung des Alexandrette-Problems. In: Wehrfront. Jg. 4, 1937, 14. S. 368–370.
Wem werden 3 Millionen Quadratkilometer Mongolei gehören? In: Dt. Lebensraum. Jg. 5, 1937, 8. S. 320 bis 322. – Rußland, Japan und China im Machtkampf um die Innere und Äußere Mongolei.
Wesen und Bedeutung der Kämpfe an der Nordwestgrenze von Britisch-Indien. In: Wissen u. Wehr. Jg. 1937, 6. S. 400–403.
Wirsing, G.: Hintergründe der Teilung Palästinas. In: Die Tat. Jg. 29, 1937, 5. S. 308–323.
Zeck, H. F.: Deutsche Hilfe am „Kummer Chinas". In: Geograph. Anz. Jg. 38, 1937, 13. S. 298–299
Ziegler, W.: Das Problem des Judenstaates. In: Zs. f. Politik. Bd 27, 1937, 7/8. S. 407–416.

Afrika

(Drascher, W.): Der Deutsche in Südwestafrika. In: Der Auslandsdeutsche. Jg. 20, 1937, 6. S. 400–407.
Espe, W.: Die Union von Südafrika. In: De Goede Hoop. Weimar. 37. S. 239–249. – Skizze ihrer Entwicklung bis heute.
Ganß, J.: Geopolitisches um den Kolonialraub in Afrika. In: Der ostpreuß. Erzieher. Jg. 1937, 9. S. 210–213.
***Hoops, O. W. A.: Der Status der Südafrikanischen Union.** Ihre Stellung im Britsh Commonwealth of Nations u. ihr Rechtsverhältnis zu Südwestafrika, zu Nord- und Südrhodesien u. d. brit. Eingeborenenprotektoraten in Südafrika. [2. erw. Aufl.] Hamburg: Christians 1937. 237 S., 2 Bl. gr. 8°. 5,40 RM.
Karlowa: Der Kampf des Deutschtums in Südwestafrika um seine Lebensrechte. In: Mhe f. Ausw. Politik. Jg. 4, 1937, 6. S. 339–344.
Lange, F.: Die nichteingeborene Bevölkerung in Portugiesisch-Ostafrika. In: Koloniale Rdsch. Jg. 28, 1937, 3. S. 175–200. – Ein Beitrag z. kolonialen Bevölkerungslehre.
Lindequist, Fr. von: Das Deutschtum in Südafrika. In: De Goede Hoop. Weimar 1937. S. 184–194.
Neser, L.: Kolonialland Afrika. In: Die badische Schule. Jg. 4, 1937, 4. S. 94–100. – Entwicklung u. Möglichkeiten kolonialer Erschließung Afrikas.
Pfalz, R.: Die Auseinandersetzung Italiens mit dem Islam in Libyen. In: Koloniale Rdsch. Jg. 28, 1937, 4. S. 258–270.
Renner, W.: Libyen – das verlängerte Italien. In: Volk u. Reich. Jg. 13, 1937, 5. S. 326–341.
Schmidt, W.: Deutsches Blut im Burentum. in: Jb. f. auslandsdt. Sippenkunde. Jg. 2, 1937. S. 171–181.
Schmidt-Pretoria, W.: Vom blutmäßigen Einfluß des Deutschtums auf die Burennation. In: Auslandsdt. Volksforschung. Bd 1, 1937, 2. S. 163–179.
***Schmitz-Kairo, P.: Ägyptens Weg zur Freiheit.** Bern, Leipzig, Wien: Goldmann (1937). 117 S. 8° = Weltgeschehen. Pp. 1,80 RM.
(Schwär, J.): Zur inneren Lage des Deutschtums in Kaffraria. In: Der Auslandsdeutsche. Jg. 20, 1937, 6. S. 407–413.
***Seidel, W.: Die Verbreitung der Inder in Ost- und Südafrika.** Mit 1 Kt. u. 1 Diagramm. Rostock: Leopold in Komm. 1937. XV, 85 S. gr. 8° = Mitteilungen d. Geogr. Ges. zu Rostock. Beih. Nr 7. 2,75 RM.

Amerika

Fochler-Hauke, G.: Chicago in seinen rassischen und sozialen Spannungen. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 13/14. S. 541–546.
Die Franzosen in Amerika, von F. I. In: Die Tat. Jg. 29, 1937, 4. S. 229–240.
Friede, W.: Die Interamerikanische Konferenz zur Sicherung des Friedens. In: Zs. f. ausländ. öff. Recht u. Völkerrecht. Bd 7, 1937, 2. S. 345–359.
Giemsa, G.: Ein deutschstämmiges, im brasilianischen Staate Espirito Santo bodenständig gewordenes Kolonistenvolk. In: Koloniale Rdsch. Jg. 28, 1937, 3. S. 200–215.
Gley, W.: Bevölkerungs- und Siedlungsfragen. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 13/14. S. 571–575. – Der Geburtenrückgang in Nordamerika.
Häussler, G.: Die volkliche Zusammensetzung Argentiniens. In: Geogr. Anz. Jg. 38, 1937, 8. S. 178–179.
***Deutsche Heimat in Amerika.** Bericht über die 1. deutschamerikan. Heimatkunde-Tagg vom 6. bis 7. März 1937 in Cleveland (Ohio). Berlin: Verl. Grenze u. Ausland 1937. 60 S. 8°. 1,60 RM.
Hellmer-Wullen, H. von: Rassenchaos und Negerproblem in Amerika. In: Archiv f. Rassen- u. Gesellschafts-Biologie. Bd 31, 1937, 1. S. 28–33.
Howaldt, H.: Die Auswanderung von der Frieseninsel Amrum nach Amerika. In: Jb. f. auslandsdt. Sippenkunde. Jg. 2, 1937. S. 165–171.
Kolb, A.: Siedlungsplanung in den Vereinigten Staaten. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 13/14. S. 527–534.
Krieg, H.: Deutsche zwischen Südamerikanern. In: Jb. f. auslandsdt. Sippenkunde. Jg. 2, 1937. S. 181 bis 186.
Lohr, O.: Verholländerung frühen Amerikadeutschtums. In: Auslandsdt. Volksforschung. Bd 1, 1937, 2. S. 179–182.
Pfalz, R.: Auf den Spuren des Deutschtums in Neuyork und Chicago. In: Geograph. Anz. Jg. 38, 1937, 12. S. 265–274.
Richarz-Simons, I.: Die Interamerikanische Friedenskonferenz von Buenos Aires. In: Ibero-Amerikan. Archiv. Jg. 11, 1937, 1. S. 1–13.
Sapper, K.: Grenzfragen der Republiken Guatemala und Honduras und ihre Folgen für die Kartographie. In: Peterm. Mittn. Jg. 83, 1937, 7/8. S. 210–211.
Schott, C.: Die Erschließung des nordkanadischen Waldlandes. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 13/14. S. 554–563.
Sievers, Angelika: Die koloniale Machtstellung der Vereinigten Staaten in Mittelamerika und Westindien. In: Koloniale Rdsch. Jg. 28, 1937, 4. S. 270–278.
Termer, F.: Über den gegenwärtigen Zustand der Indianer im nördlichen Mittelamerika. In: Tagungsber. d. Ges. f. Völkerkunde. 1936. (Leipzig 1937.) S. 52–58.

Australien

***Prinzing, A.: Wirtschaftslenkung.** Das australische Beispiel. Berlin: Junker u. Dünnhaupt 1937. XI, 192 S. gr. 8° = Zum wirtschaftl. Schicksal Europas. T. 2, H. 6. 9,–RM.
Volkszahl und Siedlung, von G. F. In: Wirtschaftsdienst. Jg. 22, 1937, 34. S. 1180–1182. – Betr. Australien.

Diesem Heft liegen 2 Prospekte bei, die wir der freundlichen Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:
Brockhaus Verlag, Leipzig, für „Der Große Brockhaus"; E. A. Seemann-Verlag, Leipzig, für seine Verlagswerke.

Welt-Rundfunk

STÄNDIGE BEILAGE ZUR ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

Schriftleitung: Dr. Kurt Wagenführ, Berlin

1937 Oktober Nr. 5

MAX JORDAN:

Amerikas Rundfunkrepräsentanten in Europa

Der Verfasser ist europäischer Direktor der NBC und Leiter des Kontinental-Büros in Basel, er hat also eine ähnliche Funktion wie Dr. Sell, auf dessen Artikel „Auslands-Vertreter des Rundfunks" (Heft 3) wir besonders verweisen. Beide Ausführungen ergänzen sich. Dr. Jordan vertritt die NBC auch im Weltrundfunkverein, er ist auf Grund seiner zahlreichen Reisen, die ihn mehrfach um die Welt führten, einer der besten Kenner des internationalen Rundfunks.

So wie der Rundfunk zuerst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Fuß gefaßt hat, so ist auch von dort die Initiative zum weltumspannenden Austausch von Radiosendungen ausgegangen. Im Jahre 1930 entsandten die beiden großen Rundfunk-Gesellschaften Amerikas, die National Broadcasting Company und das Columbia Broadcasting System zum ersten Male „Rundfunk-Korrespondenten" ins Ausland. Es waren keine hauptamtlichen Vertreter, sondern Journalisten, die Neuyorker Zeitungen mit Berichten von der großen Seeabrüstungskonferenz in London zu versorgen hatten: William Hard und Frederick William Wile. Der erstere übernahm nebenamtlich die Berichterstattung für die NBC, der letztere für das CBS. In jenen Tagen begann praktisch der überseeische Programmaustausch.

Zwar hatten vereinzelte Versuche, den Ozean mit Rundfunksendungen zu überspannen, schon vorher stattgefunden. Am 1. Februar 1929 wurde zum erstenmal ein Konzert aus der Queen's Hall in London mittels Kurzwellen nach Neuyork übertragen, im Dezember des gleichen Jahres sprach Marconi, ebenfalls aus London. Danach folgten Weihnachts- und Neujahrssendungen aus England. Die erste Übertragung aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten fand am 21. Oktober 1929 anläßlich einer Edison-Feier in Dearborn, Michigan, statt. Am 20. Dezember des gleichen Jahres wurde ein Konzert, und am 25. Dezember wurden Weihnachtsgrüße von Berlin ausgesendet.

Diese ersten Versuche überzeugten die amerikanischen Programmleiter sehr bald, daß nicht nur die technische Möglichkeit gegeben war, Sendungen aus Europa zu festgesetzten Zeiten zu übernehmen, sondern daß auch die Auswahl von Programmmaterial in den europäischen Ländern reichhaltig genug war, um regelmäßige Übertragungen zu rechtfertigen. Die Tätigkeit der Korrespondenten bei der See-

abrüstungskonferenz in London hatte den Beweis geliefert für die Richtigkeit dieser Auffassung, so daß kurz danach die beiden amerikanischen „Ketten" ständige Europavertreter ernannten.

Heute sind wir unser drei in Europa, zwei NBC- und ein CBS-Vertreter. Da die NBC über 152 Sender verfügt, also etwa um die Hälfte mehr als die CBS, ist sie bestrebt, auch eine größere Zahl von Auslandssendungen zu übernehmen als die letztere Gesellschaft. Die Bewältigung dieser Aufgabe durch einen einzigen Vertreter wäre nicht möglich. Darum hat die NBC das europäische Gebiet in zwei Zonen eingeteilt. Die eine umfaßt England, Frankreich, Belgien und Spanien und wird von geteilt. Die eine umfaßt England, Frankreich, Belgien und Spanien und wird von dem Londoner Büro, das der Leitung von Mr. Frederick B. Bate untersteht, verwaltet. Die andere umfaßt alle übrigen Länder Europas und wird von dem NBC-Büro in Basel bearbeitet. Basel wurde als Sitz der kontinentalen Vertretung bestimmt, weil es zentral gelegen ist und ausgezeichnete Verkehrsverbindungen nach allen Teilen des Kontinents bietet. Als Sitz der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich verfügt Basel auch über einen besonders hervorragenden internationalen Telephondienst, was für die Rundfunkarbeit wichtig ist. Die CBS unterhält ihre europäische Vertretung in London.

Alle drei amerikanischen Vertreter beackern nun ihr Feld schon über sechs Jahre. Von ihren Beobachtungsposten aus verfolgen sie die Geschicke des öffentlichen Lebens in Religion, Kunst und Literatur, Wirtschaft und Politik, Erziehungswesen und Sport. Wenn immer europäische Ereignisse für die amerikanischen Hörer von Interesse sind, werden von den Vertretern der NBC und CBS die notwendigen Vorkehrungen getroffen, um Übertragungen durchzuführen. Kaum ein wichtiges Ereignis in Europa bleibt unberücksichtigt. Oft werden Verabredungen innerhalb kürzester Frist getroffen. Der Verkehr zwischen den europäischen Vertretungen und den Neuyorker Zentralen vollzieht sich fast ausschließlich auf radiotelegraphischem Wege. In dringenden Fällen wird auch transatlantisch telephoniert. Das Resultat ist, daß in den letzten zehn Jahren von der NBC allein über 2000 Auslandssendungen durchgeführt wurden, bei denen so ziemlich alle Länder der Welt beteiligt waren.

Die Aufgabe der amerikanischen Rundfunkvertreter in Europa gestaltet sich darum oft besonders schwierig, weil die Bedürfnisse und der Geschmack der amerikanischen Hörer vielfach von denen der europäischen Hörer sehr verschieden sind. Zwar können viele europäische Sendungen, besonders wenn es sich um musikalische Veranstaltungen handelt, unverändert übertragen werden, aber in vielen Fällen bedürfen die Sendungen der Überarbeitung, um amerikanischen Ansprüchen gerecht zu werden.

Nicht leicht ist auch die zeitliche Eingliederung europäischer Sendungen in den amerikanischen Programmablauf. Im Hinblick auf den Zeitunterschied von

sechs Stunden zwischen Europa und Amerika (fünf Stunden während der Sommermonate) erreichen die meisten Europaübertragungen den amerikanischen Hörer in den Nachmittagsstunden, welche bekanntermaßen nicht die günstigsten sind, außer wenn es sich um Samstage oder Sonntage handelt.

Die amerikanischen Gesellschaften sind auch nicht imstande, vielstündige Übertragungen aus Europa vorzunehmen, einmal wegen der damit verbundenen hohen Kosten und dann weil der amerikanische Hörer es nicht gewohnt ist, Programme anzuhören, welche sich über einen zu langen Zeitabschnitt erstrecken.

Auch die Schwierigkeiten der Sprachunterschiede müssen stets in Rechnung gestellt werden. Vorträge in einer fremden Sprache, auch wenn sie anschließend in das Englische übersetzt werden, finden keinen großen Anklang in den Vereinigten Staaten. Es müssen darum in Europa, wenn immer nur möglich, Redner und Ansager gewonnen werden, welche geläufig Englisch sprechen können. Selbstverständlich wird besondere Rücksicht darauf genommen, daß große Teile der amerikanischen Bevölkerung aus Europa stammen und daß diese Hörer gerne Programme in den Sprachen ihrer früheren Heimatländer hören.

Die technischen Bedingungen des transatlantischen Rundfunkverkehrs haben sich in letzter Zeit so sehr gebessert, daß heute fast ausschließlich die Qualität einer Sendung für ihren Erfolg entscheidend ist. Europa-Sendungen sind in Amerika längst keine Sensation mehr. Sie werden als selbstverständlich hingenommen und interessieren nur, wenn sie Neues, künstlerisch Wertvolles bieten.

Damit ist dem Europavertreter die Aufgabe gestellt. Er hat stets auf dem Posten zu sein. Kein Ereignis von Bedeutung darf versäumt werden. Im Konkurrenzkampf sind die beiden großen „Ketten" stets bestrebt, einander zu „schlagen", sich die fettesten Bissen gegenseitig wegzuschnappen und überhaupt sich die Gunst ihrer Hörer zu sichern, indem sie allen ihren Ansprüchen gerecht werden.

Selbstverständlich sind die amerikanischen Rundfunkvertreter in Europa auch bemüht, den europäischen Gesellschaften die Übernahme amerikanischer Sendungen zu erleichtern. Oft werden wichtige Ereignisse in den Vereinigten Staaten dem europäischen Rundfunk zur Übertragung angeboten, und diese Tätigkeit trägt zweifellos viel dazu bei, daß die beiden Kontinente sich geistig näherkommen. Oft wird dabei mit den europäischen Kollegen in Amerika Hand in Hand gearbeitet. Sehr eng ist die Fühlungnahme zwischen den NBC-Vertretern in Europa und dem RRG-Vertreter in Amerika, Kurt G. Sell, welcher ja auch in Deutschland regelmäßig im Rahmen seiner ausgezeichneten Vortragsreihe „Worüber man in Amerika spricht" über einen NBC-Kurzwellensender gehört wird.

Es läßt sich noch nicht abschätzen, wie die interkontinentale Rundfunkarbeit sich in Zukunft gestalten wird. Heute funktioniert die Maschinerie mit erstaunlicher Präzision. Die Programmchefs in New York brauchen gewissermaßen nur auf den

Knopf zu drücken, und schon treten ihre Vertrauensmänner in Übersee in Aktion. Mag es ein Krieg oder eine Revolution sein, ein Automobilrennen oder ein großes künstlerisches Ereignis, stets werden Rundfunkvertreter zur Stelle sein, sich mit Schnellzügen oder Flugzeugen zum Schauplatz des Geschehens befördern lassen und dafür sorgen, daß die Hörermillionen in Nordamerika Ohrenzeugen aller wichtigen Ereignisse sind. Und doch mag alles dies nur ein Anfang sein. Immer stärkere Kurzwellensender werden gebaut und immer bessere Empfangsgeräte. Das Fernsehen marschiert und wird dereinst auch den Ozean bezwingen. Für die Auslandsrundfunkvertreter bleibt also noch ein großes Arbeitsgebiet für die Zukunft.

KURT G. SELL:
Der amerikanische Rundfunk

Der wesentliche Unterschied zwischen amerikanischem und europäischem Rundfunk besteht darin, daß man den Rundfunk in Amerika als eine „Industrie" auffaßt und daß sich jeder Sender als Teil eines Großunternehmens betrachtet, allenfalls eines gemeinnützigen Unternehmens, jedenfalls aber als Glied einer weitumfassenden privatwirtschaftlichen Betätigung.

Aus dem „Spielzeug" der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts ist eine Milliarden-Dollar-Industrie geworden, ohne Förderung seitens der Regierung, ohne Einnahmen aus Hörgebühren, ausschließlich gestützt auf Wirtschaftswerbung. Das ist der fundamentale Unterschied, und das muß bei jeder Betrachtung der amerikanischen Rundfunkverhältnisse stets in erster Linie berücksichtigt werden.

Ob diese hiesige Entwicklung gut oder schlecht ist, das ist die Frage, mit der sich die amerikanische Öffentlichkeit in den letzten Jahren mit steigender Aufmerksamkeit beschäftigt. In den Kreisen der erzieherisch Tätigen, im Parlament, ja auch in der Regierung werden teils Zweifel, teils direkte Forderungen nach Reformen laut. Der amerikanische Rundfunk ist heute bereits in der Defensive, wenn auch diese Abwehr bisher mit großem Erfolg geführt worden ist. 150 Millionen Dollar Einnahmen jährlich sind schließlich auch in der amerikanischen Privatwirtschaft eine ganze Menge Geld, mit dem sich viel erreichen und viel abwenden läßt.

Im Bundeskongreß (Parlament) liegen zahlreiche Anträge vor, die eine Untersuchung des Rundfunks verlangen bezüglich der wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und politischen Bindungen und Einwirkungsmöglichkeiten dieses neuen „Standes". Die Lehrer, die Geistlichen, die Gewerkschaften verlangen Zuteilung von Wellenlängen und von günstiger Sendezeit. Politiker wollen möglichst viele Sender für ihre Wahlkampagnen benutzen. Die Regierung wünscht größeren Einfluß auf die Gestaltung der Programme und die Form sowie Dauer der wirtschaftlichen Werbung. In all diesen Forderungen liegt das Zugeständnis, daß der Rundfunk heutzutage ein gewaltiger Machtfaktor ist.

Ganz klein hat man angefangen: am 2. November 1920 verbreitete der Sender KDKA (alle amerikanischen Sender haben ein Rufzeichen aus drei oder vier Buchstaben und beginnen mit „K" oder „W") in der Stadt Pittsburgh die Ergebnisse der Präsidentschaftswahl Harding gegen Cox. Knapp 100 Personen hörten, soweit man weiß, auf ihren primitiven Kristallempfängern zu. Heute gibt es 663 Sender in den Vereinigten Staaten, weitere 37 sind im Bau, d. h. haben Bauerlaubnis erhalten.

Bald also werden 700 Sender hier tätig sein. Eine Volkszählung hat ergeben, daß 24,5 Millionen Familien oder 72% aller Haushaltungen ein Radio haben. Dazu kommen 4 Millionen zweite und dritte Radios in vielen Familien und 4,5 Millionen Radios in den Automobilen; insgesamt sind also etwa 33 Millionen Radios in Gebrauch. Nach amtlichen Feststellungen gab das amerikanische Volk im letzten Jahr 440 Millionen Dollar für Radio-Apparate aus. Hierzu kommen 31 Millionen Dollar für 46 Millionen Ersatzröhren, 45 Millionen Dollar für andere Ersatzteile und Zubehör sowie 75 Millionen Dollar für Instandhaltung. Rechnet man ferner etwa 250 Millionen Dollar Ausgaben der Geschäftswelt für Funkwerbung und Sendezeitmiete, dazu etwa 60 Millionen Dollar Kapital, das in den Sendern angelegt ist, sowie die Kapitalsanlage der Radioapparaturfabriken, so kann die Gesamtziffer von einer Milliarde Dollar als nicht übertrieben bezeichnet werden. Nicht eingerechnet sind die zahlreichen Kurzwellensender der Regierung und der privaten Sendefirmen sowie die gewaltige Zahl der Amateursender.

Es liegt in der Natur der Sache, daß selbst das „freie" Amerika den Sendern nicht die gleiche Freiheit gewähren kann wie der Presse. Zeitungen braucht man nicht zu kaufen oder zu lesen, aber der Rundfunk belagert die Luft und kann sehr störend wirken. Deswegen gibt es seit zehn Jahren eine Bundeskontrollbehörde für den Rundfunk mit äußerlich sehr weitgehenden Machtbefugnissen, und es ist weder der Privatindustrie noch den 48 Einzelstaaten gelungen, die Funktionen dieser Behörde durch das Höchste Bundesgericht als verfassungswidrig und damit ungültig erklären zu lassen, denn nach der Verfassung ist „zwischenstaatlicher Verkehr" Kontrollgebiet der Bundesregierung, und niemand kann leugnen, daß die Rundfunkwellen über mehr als einen Staat hinausgehen. Die Radiokommission, die 1927 begründet wurde, ist jetzt Teil der Federal Communications Commission (FCC), eine Behörde, die sämtliche Übermittlungseinrichtungen reguliert (Telefon, Telegraf, Radio). Diese Behörde arbeitet nach einem in 1934 beschlossenen Gesetz, das sie u. a. zur Aufsicht über die Sender ermächtigt. Kein Sender darf außerhalb der ihm genau vorgeschriebenen Wellenlänge senden; Sendeerlaubnis wird nur für jeweils 6 Monate erteilt. Ohne behördliche Genehmigung dürfen bestehende Sender nicht verkauft, neue nicht errichtet werden. Auch die Sendezeiten und die Wattstärke werden von der Behörde festgesetzt. Es gibt Sender von 100, 500 und 1000 Watt, von 50 Kilowatt und einen Sender

(WLW in Cincinnati) von 500 Kilowatt. Manche Sender dürfen nur „bis Sonnenuntergang" senden, um die Abendsendungen der Großsender nicht zu stören.

Die Sender in den USA. sind zum Teil zu „Sendenetzen" zusammengeschlossen; d. h. sie übernehmen den größten Teil ihres Programms von einer Sendezentrale und bringen nur während der unwichtigeren Stunden lokale Reklame oder lokale Nachrichten. Die beiden größten Sendekonzerne sind die National Broadcasting Company (NBC) mit 152 Sendern, dann die Columbia Broadcasting System (CBS) mit 103 Sendern. NBC gehört zum großen Mutterkonzern der Radio Corporation of America (RCA), die alle mit Radio verbundene Dinge betreibt: Drahtloser Telegrammdienst, Herstellung von Radioapparaten, Herstellung von Tonfilmen, Herstellung von Sendeanlagen sowie wissenschaftliche Erforschung von Radio und Fernsehen. CBS dagegen ist ein rein privatwirtschaftlicher Geschäftsbetrieb für Sendung von Programmen und Verbreitung von geschäftlicher Reklame. Daneben gibt es kleinere Sendenetze, z. B. Mutual Broadcasting Company, the Yankee Network an der Ostküste, the Dixie Network in den Südstaaten, the Don Lee Network an der Westküste usw. NBC ist der einzige Sendekonzern, der zwei getrennte, parallele Sendeketten hat, die von Osten nach Westen und von Norden nach Süden gehen und die gleichzeitige Belieferung des ganzen großen Landes mit zwei Programmen ermöglichen. In Städten wie Washington, New York, Chicago, Los Angeles usw. hat NBC sogar je zwei eigene Sender, während CBS nur jeweils ein Programm senden kann und in den größeren Städten nur mit einem Sender, an der Westküste nur sehr spärlich, vertreten ist. Mutual hat 63 Sender, die aber nur in losen Beziehungen zueinander stehen. Von den 700 Sendern sind also über 300 zu Ketten zusammengeschlossen; sie verbrauchen etwa 90% der den 700 insgesamt zugebilligten Wattstärke. Diese Tatsache, verbunden mit dem Umstand, daß NBC seit Beginn dieses Jahres ihre Senderzahl sprunghaft von 102 auf 152 steigerte und jetzt ganz Amerika funkisch erfassen kann, hat zu der Befürchtung Anlaß gegeben, daß hier ein großes und vielleicht gefährliches privatwirtschaftliches Monopol geschaffen werde. Denn diese Großgesellschaften können nicht nur die Werberaten, sondern auch die Art der Programme bestimmen, die Amerika hören muß. NBC allein hat 10 der 40 „klaren Wellenkanäle", d. h. in den Abendstunden alleinigen Anspruch auf Benutzung dieser 10 günstigen Wellenlängen im ganzen Land. CBS hat 5 solcher „klaren" Wellenlängen zur Verfügung. Die Antwort der Netzgesellschaften ist, daß nur durch ihre Arbeit und Kosten auch die kleinste Gemeinde in Amerika gute Programme erhalten könne, einschließlich der Übertragungen von den großen Opern und von Ereignissen, die nationale Bedeutung haben.

NBC, die im November 1936 ihr zehnjähriges Bestehen feiern konnte, nahm im letzten Jahr 35 Millionen Dollar für Funkreklame ein. Ihre Raten für diese Reklame schwanken zwischen 60 und 1250 Dollar die Stunde über einen Sender und gehen bis

zu 19920 Dollar die Stunde für das ganze Sendenetz. Es gibt große Firmen, wie Ford, General Motors, Chrysler (Autos), Pepsodent (Zahnwasser), Ponds (Hautkrem), die diese Raten zahlen. Dabei ist der für Funkreklame insgesamt ausgegebene Betrag nur etwa 15% der von der Privatindustrie überhaupt (Zeitungen, Zeitschriften, Rundfunk, Plakate) jährlich aufgewendeten Werbekosten.

Es gibt in Amerika zwei Arten von Programmen: von Außenstehenden bezahlte (*sponsored programs*) und von den Sendern bezahlte (*sustaining programs*). Der Werbekunde zahlt für die ersteren; die anderen liefern die Sender kostenlos. Letzteren Programmen waren früher Nachrichten, Sportreportagen, Vorträge und Unterhaltungsmusik so gut wie ausschließlich vorbehalten, aber seit einigen Jahren dringen die Werbefirmen (sponsors) immer tiefer auch in dieses Gebiet. So bezahlte die Autofirma Buick z. B. die Übertragung des Boxkampfes zwischen Schmeling und Louis; Ford zahlte für das mit großer nationaler Begeisterung verfolgte Turnier zwischen den beiden Berufsverbänden der Baseballspieler; Petroleumfirmen zahlen den Sendern und vielen Universitäten für die großen, jeden Winter stattfindenden Fußballkämpfe zwischen den Hochschulteams. Die meiste „gute" Musik wird ebenfalls in Werbeprogrammen gespielt, und sogar die Nachrichten sind jetzt zum größten Teil verbunden mit Anpreisungen von Treibstoff oder von Bier. Die Radiobehörde und die Zuhörer sind machtlos gegen diese Methoden, und die Sender antworten bei jedem energischeren Protest mit dem statistisch unanfechtbaren Hinweis, daß über 50% der Programmzeit (nicht erwähnt wird, daß es die ungünstigste Hörzeit während der Geschäfts- und Bürostunden oder spät nachts ist) werbefrei seien und daß sie alle großen, wichtigen Ereignisse sowie sehr viel wirklich gute Musik bringen.

Nicht alle Sender bringen Reklameprogramme. Es gibt 36 Sender, die privaten oder einzelstaatlichen Universitäten gehören; 14 Sender, die religiösen Sekten gehören, und 8 städtische Sender. 18 dieser 58 Sender geben einen kleinen Teil ihrer Sendezeit an Werbekunden ab; die übrigen jedoch sind strikt gegen jedwede Reklame und haben ausgedehnte Programme für Schulfunk, Andachten und kommunale Probleme (insbesondere Gesundheitspflege).

Sämtliche, auch die kommerziellen Sender gewähren dem Präsidenten der Vereinigten Staaten jederzeit kostenlos die Programmperiode, die er für eine Ansprache wünscht, und sie entschädigen ihre Werbekunden aus ihren eigenen Mitteln für die denen dadurch entgangene Werbung. Sie unterbrechen die Sendung auch nicht, wenn er die vereinbarte Zeit überschreitet, obwohl sie sonst mitleidslos jeden Redner auf die halbe Sekunde genau „abschneiden", da die Programmzeiten pünktlichst eingehalten werden müssen, um den sorgfältig aufgebauten Einnahmeetat nicht in große Unordnung zu bringen. Ferner gewähren sie den politischen Parteien vor den Parteitagen und während der Parteitage im Juni vor den großen Vierjahreswahlen freie Redezeit, die möglichst gleichmäßig unter den

wetteifernden Kandidaten oder deren Fürsprechern verteilt wird. Nach den Parteitagen aber nehmen sie Wahlreden nur noch gegen hohe Bezahlung, und hiergegen eifern besonders die Kommunisten und andere kleine, nicht zahlungskräftige Parteien.

Von den 700 Sendern der Vereinigten Staaten stehen schon jetzt fast 200 im Eigentum von Zeitungsverlegern, die teils das dem Rundfunk zufallende Reklamegeld in die eigene Tasche leiten, teils durch Verbreitung von Kurznachrichten für ihre Zeitungen werben wollen.

Natürlich wurden diese „Zeitungssender" in der letzten Wahlkampagne, als etwa 80% der Presse gegen Roosevelts Wiederwahl agitierte, eifrigst in den Dienst dieser Schlacht gegen den „New Deal" gepreßt, und in der Regierungspartei macht sich daher jetzt die Neigung geltend, die Verbindung von Rundfunk und Presse gesetzlich zu verbieten. Andere wehren sich zumindest dagegen, daß der Nachrichtendienst eines Senders von einer Zeitung oder einem Zeitungskonzern monopolisiert werde. Es gibt mehrere Nachrichtendienste, die über viele Sender verbreitet werden, ebenso wie andere Kettenprogramme, z. B. seitens der United Press, International News Service, Transradio News Service und Press Radio News Service. Die beiden letzteren sind ausschließliche Funkdienste, während UP und INS Pressedienste sind, die einen Teil ihrer Nachrichten für den Rundfunk auswählen und bearbeiten. Einen amtlichen Nachrichtendienst innerhalb Amerikas gibt es nicht; das Amerikanische Auswärtige Amt sendet den wichtigsten Botschaften in der ganzen Welt täglich einen drahtlosen Dienst in Morse Code, der von Marinefunkern in Berlin, Paris, London, Rom usw. aufgenommen wird und neben einer gedrängten Schilderung der wichtigsten Tagesereignisse die amtliche Stellungnahme zu nationalen und internationalen Fragen enthält (ähnlich dem deutschen Transozeandienst und dem „Helldienst"). Die Kriegsschiffe und die Handelsmarine dagegen werden von den großen privaten Nachrichtenagenturen mit drahtlosen täglichen Nachrichtendiensten beliefert, die von der großen Marinefunkstation in Washington ausgesandt werden. Diese Dienste an die Schiffe sind kostenlos, aber urheberrechtlich geschützt.

Im Zusammenhang mit dem Nachrichtenfunk und den Wahlkampagnen ist hier das Thema „Redefreiheit" und „Pressefreiheit" oft erörtert worden. Nach den gesetzlichen Bestimmungen sowie nach Lage der Dinge überhaupt kann auch im amerikanischen Rundfunk zügellose Presse- und Redefreiheit nicht gewährt werden. Das Radiogesetz verbietet die Verwendung von profanen oder unanständigen Ausdrücken; die Strafgesetze drohen mit Verfolgung bei Beleidigungen. Außerdem muß bei parteipolitischen Reden dem Gegner die gleiche Redezeit gewährt werden, und das hält schon manchen Sender davon ab, sich mit parteipolitischer Propaganda allzusehr zu befassen. Neben den legalen Vorschriften bestehen physische und finanzielle Hindernisse, denn die zur Verfügung stehende,

immerhin beschränkte Programmzeit kann nicht für alle die zur Verfügung gestellt werden, die im Rundfunk reden wollen, und schließlich können nicht alle Redner oder Interessentengruppen die Sendekosten zahlen, noch kann man den auf Verdienst angewiesenen Sendern Gewährung freier Sendezeit zumuten. Immerhin ist, besonders bei der letzten, in der Presse und in Versammlungen so bitter umkämpften Wahlschlacht, der Rundfunk im allgemeinen fair und unparteiisch gewesen, und zu wirklich begründeten Beschwerden ist es nicht gekommen, selbst als NBC und CBS es ablehnten, ein Programm der Republikaner zu nehmen, worin Teile aus früheren Reden Roosevelts von Schallplatten gespielt und alsbald von einem republikanischen Redner in beißender Form widerlegt werden sollten.

Das ganze große Gebiet all dieser Streitfragen wird wahrscheinlich im nächsten oder übernächsten Jahr einer eingehenden Nachprüfung unterzogen werden. Die Radiobehörde ist der Ansicht, daß im 540—1500 kHz-Band weitere 50 kleine Sender untergebracht und das neue 1500—1600 kHz-Band für weitere 400 bis 450 Sender ausgenutzt werden könnten, insbesondere für die nichtkommerziellen Sender der „Erzieher", über die wir schon berichteten. Hierzu kommt die Frage, welche Wellenlängen man für Fernseh-Sender zur Verfügung stellen soll. Es gibt hier noch keine öffentlichen Vorführungen von Tausch-Programmen, und erst bei der Großen New Yorker Weltausstellung 1939 will NBC zum erstenmal ihre Fernseh-Ergebnisse demonstrieren.

Vor grundsätzlichen Entscheidungen wird man die Ergebnisse der internationalen Radiokonferenzen in Havanna und in Kairo abwarten. Inzwischen bemühen sich die großen Sendegesellschaften, der Regierung, dem Parlament und den Hörern zu zeigen, daß sie in allen nationalen und internationalen Dingen auf die bisherige Art sämtliche legitimen Interessen gut und ausreichend berücksichtigen und bedienen und daß besonders amtlicher Betrieb des Rundfunks weder nützlich noch nötig. NBC gibt große Summen für Kulturfunk aus und hat soeben den entpflichteten Rektor der Yale-Universität, Angell, für 25 000 Dollar jährlich als Berater in Erziehungsfragen engagiert. Für den musikalischen Teil hat sie die „große Kanone" Toscanini verpflichtet, der vom Winter ab die Symphoniekonzerte der NBC dirigieren soll.

Als einige nichtarische Parlamentarier verlangten, die Regierung solle zumindest einen eigenen Kurzwellensender bauen, um Nachrichten nach Lateinamerika zu senden und die dortige „rege faschistische" Propaganda Deutschlands und Italiens zu bekämpfen, richtete NBC alsbald einen eigenen Nachrichtendienst dorthin ein, der jedoch frei von jeder antiausländischen Hetze ist. Im Gegenteil, NBC sendet jetzt seit 8 Tagen tägliche Nachrichtendienste in Deutsch, Englisch, Französisch und Italienisch nach Europa und in Spanisch und Portugiesisch nach Lateinamerika, und zwar von ihrem Kurzwellensender W3XAL in Bound Brook, New Jersey, von 14 bis 20 Uhr MEZ mit 17 780 kHz und Richtstrahler, von 20 bis 24 Uhr ohne Richtstrahler nach Europa; von 20 bis 2 Uhr

MEZ mit 17780 kHz und von 2.15 bis 6 Uhr MEZ mit 6100 kHz und Richtstrahlen nach Südamerika.

Die Länder südlich des Rio Grande sind seit einiger Zeit Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit und Fürsorge: seit dem Amtsantritt Roosevelts, der den lateinamerikanischen Nachbarstaaten gegenüber die von früheren Washingtoner Regierungen beliebte Rolle des eifersüchtigen Onkels absetzte und dafür die des großen Bruders einführte. Er ist sogar persönlich und dramatisch im vorigen Winter nach Buenos Aires gefahren, anstatt die Vertreter Lateinamerikas nach Washington zu zitieren. Und seit der Zeit wird mit inoffizieller Förderung seitens der Washingtoner Regierung um Lateinamerika geworben, mit Presse und Rundfunk. NBC sendet nicht nur Nachrichten, sondern auch Musik, ja sogar Übertragungen aus der Metropolitan Oper dorthin, und hier in Nordamerika verbreitet sie wöchentliche Programme, die Verständnis für und Interesse an Südamerika fördern sollen. Außerdem beginnt die World Wide Broadcasting Foundation, ein Kurzwellensender in Boston (W1XAL 6040 kHz), im Herbst eine großangelegte Programmserie nach Südamerika mit eigens hierfür errichteten Richtstrahlern, wofür die Rockefeller-Stiftung das Geld gegeben haben soll.

Was den Kurzwellenverkehr mit Europa anlangt, so bestehen außer dem oben geschilderten Nachrichtendienst der NBC zahlreiche Verbindungen hüben und drüben. Zunächst hat die Reichsrundfunkgesellschaft seit über 6 Jahren einen sehr befriedigenden Programmaustausch mit NBC. Von Amerika aus sendet NBC Vorträge über amerikanische Vorgänge, Berichte über sportliche Ereignisse, hin und wieder auch Lieder der deutschamerikanischen Sänger; von der RRG kommen viele gute Programme, die dann über das große Sendernetz der NBC hier im ganzen, weiten Land verbreitet werden. Um nur einige Beispiele seit 1933 anzuführen: NBC verbreitete Reden des Führers (die übrigens ebensowenig „abgeschnitten" werden wie die des amerikanischen Präsidenten), tägliche Berichte von den Olympischen Spielen, Musik aus Bayreuth, Dresden, einen Chor von hunderttausend Stimmen vom Sängerfest in Breslau, ein Programm des Jenensers „Glasorchesters", eine Fahrt auf einem Rheindampfer usw. Nebenbei sei bemerkt, daß NBC auch in eigenen Programmen weitestgehend deutsche Musik bringt: Wagner wird immer wieder gespielt; jeden Karfreitag seit nunmehr 4 Jahren bringt sie Brahms „Deutsches Requiem" eine volle Stunde über beide Sendenetze gleichzeitig. Am Palmsonntag brachte NBC die „Weltfunkpremiere" von Bachs „Johannespassion". Selbstverständlich ist, daß im Programmaustausch Amerikas auch England an führender Stelle steht, denn Gemeinsamkeit der Sprache an mancher Tradition machen die Aufstellung von für Amerika geeigneten Programmen natürlich viel leichter als aus fremdsprachigen Ländern. Wenn es sich aber um „Weltrundfunk"sendungen handelt, die an alle Länder des Weltrundfunkvereins gehen, wie im vorigen Jahre das „Jugendsingen" und am 3. Juli 1937 das „Indianer

Powwow" aus Arizona, so geht das ganze Programm stets über die RRG in Berlin und wird von dort in die anderen Länder gesendet.

Zum „amerikanischen Rundfunk" gehört auch der hier einkommende Kurzwellenfunk des Auslands, der in steigendem Maße gehört wird, besonders da die oft aufdringliche und meist lästige Reklame im amerikanischen Programm viele Hörer veranlaßt, zum Kurzwellenband ihres Apparates (von solchen Apparaten sind z. Z. etwa 5 Millionen in Gebrauch) umzuschalten. Die Zeitungen, die den amerikanischen Werbefunk als unerwünschte Konkurrenz empfinden, gehen immer mehr dazu über, die Programme der fremden Kurzwellen-Sender abzudrucken. Die Verbreitung dieser Programme wird zudem von den amerikanischen Fabrikanten gefördert, die Kurzwellen-Empfangsgeräte herstellen.

Regelmäßig in Amerika gehört werden zur Zeit: Berlin, Budapest, Buenos Aires, Caracas, Edmonton, Huizen, London, Lyndhurst, Moskau, Paris, Prag, Rom, Santiago (Chile), Tokio. Der Empfang der deutschen Kurzwellensender (DJB und DJD) in den Stunden 22.50 bis 4.45 MEZ ist meist ausgezeichnet, und die deutschen Programme sind, wie zahllose Hörerbriefe beweisen, durchweg sehr beliebt. Es gibt sogar schon einige Kurzwellenklubs, die als Hörergemeinschaften sich besonders für unsere Programme interessieren.

Deutsche Programme gibt es auch innerhalb des eigentlichen amerikanischen Rundfunknetzes. In New York und in anderen großen Städten (Pittsburgh, Philadelphia, Chicago, Cleveland, Milwaukee, St. Louis, Omaha, San Franzisko, Los Angeles, Baltimore) werden über amerikanische Ortssender sogenannte „deutsche Stunden" gesendet, die alles mögliche bringen: meistens Märsche, deutsche Lieder, einige Hörspiele, einige Vorträge, Tanzplatten usw. Diese Stunden werden weder von der RRG noch von sonstigen deutschen Stellen unterhalten, sondern sie bringen nach amerikanischem Muster Reklame für Dampferreisen, Möbel, Kleider usw., versuchen aber, durch Benutzung der deutschen Sprache an die deutsch-amerikanischen Hörer heranzukommen, und haben das zweifellose Verdienst, daß sie im Rahmen ihrer Mittel das Andenken an Deutschland wachhalten. Es gibt natürlich besonders in den ganz großen Städten auch Programme in anderen Sprachen: Italienisch, Französisch, Böhmisch, Litauisch, Polnisch, Jiddisch. Jedoch überwiegen z. B. in New York die deutschen Programme bei weitem mit über 60 Stunden pro Woche auf 9 verschiedenen Sendern.

Zusammenfassend läßt sich über den amerikanischen Rundfunk vielleicht folgendes sagen: er ist eine Welt für sich, und daher findet man Gutes mit Bösem gemischt. Neben krasser Gewinnsucht steht viel ehrliches Streben nach besseren Programmen und einer dem Volksganzen besser dienenden Organisation. Die Entwicklung ist keineswegs abgeschlossen, sondern befindet sich in vollem Fluß.

M. M. GRANT:
Rundfunk in Kanada

Die Generaldirektion der Canadian Broadcasting Corporation schickte uns für das vorliegende Amerika-Heft einen Gesamtüberblick über die Rundfunklage, den Herr M. M. Grant von der CBC verfaßt hat.

Kanadas nationaler Rundfunkdienst trat am 2. November 1936, mit dem Gültigwerden der Canadian Broadcasting Act in ein neues Entwicklungsstadium. Ein neuer Verwaltungsplan trat damit an die Stelle einer vierjährigen Versuchszeit.

Im Jahre 1929 gab die Royal Commission on Radio Broadcasting ihre Zustimmung, daß die Rundfunklage im Dominion unter dem Gesichtspunkt geprüft würde, daß der Rundfunk in Kanada auf öffentliche Grundlage gestellt und eine Gesellschaft gegründet würde, die allein als eine öffentliche Gesellschaft arbeite. Bis dahin war der Rundfunk von den verschiedensten privaten Unternehmungen betrieben worden, deren Sendestationen die Lizenzen vom Marinedepartement erhielten. Ehe die Regierung den Bericht zum Gesetz erhob, wurde die Frage der rechtlichen Zuständigkeit des Kanadischen Parlaments, die Frage, ob es das Rundfunkwesen regeln und überwachen dürfte, angezweifelt, aber der Rechtsausschuß des Privy Council bestätigte endgültig das Urteil des höchsten Gerichtshofes von Kanada, daß das Parlament die rechtliche Zuständigkeit hätte.

Auf Grund dieses Urteils stimmte die Regierung der Gründung eines besonderen Ausschusses des House of Commons zu, der den Bericht der Royal Commission überprüfen und Richtlinien für seine praktische Anwendung aufstellen sollte. Der Ausschußbericht, der im Canadian Radio Broadcasting Act von 1932 bestätigt wurde, empfahl die Gründung einer Kommission mit umfassenden Vollmachten. Die Satzungen übertrugen auf die Kommission zwei Hauptbefugnisse:

1. jeden Rundfunk in Kanada zu regeln und zu überwachen,
2. den kanadischen Rundfunk zu leiten.

Die erste Befugnis hatte früher unter der Radio-Telegraph Act das Marinedepartement gehabt; es war die Frage, ob es zweckmäßig sei, nun beide Befugnisse unter eine einzige Autorität zu stellen. Die Kommission hatte nicht allein ein nationales Rundfunksystem zu organisieren und zu entwickeln, sondern auch — mit Billigung des Governor-in-Council — alle Regelungen, die die Kontrolle des gesamten Rundfunks in Kanada betrafen, bekannt zu machen. Das setzte die Kommission in die Lage, Richtlinien zu schaffen und handhaben, die gleicherweise auf die eigenen Sender und auf die Privatstationen anwendbar waren, von welchen letztere anders geartet waren, da ihnen gestattet war, kommerzielle Programme zu verbreiten.

Die Kommission bestand aus einem Vorsitzenden und zwei Mitgliedern, die die allgemeinen Aufgaben überwachten, mit dem notwendigen Verwaltungsstab, Programm- und technischen Beamten, die für die Rundfunkfragen zuständig waren.

Die Kommission erhielt ihre finanziellen Mittel aus den Rundfunkgebühren in Höhe von 2 Dollar für jeden Empfänger und auch aus „Zeitverkauf" für Reklamesendungen über ihre eigenen Stationen. Die Hörergebühren wurden vom Marinedepartement eingezogen und auf Grund eines Parlamentsbeschlusses vom Departement auf die Kommission übertragen. Das kleine Budget erlaubte keine großen Kapitalinvestierungen, daher konnte die Kommission nur eine geringe Anzahl von Sendern durch Kauf oder Miete erwerben und sie entschloß sich, Zeit an besonders dazu bestimmte Sender zu vermieten, um so eine Grundlage für ein nationales Netzwerk zu schaffen. Übertragungsleitungen zwischen den Stationen wurden gepachtet, die Kosten hierfür waren außerordentlich groß in einem Lande wie Kanada, dessen relativ kleine Bevölkerung über eine sehr große Fläche verteilt ist. Im Mai 1933 wurden, zunächst für eine Stunde, regelmäßige nationale Programme eingeführt.

In diesem Jahre lud auch der Premierminister R. B. Bennett Herrn Gladstone Murray von der British Broadcasting Corporation, der jetzt Generaldirektor der Canadian Broadcasting Corporation ist, nach Kanada ein, um die Kommission bei der Organisation und innerpolitischen Fragen zu beraten. Sein Bericht ergab eine Reihe von Verbesserungsvorschlägen für das Gesetz, die eine größere Beweglichkeit für die Entwicklung der Kommission erlaubten.

Zwei besondere Ausschüsse des House of Commons prüften die Arbeit der Kommission. Im Jahre 1934 wurde noch keine Regierungshandlung auf Grund des Berichtes vorgenommen. Ein zweiter Sonderausschuß bestätigte im Jahre 1936 die Ansicht, daß der Rundfunk wirksamer von einem Generaldirektor geleitet werden könnte und empfahl die Aufhebung des Canadian Radio Broadcasting Act und seine Ablösung durch ein neues Gesetz.

Die Anregungen des Ausschusses wurden in einer Parlamentsverfügung im Canadian Broadcasting Act von 1936 zum Gesetz erhoben. Dies verordnete die Schaffung der Canadian Broadcasting Corporation, die aus einem Kollegium von neun Governors besteht, die vom Governor-in-Council ernannt werden und die hauptsächlichsten geographischen Gebiete Kanadas vertreten. Die Mitglieder des Kollegiums arbeiten ehrenamtlich, die Ernennung gilt für drei Jahre, aber nach jeweils einem Jahr scheidet immer ein Drittel aus. Das Kollegium ist für die Aufgaben der Corporation verantwortlich. Die laufenden Geschäfte führt der Generaldirektor, der die höchste Exekutivgewalt hat. Er und sein Vertreter werden auf Vorschlag der Corporation vom Governor-in-Council ernannt.

Abschnitt 8 des Gesetzes bestimmt den Umfang der Zuständigkeit der Corporation. Außer dem Betrieb und dem Unterhalt von Rundfunksendern und der Aufstellung sowie dem Austausch von Programmen ist die Corporation ermächtigt, solche Druckveröffentlichung vorzunehmen, die den Zielen der Corporation fördernd dienen. Das Gesetz gibt der Corporation größere finanzielle Selbständigkeit,

als sie die Kommission gehabt hatte. Der Abschnitt 22 gibt der Corporation die Kontrollgewalt über die Programme, die von kanadischen Stationen gesendet werden, die Aufsicht über technische und damit verbundene Fragen liegt dagegen beim Department of Transport (d. h. dem neuorganisierten und erweiterten Marinedepartement), und so wurde die Doppelkontrolle, die unter der früheren Kommission bestand, abgeschafft. Im Gegensatz zu der Canadian Radio Broadcasting Act von 1932 setzte das neue Statut Handlungsfreiheit für internationale Abmachungen fest. Bei dieser gesetzlichen Regelung liegt also die letzte Verantwortlichkeit beim Verkehrsminister (Minister of Transport), über den jedoch das Parlament eine Kontrolle hat, das Kollegium der Governors bestimmt und überwacht die grundsätzlichen allgemeinen Aufgaben und die laufenden Geschäfte werden vom Generaldirektor geleitet.

Heute ist also in Kanada die öffentliche Rundfunkgesellschaft die CBC, die eine unmittelbare Kontrolle über neun Sender ausübt und eine allgemeine Verantwortung für den Programmbetrieb aller Sendungen hat. Neben diesem System bestehen 70 Privatstationen, die von Reklamesendungen leben. Die CBC wird in erster Linie aus den Hörergebühren finanziert; da aber ein riesengroßes Land versorgt werden muß, die Bevölkerungszahl jedoch klein ist, wird es notwendig, daß die CBC zusätzliche Einnahmen auch aus Reklamesendungen zieht. Daher wurden in Kanada öffentlicher und privater Rundfunkdienst zu einem neuen System vereinigt.

Die Corporation hat kürzlich einen Bauplan bekanntgegeben, nach dem zwei 50-Kilowatt-Sender in Ontario und Quebec — also nahe den Zentren künstlerischen Lebens — errichtet werden sollen, ähnliche Sender sollen in den nächsten drei oder vier Jahren in den Küstenprovinzen und Saskatchewan erbaut werden. Der erste kürzlich vollendete Sender in Vancouver hat, obwohl er nur 5 KW stark ist, bemerkenswert gute Ergebnisse gezeigt.

Die ungeheure Ausdehnung des Landes erfordert für die Gesellschaft folgende Planungen: fünf Hauptsendezentren gibt es in Kanada; jedes hat eine eigene große Verantwortung, wenngleich der Geschäftsverkehr und die Aufsicht beim Generaldirektor und beim Hauptverwaltungsstab in Ottawa liegt.

Eine andere Folgerung aus der Größe des Landes ergibt sich aus den hohen Kosten für Übertragungsleitungen, man hofft aber, daß es bald möglich sein wird, die kanadischen Hörer mit einem 16-Stunden-Programm über das nationale Netzwerk an Stelle des jetzt gesendeten Sechseinhalb-Stunden-Programms zu versorgen. Die Sender der Corporation arbeiten zwar örtlich den ganzen Tag über, Nationalprogramme dagegen werden zur Zeit nur abends gesendet. Diese ganze Frage ist außerdem durch die Fünf-Stunden-Zeitunterschiede innerhalb Kanadas noch komplizierter. Die Aufgabe, Programme zu den besten Hörzeiten auszusenden, ist sehr schwierig, denn in Vancouver empfängt man ein Programm um 6 Uhr, das z. B. in Halifax um 11 Uhr verbreitet wird.

Ein anderes Problem bedeutet die Nähe der Vereinigten Staaten, die einen reinen Privatrundfunk haben. Die Corporation kann keine so außerordentlich großen Mittel auf ihren Programmbetrieb verwenden wie die Vereinigten Staaten. Das bedeutet, daß besonderer Nachdruck auf die Entwicklung von arteigenen kanadischen Programmen gelegt werden muß. Eine Zusammenarbeit mit den drei großen amerikanischen Sendegesellschaften — der NBC, des CBS und der Mutual Broadcasting Company — ermöglicht es der Corporation, für die kanadischen Hörer eine große Anzahl von den besten amerikanischen Programmen zu übertragen. Zahlreiche Programme werden auch von der BBC übernommen. In wachsendem Maße übertragen auch amerikanische und englische Sender Programme von Kanada.

Ein anderes Problem, das früher einige Schwierigkeiten bereitete, ist die Frage der Wellenlänge auf dem nordamerikanischen Kontinent. Bestehende Regelungen waren nicht restlos zufriedenstellend und die kanadischen Hörer haben viel unter den Überlagerungen und Störungen durch fremde Stationen, besonders von Mexiko, zu leiden. Es sind jedoch internationale Verhandlungen im Gange und gerade jetzt im Herbst findet eine Konferenz in Havanna (Cuba) statt, die hoffentlich die bestehenden Schwierigkeiten lösen wird.

Die Doppelsprachigkeit in Kanada bringt Schwierigkeiten, die der Rundfunk aber bewältigen kann. So herrscht in Quebec, wo eine große Mehrheit französischsprechender Kanadier wohnt, der verständliche Wunsch der Mehrheit, Programme in ihrer Sprache zu hören; natürlich hat die englischsprechende Minderheit den gleichfalls verständlichen Wunsch, ihre Sprache im Rundfunk zu hören. Die Corporation nimmt darauf Rücksicht, indem sie, soweit als möglich — wenn nötig — in beiden Sprachen sendet. In anderen Teilen Kanadas ist es nicht so leicht, den Wünschen der französischsprechenden Bevölkerung nachzukommen, ohne die Mehrheit der englischsprechenden, die in diesen Gebieten wohnen, vor den Kopf zu stoßen. Die Corporation hofft, wenngleich zur Zeit die Begrenzung finanzieller Mittel dies noch nicht erlaubt, später einen vorwiegend Französisch sendenden Kurzwellendienst für die französischen Sprachgebiete, die im ganzen Dominion verstreut sind, zu verbreiten. Es ist eine der bedeutsamsten Aufgaben des Rundfunks, eine neue Ära des Verstehens zwischen diesen beiden Gruppen im Dominion herbeizuführen. Der erste Schritt hierfür ist die Ausrottung bestehender und verbreiteter Mißverständnisse. Der Rundfunk kann in Zukunft für alle kanadischen Einwohner Kultur, Literatur und alles Gedankengut in beiden gleichgestellten Sprachen wirksam werden lassen. Das ist nicht nur ein unverbindliches Streben, sondern ein fester und sorgsam verfolgter Plan. Rundfunk wird durch Unterhaltung, Schulfunk, Vorträge, durch jede Art von Erwachsenenbildung wirken und so eine bessere gegenseitige Verständigung erzielen, die den Zweck hat, daß alle Kanadier wünschen, beide Sprachen zu sprechen. Das bedeutet in praktischer Hinsicht keinen Zwang für die englische Sprache in einem ihr widerstrebenden franzö-

sischsprechenden Teil genau so wie es keinen Zwang für die französische Sprache in einem englischen Teil bedeuten soll. Die indirekte Annäherung durch vernünftige Programmgestaltung bringt die Lösung dieses Problems.

Hierdurch und durch alle andere Arbeit will die Canadian Broadcasting Corporation ihren Hörern ein tiefes Nationalgefühl und auch ein Verständnis für die anderen Länder der Welt wecken.

H. Neumann:
Entwicklung und Organisation des Rundfunks in Venezuela

Der Verfasser des Artikels war von 1930—1935 technischer Direktor des Rundfunkdienstes in Venezuela und wirkte auch entscheidend an der Ausarbeitung der grundlegenden Gesetzesbestimmungen mit, die richtungweisend für die Rundfunkorganisation in anderen südamerikanischen Staaten wurden.

Schon um 1920 gab es in Südamerika Rundfunksender. Versuche der Amateure mit drahtloser Telephonie (die ja praktisch erst nach Einführung der Röhrentechnik möglich wurde) hatten den Weg gebahnt. So begann auch in Venezuela ein zunächst „wilder Rundfunk" mit Sendern kleiner Leistung, ohne daß behördliche Vorschriften den Strom der beginnenden Entwicklung eindämmten oder — besonders in technischer Beziehung — zweckentsprechend leiteten. Rundfunk war eine Art Sport.

Man erkannte aber bald, daß der Rundfunk eine gute Erwerbsquelle sein könnte, und so wurden zunächst von unternehmungslustigen, fortschrittfreudigen Importhäusern, Zigarettenfabriken und Einzelpersonen Rundfunksender kleiner Leistung errichtet und betrieben, zunächst in dem Wellenbereich 250—500 m. Die Kosten (also Verzinsung des Anlagekapitals, Unkosten des Betriebes, Honorar für das Personal und die Künstler) wurden allein durch Werbesendungen aufgebracht, die überall in das Programm eingeschaltet waren und es stark überwucherten. Diese Finanzierung des Rundfunks ist auch heute noch vorläufig der einzig gangbare Weg in ganz Südamerika; denn wenn heute die Regierung von Venezuela eine Abgabe auf die Benutzung von Rundfunkempfängern legen würde, wie es bei uns üblich ist, würde diese Maßnahme auf allseitigen, heftigen Widerstand treffen.

Die günstige wirtschaftliche Entwicklung der einzelnen Rundfunkunternehmungen rief viele Unternehmer auf den Plan, die sich berufen glaubten, „ökonomisch" zu arbeiten, und Sender von einigen 20—50 Watt Antennenkreisleistung (schlecht moduliert) mitten in der Stadt aufstellen ließen. So gab es bereits 1931 in Caracas, der Hauptstadt von Venezuela, mit etwa 140000 Bewohnern 11 Rundfunksender. Hiervon arbeitete der Rundfunksender YV 1 RC auf der Welle 312,30 m mit 5 kW Trägerwellenleistung, während die übrigen 10 Sender auf Kurzwellen im Bereich von 25—50 m mit durchweg geringer Trägerwellenleistung von 20 bis

100 Watt sandten. Mit Ausnahme des Mittelwellensenders waren alle übrigen Sender innerhalb des Weichbildes der Stadt Caracas aufgestellt. Außerdem standen in Valencia, Maracaibo und Ciudad Bolivar je ein Kurzwellensender; Maracay, die Residenz des damaligen, verdienten Präsidenten General J. V. Gomez, wies zwei Kurzwellensender auf.

Das Durcheinander war also groß. Da griff der tatkräftige General Gomez durch, und eine Rundfunkverordnung brachte Sinn und Ordnung in den Rundfunkbetrieb. Das erste Reglement wurde unter dem Titel: „Decreto reglamentario del Servicio de Radiodifusion" am 18. Januar 1932 veröffentlicht, unterzeichnet von General J. V. Gomez und gegengezeichnet durch den Verkehrsminister R. Cayama Martinez. Dieses gewissermaßen vorbereitende Reglement wurde ergänzt durch: „Dispositivos tecnicos de Estaciones Radiodifusoras" vom 10. Januar 1933, unterzeichnet vom Verkehrsminister R. Cayama Martinez.

Diese Gesetze umfaßten die folgenden Punkte, die für den venezolanischen Rundfunk richtunggebend wurden; sie forderten:

1. Kristallsteuerung, 2. Verstärker und Verdoppler, je nach der Wellenlänge, 3. Hauptverstärker, möglichst in Gegentakt, 4. Zwischenkreis zwischen Hauptverstärker und Antennenkreis und 5. Antenne in T-Form oder Vertikalantenne mit Endkapazität.

Diese Vorschriften mußten innerhalb von drei Monaten durchgeführt werden, ebenso hatte die Verlegung der Rundfunksender 5 km außerhalb des Weichbildes der Stadt im gleichen Zeitraum zu erfolgen. Ein weiterer Absatz sagt dann, daß nach dem Ablauf der drei Monate alle Rundfunksender, die diese Bedingungen nicht erfüllten, geschlossen werden würden. Und so geschah es auch; es mußte, so schmerzlich es auch für die Betroffenen war, alles Unbrauchbare, Unzulängliche ausgemerzt werden, um befriedigenden Rundfunkempfang zu schaffen. Weiter wurde versucht, die Empfangsstörungen, die sehr groß waren und es noch sind, herabzumindern; es gelang aber nicht, hier durchzudringen.

Die Vorschrift, die Rundfunksender außerhalb des Weichbildes der Städte aufzustellen, war sehr wichtig; denn genau wie bei uns hatte man anfangs die Sender und Antennen mitten in die Stadt gebaut, so daß schließlich ein ganzes Viertel nur den eigenen Sender aufnehmen konnte. Weiter wurde durchgesetzt, daß die einmal zugeteilte Wellenlänge genau eingehalten wurde; daher mußte die Kristallsteuerung eingeführt werden. Besonders wurde darauf Rücksicht genommen, daß die zugeteilten Wellen nicht bereits einem anderen Staat oder im Betrieb befindlichen Rundfunksender gehörte. Leider richteten sich andere mittel- und südamerikanische Staaten nicht danach, es entstand der berüchtigte „Kurzwellensalat", der hoffentlich auf der nächsten Weltfunkkonferenz beseitigt werden kann. Besonders in dem Wellenbereich von 48,8—50 m sind die Interferenzstörungen außerordentlich groß und machen den Empfang zur Qual. In Venezuela arbeitete man rege

daran, den Rundfunk auf eine hohe Stufe zu bringen und nahm sich besonders den deutschen Rundfunk als Vorbild.

Es würde zu weit führen, wollte man hier die einzelnen administrativen Maßnahmen besonders herausstellen. Zusammengefaßt wurden alle technischen und administrativen Vorschriften im folgenden „Decreto por el cual se dicta el reglamento de Radiodifusion", veröffentlicht am 5. Februar 1934, gezeichnet von dem Präsidenten General J. V. Gomez und dem Verkehrsminister R. Cayama Martinez. Mit diesem Reglement hat die Regierung von Venezuela bewiesen, daß sie die Forderungen des Rundfunks voll und ganz erkannt hat und auch vor der schärfsten Kritik bestehen kann. Dieses Reglement beschreibt in 6 Kapiteln: 1. Allgemeine Dispositionen, 2. Richtlinien für Rundfunkstationen, 3. Richtlinien für Amateurstationen, 4. Einfuhr von Rundfunkempfängern und -sendern, 5. Benutzung und Erzeugung von Rundfunkempfängern und 6. Kommission für Radiotelphonie.

Auf Grund des Kapitels 6 wurde eine Kommission gebildet, die sich aus dem Verkehrsminister als Präsident, ferner dem Direktor der Abt. Statistik und Verkehr, dem techn. Direktor und dem techn. Inspektor des Radiodienstes sowie einem Sekretär zusammensetzt.

Diese Kommission hat die Aufgabe, alle technischen Angelegenheiten zu studieren und den Rundfunk zu verbessern; sie hat in der Folge wertvolle Dienste geleistet.

Venezuela, das durch die ergiebigen Erdölvorkommen (es steht an dritter Stelle in der Weltproduktion) an Bedeutung gewonnen hat, bedeckt eine Fläche von etwa 1,1 Millionen Quadratkilometer, auf der rund 3,5 Millionen Menschen leben. Die Zahl der Rundfunkempfänger wird auf etwa 50000 geschätzt. Es hat sich die Eigenart herausgebildet, neben einem Mittelwellensender für den lokalen Bezirk einen Kurzwellensender für die größeren Entfernungen mit dem gleichen Programm in Betrieb zu halten.

Zu Anfang des Jahres 1935 besaß Venezuela folgende Rundfunksender:

1.	YV 1 RC	— Cia Venezolana de Radio Caracas — Catia	312,30 m	5 kW
	YV 2 RC	— Cia Venezolana de Radio Caracas — Catia	49,083 „ 25,65	100 Watt
3.	YV 3 RC	— Hermann Degwitz — Caracas — Pescozon	250,00 31,54 48,78	250 100
4.	YV 4 RC	— J. V. Hermandez — Caracas — Sabena Grande	400,00 47,00	100
5.	YV 5 RMO	— Santiago Vegas — Maracaibo	230,00 51,28	150
6.	YV 6 RV	— Hermann Degwitz — Valencia	222,00 46,00	350

7.	YV 7 RMO	— Luis Mantellini — Maracaibo	260,00		200
8.	YV 8 RB	— A. Ramos Maggi — Barquisimeto	51,02		100
9.	YV 9 RC	— Gonzalo Veloz Mancero —	297,00	}	100
		Caracas — El Valle	46,88		
10.	YV 11 RMO	Pedro Bermudez	290,00	}	100
		Macaraibo	48,95	,,	

Die 11 Rundfunksender von Caracas aus dem Jahre 1931 sind somit 1935 auf 4 vermindert, sehr zum Vorteil der Hörer; auch waren inzwischen alle Sender außerhalb der Stadt Caracas aufgestellt. In der Stadt Maracaibo, dem Ölzentrum Venezuelas, gab es 1935 drei Rundfunksender, außerdem in Valencia und Barquisimeto je einen Rundfunksender. Von den 1935 bestehenden insgesamt 10 Rundfunkgesellschaften besaßen 7 Doppelsender mit langer und kurzer Welle und gleichem Programm.

So steht heute der Rundfunk in Venezuela wirklich brauchbar und gut organisiert da, wenn man auch dort nicht über die technisch hervorragenden Einrichtungen Europas und speziell Deutschlands verfügt. Aber das ist eben die Schwierigkeit, die nicht erlaubt, Gebühren von den Besitzern der Rundfunkempfänger einzuziehen und mit diesen Mitteln den Rundfunk auszubauen.

Es besteht in Venezuela übrigens auch die Möglichkeit, mit Hilfe der im Besitz der Regierung von Venezuela befindlichen, von Telefunken in den Jahren 1931 und 1932 gelieferten zwei 20-kW-Kurzwellensender große interkontinentale Rundfunkübertragungen zu veranstalten. Normalerweise dienen diese Sender dem kommerziellen Verkehr in Telegraphie und Telephonie mit Berlin, Paris, London, New-York. Folgende Übertragungen wurden z. B. im Jahre 1934 durchgeführt:

Am 11. Februar 1934 Übertragung mit dem Telefunkensender YVR auf der Welle 16,39 m von lustiger venezolanischer Musik auf den Berliner Rundfunksender. — Am 14. April 1934 („Dia Panamericano") überträgt der Sender YVQ auf der Welle 44,96 m ein Programm für den gesamten amerikanischen Kontinent. — Am 9. Juli 1934 („Dia de Argentina") ein Programm mit dem Sender YVQ auf der Welle 22,48 m nach Argentinien übertragen. — Am 24. Juli 1934 sendet der deutsche Rundfunk mit DJA auf 31,38 m die Enthüllungsfeier der Büste Simon Bolivars aus Bremen. In Venezuela mit einem Telefunken-Großempfänger aufgenommen und erneut gesandt durch den Regierungssender YVQ mit 44,96 m und den Rundfunksender Caracas YV 1 RC auf 312,30 m.

So ließen sich noch eine ganze Menge von Übertragungen anführen, die alle den vollen Beifall des Publikums fanden; aus aller Welt kamen Bestätigungen über den guten Empfang, u. a. aus Australien, Japan, Britisch-Indien. Auch heute wird der Rundfunk in Venezuela, gefördert vom Präsidenten General Lopez Contreras, weiter ausgebaut und zu einem immer wichtigeren wirtschaftlichen und kulturellen Faktor im Leben der Venezolaner werden.

HANS WENKE:
Rundfunk und Geopolitik

Wenn im Rahmen der Zeitschrift für Geopolitik die Probleme des Rundfunks aller Länder in vielseitiger Form behandelt werden, so ist damit zugleich die Überzeugung bekundet, daß zwischen ihm und den Zielen dieser neuen aufstrebenden Wissenschaft ein innerer Wesenszusammenhang besteht. Das ist zwar in mehreren Beiträgen am Einzelfall sichtbar geworden, es bleibt aber eine auch für die praktische Rundfunkarbeit fruchtbare Aufgabe, diese wechselseitige Beziehung von Rundfunk und Geopolitik selbst in ihrer allgemeinen Bedeutung zu klären.

Von der Zielsetzung der Geopolitik her fällt, wie wir zeigen wollen, neues Licht auf einen wichtigen Teil der Rundfunkarbeit sowohl in Auswahl der Stoffe als auch in der Art ihrer Gestaltung. Der einfache Wortsinn „Geo-politik" gibt den sichersten Hinweis für die Erklärung ihres Hauptzieles: Er besagt, daß politische Einsichten im engsten Zusammenhang mit der Beobachtung und Erforschung der Erdbeschaffenheit und Raumverhältnisse gewonnen werden sollen; die Politik wird also in das große Feld der räumlichen Gegebenheiten des Volks- und Staatslebens eingeordnet. Hierbei sind wichtige Wirkungszusammenhänge in überraschend großer Zahl sichtbar geworden, die vorher bei einer isolierten Erforschung politischer Geschehnisse ebenso verborgen blieben wie bei einer Blickeinstellung, die lediglich auf die geographischen Verhältnisse gerichtet war. Daran wird aber bereits deutlich, daß der „geopolitische Raum" eine völlig andere Bedeutung hat als der uns gewohnheitsmäßig vertraute sog. „mathematische Raum", der allein durch Größenbestimmungen ruhender und gleichbleibender Beziehungen erfaßbar ist. Vielmehr handelt es sich hier um den Inbegriff aller politischen Geschehnisse, Kräfte und Erscheinungen im Leben von Volk und Staat, die sich im natürlichen Zusammenhang mit den Raumverhältnissen diesseits und jenseits der politischen Grenze auswirken. Es ist also ein dynamischer Raum, der hier nicht nur als Ausdehnung, sondern auch als Kraftquelle verstanden wird, ja, er hat überhaupt erst höhere politische Bedeutung, wenn Menschen vorhanden sind, die durch planvolle Arbeit die in ihm beschlossenen Kräfte zu entfalten wissen und den in ungünstigen Raumverhältnissen liegenden Gefahren mit Weitblick rechtzeitig vorzubeugen verstehen. Das ist ein Gedanke, der für uns inmitten der Bemühungen des Vierjahresplanes keiner weiteren Begründung bedarf. Mit dieser Auffassung vermittelt die Geopolitik zugleich die zwingende Einsicht, daß von der breiten Grundlage des Volksbodens bis zur Spitze der politischen Führung ein einheitlicher Lebenszusammenhang besteht, der gefestigt werden muß, wenn der Staat seine natürlichen und gesunden Grundlagen erhalten will.

Die Aufgaben, die dem Rundfunk im Rahmen dieser Zielsetzungen der Geopolitik in einem Teilgebiet seiner Arbeit zufallen, sind leicht zu erkennen und aufzuzählen: Seiner technischen Eigenart gemäß erfüllt er in vollkommener Weise die Voraussetzungen für geopolitische Arbeit. Er ist mit seinen Sendern raumgebunden und hat durch seine Sendungen zugleich die Möglichkeit, den Raum zu überwinden und alles, was ihm aus der Nähe seines Standortes an Kräften des Volkslebens zuströmt, in größere Bezirke weiterzugeben. Er ist in der Lage, die Brücke von der Erlebniswelt der engeren Heimat zum Leben des Volkes zu schlagen. Volkstum und Kultur der Deutschen sind in ihrer Geschichte so vielgestaltig gewachsen, daß es keinen anderen Weg als diesen gibt, der von Stamm und Landschaft aus zur Erfassung des Gesamtlebens der Nation führt. Dem Rundfunk ist es außerdem durch seine Austausch- und Gemeinschaftsprogramme leicht möglich, in jedem Einzelnen das Bild der Heimat über die engen Grenzen eigener Erfahrung hinaus zu erweitern. So schafft er einen Zugang zur Teilnahme am Leben des ganzen Volkes und zur Kenntnis der tragenden Kräfte der Nation.

Es ergibt sich also, daß von der Zielsetzung der Geopolitik her dem Rundfunk die große Aufgabe zufällt, die Substanz des Volkslebens selbst zur Darstellung zu bringen. Es soll nicht der Versuch gemacht werden, den ganzen Rundfunk an dieser Aufgabe zu messen. Es handelt sich natürlich nur um ein Teilgebiet. Alle die übrigen großen Aufgaben, z. B. der Nachrichtenübermittlung, der Unterhaltung, der politischen Kundgebung usw., bleiben davon unberührt. Die Frage des quantitativen Anteils ist überhaupt erst eine spätere Sorge; denn die hier gezeichnete Aufgabe ist nicht termingebunden, sie dauert wie das Leben und der politische Wille des Volkes, sie empfängt aus dem zeitlich sich verändernden Formenreichtum der Kultur immer neue Antriebe.

Wir wollen hier nur die allgemeine Frage erörtern, auf welche Weise dem Rundfunk die Darstellung der raumgebundenen Substanz des Volkslebens am besten gelingen kann. Hierbei ist genau Bedacht zu nehmen auf seine technische Eigenart, in der sieghafte Stärke und engste Beschränkung dicht beieinander liegen. Einerseits erscheint der Rundfunk durch seine Doppelnatur von Raumgebundenheit und Raumüberwindung aufs beste geeignet, andrerseits sind ihm durch die Beschränkung auf die akustische Übertragung, durch die „Einsinnigkeit" des Gehörs enge Grenzen gesetzt.

Die beiden Darbietungsformen, die dieser Eigenart am vollkommensten angepaßt sind, ist die Musik und das Wort. Daß beide als Ausdruck des nationalen Kunstschaffens in die erste Reihe gehören, wenn es gilt, die Erscheinungsformen des Volksgeistes darzustellen, bedarf keines Beweises. Ebensowenig muß betont werden, daß es von höchstem Wert für die politische Volkwerdung und für die inhaltliche Erfüllung des Nationalgefühls ist, wenn der Rundfunk durch Übertragung bedeutender Musikwerke und großer Dichtungen dem Volk einen leben-

digen Anteil an dem geistigen Gut der Nation vermittelt. Für das dichterische Werk besteht auch der andere Weg durch Verbreitung des Schrifttums. Aber man versteht leicht, daß der Rundfunk gerade bei den Teilen des Volkes, bei denen die Aufnahme des Schrifttums keinen oder nur einen geringen Eingang gefunden hat, durch seine plastischere Wirkungsmöglichkeit, z. B. bei Übertragung eines dramatischen Werkes, einen fruchtbaren, aber zum Teil noch unbestellbaren Acker zu bebauen hat. Voraussetzung hierfür ist freilich, daß man den Sinn für echte Substanz in der Auswahl beweist und der Phantasiewelt des Volkes in der Darstellungsform nahe genug bleibt.

Es bleibt aber noch als eine zweite Form der Übertragung des Wortes der Vortrag. Er ist die Darstellungsform des Rundfunks, die sich am leichtesten und mit geringstem technischen Aufwand ermöglichen läßt und die doch am stärksten der Kritik begegnet. Diese kritische oder ablehnende Haltung beruht, soviel wir sehen, vor allem auf zwei Gründen: Gerade weil der Vortrag sich technisch am leichtesten im Rundfunk darbieten läßt, ist mit ihm durch Überfüllung des Programms Mißbrauch getrieben worden. Zweitens hat er unter falschen Bewertungen und Zielsetzungen einer allgemeinen Volksbildung und Belehrung die Auswahl ungünstig beeinflußt. Innerhalb des hier entwickelten Aufgabenkreises kann jedoch der Vortrag einen neuen Sinn und eine stärkere Wirkungkrast erhalten: Wenn es darauf ankommt, in geopolitischer Sicht die Substanz des Volkslebens im Rundfunk zur Darstellung zu bringen, kann jeder Vortrag in den Dienst dieser Aufgabe gestellt werden, der von einer Persönlichkeit ausgeht, in der sich in Leben und Werk der Volksgeist in hoher individueller Gestaltung rein, klar und überzeugend ausspricht. Hier liegt eine noch nicht genügend genützte Möglichkeit für das Vortragswesen im Rundfunk; denn bisher ist diese Wirkungsmöglichkeit nur in Erscheinung getreten auf dem Gebiet der großen Politik, bei völkischen Festtagen usw. Das aber, was hier mit größter Wirkungskraft geschieht, ist auch auf allen anderen Gebieten des Kulturschaffens möglich. Der Rundfunk erfüllt eine große nationale Aufgabe, wenn er das Gefühl weckt und verbreitet, daß die großen Persönlichkeiten, die Drang und Fähigkeit zu schöpferischem Handeln und zum Werk haben, nicht isolierte egozentrische Individuen sind, daß sie nicht, wie es Hegel einmal plastisch ausdrückt, „auf der Spitze ihrer Subjektivität stehen", sondern daß in ihnen der Genius der Nation in heller Klarheit weithin sichtbare Gestalt gewonnen hat und daß auch sie Glieder der Gemeinschaft sind und ihre individuelle Kraft aus diesem gemeinsamen Strom des Lebens der Nation schöpfen. Das Volk hat einen sicheren Instinkt für die seelisch-geistige Substanz, die sich in solchen Persönlichkeiten auszuprägen vermag, und bringt ihnen eine natürliche Achtung und Aufgeschlossenheit entgegen. Es besteht kein Zweifel, daß das gesprochene Wort von Menschen, für deren Leben und Schaffen ein Werk zeugt, wirklich in seelische Tiefen dringt — mehr als alles Geschriebene, eben weil die Anrede des lebendigen

Wortes die Hörer in Bann schlägt, sobald sie die Kraft der Persönlichkeit spüren, die dahintersteht. Auch hier liegt die Möglichkeit eines „magischen Kreises", dessen Wirksamkeit Intendant Stoffregen in diesen Heften jüngst überzeugend dargestellt hat. Um die Gestaltungsform braucht man dann nicht sehr besorgt zu sein; wer aus großer Schöpferkraft etwas hervorgebracht hat, der vermag darüber meist auch einfach und sicher zu sprechen, und da die Leistung für ihn zeugt, verfällt er auch nicht in den Fehler, sich selbst interessant zu machen. Dem Rundfunk ist hier eine große Möglichkeit gegeben, wenn die Männer, die ihn betreuen, mit offenem Blick die Menschen zu finden wissen, die aus ihrem Schaffen, das der Nation gilt, nun auch zum Volke sprechen sollen. Wenn der Rundfunk dieses Programm durchführt, ist es seine zweite Aufgabe, auch unbekannte schöpferische Menschen vor das Mikrophon zu stellen. Dieses Vortragsprogramm ist streng zu scheiden von jeder Form einer Veranstaltung, die Belehrung, Ausbildung oder Fortbildung zum Ziele hat. Es war ein Schaden, daß sich mit dem Begriff „Vortrag" seit den Anfängen des Rundfunks immer diese Ziele mischten. Wenn für besondere Zwecke, etwa für besondere Berufsgruppen, solche Belehrungsvorträge nötig sind, dann ist es eine andere Sache, die hiermit nichts zu tun hat. Wir wollten nur aufmerksam machen auf die für den Rundfunk aus technischen und organisatorischen Gründen am leichtesten zu verwirklichende Darstellung des substantiellen Volkslebens.

Nicht anders verhält es sich bei den Sendungen, die mittelbar ein Bild von den raumgebundenen Gütern und Kräften des Volkes entwerfen können. Wir nennen als Beispiel den Hörbericht. Auch hier müssen Menschen die Umsetzung des Gesamteindrucks ins Akustische versuchen, die natürlich erfahren sind in der Kunst funkischer Darstellung, darüber hinaus aber bei weiter Überschau den scharfen Blick für das Wesentliche besitzen und das, was vor ihnen steht, geistig und seelisch mühelos und sicher beherrschen. Wenn man nun aber fürchtet, daß bei dieser Form der Darbietung die weltanschaulichen und politischen Motive und Ziele zu wenig in Erscheinung treten, so ist zu sagen, daß auch die weltanschaulichen Kräfte, wenn sie echt sind, immer in der „Substanz" wurzeln und nicht Ausfluß subjektiver Meinungsbildung sind. Es kommt nur darauf an, sie aus oft verborgenen Tiefen ans Licht zu stellen, indem man die Sache von ihrer fruchtbarsten und lebendigsten Seite zeigt. Hierin liegt mehr Überzeugungskraft als in noch so leidenschaftlich vorgebrachten Beteuerungen des Sprechers. Man soll sich überhaupt von den Möglichkeiten der Überzeugungskraft in der alltäglichen Rundfunkarbeit keine falschen Vorstellungen machen. Die Überzeugung beruht auf dem Überspringen eines Funkens, der im Innersten der Seele zünden muß. Wo das fehlt, gelingt wohl die Überredung, die im Augenblick den Menschen bestimmt, die aber nicht heranreicht an die Haltung, die ihrer Sache treu bleibt. Es ist nun vom Rundfunk her kaum möglich, diese Kräfte zu mobilisieren; hier liegt eine Grenze.

Der persönliche Kontakt fehlt bis auf die wenigen Ausnahmen, in denen das bekannte Bild der großen Persönlichkeit durch den Klang der Stimme uns noch bekannter wird, uns noch näher rückt und uns noch verpflichtender erscheint. Auf der breiten Strecke täglicher Arbeit ist das aber, wie gesagt, nicht möglich; hier lasse man „die Sache" sprechen — so eindrucksvoll wie möglich. Es ist eine große Kunst! Wer das kann, hat genug getan; — man spare mit dem Bekenntnis. Man versuche nichts mit Überzeugung, wo es nur bis zur Überredung reicht. Denn was wäre damit schon gewonnen? Der innere Vorgang, in dem sich eine Überzeugung formt, kann niemandem abgenommen werden. Der Rundfunk stelle das Leben dar; jeder hat ein sicheres Gefühl dafür, ob etwas dahintersteckt. Der menschliche Geist, der nicht durch Polemik und Kritik zersetzt ist, wird immer vom Substantiellen angezogen wie von einem starken Magneten.

Es kann nicht Sache einer allgemeinen Betrachtung sein, wie man nun im einzelnen eine solche Darstellung zu gestalten hat. Hierfür gibt es überhaupt keine generellen Anweisungen. Immer schreibt die Sache selbst den Weg vor. Der einzelne Fall wird immer wieder Besonderheiten aufweisen. Für die hier gekennzeichnete geopolitische Aufgabe, das Volksgut der deutschen Stämme und Landschaften durch den Rundfunk den Hörern zugänglich zu machen, ist es aber vor allem wichtig, sich die Arbeit nicht zu einfach vorzustellen und nicht zu leicht zu machen. Wir hören heute so viel von landschaftlich gebundener Kultur, daß sich oft die Meinung bildet, man brauche nur die Fülle des bisher unbeachtet gebliebenen Stoffes aufzunehmen und gestalterisch zu verwerten. Das erweist sich in den meisten Fällen als ein Irrtum. Das Volksgut ist wohl in seinen Wirkungen überall und für jeden spürbar, der den Sinn dafür mitbringt, aber in seiner Substanz entzieht es sich zunächst dem unmittelbaren Zugriff; es bedarf langer Arbeit und eines geübten Blickes, um es an seinen Ursprungspunkten aufzufinden und um das Wesentliche und Echte vom Unechten und Flüchtigen zu unterscheiden. Eine bloße Aufnahme von interessanten Eindrücken würde hier keineswegs genügen; man muß tiefer graben und sich sehr in die Einzelheiten vertiefen, um die Schätze des Volksgeistes zu heben und in Klarheit und Reinheit zur Darstellung zu bringen. Für das, was hier gesagt ist, sind uns in jüngster Zeit von anderer Seite wichtige Erfahrungen zugeflossen, die als ein instruktives Beispiel gelten können: Als man in den letzten Jahren das einheitliche Deutsche Lesebuch für Volksschulen schuf, wurden für die Aufgliederung der Heimatstoffe, die man den in allen Ausgaben gleichen Kernstoffen hinzufügte, 22 Landschaften gebildet und entsprechend 22 Ausgaben des Lesebuchs veranstaltet, die den heimatlichen Verhältnissen Rechnung tragen. In dem hierüber vorliegenden Arbeitsbericht wird nun aber davon gesprochen, daß die Sammlung des Kulturgutes der Heimat besonderen Schwierigkeiten begegnete; es habe sich nämlich gezeigt, daß der hier und da vermutete Reichtum an hochwertigen Heimatstoffen nicht immer

vorhanden ist oder nicht erfaßt werden kann. Für den Rundfunk sind diese Vorbedingungen der Arbeit natürlich die gleichen; wenn er auch die Hemmungen mit seinen Darstellungsmöglichkeiten leichter aus dem Wege räumt, so muß er sie doch zunächst genau kennen, bevor er hoffen kann, sie zu überwinden. Am wichtigsten ist die richtige Auswahl der Kräfte, die teilhaben an dieser Substanz und so von ihr angefüllt sind, daß ihnen der Dienst an der Sache Bedürfnis und Freude ist; ungeeignet sind die, welche mit Hilfe irgendeiner Darbietung sich in den Vordergrund zu spielen suchen und störend zwischen Volksgut und Volk treten. Der Rundfunk hat hier auf einem Teilgebiet eine Möglichkeit tiefgehender nationalpolitischer Erziehungsarbeit, ohne daß es notwendig ist, auch nur einmal das Wort Erziehung anzuwenden.

Es gibt keine größere kulturpolitische Aufgabe, als das Volk in den bewußten Besitz seiner Kulturgüter zu bringen. Liebe und Stolz vereinigen sich mit dem klaren Bewußtsein dessen, was dem Volk in guten und schweren Tagen seines weltgeschichtlichen Lebensweges aus eigenen Tiefen an Kräften zur Verfügung steht. Eine durch solche Erkenntnis geläuterte und gebundene Leidenschaft des Willens ist das Unterpfand der Sicherheit eines politischen Volkes, das in eigener Bestimmung seinen Weg geht. Die bisherige Arbeit der Geopolitik kann sich das Verdienst zuschreiben, daß sie, abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Ertrag, den Blick für diese praktischen Notwendigkeiten geschärft hat. Die weitere Frage aber, welche kulturellen Einrichtungen des heutigen Staates zu ihrem Teile diesen Zielen dienen können, muß dahin beantwortet werden, daß unter ihnen der Rundfunk mit an erster Stelle steht.

BLICK IN DIE RUNDFUNKWELT

I. Europäischer Rundfunk

Deutschland Hörerzahl am 1. August: 8229890, am 1. September: 8285193. — Die „14. Große Deutsche Rundfunkausstellung", zu der 307000 Besucher kamen (80000 mehr als im Vorjahr), brachte eine Preissenkung des Volksempfängers auf 59 Mark und einen verbesserten VE 301 in einer Auflage von 300000 Stück bei einer 15proz. Preisermäßigung. Unter dem Namen „Stuttgart" wurde der erste Gemeinschafts-Übersee-Empfänger herausgebracht. Vom 1. August 1936 bis 31. März 1937 wurden 822000 Markenempfänger und 332000 VE 301 abgesetzt. Die Preise für Rundfunkröhren wurden um 20 bis 30 % gesenkt. — Von Nürnberg wurden erstmalig über Kabel (1800 km Berlin—München mit Abzweigungen nach Leipzig und Nürnberg) Fernsehsendungen vom Parteitag nach Berlin übertragen; die unmittelbaren und Zwischenfilm-Sendungen, die über 42 Verstärkerfelder von je 36 km Länge liefen, konnten ausgezeichnet empfangen werden. — Für die Fernsehbühne setzte die Deutsche Reichspost eine Quecksilberhochdrucklampe ein, die ein weißliches, „kaltes" Licht ausstrahlt, das für den Programmbetrieb außerordentlich günstig ist. — Vom Besuch des Duce wurden vom 25. bis 29. September unter Einsatz der Rundfunksprecher aus dem ganzen Reich alle Ereignisse unmittelbar übertragen, die einzelnen Reichssender fanden sich in einem großangelegten Rahmenprogramm mit den besten italienischen und deutschen Musikschöpfungen zu Ge-

meinschaftsleistungen zusammen. — Der französische Rundfunk brachte von der Deutschen Kulturwoche über die staatlichen Pariser und jeweils 5 bis 6 Provinzsender zahlreiche Übertragungen. — Die Intendanten besuchten auf ihrer zweiten Studienreise Ostpreußen, der Reichsintendant sagte hierbei den Sendern Königsberg, Breslau und Danzig Unterstützung durch kostenloses Zurverfügungstellen von Künstlern und Orchestern zu und kündigte einen systematischen Austausch von Abteilungsleitern und Sachbearbeitern an. — Der Reichssender Saarbrücken hat ein eigenes großes Orchester erhalten. — Die Zeiten für den Nachrichtendienst wurden ab 1. Oktober auf 19 und 22 Uhr (auch Sonntags) festgelegt.

Österreich Hörerzahl am 1. Juli: 604038, am 1. August: 605917. — Generaldirektor Oskar Czeija, der Gründer der RAVAG, wurde 50 Jahre alt. — Die RAVAG hatte zu den Salzburger Festspielen und zur Besichtigung des Funkhausneubaus die Vertreter der europäischen und amerikanischen Rundfunkgesellschaften zu einer Studienreise durch Österreich eingeladen, der ein voller Erfolg beschieden war.

Belgien Hörerzahl am 1. Juli: 959937.

Bulgarien Zum Krönungstag am 3. Oktober wurde der neue 100-kW-Sender, der auf Welle 352,9 m arbeitet, in Vakarel (35 km von Sofia entfernt) feierlich eingeweiht. Die Station liegt rund 1000 m über dem Meeresspiegel. Gelände für ein Rundfunkhaus in Sofia ist gekauft, zunächst werden aber (gleichfalls von Telefunken eingerichtete) provisorische Senderäume benutzt. — Seit kurzem wird zweimal wöchentlich in fremden Sprachen gesendet.

Dänemark Hörerzahl am 1. August: 686088. — Chefingenieur K. Christiansen, Mitglied der technischen Kommission des Weltrundfunkvereins, der die technischen Vorarbeiten für das neue Funkhaus leitete, ist gestorben. — Es ist beabsichtigt, einen neuen kleinen Standardempfänger (3-Röhren-Batterie-Gerät) zum Preise von 95 Kronen auf den Markt zu bringen. — Der neue Kurzwellensender OZF in Skamlebaek (31,51 m) sendet ab 6. September mit 6 kW von 20 bis 22 Uhr nach Südamerika und Ostasien, von 22 bis 00,40 Uhr nach Nordamerika und Grönland; am 5. September stellt der Sender OXY seinen Betrieb ein.

Danzig Hörerzahl am 1. Juli: 33812, am 1. August: 33652. — (Vgl. ferner Deutschland: Unterstützung für Ostsender.)

Finnland Hörerzahl am 1. Juli: 202608. — In Ostfinnland werden (da dort die russischen Sender den Empfang stören) drei neue Sender errichtet: 10-kW-Station in Sordavala, 1-kW-Station in Joensuu und 2-kW-Station in Kuopio, der seinen Probebetrieb auf Welle 1187 m bereits begonnen hat.

Frankreich Hörerzahl am 1. Juli: 3949826. — Am 5. September hat in Rueil-Malmaison bei Paris unter dem Namen „Radio 37" ein neuer 2-kW-Sender den Betrieb auf Welle 360,6 m aufgenommen, der von der Zeitung „Paris Soir" unterstützt wird. Die Station befand sich früher in Südfrankreich. — Durch Verordnung vom 31. August sind die Abgaben für Werbesendungen der Privatsender neu festgesetzt, sie betragen: 30 % der Einnahmen aus Werbesendungen in französischer Sprache (hiervon fallen 13 % an die Gemeinde und 17 % an den Rundfunketat des Postministeriums), 65 % der Einnahmen aus Werbesendungen in fremden Sprachen (48 % an Gemeinde, 17 % an Postministerium). Außerdem will der Staat besonders die Wirtschaftsnachrichten in diesen Sendungen kontrollieren. Radio Toulouse hat neuerdings Reklamesendungen in englischer Sprache eingeführt. — Der Coordinationsausschuß für den Rundfunk hat einen neuen Sendeplan aufgestellt, nach dem die Wortsendungen zugunsten der musikalischen und unterhaltenden Sendungen eingeschränkt werden; Börsenkurse und Wirtschaftsnachrichten werden auf die Pariser Sender konzentriert, wodurch die Provinzstationen Zeit einsparen. Die Programme werden besonders für die Sonnabende und Montage ausgebaut.

Großbritannien Hörerzahl am 1. August: 8269450, am 1. September: 8295500. — Im Oktober soll der neue 70-kW-Sender auf Welle 267,4 m in Stagshaw eröffnet werden; er löst die Station New Castle ab und versorgt Nordost-England mit Programmen. In Nigg bei Aberdeen ist Gelände für einen neuen 5-kW-Sender erworben, der die jetzige 1-kW-Station Aberdeen ablösen soll; in der Stadt selbst werden neue Senderäume gebaut. — Es verlautet, daß für die britischen Interessen im Mittelmeerraum ein neuer starker Sender auf Cypern errichtet werden soll.

— An den Schulfunksendungen nehmen 6466 Schulen teil, die Sendungen werden neuerdings durch Hörspiele stark aufgelockert. — Es wird ein Störschutzgesetz vorbereitet. — Auf der Rundfunkausstellung wurden in diesem Jahr 165000 Besucher (Vorjahr 200000) gezählt, die Fernsehausstellung im South-Kensington-Museum brachte allerdings weit über 250000 Besucher. Die Empfängerpreise wurden erhöht. — Radio Toulouse wirbt jetzt für englische Reklamesendungen durch Säulenplakate und hat ein eigenes Büro in London eingerichtet (!). — Während der Rundfunkausstellung wurden täglich neun Fernsehprogramme vom Alexandrapalast drahtlos nach den Ausstellungshallen gesandt. Mit der Filmindustrie wird engere Fühlung gesucht, eine Reihe von Kinos haben sich Fernsehapparaturen bestellt. — Es wird ein Rundfunkmuseum eingerichtet.

Ungarn Hörerzahl am 1. Juli: 373751.

Irland Hörerzahl am 1. Mai: 106941, am 1. Juni: 107887, am 1. Juli: 108725.

Island Ein neuer 100-kW-Sender ist bei einer englischen Firma in Auftrag gegeben worden.

Italien Hörerzahl am 1. Juli: 737080, am 1. August: 739350. — In Rom soll ein Marconi-Denkmal errichtet werden, ferner wird eine Marconi-Stiftung geschaffen zur Förderung junger Wissenschaftler, die auf dem Gebiete des Funk- und Rundfunkwesens arbeiten. — Für junge Elektroingenieure ist ein Fernsehstipendium verteilt worden, die erste Gruppe reist noch in diesem Jahr nach Deutschland, England und Amerika, um dort in Fabriken, Laboratorien usw. praktische Erfahrungen zu sammeln. — Der 60-kW-Sender Rom II hat auf Welle 245,5 m seinen Betrieb aufgenommen. Genua, Turin und Triest arbeiten auf Gleichwelle 263,2 m, Bologna hat die Welle 304,3 m erhalten. Neapel ist von 1,5 kW auf 10 kW verstärkt worden. — Die Kurzwellensender Prato Smeraldo arbeiten neuerdings nur auf Welle 25,4 m. — Im August wurde der erste Übertragungswagen in Dienst gestellt. — Das Programm soll aufgelockert werden, man will neben dem Nord- und Südprogramm ein drittes schaffen, wobei die Sendergruppen neu gegliedert werden, so daß jeder Hörer drei Programme empfangen kann. Besondere Aufmerksamkeit soll der Pflege einer einheitlichen Sprache zugewendet werden.

Lettland Hörerzahl am 1. Juli: 101934. — Es wird neuerdings zweimal wöchentlich in deutscher Sprache über Tagesereignisse berichtet.

Holland Hörerzahl am 1. Juli: 975348.

Norwegen Hörerzahl am 1. Juni: 271444.—Es werden in Bergen, Mosjoen und Grong je ein 1-kW-Sender errichtet. — Ende Oktober soll mit dem Bau des neuen Rundfunkhauses in Oslo begonnen werden. — Die erste Serie Volksempfänger von 18200 Stück ist ausverkauft, man hat eine zweite mit 5800 Stück aufgelegt.

Polen Hörerzahl am 1. Juli: 750548, am 1. August: 726544. — Der Sender Baranowicze wird im November vollendet, nordöstlich von Wilna wird ein Großsender errichtet, beide dienen u. a. der Abwehr russischer Sendungen. Der Sender Krakau wird auf 7 kW verstärkt.

Portugal Hörerzahl am 1. Juli: 64175, am 1. August: 64844.

Rumänien Die Hörergebühren sind neu geregelt worden, Landbewohner zahlen jährlich 300 Le für ein Röhren- und 120 Lei für ein Detektorgerät.

Schweden Hörerzahl am 1. Juli: 1026372. — Der 100-kW-Sender Hörby hat auf Welle 265,3 m den Betrieb aufgenommen.

Schweiz Hörerzahl am 1. Juli: 475486, am 1. August: 477969, am 1. September: 480347. — Es ist geplant, einen eigenen Kurzwellensender zu erbauen. (Bisher teilte sich die Schweiz einen Sender mit dem Völkerbund.)

Tschechoslowakei Hörerzahl am 1. Juni: 973440, am 1. Juli: 972380. — Das musikalische Sommerprogramm war bereits nach einheitlichen Gesichtspunkten aufgestellt worden, jetzt ist auch ab September für 10 Monate ein wertvolles Musikprogramm niedergelegt, an dem eine Reihe von Provinzsendern beteiligt sind; auch aus kleineren Städten in Böhmen und Mähren werden Konzertabende übertragen. — Von den 2,2 Millionen Schülern nehmen rund 1 Million regelmäßig oder bei besonderen Anlässen am Schulfunk teil.

Türkei An den letzten Lehrgängen der Rundfunkschule der BBC nahm auch eine Ansagerin des türkischen Rundfunks teil.

Rußland In Moskau wurden 230000 Drahtfunkteilnehmer gerechnet, im Rahmen des laufenden Fünf-Jahres-Planes ist beabsichtigt, in Moskau 450000 Hörer mit eigenen Empfängern und 510000 Drahtfunkteilnehmer zu erreichen, von denen die Mehrzahl zwei, die anderen vier bis sechs verschiedene Programme abhören können. — Es ist beabsichtigt, eine vielsprachige antireligiöse Rundfunkpropaganda durchzuführen; das Gericht in Smolensk verurteilte einen Hörer, der eine religiöse Sendung einer ausländischen Station abhörte, wegen gegenrevolutionärer Betätigung zu drei Jahren Kerker und Verschickung nach Sibirien.

Jugoslawien Hörerzahlen: Belgrad am 1. Juli: 63860; Laibach am 1. Juli: 14746, am 1. August: 14375. — Der Sender Laibach feierte Ende September sein zehnjähriges Bestehen. Das Personal umfaßt 32 Angestellte und 16 Orchestermitglieder, es wurden im letzten Jahre 2911 Stunden Programm gesendet (meist Schallplatten), hiervon 239 Stunden ernste, 180 Stunden Volksmusik, 243 Stunden wissenschaftliche Sendungen, 41 Stunden Opern, 268 Stunden aktuelle und 115 Stunden Regierungssendungen.

Vatikan Im Juli sandte der Vatikan 350 Minuten Vorträge und 720 Minuten Nachrichten. — In Rio de Janeiro soll unter dem Namen „Veracruz" ein katholischer Propagandasender errichtet werden, für den eine halbe Million gestiftet worden ist.

II. Außereuropäischer Rundfunk

USA. Am 23. Juli verstarb der Präsident der Federal Communications Commission Anning Smith Prall. — Die Rundfunkaufsichtsbehörde hat 11 Anträge auf neue Sender genehmigt, die allerdings nur 1 kW stark sein werden; die Gesamtzahl der USA.-Stationen steigt damit auf 711. — Die NBC hat ein Abkommen abgeschlossen, nach dem — neben besonderen Ereignissen — regelmäßig monatlich mehrfach Übertragungen aus Deutschland, England, Frankreich, Österreich und Italien vorgenommen werden. Vizepräsident Royal besuchte Südafrika und eine Reihe europäischer Länder. Die NBC plant einen Sprecheraustausch mit Europa, zunächst wurde als Gastsprecherin Lisa Sergio vom Kurzwellensender Rom verpflichtet. Auf der „Normandie" soll ein Studio eingerichtet werden. Als Berater für belehrende Programme wurde von der NBC Dr. James Rowland Angell, früher Präsident der Yale-Universität, verpflichtet. Die Kurzwellensender der NBC senden in fünf europäischen Sprachen. Der offizielle Fernsehprogrammbetrieb wird (nach einer Erklärung des Präsidenten der RCA.) nicht vor der Weltausstellung 1939 aufgenommen werden. — Das CBS hat seinen Kurzwellenprogrammdienst ab August erweitert. Für das Fernsehen sind eine Million Dollar bereitgestellt, als Programmleiter wurde der Schriftsteller und Kritiker Gilbert Seldes verpflichtet.

Südamerika In Rio de Janeiro fand vom 7. bis 20. Juni die zweite südamerikanische Funktagung statt, an der sich die Unterzeichner des Abkommens von Buenos Aires (1935), nämlich Argentinien, Bolivien, Brasilien, Chile, Paraguay und Uruguay beteiligten. Venezuela, Kolumbien, Peru und Ekuador hatten Vertreter entsandt. Vorsitzender war der brasilianische Minister Dr. Joao S. Da Fosence Hermes, sein Stellvertreter der Generaldirektor des brasilianischen Postwesens Dr. Leonidas de Siqueira Menezes. Auf der Tagesordnung standen Fragen der Wellenverteilung, der Amateursender und der Störungsbekämpfung. Es wurde beschlossen, in jedem Lande eine Wellenüberwachungsstelle zu errichten, um die Einhaltung der Konferenzbeschlüsse zu gewährleisten. Die nächste Tagung findet Anfang 1940 in Chile statt.

Afrika Algerien: Hörerzahl am 1. Juli: 68038, am 1. August 68470.

Asien Niederl.-Indien: Hörerzahl am 1. Juli: 47227, am 1. August: 48621. — Japan: Hörerzahl am 1. April: 2904823, am 1. Mai: 2966576.

Australien Hörerzahl am 1. Juli: 940068.

Neuseeland Hörerzahl am 1. Mai 242306.

Völkerbund Der Kurzwellensender des Völkerbundes sandte zum ersten Male während der letzten Tagung aus eigenen Studios mehrfach täglich Nachrichten in englischer und spanischer Sprache nach England, Canada, Südafrika sowie Nord-, Süd- und Mittelamerika.

WIRTSCHAFT UND RECHT

Frankreich Vom 14. bis 19. Juni 1937 fand der 12. Kongreß des Internationalen Verbandes der Urheber und Tondichter statt. Zwischen dem Verband und dem Weltrundfunkverein fanden mehrere Besprechungen statt. Es wurde ein Verbindungsausschuß ins Leben gerufen, welcher Vertreter des Urheberverbandes und des Weltrundfunkvereins aufnimmt. Zur Frage des Fernsehens einigten sich die Urheber auf folgenden Beschluß: In Ländern, wo Gesetze bestehen, die das ausschließliche Recht des Urhebers auf Sendung geschützter Werke beschränken, dürfen diese Beschränkungen nicht auf das Fernsehen ausgedehnt werden, da es sich hierbei um ein ganz anderes Gebiet handelt und die Urheber sowie Veranstalter öffentlicher Vorführungen hierdurch einen beträchtlich höheren Schaden erleiden würden. Falls gesetzliche Bestimmungen, die das ausschließliche Recht des Urhebers hierbei beschränken, hinsichtlich gewisser Arten von Veranstaltungen erlassen werden, insbesondere für Zeitfunkberichte, so müßte der Grundsatz des Rechts des Urhebers auf eine angemessene Entschädigung stets gewahrt werden, da keine Belange der Gesamtheit ein derartiges wirtschaftliches Opfer seitens des Urhebers rechtfertigen können. Der Verband forderte ferner die Urhebergesellschaften auf, dafür zu sorgen, in ihren Beziehungen das Fernsehrecht niemals mit dem Rundfunk oder dem Recht der filmischen Ausbeutung zu vermischen. — Der Kampf gegen den Lautsprecherlärm wird auf breitester Grundlage durchgeführt. So teilen die Polizeipräfekturen mit, daß es auf Grund der Bestimmungen vom 29. August 1935 jedem Bürger, der durch mißbräuchliche Benutzung des Rundfunkempfangs gestört wird, freisteht, sich an die zuständigen Polizeiämter zu wenden oder erforderlichenfalls unmittelbar das Eingreifen der Verkehrspolizisten zu verlangen. In einem Rundschreiben vom 20. Juni an die Polizeibehörden erinnert der Polizeipräfekt an diese Bestimmungen und macht darauf aufmerksam, daß das Vorgehen der Beamten in solchen Fällen nicht den Zweck verfolgt, den normalen und rechtmäßigen Gebrauch der Rundfunkempfänger zu verhindern, sondern daß es lediglich darauf abgestellt ist, das Recht jedes einzelnen Volksgenossen auf Ruhe zu sichern und ihn vor übermäßig lauter Einstellung der Geräte zu schützen.

Algerien In Algerien ist gemäß einer Verordnung vom 2. April 1937 über den Betrieb des Senders Radio P. T. T. Algier die Einsetzung eines Verwaltungsrats vorgesehen, zu dessen Aufgaben die Gestaltung und Durchführung der Programme gehört.

Schweiz Der Ausschuß der S. S. R. prüfte einen mit der Aktiengesellschaft für Rundfunk-Veröffentlichungen geschlossenen Vertrag, demzufolge die S. S. R. dieser Gesellschaft das ausschließliche Recht zur Veröffentlichung aller Programme der schweizerischen und eines Teiles der ausländischen Sender in die Rundfunkzeitschriften der deutschen Schweiz abtritt. Hierfür wird der S. S. R. eine angemessene Entschädigung gezahlt, die ausschließlich zur Förderung des Programmdienstes Verwendung findet. — Der Zentralausschuß des S. S. R. hat den Schallplattenvertrag in seinem ganzen Umfang geprüft und mit der Schallplattenindustrie im wesentlichen Übereinstimmung erzielt.

Argentinien In einem Rechtsstreit, der von der Stadtverwaltung Rosario angestrengt wurde, um die Verpflichtungen von Werbesendungen festzustellen, kamen verschiedene, für den argentinischen Rundfunk grundlegende Bestimmungen zur Klärung. Danach richtet sich die Tätigkeit der Sender nach den nationalen Gesetzen Nr. 9127, 4408 und 750 sowie den Durchführungsbestimmungen vom 3. Mai 1933. Die Überwachung sowie die technische und kulturelle Aufsicht der Sender wird von den nationalen Behörden durch Vermittlung der Generalpostverwaltung ausgeübt. Diese erteilt auch die Sendelizenzen. Die Sendegebühren sind durch die Bedingungen festgesetzt, die von dem kommerziellen Einschlag der Sender abhängig sind. Rundfunksendungen aller Art unterliegen der Kontrolle und Prüfung der nationalen Regierung, ohne daß die Gerichte befugt sind, in die Anordnungen der Regierung einzugreifen. Daraus folgt, daß die Kontrolle auch in den Händen der Generalpostverwaltung liegt und auf alle im Zusammenhang mit der Sendertätigkeit stehenden Fragen einschließlich des Programminhalts auszudehnen ist. Da zum Programm auch Werbedarbietungen gehören, unterliegen diese ebenfalls den Genehmigungsbedingungen der Postverwaltung.

SCHRIFTTUM

Eine geistige Revolution in Amerika, hervorgerufen durch die wachsende Erkenntnis der gewaltigen Möglichkeiten für Gut und Böse in der Benutzung der drahtlichen oder drahtlosen Elektrizität, veranlaßte eine entschiedene Abkehr von der bisherigen Tradition völliger individualistischer Betätigungsfreiheit auf diesem großen und noch unermeßlichen Gebiet. Nachdem man schon 1927 die ersten Kontrollvorschriften für den Rundfunk aufgestellt hatte, ging man 1934 dazu über, das ganze Gebiet der drahtlosen und drahtlichen Übermittlung (Telephon, Telegraph, drahtlose Telegraphie, Rundfunk, Fernsehen) in einem Gesetz, **„The Federal Communications Act"**, einer Aufsichtsbehörde zu unterstellen, der man gewisse Richtlinien mitgab, in derem Sinn sie die beteiligten Industrien, Gesellschaften, Privatpersonen leiten und notfalls disziplinieren soll.

Es ist verständlich, daß die Auslegung der Richtlinien auf dem bisher gesetzgeberisch nur ganz lose behandelten und sehr technischen Feld der Übermittlungen auf Schwierigkeiten stieß und besonders im Anfang manche Zweifel auslöste. Die Aufsichtsbehörde hat trotzdem sehr gute Arbeit geleistet und ist offenbar in ihren, zum Teil recht einschneidenden Entscheidungen durchaus fair gewesen, denn es ist bisher noch kein einziger Vorwurf in Presse oder Parlament gegen sie erhoben worden. Es ist das um so bemerkenswerter, als in Amerika fast 700 Sender in Betrieb sind, 65000 Amateure Sendelizenzen haben und über 30 Millionen Empfangsapparate das ihre dazu beitragen, den Rundfunk zu einer Milliarden-Dollar-Industrie zu machen, ganz abgesehen von den weiteren Millionen, die in Telephon und drahtlicher sowie drahtloser, rein kommerzieller Telegraphie investiert sind.

Um den Tausenden von Interessenten zu Hilfe zu kommen, die über die Auslegung des Gesetzes Bescheid wissen müssen, hat soeben Tyler Berry, ein Mitglied der Rechtabteilung der Aufsichtsbehörde, einen umfassenden Kommentar herausgegeben, der sehr gut, leider auch sehr teuer ist **(Tyler Berry: Communications by Wire and Radio.** Chicago 1937. Callaghan & Co. Dollar 8.00). Das Buch ist mit einem sehr eingehenden Sachregister ausgestattet, hat ein klar übersichtliches Inhaltsverzeichnis und gibt zu jedem Paragraphen des Gesetzes alle wichtigen, bisher ergangenen Entscheidungen und Begründungen. Das ist hier um so wichtiger, als Amerika von England die Sitte übernommen hat, nach „cases" zu entscheiden, d. h. spätere Fälle meist genau so zu entscheiden wie den ersten Fall dieser Art, ohne daß der erste Fall notwendigerweise an das Höchste Bundesgericht gegangen wäre. Erste Instanz ist in Fällen des Communication Act die Aufsichtsbehörde (Federal Communications Commission), kurz F.C.C. genannt, aber die Parteien haben das Recht, Berufung bei einem Bundesgericht einzulegen, wenn sie sich für in unangemessener Weise benachteiligt halten. Die Gerichte greifen jedoch nur dann ein, wenn die Tendenz der F.C.C.-Entscheidung dem Gesetz zu widersprechen scheint; sachliche Fragen oder Urteile über die Zweckmäßigkeit der F.C.C.-Entscheidungen lehnen sie ab, und so hat sich ohne viel Verzögerung und Rechtsunsicherheit bald ein Gerüst richtunggebender Entscheidungen gebildet, das Berry in diesem Buch genau beschreibt. Wir sehen, wann die Errichtung eines Senders oder der Verkauf einer Sendeanlage verboten werden kann, wann die Sendeerlaubnis mit vierzehntägiger Frist entzogen werden kann, in welchem Umfang ausländisches Kapital sich am Rundfunk beteiligen darf und welche Auswirkung ganz allgemein der Begriff „öffentliches Interesse" hat, der für den amerikanischen Rundfunk im Gegensatz zur amerikanischen Presse als zwingend festgelegt ist. Hieraus ergeben sich viele Beschränkungen im Gebrauch des Rundfunks, sehr weise Beschränkungen, denn die öffentliche Meinung in Amerika, die zu dem in ihr Heim kommenden Rundfunk viel engere, persönlichere Beziehungen hat als zu dem kalten, gedruckten Wort der Zeitungen, beteiligt sich in steigendem Maße an der Erörterung der Frage, welche Programme man ihr bieten dürfe oder solle, und ob der Rundfunk nicht ein Werkzeug des Staates werden sollte. Gegenwärtig wird der Rundfunk hier rein privatwirtschaftlich betrieben; es gibt keinen behördlichen Funk und keine Hörgebühren; es gibt auch keine Vorzensur oder irgendwelche staatliche Möglichkeit, die Programme festzusetzen. Der Kommentar ist daher kaum wichtig für Rundfunkleute in Deutschland, wo die kommerzielle Werbung, von der der Rundfunk hier ausschließlich lebt, ganz ausgeschaltet ist. Das Buch ist vielleicht von Interesse für die Rund-

funkfachleute, die den amerikanischen Delegierten auf den großen Internationalen Radiokonferenzen begegnen und daher wissen möchten, inwieweit den amerikanischen Vertretern die Hände bezüglich internationaler Abmachungen gebunden sind. Es ist außerordentlich wertvoll für jeden Rundfunkfachmann und für jeden an Funkwerbung interessierten Geschäftsmann in den Vereinigten Staaten. Kurt G. Sell.

Ein großer Teil der Veröffentlichungen über den amerikanischen Rundfunk wird von den einzelnen Sendegesellschaften vorgenommen. Diese Broschüren und Bücher, die zum Teil ganz ausgezeichnet ausgestattet sind, zum Teil nur den Umfang eines erweiterten Prospektes haben, sind naturgemäß ihrem Charakter nach Werbeschriften, die — meist auf Grund reichen statistischen Materials — den Nachweis führen wollen, wie wirksam Reklamesendungen über einzelne Sender oder Sendergruppen sind. Wir finden Zusammenstellungen von inserierenden Firmen, Untersuchungen über die Zahl der eingegangenen Zuschriften auf eine Darbietung oder auf Sendereihen, Spezialanalysen von einzelnen Industrien und Käuferschichten, manchmal bis in die kleinsten Einzelheiten und Verzweigungen hinein. Gewiß, das sind grundsätzlich Fragen wirtschaftlicher Art unter dem Motto: „Wir bieten — Sie zahlen — Sie haben folgende Umsatzsteigerung . . .", also Probleme, die zunächst nur den Volkswirt interessieren mögen; für die Hörer in Europa dagegen ergeben sich außer dem Konjunkturspiegel noch aufschlußreiche Beobachtungen über Hörerdichte, soziologische Struktur der Hörerschaft in den verschiedensten Distrikten, Reaktionen auf Sendungen und nicht zuletzt nicht unwichtige Rückschlüsse auf die Hörerpsychologie. Denn wir dürfen bei der Betrachtung dieser Bücher keineswegs übersehen, daß der amerikanische Rundfunk zwangsläufig den hörpsychologischen Fragen eine hohe Bedeutung zumessen muß. Auf diesem Gebiete geben die Veröffentlichung weitreichende Aufschlüsse, die zu näheren Untersuchungen anreizen, denn hierin liegen Formeln, die für jede Rundfunkwirkung in bestimmtem Umfange gültig sind. Sie lauten: wie komme ich an den Hörer heran und wie halte ich ihn am Lautsprecher?

Wir wollen heute einmal die Veröffentlichungen auf den genannten Gebieten nach Titeln als Literaturnachweis zusammenstellen, wobei wir uns vorbehalten, auf dieses oder jenes Buch später noch einmal zurückzukommen. Die National Broadcasting Company (NBC) brachte folgende Schriften heraus:

„Radio takes to the road", eine Untersuchung über Zahl und Gebrauch von Rundfunkempfängern in Automobilen.

„Automotive industry and network broadcasting advertising", „The drug industry and broadcast advertising", „The food industry and network broadcast advertising", drei Untersuchungen über die Rundfunkwerbung von einzelnen Wirtschaftszweigen.

„A study of the use of broadcast advertising by department stores" mit zahlreichen Programmbeispielen.

„The good new summer time", statistische Untersuchung über die Hörzeiten und Anteilnahme der Hörerschaft an den Rundfunkprogrammen im Sommer.

„A study of the relative effectiveness of major advertising media", die Ergebnisse beruhen auf Umfragen bei 1803 Kleinhändlern in 26 Groß- und Mittelstädten.

„Let's look at radio together" und „Straight across the road", zwei kleine Bücher mit sorgfältigen Untersuchungen über Hörerschaft, Rundfunkwerbung und Wirtschaft in den verschiedensten Beziehungen.

„35 hours a day", eine reichillustrierte Programmübersicht über die einzelnen Sendungssparten, eine Art Bilderbilanz.

Das Columbia Broadcasting System (CBS) sandte uns folgende Veröffentlichungen:

„Radio in 1937", zahlreiche statistische Angaben über Hörerschaft und Hörzeiten.

„16 hours a day", illustrierter Programmquerschnitt.

„A summary of summer radio facts", Untersuchung über das Rundfunkhören im Sommer.

„Radio listening in automobiles: an analysis", eingehende Untersuchung über Rundfunk in Autos.

„Making a program work", „. . . not soon forgotten", „The case of the curious footprints" Broschüren über die Werbung einzelner Erzeugnisse; desgleichen das Buch „The Very Rich".

„Excat measurements of the spoken word" (1902—1936), Zitate psychologischer Untersuchungen über die Wirkung von Wort und Bild. Wgf.

„Der Rundfunk", Blätter für nationalsozialistische Kulturgestaltung. Mit den amtlichen Bekanntmachungen der Reichs-Rund-

funkkammer. Hauptschriftleiter: Heinz Franke. Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., Berlin. Preis 1.— RM.

Eine neue Monatsschrift, die im August mit ihrem ersten Heft hervortrat und die Lücke ausfüllt, die mit dem Eingehen von der Zeitschrift „Rufer und Hörer" im Jahre 1935 entstanden war. Darüber hinaus aber will sie, wie besonders aus dem 2. Heft hervorgeht, den Rahmen der früheren Zeitschrift durchaus erweitern. Beides ist dankens- und begrüßenswert. Die Zielsetzung umreißt Präsident Kriegler in einem Geleitwort eindeutig: „Sammlung der Geister, die die nationalsozialistischen Kulturideale im Rundfunk schöpferisch machen wollen, bedeutet diese Zeitschrift." Ein schönes und weitgestecktes Ziel, das Reichsintendant Dr. Glasmeier mit folgenden Worten unterstreicht: „Was aber dem Rundfunk nottut, ist eine sich stetig erneuernde, konstruktive Fantasie." Wir finden in den ersten beiden Heften Vorworte von den Reichsministern Dr. Goebbels und Heß, ferner u. a. Beiträge von Reichssendeleiter Hadamovsky, Reichskulturwalter Moraller, Generalmajor a. D. Professor Dr. Haushofer, Hanns Meder, Rudolf Paulsen; mit einem durch praktische Vorschläge untermauerten Beitrag zur Programmgestaltung tritt Dr. Herbert Engler hervor. Die neue Zeitschrift die auch den Humor in Wort und Bild Raum gibt und schöne Fotos zeigt, begrenzt sich grundsätzlich auf deutsche Rundfunkfragen, die eingehend beleuchtet werden sollen.

Der Rundfunk in Schweden. Herausgegeben von der Aktiebolaget Radiotjänst. Stockholm. 12 Seiten, 1937. — Eine kleine, hübsche Werbeschrift des schwedischen Rundfunks in deutscher Sprache, mit Bildern und Statistiken ausgestattet. Sie enthält in knappster Darstellung alles Wissenswerte und ist in dieser Form der Übersicht vorbildlich. Man freut sich über das schmucke und aufschlußreiche Heft!

Ročenka Československého Rozhlasu 1937. Herausgegeben vom Radiojournal. Prag. 160 Seiten. — Der tschechoslowakische Rundfunk hat bereits einmal im Jahre 1935 ein ganz umfassendes Werk von 1000 Seiten herausgegeben, das alle Fragen bis in die feinsten Einzelheiten behandelt. Das vorliegende Jahrbuch, das mit einem Anhang in deutscher, französischer und englischer Sprache versehen ist, gibt einen Überblick über die vergangenen drei Jahre. Die Aufmachung in Bild und Text ist sehr ansprechend, der Inhalt vielseitig, sorgsam gegliedert und an zahlreichen Statistiken erläutert. Ein schönes Jahrbuch, das wichtiges Material enthält, und ein gutes Nachschlagewerk.

XI. Tätigkeitsbericht der Österreich. Radio-Verkehrs-A.G. 1936. 120 Seiten. — Die Jahresberichte der RAVAG zeichnen sich schon immer durch große Genauigkeit, vor allen Dingen in allen Programmangaben aus. Auch die vorliegende Zusammenstellung gibt wieder eine Fülle von Unterlagen aller Art. Sie wird durch Statistiken über Rundfunkhörerzahlen, Angaben allgemeiner Art und einige Bilder vom Bau des neuen Rundfunkhauses ergänzt.

Radiodiffusion Heft 4. Juli 1937. — Die Zeitschrift des Weltrundfunkvereins ließ diesmal mit ihrem Halbjahresheft auf sich warten, überraschte dann aber die Leser mit einer bemerkenswerten Sondernummer unter dem Titel „Der Rundfunk: Mittler der Völkerverständigung". Auf Grund einer eingehenden Umfrage haben europäische und außereuropäische Rundfunkländer zu der wichtigen Frage Stellung genommen, auf welche Weise und in welchem Umfange der Rundfunk in den Dienst der Völkerverständigung und damit der Annäherungsbestrebungen gestellt worden ist, besonders im Blick auf die Verwertung von fremden Gutem im jeweiligen Nationalprogramm. Im zweiten Teil des Heftes sind die Arbeiten zusammengefaßt und gewürdigt, die der Weltrundfunkverein von sich aus im Dienste der Völkerverständigung unternommen hat. (Dieser Teil ist auch in englischer Übersetzung erschienen, die bisher übliche deutsche Fassung fiel wohl diesmal aus Raummangel fort.) Es wäre durchaus zu begrüßen, wenn sich die „Radiodiffusion" entschließen könnte, auch in Zukunft Sonderhefte über die verschiedensten Spezialgebiete herauszugeben, sie können viele aufschlußreiche Unterlagen für die zwischenstaatliche Rundfunkforschung bringen. — r.

Axel Seeberg:

Betrachtungen zur Eismeer- und Ostseepolitik der Sowjetunion

Jede Betrachtung politischer Fragen, an denen die Sowjetunion Anteil hat, muß das Doppelgesicht dieses Gebildes beachten. Die ausschließliche Berücksichtigung nur einer seiner Seiten führt notgedrungen zu Unzuträglichkeiten. Die eine Seite ist die Tatsache, daß der entscheidende willensbildende Faktor für die Sowjetunion der Kommunismus und die III. Internationale ist — deren Ziele nicht spezifisch russisch sind —, die andere Seite: daß für diesen Bolschewismus eines der vornehmsten Mittel zur Erreichung seiner internationalen Zwecke der Staat im russischen Raume, die Sowjetunion ist. Wie jedes Werkzeug, so hat auch der Staat im russischen Raume sein eigenes Gesetz. Es ergibt sich aus den besonderen Raumverhältnissen, aus der rassischen und biologischen Struktur der Bevölkerung, aus historischen Bedingungen usw. Daraus folgert, daß die bolschewistische Politik, die, um jenes Werkzeug zweckmäßig verwenden zu können, naturgemäß dessen besonderen Bedingungen gerecht werden muß, in ihrer auswärtigen Politik vielfach Ähnlichkeit mit der des zaristischen Rußland aufweist. Der außenstehende Betrachter neigt leicht dazu, diese Ähnlichkeit entweder zu überschätzen, indem er die III. Internationale nicht genügend würdigt, oder auch zu unterschätzen: wenn er die Tätigkeit der III. Internationale zu theoretisch betrachtet.

Diese Bemerkungen mußten zu Anfang der folgenden Ausführungen gemacht werden, um von vornherein festzustellen, daß die geschilderte Entwicklung im nordöstlichen Raum und ihre politische Ausdeutung nur dann richtig verstanden wird, wenn man sie nicht ausschließlich eigengesetzlich bewertet, sondern als relativ bedeutenden Bestandteil im Rahmen der gesamten Weltpolitik der III. Internationale.

Die Entwicklung während des Weltkrieges und vor allem nach dem Weltkriege bringt für Nordosteuropa erhebliche Veränderungen gegenüber der Vorkriegszeit, die in ihrer Bedeutung im Bewußtsein der Weltöffentlichkeit meist noch nicht genügend zur Geltung gekommen sind. Der entstandene Zustand weist mehr Ähnlichkeit mit der Zeit vor dem nordischen Kriege als mit der Zeit vor 1914 auf. Rußland ist von der Ostsee abgedrängt, seine Zugehörigkeit beschränkt sich auf Petersburg und dessen nähere Umgebung. Die neuen Kleinstaaten können — mit Ausnahme Polens — nicht in der Lage sein, Großmacht zu werden, d. h. vorwiegend aus eigenem Interesse aktiv auswärtige Politik zu betreiben. Die Folge ist, daß diese Staaten trotz ihrer Neutralitätsbestrebungen Objekt der großen Weltpolitik werden müssen, sobald sich die Dinge in dem Raume auch nur einigermaßen zuspitzen. Sie werden entweder in Abwehr oder in Offensivabsicht von interessierten Großmächten benutzt werden. Wir haben hier den typischen Fall eines politischen Vakuums, das, da es nicht mit eigener Kraft ausreichend gefüllt ist, die umliegen-

den Kräfte in sich hineinzieht. Ein solches Vakuum wirkt sich naturgemäß in Gegenden, die politisch Brennpunkte sind oder militärisch Brennpunkte werden können, in besonders starkem Maße aus.

Die gelegentlich vertretene Meinung, Rußland habe mit der Rückverlegung seiner Hauptstadt von Petersburg nach Moskau aus den Veränderungen die dauernde Konsequenz im Sinne eines Aufgebens seiner Interessen im Nordosten gezogen, war, wie die seitherige Entwicklung zeigt, überaus töricht. Einmal ist Petersburg keineswegs zu einer zweitrangigen Provinzstadt herabgesunken. Seine ökonomische Bedeutung ist nach wie vor erheblich; die Bevölkerungszahl steht heute weit über der Vorkriegszeit (1917: 1 428 000 — 1934: 2 711 000 — 1937: über 3 000 000). Der begonnene Ausbau der Ostseeflotte ist bekannt.

Zum zweiten zeigt aber vor allem die außenpolitische Aktivität der Sowjetunion, daß in erster Linie von Rußland die Bemühungen ausgehen, jenes politische Vakuum auszufüllen. Die Mittel hierbei sind sowohl militärisch (bis 1921) als auch innerpolitisch (kommunistische Zersetzung, Putschversuche usw.), als auch wirtschaftspolitisch (lettisch-russischer Handelsvertrag von 1927), als schließlich rein politisch (russischer Einfluß in Litauen, Projekt eines Ost-Locarno usw.). Alle diese Versuche, deren Ergebnisse hinlänglich bekannt sind und hier nicht weiter geschildert zu werden brauchen, zeigen, daß das russische Interesse an Nordosteuropa heute so lebendig ist wie nur je. Erst kürzlich machte sich der Bolschewismus in sensationeller Weise die alte These des Fensters in den Westen zu eigen.

Worauf beruht dieses aktive und intensive Interesse? — Wir begnügen uns mit der Aufzählung einiger wesentlicher, aber keineswegs aller Gesichtspunkte.

Die Herrschaft im Nordostraum ermöglicht Rußland erst eine weitgreifende europäische Politik. Darüber war sich, wie aus allen seinen Äußerungen hervorgeht, Peter der Große ebenso im klaren wie die europäischen Großmächte jener Zeit. Das Baltikum war der Ausgangspunkt der russischen Ausbreitung in den Westen. Die Ostsee war und ist in starkem Maße Komponente des mitteleuropäischen Raumes. Man muß sich, um das klar zu erfassen, einmal die Frage vorlegen, in welcher Weise die Sowjetunion heute überhaupt gegen ein zentraleuropäisches Land Krieg führen könnte.

Noch klarer tritt das bei einer Betrachtung jener Länder als Flanke der russischen Weite in Erscheinung. Die Macht, die hier sitzt oder sitzen kann, bedeutet eine ständige Bedrohung für Rußland im Falle irgendeiner mitteleuropäischen Auseinandersetzung. Anders gesehen: Die Verhinderung einer russischen Beherrschung des Nordostraumes bildet einen wertvollen Beitrag für den Frieden in Mitteleuropa. Diese Tatsache ist naturgemäß für jeden Staat im russischen Raum, ob nun kaiserlich oder bolschewistisch, äußerst unbequem. Er wird, wenn er aktive Politik in Mitteleuropa treiben will, versuchen, wenn irgend möglich seine Flanke durch Wiederangliederung jener Länder zu sichern. (Und das gilt auch für Finnland,

man denke nur an die Bedeutung der Viborger Frage in den Friedensverhandlungen vor 1721.)

Schließlich ist das russische Interesse ökonomischer Art. Bekannt ist der russische Wunsch nach eisfreien Häfen. Hinzuweisen ist auf die wertvolle Bereicherung, die ein Besitz dieser Länder (vor allem des aufstrebenden Finnlands) für das kommunistische Experiment bedeuten würde. Weniger erörtert sind die Siedlungsmöglichkeiten, die dieser relativ gering besiedelte Raum für den russischen Bevölkerungsüberdruck bieten würde und die seinerzeit Stolypin zu Siedlungsplänen im Baltikum angeregt haben.

Zur Stützung ihrer sehr verständlichen Neutralitätsbestrebungen wird gegenüber diesen nicht zu leugnenden Tatsachen in politischen Kreisen jener Länder auf taktische Gesichtspunkte hingewiesen: Auf den begreiflichen Wunsch der Sowjetunion im Falle eines Krieges (der vermutlich doch nicht nur lokale Ausmaße haben würde), nicht allzuviel Gegner zu haben; auf das Interesse der westeuropäischen Länder, vor allem Englands, an der Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes usw. Bezeichnenderweise hat sich jedoch nicht einmal eine gemeinsame Neutralitätsfront aller Beteiligten realisieren lassen, und an den Völkerbund wird bei solchen Erörterungen nur noch peripher gedacht. Man wäge einmal das Gewicht der oben angestellten grundsätzlichen Betrachtungen gegen das dieser taktischen Gesichtspunkte ab, um die Problematik voll zu erfassen.

Die Veränderungen und damit die politische Problematik Nordosteuropas beschränken sich nun nicht auf den geschilderten Tatbestand. Während des Weltkrieges beginnt der Prozeß einer Erweiterung des nordosteuropäischen Raumes durch Erschließung seiner nördlichen Teile mit den Mitteln moderner Technik und Pflanzenzüchtung, der in der Nachkriegszeit, vor allem seit Ausgang der zwanziger Jahre, aufs intensivste weitergetrieben wird. Die finnischen Maßnahmen sind in anderen Aufsätzen dieses Heftes eingehend geschildert und gewürdigt. Von russischer Seite erfolgt die Erweiterung der Murmanbahn, Straßenbauten, Anlage von Flugplätzen, der Bau des Ostsee-Weißmeer-Kanales, die energisch vorgetriebene Erschließung Ostkareliens und der Halbinsel Kola. Man muß an diese Maßnahmen die Entwicklung der arktischen Seeschiffahrt sowie die Ansätze zu einer Flugverbindung über die Polargebiete nach Nordamerika anfügen.

Damit sind einige Tatsachen geschildert, denen das Gefühl einer Bedrückung in den angrenzenden skandinavischen Ländern, das Empfinden eines russischen Drucks auf Narvik, Spukflieger und Spionageaffären, die Erörterung der Möglichkeit einer Kriegführung in der nordskandinavischen Landschaft usw. bezeichnend gegenübersteht.

Worin liegt die Bedeutung dieser Aktivität der Sowjetunion für das politische Kraftfeld Nordosteuropas? — Unzweifelhaft spielen rein ökonomische Erwägungen eine wesentliche Rolle. Die Bodenschätze der nördlichen Zone sind gewaltig und

ergänzen die russische Rohstoffbasis. Der Ostsee-Weißmeer-Kanal bietet eine der Verkehrsgrundlagen für eine Erschließung der nordsibirischen Gebiete von den Strommündungen her. Die hier zu gewinnenden Rohmaterialien sind in erster Linie Holz, Erze und Mineralien, also Güter, die sich auf dem Wasserwege rentabler in die russischen Wirtschaftszentren transportieren lassen als durch den Bau besonderer Bahnen. Demgegenüber scheint der Gedanke eines Handelsweges für den Weltmarkt über eisfreie Häfen der Eismeerküste aus Innerrußland nur für den Kriegsfall — wie im Weltkrieg — Sinn zu haben. Für den friedlichen Handelsverkehr dürfte der Weg reichlich umständlich sein, soweit es sich nicht um den Export der Güter des Nordens selbst handelt, dem eine steigende Bedeutung zukommt.

Die ökonomische Überlegung erklärt das Bild jedoch nicht vollständig. Ganz offensichtlich steht neben, wenn nicht über der Ökonomie die große Politik, sie beeinflussend und von ihr beeinflußt. Die militärische Aktivität der Sowjetunion hier oben im Norden spricht eine beredte Sprache, denn hier ist sie von keinem denkbaren Gegner ernsthaft bedroht. Es sei die These aufgestellt, daß die Sowjetunion hier den Ansatz einer Stoßrichtung über das Nordkap in Richtung auf Atlantik und Nordseee entwickelt. Diese neue Stoßrichtung ist militärischen und nicht ökonomischen Charakters. Sie beginnt im Hinblick auf einen möglichen Krieg bereits heute politisch wirksam zu werden. Ihr Zweck ist die Ergänzung der historischen russischen Ostseepolitik. Erzwang diese vom Baltikum vorstoßend eine Beteiligung an der zentraleuropäischen Politik, so strebt die neue Richtung eine verstärkte dauernde Sicherung dieser Beteiligung von der Flanke der Nordsee her an. Wie die moderne bolschewistische Mittelmeerpolitik die Dardanellen überspringt und sich eine Basis im westlichen Mittelmeer zu schaffen bemüht, wird hier im Norden die nicht bezwingbare westliche Ostsee umgangen.

Erst so gesehen gewinnt die unbestreitbare Aktivität der Sowjetunion in Nordskandinavien, der Ausbau der Petersburger Flotte, die Verbreiterung und Vertiefung des Weißmeer-Ostsee-Kanales für mittlere Kriegsschiffe, die militärischen Maßnahmen längs der finnischen Grenze usw. einen Sinn, der die ökonomische Betrachtung erheblich erweitert und ergänzt. Erst so, und nicht in erster Linie ökonomisch, wird der russische Wunsch nach dem Erwerb nordnorwegischer Häfen, den man in Norwegen fürchtet, verständlich. Ergänzend sei auf die gewissermaßen am Wege liegenden nordschwedischen Erzzentren hingewiesen. Auch die Russen, die übrigens von hier nie Erze bezogen haben, werden sich überlegt haben, welche Bedeutung die Lahmlegung der schwedischen Erzbezüge für die Betroffenen haben würde.

Wie wirkt sich nun die geschilderte Veränderung der Bedeutung des arktischen Teiles des nordosteuropäischen Raumes auf seinen Ostseeteil aus? — Ist die These, die jüngst auch in der deutschen Publizistik aufgestellt wurde, richtig, daß dadurch eine Entlastung des Ostseeteiles vom russischen Druck eingetreten sei?

Zunächst ist jedenfalls eindeutig festzustellen, daß im ganzen gesehen, jene Entwicklung das russische Interesse an Nordosteuropa gesteigert hat. Das tritt ökonomisch, verkehrspolitisch, strategisch und rein politisch in Erscheinung. Das Zentrum dieses verstärkten russischen Interesses muß aber auf absehbare Zeit Petersburg bleiben. Petersburg ist gewissermaßen die Brücke vom Eismeer und seinen Küstengebieten zum Innern Rußlands. Petersburg ist der Mittelpunkt des in praxi einheitlich zusammengefaßten Verwaltungsgebietes und des Militärbezirks, der sich entlang den Grenzen der baltischen Staaten bis zum Eismeer erstreckt.

Petersburg ist der Knotenpunkt des Kanal- und Eisenbahnsystems. Die Politik der Sowjetunion wird sich infolgedessen diesen Zentralpunkt unter allen Umständen absolut sichern wollen, und eine solche Sicherung ist, das sei noch einmal wiederholt, am besten durch die Wiedergewinnung der durch den Weltkrieg verlorenen Gebiete Nordosteuropas möglich. Die Erweiterung Rußlands im arktischen Raum entlastet somit die nordosteuropäischen Länder nicht, sondern belastet sie auf lange Sicht gesehen zwangsläufig.

Zweitens: Jene angedeutete Umfassungstendenz um das Nordkap herum macht eine Ostseepolitik der Sowjetunion nicht entbehrlich. Die Ostseepolitik der Sowjetunion zielt auf Mitteleuropa. Die nördliche Linie kann zwar diese Druckmöglichkeit auf Mitteleuropa steigern, aber auf absehbare Zeit nicht ersetzen. Von der Nordsee her kann man nur indirekt in Litauen, in Polen oder im ostelbischen Mitteleuropa Politik machen.

Zusammengefaßt: Wir konstatieren, daß die historische Ostseepolitik Rußlands ergänzt und erweitert wird durch die Politik der Sowjetunion im Eismeer. Beides bestätigt die Bedeutung des nordosteuropäischen Raumes für Rußland. Die baltischen Staaten und Finnland, ja darüber hinaus die skandinavischen Länder, soweit sie Anteil an Nordosteuropa haben, werden durch diese Entwicklung noch stärker belastet, als es in den Zeiten des kaiserlichen Rußland der Fall war. Ihre besondere Färbung erhält diese Situation aber durch die innere Notwendigkeit für die III. Internationale, Politik in Mitteleuropa, Politik vor allem gegen das nationalsozialistische Deutschland im Sinne einer Weltrevolutionierung zu machen. Zu den Mitteln einer solchen gehört aber nicht nur Zersetzung der Massen, Agitation usw., sondern in erster Linie die auswärtige Politik ihres Werkzeuges, der Sowjetunion.

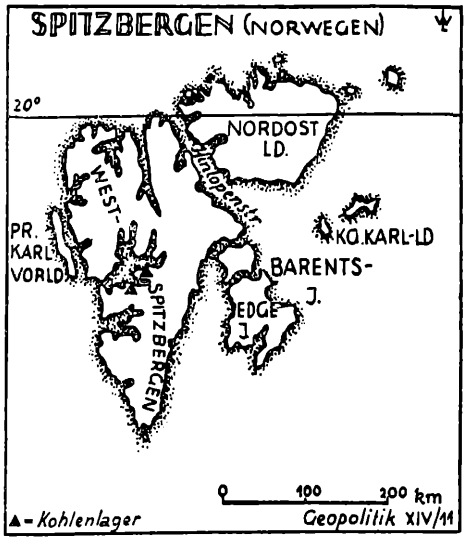
Eiliv Odde Hauge:
Finnmarken und Spitzbergen

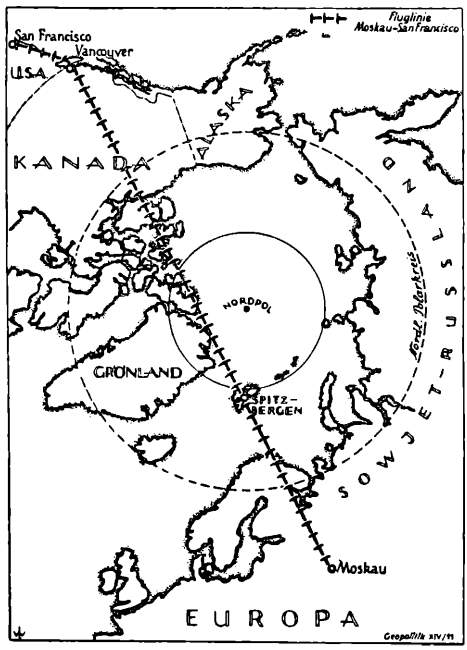
„Wir nennen Grönland (und damit norwegisches Land) alles Land im Norden, außer den Ländern, die zum russischen Kaiserreich gehören" — schrieb Christian IV. von Dänemark-Norwegen 1618 an Jakob I. von England. Der nördliche Teil des Atlantischen Ozeans wurde damals noch Norwegisches Meer genannt. Die

langdauernde Union Norwegens mit Dänemark (1384—1814) und dann mit Schweden (1814—1905), bei der das politische Schwergewicht naturgemäß außerhalb Norwegens lag und die Kräfte Norwegens in eine andere Richtung gelenkt wurden, hat entscheidend dazu beigetragen, daß im Laufe der Geschichte wertvolle Teile des Nordens und Nordostens für Norwegen verloren gegangen sind, so vor allem die Kola-Halbinsel. Eine lange Zeit hindurch war die Grenze gegenüber Rußland fließend. Das Zarenreich schob seine Grenzen zielbewußt gegen Norden vor, um den Zugang zum offenen Meer zu erlangen. Erst 1826 wurde die Grenze zwischen Norwegen und Rußland gezogen. Das norwegisch-russische Gemeinschaftsgebiet, in dem sich die Waagschale durch die vorwärtsdringende russische Siedlung (größtenteils waren diese Siedler griechisch-katholische Karelier, also Finnisch-stämmige) immer mehr zuungunsten Norwegens verschoben hatte, wurde geteilt. Das Petsamogebiet (Peisen) kam also erst 1826 zu Rußland, um dann, 1920, im Frieden zu Dorpat, an Finnland abgetreten zu werden, so daß Norwegen heute keine gemeinsame Grenze mehr mit der Sowjetunion hat. So erfreulich diese Tatsache auch vom norwegischen Standpunkt ist, läßt sich doch nicht behaupten, daß dadurch eine Entlastung vom Druck des östlichen Riesenreiches eingetreten wäre. Im Gegenteil — die durch die Entwicklung der modernen Technik und Agrarkultur neu entstandene Möglichkeit, die Gebiete nördlich des Polarkreises wirtschaftlich zu erschließen und zu besiedeln und damit auch größere Menschenmengen in ihnen unterzubringen, hat die arktischen Gebiete in eine politische Gefahrzone ersten Ranges verwandelt. Die Konfliktspunkte mit der Sowjetunion sind für Norwegen nicht aus der Welt geschafft, und die imperialistische Expansion des bolschewistischen Rußlands in die Richtung zum Atlantischen Ozean zeichnet sich immer deutlicher ab. Als bedroht müssen vor allem Spitzbergen und die beiden nördlichsten Provinzen Norwegens, Troms und Finnmarken, angesehen werden.

Finnmarken ist mit 48,152 qkm der größte Regierungsbezirk Norwegens. Der skandinavische Bergrücken senkt sich hier. Die Erhebungen liegen meistens unter 700 m, die höchsten erreichen 1100 m. Das Land macht mit seinen abgeschliffenen, vegetationslosen Felskuppen vom Schiff her gesehen einen armen, öden Eindruck, so groß auch die Schönheit des Landschaftsbildes ist. Tatsächlich galten diese nordöstlichen Bezirke Norwegens lange Zeit für eine arme, harte Gegend, die nicht imstande wäre, einer größeren Anzahl von Menschen die Ernährungsbasis zu geben. Dies Vorurteil ist auch heute noch leider nicht völlig überwunden, so falsch es auch ist. Vom nationalen Standpunkt ist es für Norwegen fast zum Verhängnis geworden, daß es Hunderttausende seiner aktivsten, initiativebegabtesten Söhne als Auswanderer verloren hat, während die entwicklungsfähigen, zukunftsreichen nordöstlichen Bezirke fast menschenleer geblieben sind und sich dadurch Rußland gegenüber in einer besonders gefährdeten Lage befinden. Es darf dabei allerdings nicht vergessen werden, daß erst die moderne Technik und Wissenschaft seit verhältnis-

mäßig kurzer Zeit die Möglichkeiten eröffnet hat, die Gebiete im hohen Norden zu erschließen und wohnlich zu machen. Dank dem Golfstrom ist das Klima in Nordnorwegen verhältnismäßig milde. Der kurze, aber intensive nordische Sommer, während dem die Sonne nicht untergeht, bringt eine Wachstumsbeschleunigung der Pflanzenwelt mit sich. Bei Anwendung der in Kanada, Alaska und Sibirien erprobten neuen landwirtschaftlichen Methoden und Züchtungsergebnisse (man denke nur an die frostharten, schnellreifenden Getreidearten, die arktische Kartoffel u. a. m.), ließe sich eine hinreichende Ernährungsbasis für ein Vielfaches der jetzi-





gen Bevölkerung Nordnorwegens schaffen. Heute sind dort nur etwa 100 qkm angebaut. Wenn auch dem Getreideanbau Grenzen gesetzt sind — für Gemüsebau und Viehzucht stehen fast unbegrenzte Möglichkeiten offen. Frisches Gemüse und Butter sind ja wegen der Skorbutgefahr in den arktischen Gebieten von besonderer Bedeutung. Die Bodenschätze Nordnorwegens sind größtenteils noch unerschlossen, z. T. sogar noch unerforscht. Ohne Zweifel sind hierin reiche Möglichkeiten gegeben (Schwefelkies, Eisen, Kupfer, Nickel u. a. m.). Eine große Bedeutung hat heute schon die Fischerei mit ihrer verarbeitenden Industrie, obwohl durch die sowjetrussischen vertragswidrigen Zwangsmaßnahmen gegen die norwegischen Schiffe in den arktischen Gewässern Erschwerungen eingetreten sind. Auf den Waldreichtum Nordnorwegens sei hier nur hingewiesen. Die noch ungenutzten reichen Wasserkräfte könnten bei der Erschließung dieser Gebiete eine große Rolle spielen.

Die Anfänge der norwegischen Kolonisierung von Troms und Finnmarken liegen um das Jahr 500. Die Entwicklung vollzog sich so, daß die dort ansässigen Samen[1]) (d. h. Lappen) von den Norwegern unterworfen und regelmäßig besteuert wurden. Zum Entgelt dafür wurden die Samen von den Norwegern gegen die gen Westen vorrückenden finnischen Stämme geschützt. Allmählich setzte die norwegische Besiedlung in den beiden Bezirken ein, und Troms und Finnmarken wurden aus einem Steuerland zu einem Bestandteil des norwegischen Reiches, während der Zusammenhang mit den östlich des Varanger-Fjords gelegenen, Norwegen untertänigen Gebieten nach wie vor lose blieb. Nach der Sprachenzählung, die sich nach der Umgangssprache richtet, sind in

	Troms	Finnmarken
Norweger:	87 955 = 90,3%	36 588 = 68,6%
Samen:	7 156 = 7,3%	10 861 = 20,4%
Finnen:	2 356 = 2,4%	5 859 = 11%

Während die Samen sich völlig als zu Norwegen zugehörig betrachten, ist bei den nicht sehr zahlreichen Finnen (sie sind zum größten Teil Nachkommen der infolge der Hungersnöte des vorigen Jahrhunderts aus Finnland Ausgewanderten) das nationale Leben im Sinne der Beziehung zu Finnland sehr rege.

Finnmarken und Troms haben also eine überaus geringe Bevölkerungsdichte und weisen keinerlei Befestigungen auf. Mit dem übrigen Norwegen sind sie nur auf dem Schiffswege verbunden, da Straßen fehlen. Erst jetzt wird die große Straße Oslo—Kirkenäs, von Südnorwegen bis zur Grenze Finnlands, gebaut. Bis Bodö ist sie bereits fertig. Das schwerste Stück, Bodö—Narwik, ist noch im Bau begriffen. Über Narwik hinaus ist die Strecke bis Alta fortgeführt worden. Diese Straße sollte ursprünglich bis 1942 fertiggestellt werden. Man hat sich aber aus begreiflichen Gründen entschlossen, das Tempo zu beschleunigen und sie bis 1940 zu vollenden. Über die militärisch und wirtschaftlich gleich große Bedeutung dieser Straße wird es keine Zweifel geben. Die entscheidende Bedeutung des Verkehrsproblems wird am deutlichsten, wenn man in Betracht zieht, daß Norwegen so gut wie keine Kriegsflotte hat. Die nordöstlichen Bezirke sind also dem Zugriff einer feindlichen Flotte ohne weiteres preisgegeben. Bis vor einigen Jahren hatte Norwegen in der Tat auch keinen Grund, sich um seine nordöstlichen Provinzen militärische Sorgen zu machen. Nun ist aber militärisch und politisch im hohen Norden eine völlig neue Situation entstanden, seit die Sowjetunion an die Kolonisierung und wirtschaftliche Erschließung ihrer nördlichen Zone geht, und die Murmanskbucht mit dem Kriegshafen Poljarnoje zu einem der wichtigsten Marinestützpunkte

1) Die Samen, die irrtümlicherweise schon als aussterbende Rasse galten, haben sich in den letzten Jahrzehnten vermehrt. Sie leben hauptsächlich von Renntierzucht, aber auch von Ackerbau und Fischfang. Ihre urtümliche Volkskultur haben sie sich weitgehend bewahrt, wenn sie auch viele norwegische Anregungen auf dem zivilisatorischen Gebiet in sich aufgenommen haben. An kultureller Begabung fehlt es ihnen keinesfalls. Ein samischer Dichter, Matti Aiko, wird in Norwegen mit Recht sehr geschätzt.

ausgebaut wird. Bekanntlich wird die Kriegsflotte der Sowjetunion im Eismeer immer mehr verstärkt, und durch den Ostsee-Weißmeer-Kanal, der eben wesentlich erweitert und vertieft wird, was nur aus militärischen Rücksichten zu erklären wäre, ist zudem jederzeit die Möglichkeit gegeben, die leichteren Einheiten der Ostseeflotte in den Norden hinüberzuwerfen. Die Sowjetunion hat zwar eisfreie Häfen an der Küste der Kola-Halbinsel, die für wirtschaftliche Zwecke völlig ausreichend wären, und das auf weiteste Sicht. Vom militärischen Standpunkt wäre aber eine Verbreiterung der Basis für die Kriegsflotte in der Richtung gen Westen eine Vorbedingung für eine starke Stellung am Atlantik. Finnmarkens vorzügliche eisfreie Häfen in den tiefen Buchten mit den vorgelagerten zahlreichen Inseln bieten eine unangreifbare Basis für eine Kriegsflotte, wie sie günstiger nicht gedacht werden könnte. Die Kola-Küste liegt — im Hinblick auf den Atlantischen Ozean — doch zu weit östlich und bietet nicht ganz diese günstigen Möglichkeiten für eine Kriegsflotte. So paradox es auch klingen mag, dürften die reichen Möglichkeiten auf dem Gebiet der Viehzucht und Landwirtschaft, die diese Provinzen Norwegens bieten, für die Sowjetunion von hohem Wert sein. Das Ziel der bolschewistischen Machthaber, wie es oft ausgesprochen wurde, ist ja, die nördliche Zone zu einem sich landwirtschaftlich selbst versorgenden Gebiet zu machen, und das aus zwingenden Gründen: bei dem noch auf manche Jahrzehnte hinaus völlig ungenügenden Verkehrsnetz der Sowjetunion, dessen Leistungsfähigkeit zudem sehr gering ist, den periodisch auftretenden Hungersnöten gerade in den übervölkerten südlichen Agrargebieten und der bekannten organisatorischen Schwäche der Russen würde der hohe Norden im Falle einer ernsten kriegerischen Verwicklung der Sowjetunion dem Hunger preisgegeben sein, denn eine Versorgung aus dem Süden her wäre dann kaum mehr möglich. Schon jetzt scheint die Versorgung der in den Bergwerken arbeitenden politischen Sträflinge sich in einem katastrophalen Zustande zu befinden, und die Sterblichkeit in den Reihen dieser Zwangsarbeiter hat einen solchen Umfang angenommen, daß eine Verschickung in den Norden in der Sowjetunion als gleichbedeutend mit einem langsam und qualvoll durchgeführten Todesurteil gilt. Die sowjetrussische wirtschaftliche Erschließung des hohen Nordens und die Gewinnung der für die Kriegsindustrie erforderlichen Rohstoffe, sowie die Beschaffung der für die Kominternpropaganda so überaus wichtigen Valuta durch den Holzexport und die Goldgewinnung ist selbstverständlich auf die Dauer nur dann möglich, wenn die Ernährungsbasis für die Arbeiterschaft sichergestellt ist. Besonders wichtig, im Hinblick auf die Skorbutgefahr, ist frisches Gemüse, Milch, Butter. Finnmarken und Troms mit ihrem viel milderen Klima und den günstigeren landwirtschaftlichen Bedingnguen, als sie die Kola-Halbinsel und Ostkarelien bieten, könnten hier eine entscheidend wichtige Rolle spielen, wenn sie in den Besitz der Sowjetunion gelangten.

Wie ernst es der Sowjetunion um diese Gebiete zu tun ist, ersieht man aus

vielen Anzeichen. — Auf dem letzten Kominternkongreß war jedes Land nur durch eine Delegation vertreten, nur aus Norwegen kamen zwei, davon eine besondere nordnorwegische. In der norwegischen Arbeiterschaft wird eine rege und kostspielige kommunistische Propaganda betrieben, die zum Glück am gesunden Sinn des norwegischen Arbeiters größtenteils abgleitet. Vor ungefähr zwei Jahren kamen aus Nordnorwegen von verschiedenen Ortschaften Meldungen über das Auftauchen unbekannter Flugzeuge. Diese Mitteilungen wurden anfänglich nur von wenigen ernst genommen, und es wurde zunächst kaum etwas getan, um diese Vorgänge aufzuklären. Zu gleicher Zeit fingen Radioamateure Signale auf, die man mit diesen Flügen unbekannter Richtung und Herkunft in Verbindung brachte.

Im Herbst 1937 setzten die geheimnisvollen Flüge in größerem Umfang wieder ein. Vor der norwegischen Küste wurde ein Schiff beobachtet, das Sachverständige als ein Flugzeugmutterschiff erkannten. Bald kamen mehrmals Mitteilungen über das Auftauchen von U-Booten in norwegischen Gewässern an die Öffentlichkeit. Eines wurde sogar im Ofotfjord, vor Narwik also, gesichtet. Man fand ferner Rauchbomben, die offenbar von Flugzeugen zu Signalzwecken abgeworfen waren. Diese geheimnisvollen Flugzeuge trieben, begründeten Nachrichten zufolge, auch über Nordfinnland und Nordschweden ihr Unwesen. Die mehrfachen Grenzverletzungen durch sowjetrussische Flugzeuge gegenüber Estland runden das Bild ab. Es gab in der skandinavischen Öffentlichkeit noch immer viele Zweifel an der Realität der beobachteten Vorgänge. Als aber im Februar dieses Jahres ein russischer Spion in Tana verhaftet und eine geheime Sendestation beschlagnahmt wurde, die eindeutig zu Spionagezwecken diente, konnten nur Böswillige oder völlig Verblendete daran zweifeln, wer der Urheber dieser bedrohlichen Vorgänge war. Späterhin sind bekanntlich weitere Verhaftungen von Spionen erfolgt. Die Ergebnisse der Gerichtsverhandlung in dieser Sache sind nicht veröffentlicht worden. Die Spione sind mit verhältnismäßig geringen Gefängnisstrafen davongekommen. Aus dem an die Öffentlichkeit gelangten Material geht aber schon eindeutig hervor, daß ein ausgedehntes Spionagenetz über ganz Nordskandinavien vorhanden sein muß, das von der Sowjetunion ins Leben gerufen worden ist. Gleichzeitig damit geht auch eine gefährliche unterirdische Propaganda in der Arbeiterschaft der nordskandinavischen Gebiete vor sich. Wenn man in Betracht zieht, daß die Sowjetunion ihre Propaganda- und Agententätigkeit nicht überall und zu allen Zeiten, schon im Hinblick auf die damit verbundenen Kosten, gleich stark entfaltet, sondern solche kostspieligen Unternehmungen vor allem auf die Brennpunkte ihres außenpolitischen Interesses richtet, daß ferner die Komintern mit der Außenpolitik und dem Generalstab zweifellos eng zusammenarbeitet (gewisse Rivalitäten und personelle Reibungen zwischen den verschiedenen Behörden in Moskau können daran nicht irremachen), so muß man in Skandinavien über ein so ernstes und kostspieliges Interesse seitens der Sowjetunion für Nordskandinavien auf das ernstlichste beunruhigt sein. Der er-

wachende Wille zur Verstärkung der Wehrkraft sowohl in Norwegen wie auch in Schweden ist eine Antwort auf diese eigentümlichen Vorgänge. Hand in Hand damit geht das Bestreben in Norwegen, Troms und Finnmarken stärker zu erschließen und zu besiedeln, um allen etwaigen Annexionsgelüsten einer östlichen Macht auf diese Provinzen einen Riegel vorzuschieben. Die Sicherung, Erschließung und Besiedlung der nordöstlichen Bezirke muß geradezu als die nationale Aufgabe Norwegens bezeichnet werden, zu der alle Kräfte angespannt werden müssen. Ein Versagen hierin würde für Norwegen die schlimmsten Folgen haben.

Norwegens Schwierigkeiten mit der Sowjetunion sind leider mit den oben geschilderten Tatbeständen nicht erledigt. Die widerrechtlichen Schikanen und die Zurückdrängung der norwegischen Fischerei in den arktischen Gewässern seitens der Sowjetunion können hier nur gestreift werden. Auf Grund des sogenannten Sektorprinzips beansprucht die Sowjetunion ja sämtliches Land und alle Gewässer, die nördlich ihrer Küste bis zum Nordpol reichen, ohne dabei freilich Norwegen ein gleiches Recht zuerkennen zu wollen. Norwegens Souveränität über Spitzbergen ist noch immer beschränkt, und Spitzbergen gehört dabei zu den von dem roten Imperialismus am stärksten bedrohten Punkten im hohen Norden.

Die nach ihren spitzen, zackigen Bergformationen Spitzbergen genannte Inselgruppe, deren Gesamtumfang mit über 62 000 qkm fast dem Bayerns nahekommt, liegt 700 km nördlich von Hammerfest, Norwegens nördlichstem Hafen, und wurde 1175 von den Normannen erstmalig entdeckt. Dank der warmen Meeresströmung sind die westlichen Küsten der Inselgruppe 4—5 Monate eisfrei. Die übrige Jahreszeit sind sie völlig von der Außenwelt abgeschlossen.

Eine gewisse Bedeutung erlangte Spitzbergen erst im 17. Jahrhundert, als dort, hauptsächlich von Engländern und Holländern, ein umfangreicher Walfischfang betrieben wurde. Es gelang damals dem mit Dänemark uniierten Norwegen wohl, die englischen Versuche zur Besitzergreifung Spitzbergens zu verhindern, seine Hoheitsrechte zur Anerkennung zu bringen vermochte es nicht. Um 1700 hörte der Walfang auf. Noch heute sieht man in Spitzbergen die Ruinen der verlassenen Walfischfängerstädtchen. Spitzbergen wurde nur noch gelegentlich von einem norwegischen Schiff und von russischen Pelzjägern besucht. Deren angebliche Interessen nahm Rußland zum Vorwand, um sich den norwegischen Ansprüchen auf Spitzbergen zu widersetzen. Die Inselgruppe wurde zum Niemandsland proklamiert. Erst 1920 gelang es Norwegen, seine Souveränität über Spitzbergen durchzusetzen — allerdings mit gefährlichen Einschränkungen: Norwegen hat auf Spitzbergen kein Zoll- und Paßrecht; es muß jedem das Recht zugestehen, dort Handels- und Industrieunternehmungen zu gründen und Radiostationen zu errichten; die Steuererträgnisse dürfen nur Spitzbergen selbst zugute kommen und dürfen nicht höher sein, als die Verwaltung gerade benötigt; das Jagdrecht steht jedem frei, der norwegische Gouverneur darf nur Bestimmungen über Schonzeiten für gewisse Tier-

gattungen erlassen; irgendwelche Befestigungen dürfen auf Spitzbergen nicht errichtet werden, ebenfalls keine Flottenstützpunkte und Anlagen militärischen Charakters ohne vorherige Zustimmung des Völkerbundes; wirtschaftlich darf Norwegen keinerlei Monopolstellung einnehmen, damit die völlige Gleichheit für alle gewahrt bleibt. Wie man sieht, ist damit ein rechtlicher Zustand geschaffen, auf den der Begriff der Souveränität in keiner Weise passen kann. Vermutlich sollte durch diese von den Vereinigten Staaten, Frankreich, England, Italien, Japan, Dänemark, Holland und Norwegen unterschriebene Konvention von Sèvres, der die Sowjetunion später beigetreten ist, ein idealer Zustand der Freiheit, Gleichheit, offenen Tür usw. geschaffen werden — das Ergebnis sind unklare Verhältnisse,' die viele Konfliktsmöglichkeiten in sich bergen und dem schwächeren Teil die Möglichkeit nehmen, rechtzeitig Vorsorge für den Schutz seines Landes zu treffen. Denn gefähret ist Spitzbergen. Nur 40 km von dem norwegischen Städtchen Longyear-City, der Verwaltungszentrale mit dem norwegischen Kohlenbergwerk, entfernt befindet sich (ebenfalls an dem im Westen der Hauptinsel gelegenen Eisfjord) die russische Kohlengrube Barentsburg, die die Sowjetunion einem holländischen Konsortium 1932 abgekauft hat. 1935/36 überwinterten in Spitzbergen 2463 Menschen, davon mehr als die Hälfte Russen, ausgesuchte Bolschewiken, die militärisch ausgebildet und ausgerüstet sind (Norwegen hat auf Grund der famosen Konvention keinerlei Möglichkeiten, dagegen einzuschreiten). Da Norwegen keinerlei Schutzmaßnahmen für die Inseln treffen darf, so liegt es, praktisch gesehen, völlig im Belieben der Sowjetunion, wann sie sie annektieren will. Ihre Flotte beherrscht ja diesen Teil des Eismeeres, und auf der Insel selbst sind sie militärisch zweifellos schon ausschlaggebend. Norwegen kann auf Grund der Konvention nur warten, bis es dem sowjetrussischen Wolf beliebt, den Schafpelz abzuwerfen, und das wird zweifellos dann eintreten, wenn gewisse außenpolitische Rücksichten, die heute noch von Moskau genommen werden müssen, wegfallen werden. Eine Revision dieser Konvention ist darum, bei den gänzlich veränderten politischen Verhältnissen, dringend so bald wie möglich erforderlich, denn Spitzbergen stellt einen beträchtlichen Wert dar. Seine Lager an bester, leicht abbaufähiger Steinkohle werden auf 9 Milliarden Tonnen geschätzt (die Förderung pro Mann und Schicht ist dank den günstigen Abbaumöglichkeiten etwa dreimal so groß wie im Ruhrgebiet). Von den 686 000 Tonnen Kohle, die 1936 aus Spitzbergen ausgeführt worden sind, entfallen etwa 400 000 auf die sowjetrussische Kohlengrube. Etwa 10% des norwegischen Kohlenbedarfs wird aus Spitzbergen gedeckt. Die Kohlen aus der sowjetrussischen Grube gehen übrigens in erster Linie für die Eismeerflotte. Es erscheint zwar unverständlich, wie die an Bodenschätzen so reiche Sowjetunion, deren Lagerstätten an bester Kohle gewaltig sind, dazu kommt, ausgerechnet in Spitzbergen, auf norwegischem Territorium, ein Kohlenbergwerk zu unterhalten. Es dürften wohl zwei sehr verschieden geartete Gründe dafür bestimmend gewesen sein: erstens das schon oben

erwähnte chronische Versagen des russischen Verkehrswesens, das es wünschenswert erscheinen läßt, die sowjetrussische Arktis gewissermaßen autark zu machen; zweitens der imperialistische Drang der Sowjetunion und ihre Gier nach neuen Ländern. Es dürfte wohl naheliegend sein, das Fußfassen der Sowjetunion auf Spitzbergen in Zusammenhang mit den Tendenzen auf Nordnorwegen zwecks Erlangung einer unangreifbaren Basis am Atlantischen Ozean zu sehen und gleichzeitig mit dem Wunsch, das Eismeer völlig zu beherrschen. Dafür spricht auch die 1933 vollzogene Annexion des Franz-Joseph-Landes, der etwa 20000 qkm umfassenden Inselgruppe östlich von Spitzbergen. Sie wurde 1865 von einem norwegischen Schiff erstmalig entdeckt (nicht, wie irrtümlicherweise oft angenommen wird, von einer österreichischen Expedition). In den Jahren von 1865—1928 sind diese Inseln von im ganzen 138 Schiffen besucht worden, davon 110 norwegischen und 12 russischen. Norwegen hatte dort ausgedehnte Fischereiinteressen. Der norwegische Fischfang dort ist von der Sowjetunion nach der widerrechtlichen Besitzergreifung untersagt worden. Diese Annexion, der 1929 eine „inoffizielle" Besitzergreifung vorausging, ist unter dem Protest Norwegens erfolgt. Kein anderer Staat hat sie bis jetzt anerkannt. Die Sowjetunion hat auf Franz-Joseph-Land einen Sender und eine meteorologische Station errichtet und behandelt die Inselgruppe als ihr Eigentum. Auch sie birgt wertvolle Bodenschätze.

Die reichen, größtenteils übrigens noch unerforschten Bodenschätze Spitzbergens wären selbstverständlich eine mehr als angenehme Zugabe im Fall einer Besitzergreifung. Angewiesen wäre die Sowjetunion nur dann auf sie, wenn es ihr auf die Dauer nicht gelingen sollte, ein geordnetes Wirtschaftsleben im eigenen Land mit seinen unermeßlichen Reichtümern an Bodenschätzen zu schaffen. Das würde ihr die Möglichkeit geben, auf die „Autarkie" ihrer Arktis zu verzichten und ihr viele unnütze Kosten ersparen.

Von norwegischer Seite werden, wenn auch verspätet, alle Anstrengungen gemacht, um eine norwegische Bevölkerungsmehrheit auf Spitzbergen zu schaffen. Die meisten Bergwerke, die Ausländern gehörten, sind aufgekauft worden, und es wird ernstlich daran gearbeitet, dies norwegische Land nicht verlorengehen zu lassen.

Überblickt man die Gesamtlage auf dem arktischen Gebiet, so sieht man ein planmäßiges, mit allen Mitteln erfolgendes Vorgehen der Sowjetunion zur Erschließung der Reichtümer des Nordens und zur Schaffung einer Machtposition am Atlantischen Ozean. Die sowjetrussische Flotte dominiert auf dem Eismeer. Die kleinen nordischen Staaten haben ihr bis jetzt nichts entgegenzusetzen. Die Küsten und Inseln des Nordens bis kurz vor Narvik sind ihr noch fast schutzlos preisgegeben. Es muß sehr zweifelhaft erscheinen, ob, wie es von mancher Seite angenommen wird, der drohende sowjetrussische Vorstoß gegen Narvik gerichtet sei. Wichtiger, wenn man sich auf den imperialistischen Standpunkt des so schwer zu einer dauerhaften inneren Ordnung gelangenden östlichen Riesenreiches stellen will, wäre ihm der Besitz

von Finnmarken und Troms. Der Widerstand bei Narvik wäre seitens der Sowjetunion nur mit sehr großen Kräften zu überwinden, die bei der Schwäche ihres Verkehrswesens und den durch die nördliche Natur bedingten Schwierigkeiten nicht ohne weiteres an Ort und Stelle zu schaffen wären. Eine solche Operation würde zugleich auch einen Angriff auf Schweden bedeuten, wobei die sowjetrussischen Truppen sich auf der Linie des stärksten Widerstandes bewegen müßten. Sie müßten quer durch Finnland zum Bottnischen Meerbusen vorstoßen, um dann das schwedische Festungsgebiet Boden zu überwinden. Das wäre keine handstreichartige Operation mehr, sondern würde große Kräfte erfordern, was wiederum zur Voraussetzung hätte, daß ganz Europa dem ruhig zusehen würde. Zur Lahmlegung des Hafens Narvik, falls sich dem sowjetrussischen Generalstab dies Problem stellen sollte, wäre eine Flotten- und Flugzeugbasis in Finnmarken schließlich voll ausreichend. Ein Angriff auf Finnmarken von der Landseite in Verbindung mit einer Flottenoperation wäre erheblich leichter, wenn auch die Widerstandskraft Finnlands hier nicht unterschätzt werden darf.

Abschließend muß gesagt werden: So gefährlich der ständig wachsende Druck seitens der Sowjetunion auch ist — bei Anspannung aller nationalen Kräfte der Staaten Skandinaviens läßt sich dieser Gefahr mit Aussicht auf Erfolg Widerstand leisten. Es darf allerdings nicht länger gezögert werden, und die vor allem gefährdeten Positionen im Nordosten müssen so bald wie möglich ausgebaut werden. Von dem Gelingen oder Mißlingen dieser Aufgabe wird aller Wahrscheinlichkeit nach die Selbständigkeit der skandinavischen Staaten in der Zukunft abhängen.

Albrecht-Joachim Grüssner:

Die Ålandsinseln — ein wehrgeopolitisches Problem im Ostseeraum

I

Unter den geopolitisch wichtigsten Meeresräumen nimmt zweifellos die Ostsee einen bedeutenderen Platz ein, als man ihr gewöhnlich zubilligt. Auf einem verhältnismäßig kleinen Raum stoßen hier die verschiedenartigsten Interessen einer Reihe von Staaten zusammen, deren Anzahl von keinem anderen Meeresbereich ähnlicher Größe übertroffen wird. Von vier Staaten vor dem Kriege ist deren Zahl heute bis auf zehn angewachsen. Zwei der politisch aktivsten, aber gegensätzlich ausgerichteten Weltmächte, Deutschland und Rußland, zu Lande von einer Reihe von Zwischenstaaten getrennt, begegnen sich unmittelbar in der offenen Ostsee. Es läßt sich ohne Zögern sagen, daß mit dieser bunten Aufteilung der Ostseeküste eine weitgehende Vermehrung und Zuspitzung der geopolitischen Fragen dieses Raumes stattgefunden hat, die dieses Gebiet vielleicht sehr plötzlich in den Brennpunkt des Weltgeschehens rücken kann.

Unter den Problemen des Ostseeraumes sind einige schon seit jeher von großer

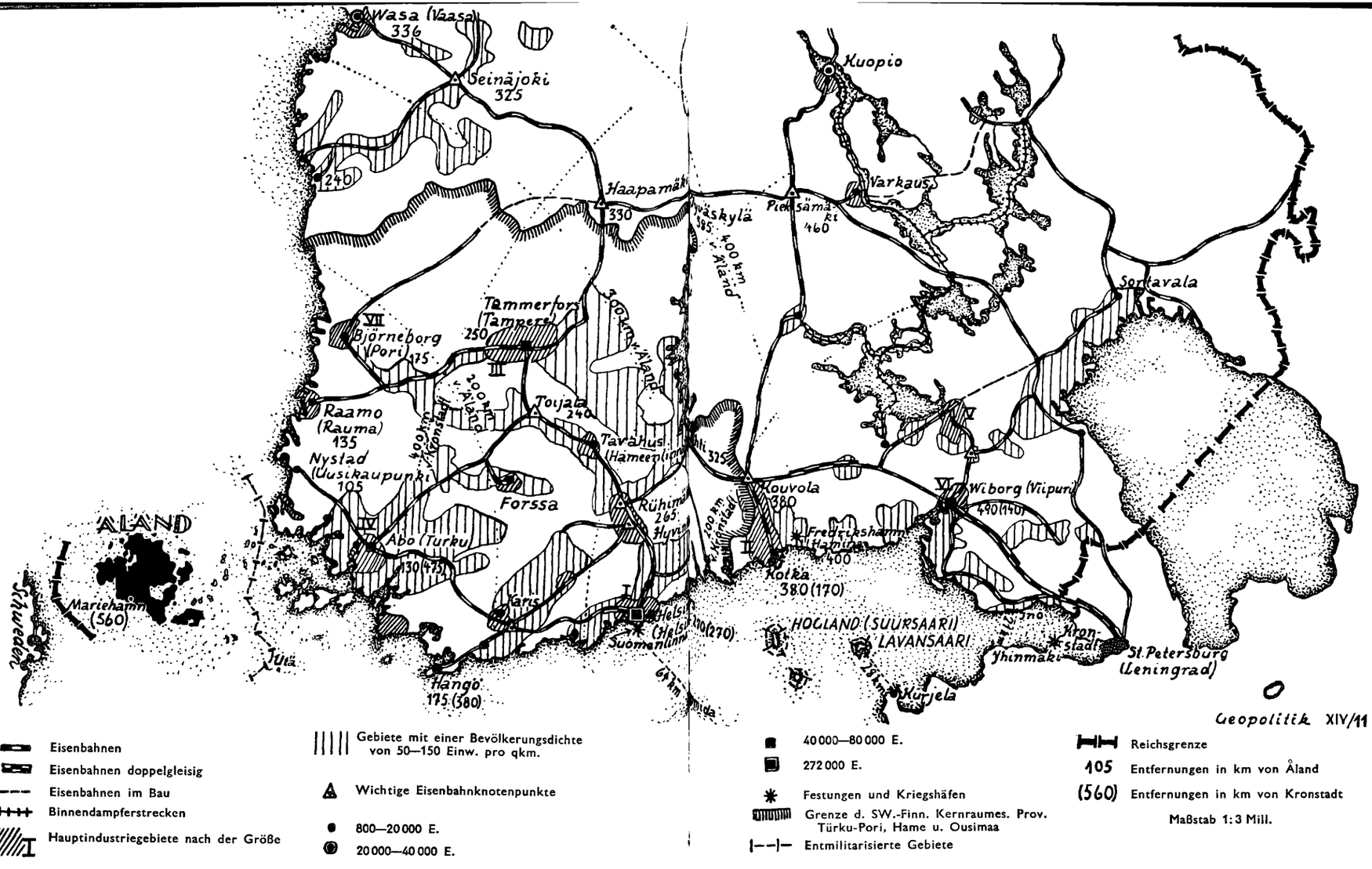
Bedeutung gewesen, die natürlich nun durch das Hinzukommen neuer Kombinationen noch stärker hervortreten.

Man hat verschiedentlich behauptet, daß die Ålandsinseln der strategisch wichtigste Punkt im Bereiche der Ostsee seien. Und in der Tat spielt diese Inselgruppe in der nordeuropäischen Politik der letzten 130 Jahre dank ihrer Lage eine hervorragende Rolle.

Betrachtet man die Konfiguration des gesamten Ostseebeckens, so tritt es uns als ein Kreuz von länglich gestreckten Meeresarmen entgegen, bei dem die westliche Hälfte des Querbalkens bereits teilweise verlandet ist und nun die Mittelschwedische Senke mit ihren Seen, vor allem dem Mälaren bildet. In den Quadranten dieses Kreuzes drängen sich gegen die Mitte zu die Landmassen Schwedens, Finnlands und weiter ab im Südosten auch Estlands zusammen. An der Kreuzungsstelle der Meeresarme, also im eigentlichen geographischen Mittelpunkte der gesamten Ostsee, liegen die Ålandsinseln. Setzt man hier auf der Karte den Zirkel ein, mit einem der von Åland strahlenförmig ausgehenden Meeresteile, etwa dem Bottnischen Meerbusen, als Radius (675 km), so berührt der Kreis um Åland alle Aus- und Zugänge der Ostsee, und fast sämtliche Hauptstädte und lebenswichtigen Gebiete Nordeuropas fallen in seinen Bereich. Von dieser beherrschenden Mittelpunktslage aus beurteilt, rechtfertigt sich sicherlich die Einschätzung Ålands als eines der wichtigsten geopolitischen Gebiete im Ostseeraume.

Die nähere geographische Lage der Ålandsinseln kennzeichnet sich durch den in der Mitte der Inselgruppe gelegenen Schnittpunkt zwischen dem Meridian 20° östlicher Länge von Greenwich und der Nordbreite 60° 15′. Gleiche Breite haben etwa Leningrad (von Å. 580 km entfernt), Helsinki (260 km) und Oslo (510 km), gleiche Länge Pillau (600 km) und Tromsö (1060 km). Die heutige finnische Provinz Åland (finnisch Ahvenanmaa) setzt sich aus einigen großen und vielen kleinen Inseln zusammen, die meist von Klippenschwärmen kranzartig umgeben sind. Die Gesamtzahl aller Inseln und Inselchen beträgt über 6500, aber nur knapp 100 von ihnen sind bewohnt. Innerhalb einer Wasserfläche von rund 9000 qkm bedeckt das zusammengelegte Landareal Ålands nur 1300 qkm, von denen fast 850 auf die 5 größten Inseln entfallen. Der Rest verteilt sich auf die Tausende von Schären. Das Landschaftsbild Ålands ist ein Mosaik aus flachkuppigen, mit Nadelwald bestandenen Hügeln, von denen nur wenige über 100 m emporragen. Dazwischen liegen ebenso wirr verstreut, zusammen mit den Siedelungen, die meist kleinen Ackerflächen.

In nach Osten ständig breiter werdendem Streifen setzt sich diese Schärenlandschaft nach dem finnischen Festlande zu fort, um mit dessen ausgefranster Küste zu einer landschaftlichen Einheit zu verschmelzen. Die durchschnittliche Tiefe der Schärengewässer beträgt etwa 23 m. Eine Reihe bald gewundener, bald wieder gerader Rinnen zieht, alten Spalten im Berggrund folgend, in meist Nordsüdrich-



tung durch das unübersichtliche Inselgewirr, das ein sicheres Versteck für wendige und schnellgehende kleine Torpedofahrzeuge ist, die von hier aus überfallartige Angriffe auf eine vor den Inseln operierende feindliche Flottenmacht unternehmen und sich schnell wieder in den Schutz der Schären zurückziehen können. Die vielen Unterwasserfelsen und die allmähliche Verlandung mancher flacher Fahrrinnen erschwert im Verein mit der verwirrenden Fülle der Klippen und Schären eine aussichtsreiche Verfolgung ganz außerordentlich. Selbst mit Hilfe von Karte und Kompaß ist ein Zurechtfinden ohne gute Lotsen schwierig. Noch heute ist Åland mit seinen vielen Schlupfwinkeln ein erfolgreiches Tätigkeitsfeld der Alkoholschmuggler.

Ganz anders sieht die Westküste aus. Hier stürzt der Festlandsockel Finnlands, auf dessen äußerster Südwestspitze Åland liegt, steil zu der 301 m tiefen Ålandssee ab, einem offenen, fast insellosen Sund zwischen Bottenmeer und südlicher Ostsee, der an der schmalsten Stelle (Eckerö—Grißlehamn) nur 40 km breit ist.

Dieser Unterschied der Gewässer tritt noch deutlicher im Winter hervor. Während in dem flachen, stillen und durch Bodenschwellen von der Salzzufuhr fast abgeschnittenen Schärenmeere alle Bedingungen zur Bildung einer zusammenhängenden Eisdecke gegeben sind (Ende Dezember bis Ende März), lassen Offenheit, relativ starke Strömungen und der durch größere Tiefe bedingte höhere Salzgehalt dies in der Ålandssee nur in den seltensten Fällen zu. Treibeis und breite Packeisbänder, oft mehrere Meter hoch aufgetürmt, bestimmen hier das winterliche Bild. So baut also im Mittwinter das Eis zwischen Åland und seinem finnischen Hinterlande eine feste, verkehrsfördernde, breite Brücke, die die einzelnen Insel-

gruppen untereinander, und diese wieder mit dem Festlande verbindet. Die andersartige Eisbildung der Ålandssee hingegen macht diese eher zu einem Verkehrshindernis.

Da das Ackerland der Ålandsinseln wenig umfangreich ist, und Bodenschätze nicht vorhanden sind, ist die fast rein schwedischsprachige Bevölkerung von nur 23 000 Menschen zum großen Teil auf Fischerei und Schiffahrt angewiesen. Der Hauptort, Mariehamn, an der Dampferstrecke Stockholm—Turku—Helsinki gelegen, ist zugleich der Heimathafen der letzten großen Australiensegler. Åland besitzt eine vom Völkerbund garantierte Selbstverwaltung mit eigenem Landtag (landsting), kulturelle Autonomie und z. T. eigene Gesetzgebung. Während des Weltkrieges von den Russen befestigt, wurden später alle Befestigungen geschleift, und heute ist Åland ein neutralisiertes und entmilitarisiertes Gebiet (Genfer Protokoll von 1921) unter der Oberhoheit Finnlands.

II

Die wehrgeographische Bedeutung der Ålandsinseln

Seit jeher haben die Ålandsinseln eine bedeutsame Rolle in Kriegführung und Politik des Nordens gespielt. Von hier aus unternahmen die Wikinger ihre kühnen Raubfahrten. Später verheerten die Dänen in ihrem Schutze die mittelschwedische Küste. Über Åland wurde Finnland erobert und kolonisiert. Jahrhunderte hindurch sammelten sich hier die schwedischen Heere, um über Finnland gegen den russischen Erbfeind zu ziehen; bis sich ihre Kraft in diesen Kriegen verzehrte und die Russen ihrerseits zu Beginn des 19. Jahrhunderts siegreich westwärts vordrangen, wo sie, von dem befestigten Åland aus, Schweden zu bedrohen und ihre Macht im Westen zu sichern versuchten. Zweimal begannen sie auf Åland eine befestigte Flottenbasis anzulegen und beide Male mußten sie, nach verlorenem Kriege, dulden, daß die noch unvollendeten Forts und Batteriestände gesprengt und die Inseln zwangsweise neutralisiert wurden. Endlich war Åland die erste Etappe der zur Befreiung Finnlands von der roten Herrschaft herbeigeholten Goltzschen Armee.

Stets folgten langwierige und lebhafte Verhandlungen am Diplomatentisch diesen Kriegszügen. Lösungen zur Vermeidung weiterer kriegerischer Ausnutzung der Inselwelt wurden ausgeklügelt und die darauf gegründeten Verträge doch immer wieder durchbrochen. Die Kraftfelder der Ostseestaaten überschneiden sich hier zu mannigfaltig, als daß eine dauernde, alle befriedigende Lösung der Ålandsfrage gefunden werden könnte, ohne das politische Antlitz Ostseeeuropas überhaupt gänzlich umzuformen. So ist auch die gegenwärtig noch gültige Ålandskonvention von 1921 nur eine zeitbedingte Kompromißlösung und die erneute Diskussion um das wehrpolitische Schicksal des åländischen Archipels gibt deutlich zu verstehen, daß die seit dem Weltkriege politisch wesentlich veränderte Situation im Ostseebecken eine nochmalige, gründliche Überprüfung der Konvention erforderlich macht.

Die lebhafteste Anteilnahme am Geschick der Ålandsinseln nehmen außer den beiden engsten Nachbarn, dem ursprünglichen und jetzigen Besitzer, vor allem auch die beiden an die Ostsee grenzenden Großmächte, deren Einflußbereich von Åland her stark beeinträchtigt werden kann.

Wenn Schweden sich nach der Abtretung der Ålandsinseln an Rußland (1809) auch weiterhin lebhaft für die Inseln interessiert und bei manchen günstigen Gelegenheiten versucht hat, sie wieder in seinen Besitz zu bringen — so im Frühling 1918, als die Åländer selbst die Rückkehr zum alten Stammlande forderten — so ist das aus der Sorge zu verstehen, die ein feindliches, befestigtes Åland vor den Toren Stockholms wohl der Staatsführung des Landes bereiten kann. Ein von hier aus geführter Vorstoß einer Schweden überlegenen Seemacht kann im Schutze der befestigten Inseln über die nur 135 km von Åland entfernte Reichshauptstadt Schwedens ohne wesentliche Hindernisse tief ins Mälartal vordringen, alle strategischen Verbindungen Norrlands mit dem übrigen Reiche abschneiden und so das Land in zwei Teile spalten. Es ist also recht zutreffend, wenn René Waultrin in der Revue générale de droit international public 1907 die Ålandsinseln als den „boulevard maritime de Stockholm" bezeichnet. Wenn auch viele wichtige Zentren des Landes, vor allem der ganze Süden und Südwesten nicht unter dem unmittelbaren militärischen Einflusse eines feindlichen Åland stehen — schon von Gotland aus kann erfolgreich Widerstand geleistet werden — so dürfte der Verlust der Hauptstadt und der nördlichen Landesteile mit den wichtigen Kiruna-Erzgebieten die Gesamtschlagkraft Schwedens schwer schädigen.

Ein schwedisches Åland aber könnte gleichsam als Brückenkopf zusammen mit Gotland die gesamte Ostküste schützen und, falls der Gegner nicht Finnland besitzt, mit Hilfe von Minensperren in der Ålandssee, das Bottenmeer für feindliche Seestreitkräfte gänzlich absperren und so jede Landung in Norrland durch Flankierung von Åland her, wirksam verhindern.

Auch solange sich Åland in finnischen Händen befindet, ist aller Voraussicht nach eine Bedrohung Schwedens von hierher ausgeschlossen. Ein effektiver Schutz jedoch ist bei dem jetzigen völlig entmilitarisierten Zustande der Inseln nicht zu erwarten. Wenn also heute in Schweden immer noch von einer möglichen Gefahr von seiten Ålands gesprochen wird, so liegt sie weniger in der Tatsache, daß die Inselgruppe außerhalb des schwedischen Staatsbereiches liegt, sondern darin, daß ein etwaiger entschlossener Gegner sich der ungeschützten Inseln bemächtigen und von hier aus dann einen unmittelbaren Druck auf Schweden ausüben könnte.

Welche militärpolitische Bedeutung den Ålandsinseln für Finnland schon vor fast 130 Jahren zugemessen wurde, trat bereits bei den Friedensverhandlungen von Frederikshamn 1809 deutlich zutage. Schweden versuchte alles, die Inseln zu behalten oder doch wenigstens ihre militärische Ausnutzung durch den Gegner vertraglich auszuschließen. Aber Rußland gab nicht nach. „Wenn Rußland sich mit

Finnland allein begnügen würde", erklärte der russische Bevollmächtigte, Graf Rumjanzew, „so hieße das, den Koffer nehmen und den Schlüssel zurückweisen."

Inwieweit die russische Inwertsetzung Ålands zutrifft, zeigt die Karte Finnlands selbst.

Wie ein breiter, dreieckiger Klotz springt die finnische Halbinsel in die Ostsee vor, vom Bottnischen und Finnischen Meerbusen im Westen resp. Süden flankiert. Die Hypotenuse dazu verläuft vom Nordufer des Ladogasees bis zum innersten Winkel des Bottenmeeres. Dort, wo die beiden Ostseearme zusammentreffen, liegen vor der nach Südwesten gerichteten Spitze des finnischen Dreiecks die Ålandsinseln. Diese, die finnischen Ostseegrenzen (60% der Gesamtgrenze) beherrschende Schlüsselstellung wird durch die geopolitische Struktur des Landes noch doppelt unterstrichen.

Finnland ist vom Westen und Südwesten her erobert und kolonisiert worden. Da der klimatisch günstige Einfluß der Ostsee sich naturgemäß in den Küstengegenden am stärksten auswirkt, so bildeten diese für den Ackerbau geeignetsten Randgebiete von Anfang an das Ziel der Kolonisten. Diesen ziemlich dicht besiedelten, Schiffahrt und Handel treibenden Küstenstrichen stand die weite, ganz dünn bevölkerte und schwer zugängliche Waldwildnis des Inneren gegenüber. Die Zeit der Industrialisierung hat diesen Gegensatz noch verstärkt. Selbst als das Holz der riesigen Wälder zum Haupthandelsprodukt des Landes wurde, setzte sich die es verarbeitende Industrie doch an den Ausgangspunkten des Handels an und ließ auf den durch Floßrinnen verbundenen Binnenseen das Rohmaterial zur Küste frachten. Finnland ist so geopolitisch ein peripheres Land geworden, in dem die Hauptschlagadern dicht an den Ostseeküsten entlang laufen. Von den insgesamt 38 finnischen Städten liegen 24 (mit 80% der gesamten städtischen Bevölkerung), darunter mit einer Ausnahme (Tampere) die größten und wichtigsten an beiden Ostseeküsten. In dem schmalen schären- und buchtenreichen Küstenstreifen von Tornio bis Terijoki (5300 km) wohnt etwa ein Drittel des ganzen finnischen Volkes. Hier sind die meisten Industriezentren und von hier gehen alle wichtigen Verkehrslinien aus.

Der Abnahme der Inwertsetzung des Landes von der Küste ins Innere entspricht, als Ergebnis der etwa von den Meerbusenküsten zu ziehenden Intensitätslinien, eine bevölkerungsmäßige und wirtschaftliche Strukturänderung des Landes von Südwesten nach Nordosten. Dem Gange der wirtschaftlichen Durchdringung folgend, kann man Finnland in drei geopolitisch recht verschiedenwertige Räume aufteilen.

Der Südwesten, das Überschneidungsgebiet der peripheren Kraftfelder beider Küsten hat sich auf relativ kleiner Fläche (Provinzen Turku-Pori, Häme und Uusimaa) zum zusammengeballten Kernraum Finnlands entwickelt. Hier wohnen auf 15% des Gesamtareals 40% des finnischen Volkes (65% der städtischen Bevöl-

kerung) in einer mittleren Dichte von rund 35 Einwohnern pro Quadratkilometer (ganz Finnland 9,5). Die Reichshauptstadt Helsinki-Helsingfors (272 000 Einwohner), die alte Universitäts- und Handelsstadt Turku-Åbo (80 000 Einwohner) und das finnische Manchester Tampere-Tammerfors (80 000 Einwohner) geben diesem Gebiet das Gepräge. Es ist dank günstiger klimatischer und edaphischer Bedingungen die intensivst genutzte Ackerbaugegend Finnlands (20—50% Ackerbau pro Quadratkilometer) und zugleich dessen Hauptindustriegebiet mit einem großen Teil der Kriegsindustrie. Hier ist dementsprechend auch das Eisenbahn- und Kraftliniennetz am dichtesten. Über eine Reihe Verkehrsknotenpunkte (Toijala, Riihimäki, Kouvola) beherrscht der Südwesten die strategisch wichtigen Längsbahnen Helsinki—Oulu—(Kemi-Kemijärvi)—Narvik und Kouvola—Kontiomäki (— Taivalkoski).

In dem weiten Seen- und Waldgebiet Mittelfinnlands bis etwa zur Linie Sortavala—Oulu lösen sich allmählich mit der Entfernung von der Küste und dem Südwesten die Ausläufer des Kernraumes in einzelne, immer spärlicher werdende lokale Siedlungs- und Wirtschaftspunkte auf, die nur an den ebenfalls lichter werdenden Bahnlinien hier und da Streifencharakter annehmen. Dichter besiedelt sind auch hier nur die Küstenstrecken, besonders am Nordufer des Ladogasees. Die wenigen Industriezentren liegen weit auseinander, getrennt durch menschenarme, fast unaufgeschlossene Waldgebiete (man bedenke: 80% des Landes sind mit Wald, Moor und Fels, weitere 10% mit Seen bedeckt). Nur ganz wenige Orte des Inneren besitzen einige Bedeutung, z. B. Jyväskylä (10 000 Einwohner, Gewehr- und Furnierholzfabriken), Kuopio (25 000 Einwohner, Mühlen- und Holzindustrie) und die Gießereien und Zellulosefabriken von Varkaus, sowie das große Kupferbergwerk Outokumpu. An der Kreuzungsstelle der innersten Längs- und Querbahn liegt einer der wichtigsten Eisenbahnknotenpunkte des Landes, Pieksämäki.

Die Linie Sortavala—Oulu, die etwa mit der finnischen Ostbahn und auch mit der so wichtigen Weizengrenze zusammenfällt, bildet im großen und ganzen schon die Scheide, die das bewohnte Europa von der arktischen Anökumene trennt. Der ganze weite, vom Polarkreis quer durchzogene Raum Nordostfinnlands und Lapplands, der fast die Hälfte des Staatsgebietes bei nur 7% der Gesamtbevölkerung ausmacht (ca. 1 Einwohner pro Quadratkilometer), muß heute noch geopolitisch als ein fast ungenutztes abseitsgelegenes „Territorium" Finnlands bezeichnet werden, das jedoch keineswegs wertlos, sondern im Gegenteil reich an Wasserkräften, Holz und vor allem Erzlagerstätten (Eisen, Nickel, Kupfer) ist. Ein wirtschaftliches Zukunftsland. Die ersten Anfänge zur Erschließung des Gebietes sind gemacht. Zwei Eisenbahnlinien Kemi—Kemijärvi und Kontiomäki—Taivalkoski (letztere im Bau) stoßen bereits in das noch leere Land vor und eine über 500 Kilometer lange Autobusstraße verbindet die eisfreie Petsamoküste mit dem

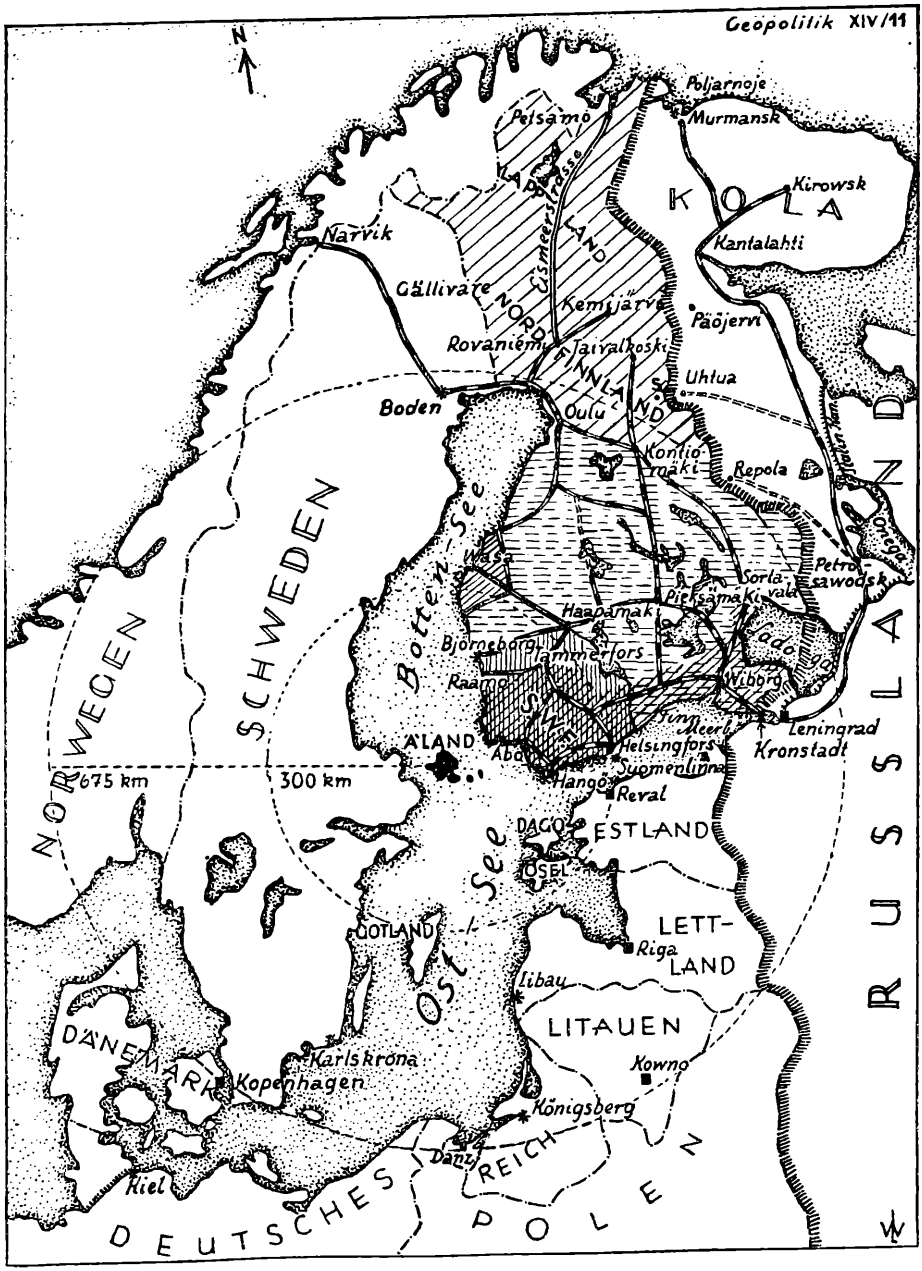
Hauptort des nördlichen Finnland Rovaniemi, das 114 Bahnkilometer von der bottnischen Küste (Kemi) entfernt liegt.

Die Gesamtinwertsetzung Finnlands ist also auf den Südwesten zu gerichtet. Wie in einem Riesentrichter strömen hier von allen Seiten die Kraftlinien des Landes zusammen, und die Mündung dieses Trichters beherrschen wieder die Ålandsinseln, unter deren Einfluß die finnischen Kernlande mit nur bis 120 Kilometer Küstenferne liegen. Es ist daher verständlich, wenn Finnland sein wehrpolitisches Interesse an den Ålandsinseln auf Grund seiner Lage zu ihnen und der leicht verwundbaren geopolitischen Struktur vor dasjenige aller anderen Ostseestaaten stellt.

Von einem befestigten feindlichen Åland aus kann eine der finnischen Marine überlegene Seemacht, von Flugzeuggeschwadern unterstützt, sämtliche Küsten Finnlands, mit Ausnahme der Petsamoküste, blockieren und die randlich gelegenen Wirtschaftsgebiete des Landes vernichten oder besetzen. Sobald sich der schmale Küstenstreifen in den Händen des Gegners befindet, ist jede Aussicht auf eine erfolgreiche Verteidigung des relativ leeren, seiner wirtschaftlichen Mittelpunkte beraubten Landesinneren verloren. Die Zufuhr von Kriegsmaterialien über die unwegsamen, weder von Eisenbahn- noch Autostraßen durchquerten Grenzgebirge zwischen Finnland und Skandinavien kann aber auf keinen Fall den Bedarf der Front decken, auch bieten etwa anzulegende Zufahrtswege über das offene Fjeld leichte Ziele für feindliche Flieger.

Besitzt der angenommene Gegner zugleich auch die Ostgrenze Finnlands, so darf das Schicksal des Landes ohne ein finnisches von eigenen Truppen und Flotteneinheiten bewachtes und befestigtes Åland mit seinen Außenwerken (z. B. Utö) von vornherein als besiegelt angesehen werden. Da der Feind nach Einnahme der ungeschützten Ålandsinseln von den rund 9000 km Gesamtgrenze Finnlands 2300 km (Ost- und Ladogagrenze) direkt und 5500 km (Ostsee- und Petsamoküste) durch seine überlegenen Seestreitkräfte kontrolliert, wird Finnland fast vollkommen von jeder Hilfe von außen abgeschnitten. Im Schutze Ålands kann dann der Gegner über die Schären nach dem Kerngebiet im Südwesten vorstoßen, die vier wichtigen Häfen Hangö, Turku, Rauma und Pori (alle etwa 175 km, Turku nur 140 km von Åland entfernt) besetzen und von hier aus die strategisch bedeutungsvollen Zubringerbahnen zur westlichen und mittleren Längsbahn (Hangö—Helsinki—Viipuri, Turku—Toijala, Rauma—Tampere, Pori—Haapamäki) in seine Gewalt bringen.

Ist es den um Åland zusammengezogenen See- und Luftstreitkräften inzwischen gelungen, eine wirksame Sperre über die Zugänge beider Meerbusen zu legen, so ist Finnland von jeder schnellen Entsetzung durch etwaige Bundesgenossen im Westen und Süden abgeriegelt. Selbst für eine der Finnland feindlichen Macht überlegene Flotte kostet der Durchbruch durch die Sperre und die Eroberung Ålands mindestens wertvollste Zeit, während der von Osten her die finnische Front bereits eingedrückt sein kann und dann jede Hilfe zu spät kommen würde. Ohne



dicht (20—50 Einw. pr. qkm) besiedelte Küstengebiete Finnlands

SW-Finnland (Kerngebiet)

Mittelfinnisches Seengebiet

Nordfinnland — Lappland

Eisenbahnen im Bau

Eisenbahnen

Kanal

S = Suomissalmi

SWF = Südwestfinnland

die Eroberung und Beherrschung des åländischen Inselkomplexes aber ist eine direkt nach der finnischen Festlandküste gerichtete Hilfsexpedition stets von der Gefahr bedroht, im Rücken von ihren Verbindungen abgeschnitten zu werden. Nach diesen Gesichtspunkten wurde 1918 auch der Goltzsche Feldzug durchgeführt.

Es ist natürlich kaum zu berechnen, wie lange die åländische Blockade wirksam sein muß, um die Vorstöße von der Küste und dem Osten und Norden her bis ins Zentrum des Widerstandes vorzutreiben. Es kann sich dabei um Monate, Wochen, ja vielleicht nur um Tage handeln. Jedenfalls aber wird es dem zahlenmäßig an Material und Menschen so überaus überlegenen Angreifer nicht schwer sein, an einigen Stellen schnell und weit ins Innere vorzubrechen. Zum Beispiel dürfte er in kürzester Zeit die schmalste Stelle Finnlands zwischen Oulu und Suomussalmi (200 km) durchstechen und die ganze nördliche Landeshälfte vom übrigen Finnland und damit dieses von jeglicher Zufuhr aus Skandinavien abschnüren können; zumal eine der großen Garnisonen des Gegners bei Uhtua gerade dieser schmalen und empfindlichen Stelle gegenüberliegt und durch eine Zweigverbindung mit der Murmanbahn umfangreiche Truppentransporte erhalten kann. Vor allem aber kann der Feind von einem seiner Hauptstützpunkte an der Ostgrenze Finnlands dem an der Murmanbahn gelegenen Kannanlahti, aber auch von Repola aus auf die finnische Ostbahn vordringen. (Entfernungen: Uhtua—Taivalkoski 150 km, Oulanka—Kemijärvi 150 km, davon 60 km finnische Autobuslinie, Kannanlahti—Kemijärvi 220 km Autostraße, Repola—Lieksa 90 km Autostraße).

So abgeriegelt und in die Zange Åland—Kola-Karelien genommen, wird Finnlands Widerstand weniger an der eigentlichen Front zusammenbrechen, als aus Mangel an Kriegsmaterialien, bedingt durch ungenügende Kapazität der eigenen Kriegsindustrie, die zudem noch recht küstennah liegt, und durch Abschneidung von fremder Zufuhr. Die Absperrung rechtzeitiger Hilfe von außen — à conto des entmilitarisierten und daher leicht zu erobernden Åland — muß dann Finnland bald zur Kapitulation zwingen.

Ganz anders dürfte sich ein Krieg mit dem östlichen Nachbarn gestalten, wenn dieser nicht die Möglichkeit hat, die Ålandsinseln sofort und ohne große Verluste an Zeit, Material und Menschen zu erobern und zu befestigen; d. h. wenn Finnland selbst die Inselgruppe befestigt und zum Flotten- und Flugstützpunkt ausbaut. Dann ist auch für eine in der Ostsee überlegene Flottenmacht der Angriff auf die Küsten Finnlands mindestens sehr erschwert. Vor allem die Bottenmeerküste und der Südwesten, die wichtigsten Landesteile also, dürfen als relativ geschützt gelten. Wie der Korken die Flasche, so verschließen die Ålandsinseln das Bottenmeer. Vorteilhaft aufgestellte Batterien, versteckte Minensperren in den Fahrkanälen, besonders in der Ålandsee, dann eine für die Schärengewässer geeignete Küstenflotte machen so das Bottenmeer zu einem finnisch-schwedischen mare clausum, über das ausreichende Mengen Kriegsmaterial herübertrans-

portiert werden können. Im Schutze Ålands, von dem aus eine Landung in Südwestfinnland erfolgreich verhindert werden kann, wird auch die eigene Kriegsindustrie weiterarbeiten können und ebenso steht über Åland jederzeit das Tor für einen zu Hilfe eilenden Bundesgenossen offen.

Es soll damit nur eine Möglichkeit skizziert werden, die nicht einzutreten braucht. Immerhin spricht sehr vieles dafür, daß man sich in Moskau wohl kaum mit dem Status quo in der Ostsee abgefunden hat. Noch ist das vielleicht größte Ziel der russischen Expansion überhaupt — die Eroberung des Nordatlantik und seiner Zufahrtsstraßen — in keiner Weise verwirklicht; im Gegenteil, der Verlust Finnlands und der Ostseeprovinzen war ein gewaltiger Rückschlag. Doch viele Anzeichen, deren Zahl sich täglich vermehrt, deuten darauf hin, daß neue Kräfte am Werke sind, die alten Pläne weiterzuführen. Daß Åland, als einer der wichtigsten strategischen Punkte im Süden dieses Raumes, dabei ganz unbeachtet bleiben wird, ist kaum anzunehmen.

An das von Åland beherrschte nördliche Ostseegebiet grenzt immerhin eines der wichtigsten Ausfallstore der Sowjetunion, Leningrad, und gerade weil dieses im innersten Winkel einer maritimen Sackgasse liegt, muß sie alles daran setzen, sich die Öffnung freizuhalten. Voraussetzung ist dabei, daß die Sowjetunion nach wie vor eine imperialistische Politik zu treiben beabsichtigt. Vom Standpunkt einer konsequenten Friedenspolitik ließe sich eine besser geschützte Lage, als die Leningrads, kaum denken. Diese immer noch zweitwichtigste Stadt der Sowjetunion ist durch zwei ebenso freiheits- wie friedliebende Staaten, denen wohl niemand aggressive Absichten nachsagen wird, völlig gedeckt und geschützt, so daß für die Sowjetunion die Unterhaltung einer kostspieligen Kriegsflotte zum Küstenschutz überflüssig wäre. Von den mehr als 3000 km russischer Vorkriegsküste an der Ostsee sind ja nur knapp 300 übriggeblieben. Trotzdem ist Kronstadt auch heute noch der stärkste Kriegshafen der Sowjetunion. Hat das rote Rußland aber doch, wie es leider den Anschein hat, imperialistische Ziele auch an der Ostsee, so wäre die Besetzung der Ålandsinseln und die Herrschaft über die Küsten des Finnischen Meerbusens die erste Voraussetzung dafür. Ein sowjetrussisches befestigtes Åland sichert die Vormachtstellung der roten Seestreitkräfte in der ganzen nördlichen Ostsee. Die Sowjetunion könnte dann einen starken politischen und militärischen Druck auf alle Staaten, deren wichtigste Gebiete im Machtbereich Ålands liegen, ausüben.

Vom Standpunkt Deutschlands, das an einer friedlichen Entwicklung des Ostseeländer und ungestörten Handlesbeziehungen zu ihnen hauptsächlich interessiert ist, würde ein starkes finnländisches Åland die beste Friedensgarantie im Ostseegebiet bilden. Kann also Finnland eine Aufhebung der Ålandkonvention erreichen, so wäre das nur zu begrüßen, weil dadurch unangenehme Überraschungen verhindert würden.

III

Die Ålandsinseln im Rahmen einer nordischen Neutralitätspolitik

Seit dem immer deutlicher werdenden Versagen des Völkerbundes als Friedenswahrer ist auch in der öffentlichen Meinung der nordischen Staaten eine gewisse Beunruhigung eingetreten und es werden verschiedene Pläne erörtert, die auf die Schaffung eines skandinavischen Blocks und eine skandinavische Neutralitätspolitik hinauslaufen. Gewisse Maßnahmen zu einer Verstärkung der Wehrmacht sind in Schweden und Norwegen teils schon getroffen, teils noch in Vorbereitung. Vorläufig scheinen die Sonderinteressen der Staaten des Nordens aber stärker zu sein als die Erkenntnis des Gemeinsamen. Die in der nordischen Presse erwogenen Pläne zu einer Sicherung ihrer Neutralität können also nur als Symptome einer Beunruhigung gewertet werden. Sie seien im folgenden kurz skizziert.

Man erörtert die Aufstellung einer gemeinsamen Waffenreserve, die beim Angriff auf einen der nordischen Staaten diesem sofort zur Verfügung gestellt werden soll — eine Art von internordischem Hilfskorps also. Weiter werden Vorschläge zur Vereinheitlichung der Kriegsindustrie und der Waffentypen gemacht. Bei Lahmlegung der Kriegsindustrie des angegriffenen Staates, könnte dieser also die Werke der anderen nordischen Staaten in Anspruch nehmen. Lebhaft erörtert wird die Frage der Heilung verschiedener „wunder Punkte" im strategischen Gefüge des Nordens. In erster Linie ist hierbei auf die Ålandsinseln abgezielt. Man beginnt einzusehen, daß dieses im Herzen des Ostseeraumes gelegene Inselreich in seinem jetzigen entmilitarisierten Zustande dank seiner bedeutungsvollen Lage „ein ständig gegen das Herz Schwedens" — und auch Finnlands — „gerichteter Dolch" sein kann, dessen Gefährlichkeit dem von Osten her ständig zunehmenden Flankendruck auf das Ostseebecken direkt proportional ist. Durch die Umgestaltung dieses militärischen Vakuums in einen widerstandsfähigen nordischen Verteidigungskern aber könnte man der Pressung von außen einen einigermaßen starken Innendruck entgegensetzen.

Eine der Hauptschwierigkeiten bei der Lösung des Ålandsproblems ist die Tatsache, daß die Ålandskonvention ein international garantiertes Servitut ist, dessen Aufhebung somit über die Kompetenz der nordischen Staaten hinausgeht. Alle Lösungen, die auf der Verhandlungsbasis aufgebaut sind, setzen also die Fühlungnahme mit außernordischen, ja außerhalb des Ostseeraums stehenden Mächten voraus.

Die 1921 in Genf abgeschlossene Konvention, die die dauernde Neutralisierung der Inseln vorsieht, ist von allen Ostseeanliegern, mit Ausnahme von Rußland und Litauen (das damals noch keinen Ausgang zum Meere hatte), sowie von England, Frankreich und Italien unterzeichnet. Eine direkte aktive Garantie der Signatarmächte für den Status quo der Ålandsinseln ist mit dieser Unterzeichnung aber

nicht verbunden, vielmehr ist bei einer Neutralitätsverletzung der Völkerbund anzurufen, dem die Ergreifung etwaiger Schutzmaßnahmen überlassen bleibt. Andererseits ist aber Finnland verpflichtet, die Integrität der Inseln in einem Ostseekrieg mit Hilfe bewachter Minensperren sicherzustellen.

Die Verfechter der bewaffneten nordischen Neutralität machen eine Reihe von Gründen gegen die Unzulänglichkeit der Ålandskonvention geltend, von denen die drei wichtigsten kurz besprochen werden sollen:

1. Unter Hinweis auf das Versagen der Sanktionen gegen Italien während des abessinischen Krieges, sowie neuerdings auf das Scheitern der Nichteinmischungskonferenz glaubt man, ein allgemeines Bestreben der Großmächte feststellen zu können, sich mehr und mehr aus internationalen Verpflichtungen zu aktiver Hilfeleistung zurückziehen zu wollen. Man hält es auch nicht für wahrscheinlich, daß die Garanten der Ålandskonvention in einem Ostseekriege irgendwelche Maßnahmen zum Schutze der åländischen Neutralität unternehmen werden, für die eine bindende Verpflichtung nicht besteht. Da eine Änderung der Konvention in dem Sinne, daß die Garanten bei jeder Neutralitätsverletzung zur aktiven Hilfeleistung und eventuellen Wiederherstellung des Status quo sich verpflichten sollen, kaum erreicht werden kann, bleibt doch die ganze Schwere der Verteidigung Ålands gegen einen vielleicht viel stärkeren Angreifer auf Finnlands Schultern liegen. Ist man gerade dann, wenn Hilfe am nötigsten ist, auf sich allein gestellt, so will man auch selbst nach Lage der Dinge schon im voraus die notwendigen Schutzmaßnahmen treffen und zusammen mit solchen Mächten, die ein wirklich positives Interesse an der Integrität Ålands haben in einem neuen Abkommen selbst über das Schicksal dieses finnischen Landesteiles bestimmen.

2. Da Rußland bereits gegen die Ålandskonvention von 1921 protestiert hat und sich weder durch diese, noch durch zukünftige Abkommen über Åland in irgendeiner Weise gebunden fühlt, ist man sich im Norden in weiten Kreisen darüber klar, daß hier die Hauptgefahr für die Unabhängigkeit und Neutralität der Ålandsinseln zu suchen ist. Der ungeheure Aufbau der sowjetrussischen Militärmacht läßt diese Gefahr als sehr bedrohlich erscheinen. Zum Ausgleich dieser Überlegenheit Rußlands, selbst über die vereinigten Streitkräfte des Nordens, sind effektive Sicherheitsmaßnahmen für Åland dringend notwendig.

3. Die für den Schutz der åländischen Neutralität allein vorgesehenen Minensperren mochten vielleicht dem Stande der Kriegstechnik von 1921 nach für einigermaßen ausreichend angesehen werden, heute, nach der überaus schnellen und durchgreifenden Entwicklung aller Waffenarten, vor allem der Luftwaffe, sind diese Maßnahmen allein vollkommen ungenügend. Um der militärtechnisch gänzlich überholten Ålandskonvention wieder einiges Gewicht zu verleihen, müssen die für Aufrechterhaltung der åländischen Neutralität erforderlichen militärischen Hilfsmittel dem gegenwärtigen Stande der Kriegstechnik angepaßt werden. Hierher

gehören als reine Verteidigungswaffen gegen Angriffe aus der Luft: eine ausreichende Erdabwehr, dazu Kampfflugzeuge, gegen Angriffe zur See gepanzerte Küstenbatterien und eine speziell für die Schärengewässer geeignete Küstenflotte. Endlich gegen Landungsmanöver ein mit allen Maschinenwaffen ausgerüstetes Truppenkontingent. Diese von den nordischen Staaten gemeinsam aufzustellenden Streitkräfte hätten ausschließlich dem Schutz der Ålandsinseln zu dienen und wären in ihrem Umfang und ihrer Ausrüstung ganz auf die Verteidigung der Inseln einzustellen — eine sog. Neutralitätswehr also, deren Chef nur dem Präsidenten Finnlands, als dem obersten Gebietsherren Ålands, verantwortlich wäre.

Wann und auf welche Weise die bestehende Ålandskonvention aufgehoben werden und Finnland die uneingeschränkte Wehrhoheit über das Gebiet der Ålandsinseln erklären wird — mit Schwedens und anderer Mächte Hilfe, gegen oder ohne Zustimmung der übrigen Signatarmächte, vor allem aber gegen den in jedem Fall zu erwartenden scharfen Protest der Sowjetunion — das ist heute noch gar nicht vorauszusehen. Vorläufig sind alle Abänderungspläne bloß Programme von relativ kleinen politischen Gruppen. Die überall im Norden direkt oder indirekt regierende Sozialdemokratie wird kaum die Initiative zu einer Remilitarisierung der Ålandsinseln ergreifen und gerade dadurch das scheinbare politische Gleichgewicht im Ostseeraume stören, das sie doch selbst mit so vieler Mühe zu erhalten sucht. Solange keine politisch aktivere Bewegung die Staatsführung der nordischen Nationen bestimmt, wird man weiterdiskutieren und abwarten. Inzwischen aber wächst der russische Druck auf das Ostseebecken weiter — und vielleicht werden die von den nordischen Politikern zu lange zurückgestellten Pläne einer Wiederbefestigung Ålands über Nacht gerade von denjenigen verwirklicht, gegen die sie im Grunde genommen als wohlberechtigte Schutzmaßnahmen gerichtet waren.

Constantin Graf Stamati: Die Lage am Eismeer

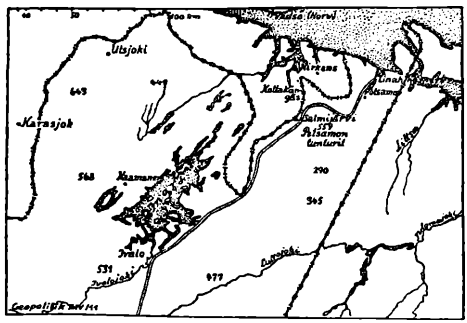
1. Finnlands Eismeerstraße

In den Kämpfen der Jahre von 1917 bis 1920 hat Finnland nicht nur seine völlige staatliche Selbständigkeit errungen, sondern obendrein noch ein geopolitisch überaus wichtiges Gebiet hinzugewonnen, das ihm den Zugang zum Eismeer öffnet. Im Frieden von Dorpat, den 14. Oktober 1920, trat Sowjetrußland das 10470 qkm große Petsamogebiet Finnland ab, wodurch der vorzügliche eisfreie Hafen am Petsamofjord und ein etwa 500 km langer Streifen am Eismeer in den Besitz Finnlands kamen. Die politischen und militärischen Führer Finnlands haben dadurch, daß sie auf der Abtretung dieses Landstrichs bestanden, einen Weitblick bewiesen, der den vom Glauben an die baldigst bevorstehende Weltrevolution besessenen Bolschewisten damals abgegangen ist. Heute werden sie es wohl bitter bereuen, daß

sie den günstigsten Ausgangspunkt zum Landangriff auf Nordnorwegen (das westlich an das Petsamogebiet angrenzt) und die zur Errichtung eines Kriegshafens so günstige Petsamobucht aus der Hand gegeben haben. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich vorzustellen, welchen Charakter der Petsamofjord heute tragen würde, wenn er der Sowjetunion verblieben wäre: den einer stark befestigten Flotten- und Flugzeugbasis von nicht geringerer Stärke als Poljarnoje. Während das Petsamogebiet für die Sowjetunion also nur den Wert eines Ausgangspunktes für weitere Eroberungen haben könnte, bedeutet es für Finnland die Abrundung seines lappländischen Besitzes, die Möglichkeit, ihn, dank dem Eismeerhafen, wirtschaftlich zu erschließen und zudem auch noch die endliche Erfüllung mehrfach gegebener, aber nie gehaltener Versprechungen der zaristischen Regierung.

Verfolgt man nüchtern die Entwicklung in der sowjetrussischen Arktis, so gewinnt man eindeutig den Eindruck, daß es erst um das Jahr 1929 etlichen vom Pioniergeist erfüllten Forschern (Fersmann, Schmidt u. a.) gelungen ist, die Moskauer Machthaber von der ungeheuren Bedeutung der Arktis in wirtschaftlicher Hinsicht zu überzeugen, woraufhin dann der Aufbau wirtschaftlicher und gleichzeitig auch militärischer Positionen in ihr mit dem überstürzten Tempo, der dem Bolschewismus eignet, in Angriff genommen wurde. Immerhin waren die Bolschewisten schon 1920 vorsichtig genug, um an die Abtretung des Petsamogebietes Bedingungen zu knüpfen, die bei der heute gänzlich veränderten Lage eine schwere Belastung für Finnland darstellen müssen. Die Paragraphen 6 und 8 des Friedensvertrages zu Dorpat bestimmen, daß Finnland nicht das Recht hat, am Eismeer Kriegsschiffe, deren Umfang über 400 t hinausgeht, zu halten. Die Zahl der Kriegsschiffe oder bewaffneten Schiffe bis zu 400 t ist auf 15 beschränkt. Nur für Schiffe unter der 100-Tonnen-Grenze ist eine Begrenzung nicht festgesetzt worden. Ebenfalls hat sich Finnland verpflichten müssen, keinerlei U-Boote oder bewaffnete Flugzeuge an der Eismeerküste zu halten. Auch die Anlage eines Kriegshafens und von Reparaturwerkstätten für Kriegsschiffe größeren Umfangs, als sie oben genannt wurden, ist nicht gestattet. Der Personen- und Frachtverkehr durch das Petsamogebiet nach Norwegen darf nicht behindert werden, ist nicht zollpflichtig und unterliegt keiner Kontrolle. Das Überfliegen des Petsamogebietes durch sowjetrussische Zivilflugzeuge nach Norwegen darf nicht behindert werden. Das sind ohne Zweifel Bestimmungen, die die Verteidigungsmöglichkeiten Finnlands im Petsamogebiet stark einschränken.

Während die Sowjetunion erst ein Jahrzehnt seit dem Dorpater Frieden verstreichen ließ, ehe sie unter schonungslosem Einsatz politischer Zwangsarbeiter und unter vielen Rückschlägen und kostspieligen Experimenten an die Schaffung von wirtschaftlichen und militärischen Positionen im arktischen Gebiet gegangen ist, hat es Finnland, trotz der schweren Aufbauarbeit, die es im Inneren infolge der Zerstörungen der Roten im Freiheitskriege zu leisten hatte, nicht versäumt, sein



Kolonialgebiet (Lappland und Petsamo) Schritt für Schritt zu erschließen. Es wurde finnischerseits ohne Überstürzung, aber auch ohne Rückschläge, zäh und bedächtig, zugleich aber auf weite Sicht hin, wie es dem finnischen Wesen entspricht, getragen von dem Schwung eines starken nationalen Wollens, eine fast unbemerkt gebliebene, aber um so bedeutsamere kolonisatorische Leistung vollbracht.

Gewiß, im Vergleich mit den Maßstäben des östlichen Riesenreiches, sind die Mittel Finnlands eng beschränkt. Dafür werden aber Fehlinvestierungen vermieden und auf einem vergleichsweise mit der sowjetrussischen Arktis engen Raum Beispielgebendes geleistet. Von entscheidender Bedeutung für diese Arbeit ist die Eismeerstraße, die von Rovaniemi, dem Endpunkt der Eisenbahn, hart am Polarkreise, 531 km in nördlicher Richtung bis Linahamari, dem von Finnland erbauten Eismeerhafen am Petsamofjord, führt. Sie ist von 1922 bis 1930 erbaut worden und ist bis jetzt die einzige Eismeerstraße überhaupt. Von ihr ab führt eine Straße über Inari bis Kaamanen, deren Verlängerung in westlicher und nordwestlicher Richtung bis Karasjok (an der norwegischen Grenze) und bis Syysjärvi (Utsjoki-Richtung) geplant ist. Gleichfalls soll eine Straße von Salmijärvi bis Koltaköngas, in der Richtung nach dem norwegischen Hafen Kirkenes, erbaut werden. Der Verbindung mit Schweden dient die Straße von Rovaniemi über Kittilä bis Muonio, die dann weiter über Enantekiö hinausgeht. Sie soll weiter bis Karesuando, auch an der schwedischen Grenze, geführt werden, wohl um eine bessere Verbindung mit dem nordschwedischen Straßennetz zu erzielen. Längs der schwedischen Grenze gibt es noch die Straße von Kauliranta (nördlich von Tornio) bis Muonio. Von Rovaniemi geht eine Eisenbahnlinie bis Kemijärvi in östlicher Richtung, von wo eine Straße in derselben Richtung bis in die Nähe der russischen Grenze führt. Nördlich dieser Linie bis Petsamo sind keinerlei Straßen in östlicher Richtung gebaut oder projektiert. Auch die Eismeerstraße führt, soweit sie durch das Petsamogebiet geht, hart an der norwegischen Grenze entlang. Der zwischen Murmansk und dem kleinen Ort Petsamo existierende Weg ist in schlechtem Zustand. Ausschlaggebend für diese westliche Ausrichtung des Straßennetzes werden wirtschaftliche Erwägungen sein, die durch politische und militärische aber eine gewisse Ergänzung erfahren haben dürften.

Längs der Eismeerstraße und ihren Abzweigungen werden Kolonisten angesetzt, die 60 bis 80 ha durchschnittlich erhalten, je nach den Bodenverhältnissen. Vom Staat werden sie anfangs unterstützt und gefördert. Diese Ansiedler mit ihren kinderreichen Familien, die in den in Finnland üblichen sauberen Holzhäusern

wohnen, machen einen ausgezeichneten Eindruck. Die an der Eismeerstraße erzählte Anekdote von dem Touristen, der seine goldene Uhr verlor, um sie am nächsten Tag aufgezogen auf einem Stein am Wege wiederzufinden, charakterisiert die aufrechte, ehrenwerte Mentalität der Bewohner Finnisch-Lapplands wohl am besten. Die bäuerlichen Kolonisten werden sorgsam ausgesucht. Bei der wohldurchdachten Ansiedlungsmethode, die die Elemente der privaten Initiative und vorsichtigen staatlichen Lenkung und Schulung vorzüglich ins Gleichgewicht gebracht hat, sind Rückschläge kaum zu verzeichnen. Viehzucht und Gemüsebau überwiegt, wie es durch das Klima bedingt ist. Eine größere wirtschaftliche Bedeutung kommt auch dem Touristenverkehr zu. Es ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen. Nur so viel sei gesagt, daß die von der Finnischen Touristenvereinigung geschaffenen Reisemöglichkeiten und Unterkünfte (sie werden besonders stark von Engländern ausgenutzt) in ihrer Verbindung von Kultiviertheit, Bequemlichkeit und Billigkeit wohl einzig dastehen. Sicherlich würden fast alle Touristen, die sich auf finnländischem Gebiet ungehindert auch in der Grenzzone bewegen können, gern auch die Kola-Halbinsel besuchen, um ihre Naturschönheiten und die großartigen bolschewistischen Aufbauleistungen zu bewundern, von denen die Propaganda berichtet. Unverständlicherweise ist das nicht möglich, da die sowjetrussische Grenze gegenüber Finnland hermetisch abgeschlossen ist. Ein Gegensatz, der nachdenklich stimmen muß.

Die finnländische Kolonisierung des hohen Nordens konnte erst nach dem Gewinn des Petsamogebietes und dem Bau der Eismeerstraße großzügig in Angriff genommen werden. Bis dahin haben sich die Finnen nur langsam gen Norden vorschieben können. Eine feste Grenze zwischen dem eigentlichen Finnland und Lappland läßt sich also nicht ziehen. In einigen Jahrzehnten wird es sich vermutlich überhaupt erübrigen, von einem Kolonialfinnland zu sprechen. Das Land nördlich des Polarkreises wird immer stärker von Finnen besiedelt, wozu neben der steigend wichtiger werdenden Eismeerfischerei mit ihrer verarbeitenden Industrie (die Grundlagen dafür sind mittlerweile geschaffen worden), dem Bergbau eine besondere Bedeutung zukommen wird. Das Petsamogebiet birgt reiche Lager von Nickel und anderen Erzen. 2 km südlich von Salmijärvi zweigt von der Eismeerstraße in östlicher Richtung ein 15 km langer Weg bis Kolosjoki ab, dem Zentrum der anglokanadischen Nickelkonzession. Die „International Nickel Company of Canada" hat dort, etwa 70 km vom Eismeer entfernt, eine 45 qkm umfassende Konzession erworben. Es ist eine Petsamo Nickel O/Y gegründet worden, die unter bestimmten Bedingungen (nur finnische Arbeiter dürfen eingestellt werden, und die Aufwendungen für die Gehälter, die Grubenarbeiten, das Material usw. sollen in hohem Maße Finnland zugute kommen) die Ausbeute übernommen hat. Im Juni 1935 hat die Petsamo O/Y ihre Tätigkeit begonnen. Aus den bisher zu erhaltenden Mitteilungen läßt sich ersehen, daß zwar noch viele technische Einzelheiten der Ge-

winnung und Bearbeitung des Erzes nicht geklärt sind, am Aufbau eines großen Unternehmens in kürzester Zeit aber kein Zweifel mehr bestehen kann. Der Bau einer Eisenbahn kommt vorläufig wohl nicht in Frage, und das Erz soll in Lastautos bis zum Hafen Linahamari, der stärker ausgebaut wird, geschafft werden. Soweit dürfte es voraussichtlich 1941 sein. In diesem Sommer waren rund 600 Arbeiter in der Konzession beschäftigt, einschließlich der Wegearbeiter allerdings. Die Einwohnerzahl des Petsamogebiets, die zur Zeit der Angliederung etwa 2000 betrug und sich in den Jahren der finnischen Herrschaft fast verdoppelt hat, dürfte bald stark ansteigen (das Petsamogebiet ist im Vergleich zum nördlichen Teil Finnisch-Lapplands besonders schwach besiedelt). Für mitteleuropäische Begriffe sind die Bevölkerungszahlen im Norden erstaunlich gering. Man muß aber berücksichtigen, daß die Erschließung der menschenleeren Gebiete des hohen Nordens ein Problem ist, das bis vor kurzem noch allgemein als unlösbar galt. Die bisherigen Anfänge (um mehr handelt es sich nicht) haben bereits den Beweis erbracht, daß in diesen nördlichen Zonen Lebensmöglichkeiten für eine zahlreiche Bevölkerung zu schaffen sind. Unsere Technik in Verbindung mit den modernen landwirtschaftlichen Methoden gestattet es, den Norden für den Menschen wohnlich zu machen. Das Beispiel Finnlands lehrt, daß diese Erschließung des Nordens auch ohne Sklavenarbeit politischer Sträflinge und ohne kostspielige Experimente möglich ist. Zieht man in Betracht, daß weite Gebiete unserer Erde (außer dem russischen Norden vor allem Alaska und Nordkanada) noch fast völlig unerschlossen sind, obwohl große Teile dieser Länder weit bessere Bedingungen bieten als der Norden Finnlands, so wird man die bahnbrechende Bedeutung der finnischen Eismeerstraße erst richtig würdigen können. Eine für mitteleuropäische Maßstäbe dichte Besiedlung wird im Norden wohl niemals möglich sein (worin man übrigens auch einen Vorzug sehen kann). Darum bedeutet aber eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Menschen, die in diesen Gebieten wirklich Fuß faßt und in ihnen seine Heimat findet, die sie nicht für eine reichere, südlichere Gegend hergeben möchte, unendlich viel. Finnland ist es gelungen, einen Stamm so gearteter Menschen zu schaffen. Vergleicht man damit die Bevölkerungszahlen auf der Kola-Halbinsel, deren Umfang der Tschechoslowakei nahekommt, so zeigt sich auf den ersten Blick ein überraschendes Ansteigen: von 23000 in 10 Jahren auf über 160000. Allerdings sind es zum allergrößten Teil politische Sträflinge. Die Versuche der bolschewistischen Machthaber, in der südlich von Kola gelegenen „autonomen" Räterepublik Karelien ukrainische und russische Bauern anzusiedeln, sind völlig fehlgeschlagen. Dieser Gegensatz der Kolonisationsmethoden bedarf keines weiteren Kommentars.

2. Die sowjetrussische Position in der Arktis

Es wäre ein großer Fehler, die Aufbauleistung in der sowjetrussischen Arktis zu unterschätzen. Es sollen hier nur die grauenerregenden, unmenschlichen Methoden

und der von heftigen Rückschlägen begleitete experimentierende Dilettantismus der roten Machthaber der mustergültigen finnischen Erschließungsart gegenübergestellt werden. Für die Sowjetunion ist die wirtschaftliche Erschließung des hohen Nordens und die Schaffung von Neuland für die Bevölkerung der südlichen Gebiete des europäischen Rußland eine Notwendigkeit. Die fruchtbare Schwarzerdzone und die zentralen Gebiete sind infolge der Entwaldung in steigendem Maße von Dürrekatastrophen und Hungersnöten heimgesucht; hinzu kommt die Bodenerschöpfung infolge mangelnder Düngung und des ständigen Weizenanbaus. Es handelt sich nach ernstzunehmenden Schätzungen um 15—20 Millionen Menschen, die, sollen halbwegs erträgliche Zustände hergestellt werden, anderswo einen Unterhalt finden müssen. Zieht man die reichen Bodenschätze des Nordens in Betracht, die der Erschließung harren und deren Ausbeutung die wirtschaftliche und militärische Position Sowjetrußlands wesentlich verbessern würde, so ist die Entwicklungstendenz gegen Norden eindeutig gegeben[1]). Daß diese zwangsläufige Entwicklung sehr leicht mit dem Streben nach dem offenen Ozean — in diesem Fall dem Atlantischen — zusammenfallen könnte, dürfte einleuchtend sein. Das Leningrader Gebiet mit Ostkarelien und dem Bezirk Murmansk als Einheit betrachtet (verwaltungstechnisch und militärisch ist diese Einheit mittlerweile schon geschaffen worden) bildet die Basis, von der aus die Erschließung des Nordens vorgenommen wird. Da die großen sibirischen Ströme, wie einige nordrussische, ins Eismeer münden und die besten Verkehrsadern darstellen — Wege- und Eisenbahnbau wären ungeheuer kostspielig und langwierig — stellt der nördliche Seeweg, dessen Ausgangspunkte Leningrad mit dem Weißmeerkanal, Murmansk und Archangelsk bilden, das vorläufig geeignetste Mittel zur Erschließung der nördlichen Hälfte Sibiriens dar.

Dem Gebiet vom Finnischen Meerbusen bis zum Eismeer, das westlich von Finnwand und östlich vom Weißen Meer begrenzt wird und durch das die Murmanskbahn und der Ostsee-Weißmeer-Kanal führen, kommt eine vierfache Bedeutung zu: Es birgt mit die wertvollsten Bodenschätze, die zur Gewinnung von künstlichen Düngemitteln — Superphosphat u. a. — und von Aluminium dienen; hinzu kommen die reichen Fundstätten von Kupfer, Nickel und Eisenerzen (die 1929 gegründete Stadt Chibinogorsk, später in Kirowsk umbenannt, auf der Kola-Halbinsel, zu der eine dreißig Kilometer lange Abzweigung der Murmanskbahn führt, liegt im Zentrum dieser Vorkommen. Sie zählt heute etwa 45 000 Einwohner). Es ist, zweitens, die Basis der Erschließung der nördlichen Hälfte Sibiriens auf dem Seewege. Im Hinblick auf den fernöstlichen Konflikt sei hierzu noch angemerkt, daß durch den Weg über das Eismeer und die Ströme Sibiriens eine gewisse, wenn auch bescheidene Entlastung der transsibirischen Eisenbahn erfolgen könnte. Schon wäh-

1) Der mangelnde Raum gestattet uns nicht, diesen Gedanken näher zu begründen. In einem im nächsten Jahr im „Volk und Reich"-Verlag erscheinenden Buch soll die Entwicklung in der sowjetrussischen Arktis und ihre Rückwirkungen auf die baltischen und skandinavischen Staaten ausführlich dargestellt werden.

rend des ersten russisch-japanischen Krieges ist derartiges versucht worden, ebenso beim Bau der sibirischen Eisenbahn. Es ist, drittens, die Angriffsplattform auf Skandinavien und in gewissem Grad auch auf Estland. Viertens, geht die kürzeste Flugverbindung zwischen Moskau und San Franzisko über Murmansk und Spitzbergen. Da dem Luftverkehr über das polare Gebiet in den kommenden Jahrzehnten allgemein eine große Bedeutung zugesprochen wird und Spitzbergen dank seiner geographischen Lage dafür unentbehrlich ist, dürfte das sowjetrussische Interesse für diese Inselgruppe auch unter diesem Gesichtspunkt zu beurteilen sein. Tatsächlich sind auch schon sowjetrussische Vorschläge an Norwegen in bezug auf die Einrichtung einer Flugstation auf Spitzbergen erfolgt. Ein stärkerer Ausbau des sowjetrussischen Straßen- und Eisenbahnnetzes und die Entstehung neuer Zentren in Sibirien und am nördlichen Ural würde die Bedeutung des Raumes von Narwa bis Murmansk (des ingrisch-karelischen Raumes also, wenn man ihn so nach seiner ursprünglichen Bevölkerung nennen will) mit der Zeit mindern. Für die nächsten Jahrzehnte wird die Schlüsselstellung dieses ingrisch-karelischen Raumes aber unverändert bestehen bleiben.

3. Zur politischen und militärischen Situation im Nordosten

Um Mißverständnissen zu begegnen, die sich bei der Untersuchung eines Teilproblems leicht einstellen können, sei hervorgehoben, daß es nicht der Zweck dieser Ausführungen sein soll, einen etwaigen sowjetrussischen Vorstoß nach Nordskandinavien als zwangsläufig und unabwendbar hinzustellen. Wenn man die Grenzen der Sowjetunion prüfend betrachtet, so fallen einem vor allem drei Gefahrenzonen auf: Das exponiert gelegene, leicht abzuschneidende Küstengebiet mit Wladiwostok, die Dnjestrgrenze (Bessarabien) und der ingrisch-karelische Raum mit seiner Druckrichtung auf das Ostseegebiet und Nordskandinavien. Von einem auf die Dauer unvermeidbaren Konflikt wird man wohl nur in bezug auf die fernöstliche Lage sprechen können. Von den beiden anderen Ecken läßt sich nur soviel mit Bestimmtheit aussagen, daß eine Erweiterung ihrer Machtpositionen hier wie dort für die Sowjetunion besonders erstrebenswert sein müßte und daß sie im Fall einer für sie günstigen allgemeinpolitischen Situation oder kriegerischer Verwicklungen, die ihr freie Hand ließen, wohl auch einen Zugriff wagen würde. Die Voraussetzung wäre allerdings, daß die in der sowjetrussischen Angriffsrichtung liegenden Gebiete schwach und ungesichert dastehen würden. Das ist eben noch der Fall. Von entscheidender Bedeutung wäre also die Widerstandskraft der Nachbarn der Sowjetunion und der Rückhalt, den sie notfalls finden könnten. Wenn wir uns auf den Nordosten beschränken, so finden wir allerorts eine beginnende Erkenntis der drohenden Gefahr und Anfänge von Sicherungsmaßnahmen, ohne daß die Schwäche und Zersplitterung in der Abwehr schon überwunden wäre. Im Eismeer dominiert die sowjetrussische Flotte uneingeschränkt. Weder Norwegen noch Finnland haben

ihr etwas entgegenzusetzen. Ein militärischer Vorstoß auf dem Landwege gegen Nordnorwegen über das schmale Petsamogebiet wäre zwar schwierig, aber bei der Unterstützung durch die Flotte in Verbindung mit Truppenlandungen an der Küste durchaus möglich. Bei den Augenblicklichen Wegeverhältnissen und der Schwierigkeit des Nachschubes für eine sowjetrussische Armee kämen nur eine verhältnismäßig kleine Truppenanzahl für eine derartige Operation in Betracht. Über Truppen, die sich auf einen Krieg im hohen Norden verstehen, verfügt die Sowjetunion immerhin. Sie hat mindestens zwei Divisionen nördlich von Leningrad stehen, wobei die Zentren für sie Petroskoi (die Hauptstadt Ostkareliens) und Murmansk sind. Die nordrussische und sibirische Bevölkerung gibt ein gutes und für eine Operation im hohen Norden naturgemäß höchst geeignetes Soldatenmaterial ab, das noch dazu besonders auf diese Ziele hin geschult wird. Die wenig zahlreichen, wenn auch vorzüglich geschulten finnischen Grenzschutztruppen und die geringe Anzahl norwegischen Militärs in Finnmarken wären kaum imstande, demgegenüber einen nachhaltigen Widerstand zu leisten. Hinzu kommt, daß die Sowjetunion über einen Stamm vorzüglicher Arktisflieger verfügt. In dieser Hinsicht hat sie einen wichtigen Vorsprung gewonnen. In der Reichweite der sowjetrussischen Bomber liegt Narvik und das nordschwedische Erzgebiet. Bei einer militärischen Sicherung Finnmarkens, einem Ausbau des Straßennetzes und einer stärkeren Besiedlung Nordnorwegens, die den jetzigen Leerraum ausfüllen würde, wäre die Angriffsgefahr stark gemindert. Finnisch-Lappland mit seinen Sümpfen, riesigen Wäldern, zahllosen Seen und Höhenzügen (Tunturit genannt) ist gegen einen Angriff gut geschützt. Der Bau der längst geplanten Stichbahnen von der Murmanskbahn ab zur Grenze Finnlands ist bis jetzt noch nicht vorgenommen worden. An ihrer Herstellung spätestens in einem Jahrzehnt ist aber nicht zu zweifeln. Es sind nur wenige Wege und für Kraftwagen benutzbare Straßen in dieser Richtung in Ostkarelien vorhanden. Ein Vorstoß quer durch Finnland in der Richtung auf das Nordende des Bottnischen Meerbusens ist immerhin im Laufe der Geschichte schon mit Erfolg unternommen worden. Durch ihn, wenn er glücken sollte, wäre der Norden Finnlands abgeschnitten. Er könnte nur dann glücken, wenn die beiden skandinavischen Staaten zu einem Eingreifen zu schwach oder dazu nicht gewillt wären. Es darf bei dieser Betrachtung nicht außer Acht gelassen werden, daß die militärische Position Sowjetrußlands im hohen Norden immer stärker wird und daß sich somit die Lage immer mehr zugunsten der Sowjetrussen verschiebt. Abschließend könnte man sagen, daß die militärischen Möglichkeiten der drei kleinen Staaten im Norden völlig ausreichen, um zu verhindern, daß ein Teil Nordskandinaviens durch einen sowjetrussischen Handstreich verloren geht. Nur müßten diese militärischen Möglichkeiten erst verwirklicht werden. Bis jetzt gilt das nur für Finnland, in hohem Maße jedenfalls. Falls der Norden nicht Nebenkriegsschauplatz sondern Hauptkriegsschauplatz würde, wäre die Lage allerdings ganz anders.

Sehr viel ungünstiger ist zweifellos die Lage der baltischen Staaten Estland und Lettland. Sie könnten von der Sowjetunion unter Ausnützung eines relativ dichten Straßen- und Eisenbahnnetzes durch eine große Truppenanzahl erdrückt werden. Eine Operation, die zumal gegenüber Estland noch dazu schnell durchführbar wäre. Das Argument, das man vielfach im Norden hört, die Sowjetunion werde ihre inneren Schwierigkeiten nicht durch eine Eroberung von zwei geschlossen siedelnden, nationalbewußten Völkern vergrößern wollen, scheint wenig stichhaltig. Sowohl die Esten wie die Letten sind durch das Zweikindersystem zu einem Bevölkerungsstillstand gekommen. Die primitive russische Minderheit dieser Staaten hingegen vermehrt sich stark. In Estland ist es sogar schon zur Zulassung polnischer Wanderarbeiter gekommen. In Lettland findet man einen Kinderreichtum auch nur bei den katholischen, kulturell sehr viel tiefer stehenden Lettgaller, die eine lange Zeit direkt unter der russischen Herrschaft gestanden haben (im übrigen Lettland und in Estland hat die deutschbaltische Ritterschaft und das Bürgertum der Städte mit ihrer Selbstverwaltung die Letten und Esten eine lange Zeit vor den Einflüssen des Russentums geschützt). Eine Besiedlung der baltischen Provinzen mit russischen Bauern ist schon von Stolypin vorgesehen worden und wäre auch erfolgt, wenn der Weltkrieg nicht dazwischen gekommen wäre. Die bolschewistischen Machthaber haben ja bewährte Rezepte für eine Nationalitätenpolitik: Die Träger der nationalen Idee, die Ober- und Mittelschicht, wird als reaktionär vernichtet und ausgesiedelt (einschließlich der Großbauern), das national noch nicht erwachte Proletariat wird durch Versprechungen und anfängliche Konzessionen gewonnen und im übrigen wird das Land mit Russen besiedelt. Die Möglichkeit, im Raum zwischen Riga und Narwa eine Million russischer Bauern und Arbeiter anzusiedeln, wäre leicht zu schaffen, wenn man die schonungslosen Methoden des Bolschewismus in Betracht zieht. Ohne Zweifel wäre auch die Bereitschaft der russischen Bauern, in diese landwirtschaftlich sehr viel höher entwickelten Gebiete zu ziehen, groß. Für die durch den Hunger und die Landnot bedrohten Millionen wären diese Gebiete ein ersehntes Ziel. Die lettische und estnische Intelligenz würde zum Teil, soweit sie als Spezialisten brauchbar wären, in den innerrussischen Gebieten verstreut, rasch ihre Nationalität verlieren. Im Laufe eines Jahrzehnts wären Est- und Lettland in ein sowjetrussisches Land verwandelt. Das wären nur die Methoden, die Sowjetrußland in Ingermanland und Ostkarelien und auch anderswo anwendet. Diesen ernsten Gefahren gegenüber ist eine Vogel-Strauß-Politik nicht am Platz. Unter den heutigen Umständen wäre der Besitz der Küste Estlands für die Sowjetunion eine Machtposition ersten Ranges und ein ständiges Druckmittel auf Finnland und Schweden. Der enge Zusammenhang zwischen dem Eismeer- und Ostseeproblem (vgl. dazu den Aufsatz von A. Seeberg im gleichen Heft) darf nie aus den Augen verloren werden. In Estland liegt, auf die Dauer gesehen, der schwächste Punkt der skandinavischen Verteidigung.

KARL HAUSHOFER:
(Letzter Bericht in Stellvertretung des aus Fern-Ost zurückkehrenden Berichterstatters Dr. Albrecht Haushofer)

Berichterstattung aus dem atlantischen Raum

Liegt nicht gerade für den Atlantischen Beobachtungsraum in diesem Herbst ein feiner geopolitischer Unterschied im Gebrauch von „Horizont" und Sehkreis? — Er drängt sich uns auf, wenn wir zwei wichtige Ausgangspunkte benutzen, in denen von beachtenswerter Seite das Wort „Horizont" gebraucht wurde.

Am 12. September schrieb man den „Times" aus Genf: „Der Horizont der Völkerbundsversammlung ist voll von Schatten: Krieg in Spanien, Notruf von China, Abessiniens Mitgliedschaft, Italiens dauernde Abwesenheit." Gerade aus Italien aber kam von Palermo aus, inmitten von dessen goldener Schale Mussolini Sizilien als den Mittelpunkt des Imperiums bezeichnet hatte, der mutige Aufruf des Duce „den Horizont zu klären". Eine solche Klärung des Sehkreises für jeden, der sie redlich wollte, ist wahrlich durch das Zusammentreffen des deutschen und des italienischen Führers erfolgt und von den Völkern bekräftigt worden. (25. bis 29. 9. 1937.)

Die Sehkreis-Klärung, in Palermo beginnend, ist noch dazu eine echt geopolitische Tat gewesen, um so mehr, als sie hoffen läßt, daß man von Rom aus nun nicht mehr in Verkrampfung — damit fremden, nicht echt italienischen Zukunftszielen dienend — auf claustra provinciae am Brenner starren wird, weil claustra imperii im Mittelmeer in höherer geopolitischer Rangordnung erkannt worden sind; so daß man dort letzte Reibungsgefahren zwischen den großen Achsenlagern nördlich und südlich der Alpen — ein unerwünschtes beständiges Rassen-Riegel-Knarren der claustra provinciae — durch gegenseitige Sprachenachtung ausschalten mag. Es gibt ja sehr vornehme Königsworte, auf die man dabei aus eigenem Antrieb von Rom aus zurückkommen kann.

Im Mittelmeer aber ist allerdings die bestimmte Erklärung, dort keinen Bolschewismus dulden zu wollen, eine Lebensfrage; und beide Westmächte haben sich durch die Ausschiffung der Sowjets als Kontrollmacht aus dem Mittelmeer dieser festen geopolitischen Linienführung von Sizilien aus gefügt. Eine kleine Sehkreis-Erhellung hat gewiß auch der Besuch des Bruders des Kaisers von Japan in Deutschland als Vorklang des italienischen Besuchs gebracht. Denn wenn die chinesische Völkerbundsabordnung unter Wellington Koo, dem Deutschland viel Böses verdankt, behauptet, „Japans Andrang gefährde den Frieden der Welt", so gibt eine eingehende Äußerung des „Royal Institute of International Affairs" den anderen Standpunkt, daß diesen Frieden auch gefährdet, wer bei sich selbst nicht Ordnung halten kann. Eine Nation, die das nicht vermag, bringt sich selbst in Gefahr, zu Kolonialzuständen herabzusinken!

Davor wenigstens warnen die beiden wichtigen Veröffentlichungen dieses Instituts: „Das Kolonialproblem" und „Der Staat im Wirtschaftsleben".

Da es nicht häufig ist, daß deutsche Führerforderungen, wie die Nürnberger Anrufe zur endlichen gerechten Lösung der Kolonialfrage, von angesehener britischer Seite präludiert werden, bringen wir einige Sätze im Wortlaut, die gerade so gut in vertraulichen Besprechungen des Stellvertreters des Führers mit seinen Amtsträgern oder des Duce mit Graf Ciano hätten fallen können:

„Kolonien mögen kommen und gehen, aber die Kolonialfrage bleibt. Die Kolonie von heute — (Amerika und die Dominien bezeugen es!) — mag der Nationalstaat von morgen sein; der Nationalstaat von heute mag morgen zum Kolonialgebiet werden." (Anm. d. H.: Aber gilt das nicht für Äthiopien auch? Für Nordchina, für die Mandschurei?)

„Wie kann es zu einem solchen Niedergang kommen? Auf zwei Wegen, die gemeinhin miteinander verbunden sein werden: durch die Unfähigkeit einer Volksgemeinschaft, ihre Hilfsquellen zu entwickeln und durch ihre Unfähigkeit, Ordnung zu halten." Brauchen wir angesichts dieser reichsbritischen Feststellung von so hoher politisch-wissenschaftlicher Stelle noch die amerikanische von Anne O'Hare Mc. Cormick in den „New York Times", daß sich um Peiping die Vorgänge von Mukden 1931 wiederholen, und daß der Zeithistoriker Mandschurei, Äthiopien, Spanien und was sich noch — (mystologische Andeutung!) — an Donau und Dnjepr ereignen werde, auf den nämlichen Nenner zu bringen habe."

In allen diesen Fällen hat eben eine Volksgemeinschaft nicht auf ihrem Gebiet Ordnung halten können, und zwar mindestens in Spanien und China als Folge exzessiver Anwendung demokratischer Grundsätze. Hätte China, statt von 1911 bis heute durch sie seine feste Ordnung zu zerstören, Chang-Tschi-Tungs Mahnung beherzigt: „Lernt! Lernt! Lernt!" so würde keine Volkheit der Welt bei hellen Sinnen heute eine Aggression auf ein geordnetes Reich mit 480 Millionen auf 10 Millionen Quadratkilometer wagen, das planmäßig seit 1842 durch die Westmächte und Russen ruiniert wurde, sondern alles um seine Freundschaft froh sein.

Noch ein letzter Satz: „Wirtschaftlich steigt das Kolonialproblem empor aus der Expansion der höher entwickelten Wirtschaftskörper in das Gebiet der minder entwickelten; politisch bedeutet es das Eindringen (Intrusion) kraftvoller, fremder Herrschaftsformen in Gebiete, leer gelassen durch die Unreife oder Dekadenz der einheimischen Herrschafts- und Lebensformen!" Das alles ist richtig; aber darf sich jemand in London wundern, wenn nach schlechten Erfahrungen Deutschland, Italien und Japan sich solche Londoner Mahnungen zu Herzen nehmen und ihre Herrschaftsformen so stark wählen, ihre Lebensräume wirtschaftlich so verdichten, daß keine Versuchung mehr zum Eindringen „kraftvoller, fremder Herrschaftsformen" in ihre Gebiete besteht?

Sicher hat doch Dr. Negrin in Genf nicht für einen von Valencia oder Barce-

lona aus in Ordnung gehaltenen Lebensraum sprechen können! Allein Sir Frederic Kenyons gewiß nicht parteiischer Timesbericht über den Verbleib und Zustand der spanischen Kunstschätze ist Beweis genug; etwa die Photographie der berühmten Nationalwerte im Palaste des Herzogs von Alba oder auch der Zustand des Grabes von Kardinal Cisneros! So richtet man doch Gräber nicht zu, wo Ordnung herrscht! Und wo Ordnung herrscht, gibt es auch kein Kidnapping eines Generalissimus, wie in Sianfu.

Wenn behauptet wurde, die Frage der Völkerbundsreform sei nun „in ein tätiges Stadium" getreten, so beeilten sich Lord Cranborne und Paul Boncour den Beweis vom Gegenteil zu geben; auch diese Genfer Tagung fuhr auf toten Geleisen, und Eden befliß sich, zur Vermehrung dessen beizutragen, was der Österreicher „Wigel-Wagel" nennt. Bemerkenswert ist, wie Pierre Mortier die Pariser Weltausstellung der 43 Nationen in treffender Folge der anderen von 1878 (Einigung Frankreichs), von 1889 (Panama- und Boulanger-Entwölkung), 1900 (Dreyfus-Affaire) geradezu als Allheilmittel für innere Schäden pries und auch von der von 1937 das Wunder erwartete, „das wir sehr nötig haben" (Frankensturz, Volksfront?). Jedenfalls gingen von Nürnberg, wie vom Duce-Besuch positivere, mehr schöpferische Sehkreis-Erhellungen aus. Immerhin sind — (abgesehen von dem im pazifischen Bericht zu erwähnenden Auftrieb Australiens, der auch in Paris zutage trat) — die großartigen Stadt- und Hafen-Erweiterungspläne von Kapstadt meerwärts auch dort ein Zeichen von Horizont-Entwölkung. Mit Anteil verzeichnen wir das Hinscheiden des greisen Masaryk „an der Bahre eines großen Gegners", nicht zuletzt, weil wir ihm Einsicht in kommende Verständigungsnotwendigkeiten zutrauten. Wird sein Nachfolger den Weg über die Widerstände hinweg finden?

Vernebelungsversuche Litwinows in Nyon, Negrins in Genf und auch ein ganz kleiner, schwächlicher von Martin aus der immer noch bestehenden Londoner abessinischen Gesandtschaft sind bisher mißglückt; die aus dem indo-pazifischen Raum herüberschlagenden „Propaganda-Kriegs"-Pulverdämpfe aus China und Japan können im Westen ausgleichend nebeneinander gewertet werden (Transpazifik). Bemerkenswert ist ein Stoßseufzer von Reitz aus Südafrika, viele Briten könnten sich, wie seinerzeit keinen deutschen Soldaten ohne ans Bajonett gespießtes Baby, so auch keinen Buren vorstellen, der nicht gerade einen Schwarzen auspeitschte; er beklagt, daß England ein schwarzes, kein weißes Afrika zu wollen scheine. Aber warum haben sich dann viele Buren so angestellt, als ob sie das Propagandamärchen von den gespießten Babys glaubten? — Warum halfen sie, das Abkommen zu zerstören, das Afrika aus europäischen Kriegen heraushalten wollte?

Vom australischen Dominion könnte das Weltreich lernen, daß Bumerangs zuweilen auf die Schleuderer zurückprallen, was wir fürsorglich, wegen seiner „Cant"-Krokodilstränen für Nicolson junior festhalten müssen, so gern wir vieles von ihm

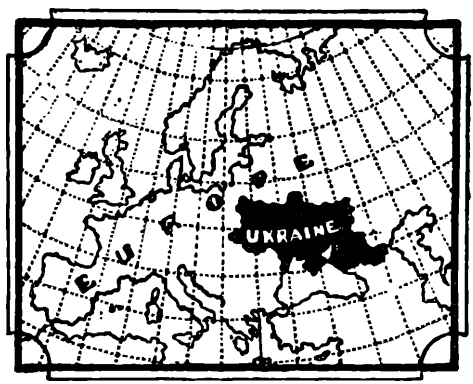
hinter dem Ofen heraus Gesprochene wegen seiner tiefen Wesenskenntnis britischer Staatskunst lesen. Sein „Cant"-Kapitel hat uns aber viel Vergnügen gemacht und wir lernen daraus. Lehrreich ist auch das Wortgefecht zwischen Lord Lothian, als Vorkämpfer gesunden weltpolitischen Menschenverstandes gegen den Status quo, Lord Cecil als sein Verteidiger und Sir John Fisher Williams über den Grad der Anwendbarkeit britischer Völkerbundsverpflichtungen, heiße Kastanien für andere aus dem Feuer zu holen, die sich selbst — wie Wellington Koo — nur ungern damit befassen. Nicht ganz überzeugend ist Cecils Doktrin, daß die Völkerbundszustände doch im Wesentlichen im Gleichgewicht geblieben seien; denn die Sowjets benutzen ihn doch gewiß nicht, um den Status quo zu erhalten, sondern den Umsturz vorzutreiben; ob Mexikos Beitritt ein Ersatz für Brasiliens und der andern Südamerikaner Austritt, für Deutschlands, Japans und der Vereinigten Staaten Fehlen ist, mag füglich dem Urteil der Leser überlassen bleiben, und Cecil selbst mag verantworten, warum er Italien ein „immer lauwarmes Mitglied" nennt. Das las man zur Blütezeit der „Big Five" anders. Mandschurei- und Äthiopien-Blamage seien durch Siegermächte herbeigeführt worden, die reichlich Nutzen aus dem Frieden gezogen hätten. Das eben bestreiten Italien und Japan und fühlten sich von den Westmächten immer geprellt. Aber das gehört zu den intimen Fehden der Räuber von 1919; es geht uns nur insoweit an, als sie sich später um die Beute stritten. (Washington, Wüstensammlung.)

Starke Worte fand Eden im Rundfunk über die Untersee-Piraterie und das Gangstertum im Mittelmeer, das Schiffsbesatzungen in ihrer friedlichen Arbeit gefährde. — Sieht man sich in Marseille die häufig hellenischen Besatzungen mit einem oder zwei Renommier-Briten an Bord (der Flagge halber) an, die so friedevollen Beschäftigungen, wie dem Fahren von Flugzeugen, Tanks, Waffen und Munition für sehr viel liebes Geld nachhangen, so fragt man sich, wo mehr Piraten fahren, über oder unter den Wassern der Azurküste.

Eine stärkere Tat fand Roosevelt, als er die amerikanischen Neutralitätsgesetze auf die krieglos kriegführenden Mächte im Fernen Osten anwandte. Aber schon wurde er als Folge redlich gesuchter Neutralität der Parteilichkeit gegen China angeklagt, weil Japan sich genügend Vernichtungswerkzeuge selbst machen könne, China trotz einem Kriegskosten-Voranschlag von 10 bis 12 Milliarden Dollars fürs Jahr aber nicht. Wie schnell würde Spanien wieder den Spaniern gehören, wenn es keinen Waffenschmuggel dorthin gäbe! Der Waffen-Massen-Schmuggel, Mr. Eden, muß sich aber doch über Wasser vollziehen? Unter Wasser bewältigt man solche Massen nicht!

Eine andere Vernebelung beseitigt E. W. Polson-Newman gegen Noel-Baker und Martin, wenn er (15. 9. 1937) der „Times" schreibt, daß er Äthiopien überall unter italienischer Herrschaft in wohlgeordneten Zuständen fand, durchaus befriedet, und mindestens im gleichen Stande öffentlicher Sicherheit, wie Palästina

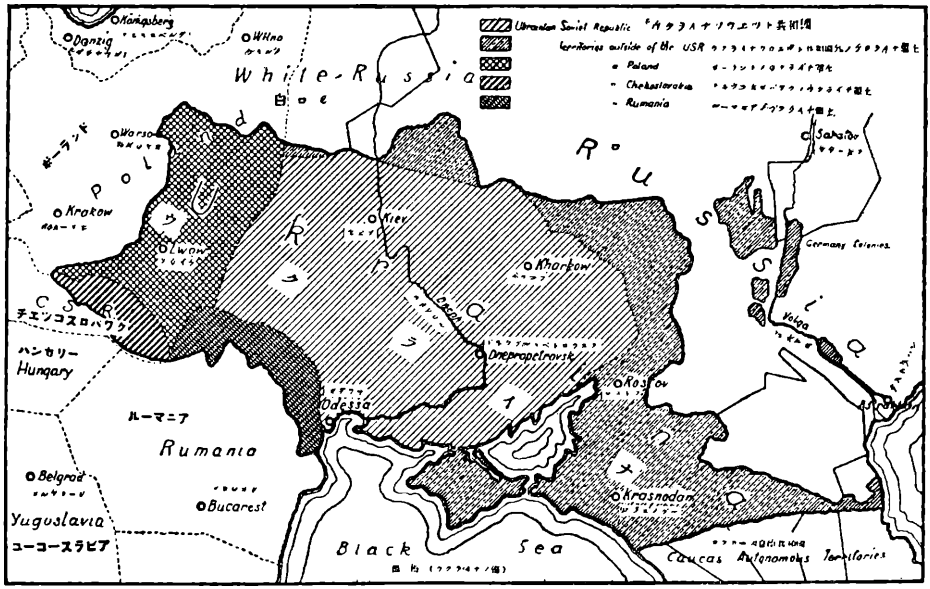
von 1923—1926, also ganz gewiß in größerer, als jetzt, wo Eden selbst den Fehlschlag der Mandatswaltung zugab, freilich durch zwei neue Ursachen, den wachsenden Antisemitismus mit Judenzudrang in das „Jewish Home" und das Wachsen der arabischen Bewegung begründete. Aber sind das nicht beides geopolitische Folgen von Englands Wirken im Nahen Osten? Freilich ist es klug, nun das Odium dafür dem Völkerbund in die Schuhe zu schieben, der in den seinigen ohnehin nicht gehen kann, namentlich wenn er, wie Lady Astor mit Recht bemerkt, sich für jede Einzelheit des Status quo lebensfeindlich blamieren will, was Lord Cecil treuherzig von ihm fordert. Anders denkt offenbar der Oberkommissar von Südafrika in London, te Water, wenn er auch wieder etwas von seiner starken Äußerung abrückte; gewiß würde Südafrika an einer Tagung zur Rückgabe der Deutschen Kolonien teilnehmen, vorausgesetzt, daß seine Sicherheit gewährleistet sei.



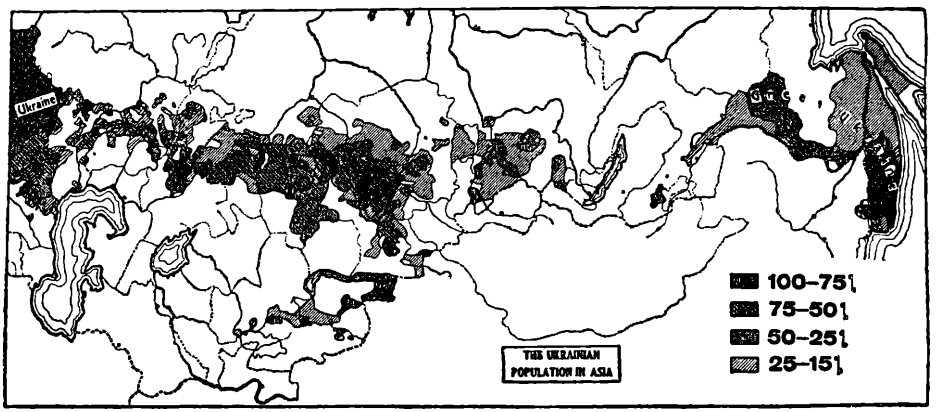
Aber, wenn wir nicht ganz vergeßlich sind, war es doch so, daß Südafrikaner den Deutschen das Ihre in Deutsch-Ost und Deutsch-Südwest wegnahmen, nicht umgekehrt, daß also die Sicherheit der Deutschen in den von ihnen kolonisierten Landen von irgend jemand Verlässigen garantiert werden müßte? Nicht umsonst mahnte der Führer in Nürnberg beim Presseempfang einen etwas indiskreten Frager, daß die Behauptung überseeischer Kolonien doch eine Flottenangelegenheit sei, und Deutschland auf die friedliche Zusammenarbeit angewiesen; außerdem habe es Aufbaupläne auf Zeiträume von zwanzig Jahren, bis 1945 und 1950, die durch Abenteuer nur gefährdet würden.

Wer gewährleistet denn Mitteleuropa dafür die Sicherheit, mit der in Paris, in Montreal von te Water, sogar im Nahen Osten so leichtfertig Redespiel getrieben wird? Ehrlicher Aufbauwille und dementsprechende Erfolge sind von klugen Beobachtern trotz dem Konfessionsstreit, aus dem Südslavenstaat und von der Belgrader Messe gemeldet, während in Rumänien das Schlinggewächs der Korruption viele gute Anläufe erstickt, vor allem der Arbeit unsrer Landsleute dort Gefahr bringt. Wer vergewaltigen muß, fühlt sich zumeist selbst nicht stark, wie in Litauen, in Rumänien, überall, wo man in Torschlußpanik die in der Kultur höherstehenden Minderheiten vergewaltigt, in dumpfer Ahnung, daß es nicht lange mehr möglich ist.

Solches Tun gefährdet Mitteleuropas Sicherheit allein, die sonst größer sein könnte als die vieler anderer Weltgegenden. So gärt es unter der Decke der Vereinigten Staaten. Trotz der Hundertfünfzig-Jahrfeier der Verfassung sind Rund-



Wie sehr die Sowjetbünde vor der eigenen Türe zu kehren hätten, beweisen die drei auf weiten Umwegen über Ostasien an uns gelangten Unterlagen berechtigter Wünsche der Ukrainer



ウクライーナ本土より極東に至るウクライーナ人口散布狀態
極東に於けるウクライーナ人口は約八十萬にして 極東及本土間の人口は凡そ六百萬に達す

funkstreite zwischen Präsident und Senatoren, Zugehörigkeit eines höchsten Richters zum Ku-Klux-Klan, Streiks allerorten und eine planmäßige Verhetzung der öffentlichen Meinung, wie sie z. B. gegen Deutschland sogar die „New York Times" betreibt (mit bösartigen Schlagzeilen vorn und Richtigstellungen irgendwo im Kleindruck ganz hinten im Blatt) gewiß keine Anzeichen innerlich stetiger und verfestigter Zustände. Dem gegenüber steht ein langsamer, sicherer Aufstieg des

atlantischen Südamerika und seiner zusehends wirtschaftlich wieder aufblühenden Staaten, wobei Blüte meist mit nationalspanischen Franco-Sympathien, Verfall meist mit rotspanischer Vorliebe Hand in Hand geht. Aber auch im roten Paradies selbst schritt die Zersetzung fort, und sprang von Krylenko im Zentrum zu Tadjikistan in fernster Peripherie.

Nun verzeichnen wir nach höchsteigenen Presseäußerungen der Sowjets in halber Jahresfrist Zersetzungsvorgänge in Westrußland, in der Ukraine, in Georgien, Aserbeidjan, Tadjikistan, im Fernen Osten und in höchsten Kommandostellen der Mitte. Das berechtigt doch zu geopolitischen Vorbehalten fürs Ganze, selbst wenn man die subpolaren Verkehrserschließungen und Wehrvorkehrungen noch so hoch als geopolitische Aktiva einschätzt, wie wir es gewiß getan haben. Wehrverkehr in seiner Höchstleistung ist nun einmal in erster Linie Vertrauensangelegenheit und Sache einer Festigkeit und Stete im innersten Volksseelengefüge. Auch Reichsautobahnen, wie das Dritte Reich sie durchführt, baut man nicht für außen- und innenpolitische Unsicherheit.

Reichsautobahnen im Lichte der „Times"

Man baut sie auch nicht, wie so viele Briten es sich nicht anders vorstellen können, aus rein militärischen Beweggründen, sondern aus rechtzeitig erkannter raumpolitischer Notwendigkeit zur höchsten Belebung (Organisation) des eigenen Lebensraums, genau, wie Frankreich seine Bahnen aus dem Privatbesitz zusammenrafft, weil die Lebensadern eines Raumkörpers nicht von privater Willkür einzelner Zellen oder gar raumfremder Aktienbesitzer abhängen können, sondern der Raum- und Volksgemeinschaft dienen müssen, auch sie in unlösbarer Einheit von Blut und Boden. Höheren Blutdruck vorherzusehen, ihm vorbeugend zu begegnen, baut Adolf Hitler seine Reichsautobahnen, durchbohrt der Duce den Apennin, über den man gewiß noch lange mit Umwegen hätte rein wirtschaftlich hinwegfahren können, baut er die Autostraßen in Äthiopien, die Wüstenstraße längs der Wüstenränder, die einst Fruchtland waren, wie viele Fliegerbilder es heute noch in seiner Einteilung zeigen. So suchen eben die „Habenichtse" (Havenots) aus ihrem Lebensraum zunächst einmal das Höchstmögliche an Durchblutung herauszuholen, um — wenn ihr Raum auch dann noch nicht reicht — berechtigte Forderungen stellen zu können, daß man sie nach der Schrift über Vieles setze, weil sie im Wenigen getreu waren. Aus Raumüberfluß der „Haves" unbewältigten Abhub hinschütten, sollte ungleich leichter fallen; aber Edens letzte Rede hat wieder Steine statt Brot

gereicht. Das wird schließlich als raumpolitischer Hohn empfunden werden; und es wäre besser, gar nicht zu reden, als mit Reden Salz in Wunden zu streuen, ohne im eigenen Land viel mehr als Achselzucken dafür zu ernten.

Ungleich rücksichtsvoller als die Alte Welt, für die — ähnlich wie seinerzeit als Geleite zu Pitts Subventions- und Bestechungsgeldern „for continental use" — leicht eine Redeblüte gut genug schien, wurde von London aus der transatlantische, so oft enttäuschende Partner z. B. bei seinem Verfassungsjubiläum Mitte September behandelt. Es war ein auch geopolitisch bemerkenswerter Eiertanz, der von Washington aus („America looks back") und London („From Hamilton to Roosevelt") dem bedeutenden Ereignis gewidmet wurde. Rechtspolitische Starrheit und geopolitische Verlagerung widerstreiten sich im Verfassungswerk der Vereinigten Staaten mit seiner vielfach verankerten Starrheit. Keines Landes Verfassung ist als Hüterin des Status quo in einer so beständigen Reibung mit den immer begrenzten „unbegrenzten" Möglichkeiten, die zunächst den treffenden Vergleich Emery's mit „einem großen unzulänglich bemannten und ausgerüsteten Schiff" berechtigt erscheinen ließen. Sein Schwerpunkt verlagerte sich von einem schmalen atlantischen Küstenstreifen mit anfänglich neun Zehntel der Bevölkerung in stürmischem Tempo mittenwärts, mit wachsender Macht der Zentrale, schwindender der Staaten. Dazu kam ein unheimliches Wachstum der Verstädterung mit zwei Dritteln urbanisierter Bevölkerung, und doch einer Städtefeindlichkeit mancher Länder, einer Starrheit der Gesamtverfassung, die z. B. aus Chicago jenes verwaltungstechnische Monstrum emporwachsen ließ, das sich würdig den Problemen Groß-Shanghai und und Groß-Neuyork als geopolitische Unmöglichkeit auf die Dauer anschließt. So ist es kein Wunder, daß Vernunft Unsinn, Wohltat Plage wurde, und die festliche Begrüßung der Verfassung von vor 150 Jahren (1787) kühler und kritischer ausfiel, als viele erwartet haben mochten.

Trotzdem wird es schon dem Briten nicht leicht, bei vielfach gemeinsamem Ursprung und gemeinsamer Anbetung des Volkswillens, die großen Unterschiede zwischen amerikanischen und europäischen trans- und cis-atlantischem Staatsdenken zu begreifen und rechtzeitig in Rechnung zu stellen; vor allem auch die Ahnungslosigkeit des Durchschnitts-Yankee von fremden Zuständen und seine Unbefangenheit, störend mit der Überzeugung des Besserwissens und Bessermachens in sie einzugreifen, das sein Widerspiel auf Erden nur im Sowjetrussen hat. Daher die Warnung Ratzels vor beider Eingriffen in die Feinheiten europäischer Staatenentwicklung. Wehe, wo sie sich anschicken, wie im chinesisch-japanischen Konflikt, gemeinsame Pfade zu wandeln.

KARL HAUSHOFER:
Bericht aus dem indopazifischen Raum

Um in der wichtigsten Frage des Indo-Pazifischen Raumes, der Fern-Ost-Auseinandersetzung zwischen China, Japan, Sowjetbund und Seemächten, zu klaren geopolitischen Dauerurteilen zu kommen und nicht hin und her gerissen zu werden von Tagesmeinungen und Meldungen oder von Reden, wie der von Wellington Koo in Genf, helfen uns drei monumentale Sätze aus Arbeiten des „Royal Institute of International Affairs" in London. (Aus „Das Kolonialproblem" und „Der Staat im Wirtschaftsleben".)

1. „Kolonien mögen kommen und gehen, aber die Kolonialfrage bleibt ... Die Kolonie von heute — (Amerika und die Dominien bezeugen es!) — mag der Nationalstaat von morgen sein; der Nationalstaat von heute mag morgen zum Kolonialgebiet werden."

2. „Wie kann es zu einem solchen Niedergang kommen? Auf zwei Wegen, die gemeinhin miteinander verbunden sein werden: durch die Unfähigkeit einer Volksgemeinschaft, ihre Hilfsquellen zu entwickeln und durch ihre Unfähigkeit, Ordnung zu halten."

3. „Wirtschaftlich steigt das Kolonialproblem empor aus der Expansion der höher entwickelten Wirtschaftskörper in das Gebiet der minder entwickelten; politisch bedeutet es das Eindringen (Intrusion) kraftvoller, fremder Herrschaftsformen in Gebiete, leer gelassen durch die Unreife oder Dekadenz der einheimischen Herrschafts- und Lebensformen."

Wir haben diese Leitsätze einer der politisch-wissenschaftlich weitsichtigsten Einrichtungen des britischen Weltreichs herausgegriffen, um unsern Lesern damit zur Beurteilung der China-Japan-Frage, aber auch vieler anderer indo-pazifischen, feste Richtlinien aus fremder Reichserfahrung zu bieten. Fürst Konoye aus Japan fügte einen Satz voll verhängnisvoller, weittragender Vorbedeutung hinzu: „Das Stadium der Lokalisierung ist vorüber" — das Fern-Ost-Kolonialproblem überschattet die Welt. Trifft Satz 1 (Schluß) und Satz 2 auf China zu oder nicht? Wird Indien nach Satz 1 der Nationalstaat von morgen sein? Können sich danach im großasiatischen Hochkulturgebiet noch Kolonialmächte halten oder nicht? — Das sind die Schicksalsfragen dieses Herbstes. —

Nüchtern betrachtet läßt die Fernostlage seit 7. Juli 1937 keinen Zweifel, daß China nach Satz 2 weder seine Hilfsquellen hat entwickeln, noch Ordnung halten können. Es verläßt sich auch jetzt noch auf die Gendarmeriedienste des Völkerbundes (Rede von Wellington Koo), nicht auf die Eigenkraft von 480 Millionen eines doch ursprünglich in Kultur, Macht und Wirtschaft hochtrainierten Volkes, das sogar um 12 Jahre länger Zeit hatte, sich seit 1842 zum Daseinskampf neuen Stils zu rüsten, als Japan seit 1854. Diese Pflicht hatte Japan fieberhaft erfüllt, freilich: pax et ordo japonica wurden von 1894 an überallhin in Ostasien getragen, wohin es den neu gepanzerten Fuß setzen konnte. Zunächst ergriff es dabei Lebensräume, die auch China als Kolonialgebiet behandelt hatte: Taiwan-Formosa, Riu-Kiu, Korea, das auch von 1895—1905 die Möglichkeit gehabt hätte, sich der Einschmelzung zu entziehen; das Stammland der Tatsing-Dynastie, das China zuerst im Li-Lobanow-Vertrag den Russen zur „Intrusion" preisgegeben

hatte. 1911 begann Rußland die Intrusion in die Äußere Mongolei, die von den Sowjetbünden[1]) fortgesetzt und über Singkiang ausgedehnt wurde, ehe sich Japan über die Mandschurei und Jehol hinaus in die innere vorschob, lange, nachdem von Indien aus auf Lhassa und damit Tibet Einfluß genommen war.

So ist seit 1842, 1858, 1897, 1900, seit spätestens 1911 die „Intrusion", das Zurückgleiten Chinas aus dem Nationalstaat in Kolonialgebiet in vollem Gange, durch die Vier- und Neun-Mächte-Verträge als Folge der Washington-Tagung von 1922 zwar gebremst, aber in keiner Weise wirksam aufgehalten. Die „Unfähigkeit, Ordnung zu halten" sprang jedem vorurteilsfreien, von Genf nicht eingenebelten Beobachter aus vielen Vorgängen in die Augen. Aus ihr vollzog sich, was das Royal Institute of International Affairs in dem dritten der angezogenen Sätze als unvermeidlich verkündet.

Das ist die Sprache der geopolitischen Tatsachen: sie führte Russen in die Äußere Mongolei und nach Ost-Turkestan, Japaner in die Mandschurei und Innere Mongolei, dann nach Nordchina, Shanghai, vor Amoy, Kanton und Hainan, auf die Pratasinseln, vorher die Westmächte in allerhand auch noch erweisliche Gebietsbesitztümer, die jede Karte von Ostasien zeigt: in grellem Gegensatz zur Kuomintang- und Völkerbundsphraseologie.

Chang-Tschi-Tung, der große chinesische Vizekönig des Yangtsetals, der es verstand, 1900 Südchina außerhalb der Wirren zu halten, hatte zur rechten Zeit den Warnungsruf ausgestoßen: „Lernt! Lernt! Lernt!" Aber er verstand darunter jene Art von Aufbauarbeit, die ihn zur Gründung der Hanyang-Werkstätten veranlaßt hatte, nicht das politische Phrasentum, das leider doch in vielen jungchinesischen Kreisen an Stelle der leidenschaftlichen Hingebung für das Ganze getreten war, die Japans Bepanzerung mit den Errungenschaften des Westens ermöglicht hatte. Aus diesem Gegensatz quillt zuletzt das Zerbrechen des Buchstabenrechts im ostasiatischen Festland, vor dem wir heute stehen, und das ein völlig neues Kräftegleichgewicht der z. Z. etwa 205 Millionen unter japanischer Führung, der etwa 350 bis 400 unter der stark umstrittenen Führung von Nanking, der zwischen 160 und 170 Millionen unter Führung der Sowjets herbeiführen muß. Dabei bleibt einstweilen ungerechnet alles andere, das noch in den Wirbel gezogen werden kann, wenn er in der umgekehrten Richtung der Taifunbahnen nach Süden, ins Zerrungsfeld des austral-asiatischen Mittelmeers weiter wandert, wozu die Besetzung der Pratasinseln, die Bombenwürfe auf Kanton und seine Nordverbindung und die Beschießung von Hainan warnende Auftakte sind.

1) Wir haben unsere Leser außer dem im Verlag der Geopolitik erschienenen vorzüglichen Werk von Niedermayer und Semjonow noch auf zwei Neuerscheinungen von hohem geopolitischen Rang aufmerksam zu machen: 1. Dr. Ulrich Frey: Die Neueinteilung des Rätebundes nach dem Grundgesetz der SSSR. vom 5. 12. 1936 mit höchst bemerkenswerter Karte in Heft 9, September, 83. Jahrg. 1937 von „Petermanns Mitteilungen", Justus Perthes, Gotha, und 2. Juri Semjonow: „Die Eroberung Sibiriens", Roman eines Landes, — Berlin 1937, Ullstein — der Nachweis, wie weiße und rote Zaren zu einem Sechstel der Erde kamen.

Im Vergleich zu der möglichen Ausbreitung des Sturmfeldes ist seine, Ende September in zwei Karten zur Nr. 627 der Mitteilungen der Japanischen Vereinigung in Deutschland eingezeichnete Abgrenzung nur eine lokale Angelegenheit. Sie führt die japanische Gefechtsfront in Nordchina von Pin-ti-Chüan an der Kalgan-Tatung-Suiyüan-Eisenbahn über Tatung an den Yen-mön-Paß der inneren Mauer, wo ein Teil der Shansiarmee und die Rote Armee entgegenstanden, nach Pauting und Tsangchow, mit chinesischem Rückhalt bei Taiyüan, Sikiachang und an der Shantunggrenze, jeweils an den drei Bahnen. An der Yangtsemündung lief eine Art von japanischem Landungsbrückenkopf von Liuhoden über Lotienchien vor Chiating-Liuchiahang-Kiangwan-Shanghai-Nordbahn mit Shanghai als zweifelhaftem linken Schwenkpivot.

Was bisher an japanischen Kriegshandlungen südlich von Shanghai geschah, das beschränkt sich bis jetzt auf Blockadehandlungen und Einschüchterungen durch Flotte und Luftwaffe. Sie fanden an den wehrgeopolitisch zu erwartenden Stellen statt: rings um die Formosastraße, gegen die Verbindungen Kantons nach Norden und diesen Stützpunkt selbst, und gegen die Insel Hainan.

Die wehrgeopolitisch lehrreichste Veranstaltung darunter war die Wegnahme und Umkehrung der Pratasinseln zu einem japanischen Stützpunkt am 3. September, die in ihren recht kennzeichnenden Einzelheiten in einem Hongkongbericht der „Times" vom 8. September 1937 festgehalten ist. Denn diese Inselgruppe, schon früher einmal von Japan besetzt und bei dieser Gelegenheit genau topographisch aufgenommen, liegt nur 290 km südwestlich von Hongkong, also rund auf Stundenflugweite, und begegnet deshalb nicht nur in China, sondern auch in England berechtigtem, wohlwollenden Anteil.

Eine Handvoll japanischer Seeleute mit 2 MG. und 2 Flakgeschützen landete; sie umzingelten die meteorologische und Funkstation, die hauptsächlich auch dem Taifun-Warndienst zu Ehren dort eingerichtet ist. Der Leuchtturmdienst wurde des Verbergens von Waffen beschuldigt; der Leiter des Wetterdienstes leider einer Folterungsweise unterworfen, die mehr an Praktiken aus der Zeit Djingis Khans, als an die sonst guten Sitten japanischer Kriegszucht erinnert. Zwei Tage später wurde der Wetterdienst- und Befeuerungsstab auf einem Zerstörer als kriegsgefangen abtransportiert, das Seeproduktpersonal in eine kleine Motordschunke gesetzt und mit dem allernötigsten Ölvorrat weggeschickt, so daß es nach 41 Stunden peinlicher Sturmfahrt Hongkong erreichen und dort melden konnte, daß Japan die Inseln künftig als Flugbasis verwenden werde.

Dieser Vorgang bestätigt eine in der „Geopolitik" schon oft vertretene Überzeugung, daß die Schaffung wichtiger Stützpunkte in Inselgebieten nicht langer alarmierender Friedensvorbereitungen bedarf, mit Ausnahme der durch keine Abmachungen zu verbietenden genauen topographischen Aufnahme, auf Grund deren dann beim heutigen Stande der Technik die Umwandlung in einen wertvollen,

schwer wieder zu beseitigenden Stützpunkt durch eine Handvoll Menschen und einen Hilfsdampfer mit entsprechender Ladung erfolgen kann. Quod erat demonstrandum" (Was zu beweisen war) — so geschehen 3. September 1937.

Eine andere Frage ist natürlich, wie lange kleine und große Inselstützpunkte ihrerseits wieder die Kampfmittel des Seekriegs, Abschließung und Abschnürung, kleine und große Blockade aushalten können.

Sie wird selbstverständlich für das Inselreich Japan selbst gestellt, dessen Vorgehen allen seinen näheren und entfernteren Nachbarn allerlei Sorgen macht. Mit Offenheit sagt Admiral Baywater allerdings dem britischen Außendienst in der „Navy", daß seinem Reich Ostasien die wunde Stelle seiner Seekriegsrüstung und die Fernost-Unruhe um drei Jahre zu früh über den Hals gekommen sei. Das wird man sich ja wohl in Japan auch gesagt und deshalb nicht noch drei Jahre gewartet haben.

Zwei alarmierende Marinebücher machen aufregende Begleitmusik für das ohnehin genügend alarmierte Weltreich: Commander Russell Grenfell: „The Art of the Admiral" (Faber and Faber, $12^1/_2$ sh.) und Captain Bernard Acworth: „Britain in danger" (Eyre and Spottiswoode).

Ernster zu nehmen ist ein Streit über Japans Hilfsquellen und seine Fähigkeit, durchzuhalten, der sich geraume Zeit im September durch die Spalten der „Times" zog (u. a. 8. September). Dazu ergriff auch Freda Utley das Wort, von der nach ihren früheren Arbeiten und ihrer Sowjetzuneigung angenommen werden kann, daß sie jeweils das Ungünstigste über Japan zu sagen weiß. Hier ist also Licht und Schatten scharf und schlagartig nebeneinandergesetzt, wie denn auch schnell das Wort von Japans „Tönernen Füßen" (Feet of clay) geprägt ist, das ursprünglich doch wohl für den russischen Koloß erfunden und mehrfach erprobt worden ist.

Gewiß ist die Knappheit der Kohlen- und Eisendecke des Kernlandes ein sehr ernster Nachteil; aber noch besteht Selbstgenügsamkeit innerhalb des Reichs. Die Möglichkeit, Anleihen von außen her zu erhalten, ist für Tokio und Nanking gleich ungünstig; die Grenzen innerer Inanspruchnahme sind aber längst nicht erreicht, so sehr beide den Eindruck des überforderten, überanspruchten Staatskörpers machen. Eine Feldstärke von 2 Millionen Mann in Japan, ohne daß der Industrieapparat seine Leistungsfähigkeit verliert, scheint auch uns durchaus möglich, wenn auch die Menschenreserven Chinas unvergleichlich viel größer sind.

Aber genau so, wie im Fall des Versagens der Sanktionen gegenüber Italien, würden alle mehr molluskenhaften politischen Bildungen auch im japanischen Fall von der ungeheuren Verstraffung peinlich überrascht werden, die ein faschistisches oder nationalsozialistisches Lebewesen im Vollbewußtsein seines Kampfes um Dasein und Zukunft zu entfalten vermag.

Japan weiß aber genau, was es gewagt hat, was weite Kreise dort gewiß ungern, nur weil sie glaubten, nicht anders zu können, gewagt haben.

Genaue Verfolgung der Indischen Presse während des ganzen Sommers zeigte, wie langsam das doch in gewissen Grundrichtungen der Monsunländerkultur verwandt empfindende Großvolk zum vollen Bewußtsein des Ernstes der Lage im Fernost-Austrag erwachte. Es hatte zunächst mit inneren geopolitischen Fragen zu tun: mit der länderweisen Bewährung des von Gandhi gegen Jawaharlal Nehru durchgesetzten Mitspielens der Kongreßpartei bei den Regierungsbildungen; mit der Art, wie das neugebildete Orissagebiet, trotz schweren Überschwemmungen und vieler Wassersnot, als politischer Körper zurechtkam; mit dem Hungerstreik der Gefangenen auf den Andamanen, wobei Sir Henry Craik mit seiner unbedachten Äußerung über „Paradise of prisoners" (trotz Sir Yamin Chans Gefolgschaft, im „Statesman") durch eine Schilderung der Andamanen-Wirklichkeit in „Amrita Bazar Patrika" peinlich bloßgestellt wurde.

Denn die Einbannung von vielen Hunderten von politischen Gefangenen für Delikte, um derentwillen ihr Volk sie beinahe vergöttert, auf einer Inselgruppe, in der sie durch Tuberkulose und Unterernährung dezimiert werden, ist wirklich nur ein Paradies für die Gefangenenwärter, insofern, als die dort Eingebannten so leicht nicht fort können. In Wahrheit sind die Andamanen eine Zelle der Verbitterung, um so mehr, als die dort Untergebrachten behaupten, sie seien nur wegen der Völkerbundsideale „Freiheit und Demokratie" und ihrer Vertretung hingekommen; ohne dort das „Paradies" zu finden, dem sie versucht hätten sich durch Hungerstreiks, wie 1933, 1936 und 1937 zu entziehen, unter Opferung wertvoller junger Leben. Auch eine indische Aufzählung der Weltherrschaftsgelüste von Amery („The Forward View") von Ludwell Denny (America conquers Britain) dämpft vielleicht die Propaganda mit ähnlichen Gedanken von Araki bei Mächten, die 1917 in Rußland und 1927 in China „burnt their fingers". Auch wohl in Äthiopien!

Die ausgesprochene chinafreundliche, japanfeindliche Einstellung eines Teils der Indischen Presse und Jung-Indiens im ganzen entspringt vielen Wurzeln. Die Abneigung des Kontinentalen gegen die Praktiken der um sich greifenden Inselreiche überhaupt; die diesmal zusammenklingende britische und russische Propaganda — (auf die namentlich Jawaharlal Nehru, Roy, Ch. Bose, Das u. a. zur Aufnahme eingestellt sind); das Gefühl einer der chinesischen verwandten Wehrlosigkeit aus innerem Zwiespalt, losem Reichs- und Staatsgefüge — (das ja auch in Nordwest-Grenzängsten offenbar wird, die an sich beim Volksdruck der 360 indischen Millionen gegen die kleinen Zahlen des Islambundes, Persiens mit 12, Afghanistans mit 8 Millionen, gegenstandslos sein sollte, die noch dazu so viel mit sich selbst zu tun haben). Die Härte und Schärfe der japanischen Methoden und das kurz vorher gezeigte Beispiel Äthiopiens: das alles trägt dazu bei, diesen mehr ethnopolitischen, als geopolitischen Gegensatz zu steigern. Natürlich wird er von England aus nachrichtenmäßig genährt, obwohl es sehr fraglich ist, ob das Welt-

reich — (mehr liegend und besitzend, als neu werbend) — beim röter und röter werden Indiens und Chinas auf seine Rechnung kommt.

Praktisch wird es ihm ja eigentlich schon in Ostturkistan gezeigt, worüber zwei, im Schrifttumsbericht erwähnte gute Darstellungen jüngst erschienen, darunter der Reisebericht von Sir Eric Teichman selbst, dessen Sendung über Urumchi und Kaschgar so amtlich wie möglich war. Was dort noch fehlt, zeigen ebensolche Autoreisen, wie die von Sven Hedin, von Teichman. Was geschehen könnte, der Flug von Gablenz und seinem deutschen Erkundungsflugzeug; wie es dort zugeht, das ganz unberechtigte Festhalten eben dieses Flugzeugs, das damit wochenlang aus der Kulturwelt hinausfiel, und Filchners, der mit seinem Begleiter monatelang festgehalten wurde. Völkerrechtlich aber trägt die Verantwortung für dieses „Nichtordnunghalten" China, der Tat nach Sowjetrußland, das an dieser und andern Grenzen zeigt, was aus der von Großbritannien neu betriebenen Rückkehr der Welt zur Freizügigkeit wird, wenn rote Väterchen sie auf ihre Weise handhaben. Kam man früher von Peking nach Kaschgar in drei bis sechs Monaten, nach Sir Eric in 30 bis 36 Tagen, so kommt man durch ein sowjetisiertes Ostturkistan und Westchina gar nicht, während ein mit deutschen Fliegern organisiertes China in einem Tage hinkäme. Das ist der Unterschied zwischen Ordnung und Unordnung!

Schauen wir von jener ernsten Herbstschwelle, auf der das Wort von Fürst Konoye fiel: „Das Stadium der Lokalisierung ist vorüber" auf die Sommerschwelle der britischen Reichskonferenz zurück, auf der Australiens Premierminister Lyons ein „Locarno des Pazifik" — schon ein raumpolitischer Anachronismus! — möglich schien, dann greifen wir am besten auf ein ausgezeichnet geschriebenes Kabinettstück Weltpolitik zurück, das ziemlich in der Mitte zwischen beiden Wendepunkten im „Deutsch-Afrikaner" (Pretoria, 3. 8. 1937) erschienen war. Es schloß:

„Lyons Vorschlag ist noch nicht reif; ein Blick auf die Karte zeigt die ganze Kühnheit seiner geopolitischen Gedankengänge, die zu viel Phantasie und zu wenig Wirklichkeit sind (sie wären in der Tat eine Verfrachtung des Schiffbruchs der kollektiven Sicherheit nach dem Fernen Osten!) —

Der „Deutsch-Afrikaner" zählt mit leisem Hohn die neun Machtgruppen auf, die dafür unter einen Hut hätten gebracht werden müssen, ohne die Philippinen zu erwähnen,

1. USA.-Gruppe mit Alaska und sich bereits loslösendem Hawai,
2. Mexiko, Mittel- und Südamerika (die aber durchaus nicht am gleichen Strange ziehen),
3. Britenreich mit Mandatsgebiet, Australien, Neuseeland, Kanada, Malaya, Nordborneo, Hongkong und südpazifischen Inseln — (höchst verschiedener Wucht!),
4. China, mit . . . ? (10 oder 4 oder 3 Millionen Quadratkilometer?),
5. Sowjetunion (mit Äußerer Mongolei Tannutuwa und Sinkiang und . . ?),
6. Siam — (in seiner franco-britischen Zange),
7. Holland mit Niederländisch-Indien ($^1/_7$ und $^6/_7$ Volksmasse),
8. Frankreich mit Indochina, Kwangtschauwan und „Océanie",
9. Japan mit Mandschurei und Innermongolei — bei diesem Völkerbund!

Die Aufzählung allein wirkt heute als Pandämonium! Was ist aus den Möglichkeiten der Pazifischen Geopolitik unter den Händen des Völkerbundes geworden? Dessen größter indopazifischer, allerdings mit den USA. geteilter Fehler war, China mit einem falschen Stützungsgefühl zu erfüllen, statt daß es mit höchster Kraft, wie im Westen Italien und Deutschland, im Osten Japan die Verfestigung in sich selbst gesucht hätte, und dann in ruhiger Würde das Herankommen von Freunden und Helfern an den alleinstehenden Starken hätte abwarten können; mit damals noch vollem Rechtsanspruch auf mehr als 10 Millionen Quadratkilometer, 480 Millionen Menschen, eine Fülle von Schätzen unterm Boden und im Boden und dem Fleiß der von keinem Wettbewerb zu schlagenden Söhne der Gelben Erde. Welcher ungeheure Aufwand an geopolitischen Werten ist mit Völkerbundsphraseologie und dem Nachbeten demokratischer USA.-Ladenhüter vertan worden! — In geopolitischem Widersinn!

SPÄNE
der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Strategie der Rohstoffe — U.S.amerikanisch

Rohstoffbesitz und Bedarf, Fragen des ungehinderten Zugangs zu außerhalb des eigenen Staatsgebiets gelegenen Rohstoffquellen u. a. sind zu brennenden Problemen der Staaten geworden. Wenn die rohstoffarmen Länder sich mit diesen Fragen eingehend beschäftigen, wenn der Führer des Deutschen Reiches das Volk aufruft, mit Hilfe des Vierjahresplans Unabhängigkeit auf dem Gebiete der Rohstoffe zu erlangen, so wird sich niemand darüber wundern. Wenn aber im rohstoffreichsten Lande der Erde, in den Vereinigten Staaten, ein Buch erscheint, das sich „Strategie der Rohstoffe" nennt (Brooks Emeny: The Strategy of Raw Materials, a study of America in peace and war, The Macmillan Company, New York, 1934), so horchen wir auf. Das reichste Rohstoffland der Welt, durch zwei Ozeane von den übrigen Kontinenten getrennt, untersucht die amerikanische Rohstofflage im Fall eines künftigen Krieges. Eine Tatsache, die einmal die Verkleinerung der Welt durch die modernen Verkehrsmittel, zum andern aber die durch die moderne Technik außerordentlich erhöhte Bedeutung der Rohstoffe zeigt.

In drei Fragen hat Brooks Emeny am Beginn seines Werkes den Weg aufgezeigt, den er bei der Behandlung seines Themas gehen will:

„In welchem Umfange könnten die Vereinigten Staaten im Falle äußerster Kriegsnot auf den Grundlagen ihrer eigenen Hilfsquellen der Forderung auf Selbstgenügsamkeit in den wesentlichen Lebensmitteln und industriellen Rohstoffen nachkommen?

Welche Hilfsquellen in fremden Ländern könnten unter den verschiedenen Möglichkeiten eines Krieges verfügbar sein für besondere Waren, bei denen wir ganz oder teilweise von Einfuhr abhängig sind?

Welche besonderen Maßnahmen könnten zur Sicherung unserer Selbstversorgung je nach den verschiedenen Möglichkeiten eines Krieges getroffen werden?"

Emeny untersucht nun zunächst die Rohstofflage der 7 Großmächte. An Hand der übrigens sehr geschickt und sorgfältig aufgebauten Tafeln wird der Reichtum der Vereinigten Staaten an Lebensmitteln und Rohstoffen deutlich, nicht nur was die weitgehende Selbstgenügsamkeit, sondern auch was den im Verhältnis zu den andern Mächten außerordentlich hohen Verbrauch betrifft. Emeny stellt weiter zunächst fest, daß die amerikanische strategische Position wesentlich günstiger ist als die der nichtamerikanischen Länder: „Die kontinentale Lage unseres Gebietes macht uns nicht nur in den wesentlichen Rohstoffen selbstgenügsam, weit entfernt von allen Rivalen in der Seeherrschaft macht auch unsere zwischenozeanische Lage eine dauernd aufrechterhaltene Blockade unserer Küsten oder eine andere Art

eines Angriffes unmöglich. Weiter hält unser unmittelbarer Zugang zu den zwei großen Ozeanen des Welthandels uns frei von allen Gefahren des ‚Flaschenhalses' (der in Europa den freien Zugang zu den Rohstoffen häufig erschwert); selbst angenommen, daß einige Häfen oder ein Teil der Küstenlinie zeitweise gefährlich für die Schiffahrt würden, so wäre die Einfuhr noch von der andern Küste her möglich. Nur eine vollständige Blockade unserer einheimischen Gewässer — ein unmögliches Kunststück — könnte uns der Waren berauben, die wir aus allen fünf Weltmeeren zusammengesammelt haben. Und solange unsere Stärke zur See andauert, werden Rohstoffe aus Ländern in den Gegenden, die unserer Kontrolle unterliegen, immer verfügbar sein, vorausgesetzt daß wir friedliche Beziehungen mit diesen Ländern aufrechterhalten. Strategisch gesprochen garantieren daher Kanada und die Staaten Latein-Amerikas den Vereinigten Staaten eine größere Sicherheit, soweit gesicherte Hilfsquellen von wesentlichen Kriegsrohstoffen in Betracht kommen, als die kolonialen Besitzungen jemals solchen Weltmächten wie Großbritannien und Frankreich bieten können."

Emeny stellt nun eine Liste all der Rohstoffe zusammen, die er als wesentlich für den Fall eines Krieges betrachtet, und die in den Vereinigten Staaten nicht in genügendem Maße erzeugbar sind. Er gibt diesen, 26 an der Zahl, die Bezeichnung: Strategische Rohstoffe. Es sind:

Metalle für Eisenlegierungen
1. Manganerz
2. Chrom
3. Nickel
4. Wolfram

Verschiedene Mineralien
5. Zinn
6. Antimon
7. Quecksilber
8. Platin
9. Silikate
10. Nitrate

Gummi, Fasern und Häute
11. Gummi
12. Seide
13. Jute
14. Manilafaser (Abaca)
15. Sisal
16. Wolle
17. Rinderhäute

Verschiedene Rohstoffe und Lebensmittel
18. Kampfer
19. Jod
20. Nux Vomica
21. Opium
22. Chinin
23. Schellack
24. Kokosnuß
25. Kaffee
26. Zucker

Von diesen strategischen Waren gibt Emeny eine eingehende Analyse, durch sehr sauber und klar gearbeitete Karten wirkungsvoll unterstützt, und stellt fest, daß „wir mit drei oder vier Ausnahmen ausreichend selbstgenügsam sein können, um alle militärischen und zivilen Anforderungen erfüllen zu können, vorausgesetzt allerdings, daß eine sorgfältige Planung und Kontrolle während der Notstandsperiode ausgeübt würden."

So kann Emeny zum Schlusse mit Stolz schreiben: „Wir haben also eine klare Illustration der Tatsache, daß die reichsten Rohstoffgegenden der Welt zum großen Teil unter der Herrschaft der englisch-amerikanischen Mächte sind und daß diese beiden nationalen Gruppen, die über 60 % des Weltertrages der Industrie verfügen und die finanzielle oder staatliche Kontrolle über 75 % der mineralischen Rohstoffquellen ausüben, das Mächtegleichgewicht in Händen halten, soweit die für den Krieg oder für den Frieden wesentlichen Waren betroffen werden."

Fürwahr, Emeny hat ein Recht darauf, stolz zu sein, wenn er den Reichtum seines Landes sowie die unvergleichlich günstige strategische Lage des Staatsgebietes schildert. Uns Mitteleuropäer, eingequetscht in der Mitte des immer enger werdenden alten Kontinents Europa und mit Rohstoffen kärglich ausgestattet, mag ein Gefühl des Neides beschleichen. Um so mehr aber dürfen wir von dem amerikanischen Leser des wertvollen Werkes von Brooks Emeny Verständnis für unseren Vierjahresplan verlangen, einen Plan, den nicht die Sorge um einige, schließlich mehr oder weniger entbehrliche Waren geboren hat, sondern durch den uns Unabhängigkeit in den allerwichtigsten Rohstoffen, wie Getreide, Fett und Fleisch, Eisen, Kupfer, Petroleum und Baumwolle u. a. geschaffen werden soll, Rohstoffe, die den Bürgern der USA. in Fülle zur Verfügung stehen. F.

Deutsche Wehrpolitik von England aus gesehen.

Der englische General Fuller hat vor der Royal Artillery Institution einen Vortrag gehalten über „Die Entwicklung des totalen Krieges" („THE JOURNAL OF THE ROYAL ARTILLERY", Bd. LXIII, Nr. 4).

Wer Gelegenheit dazu hat, sollte das Ganze an der angegebenen Stelle lesen; was der englische General über den Versailler Frieden zu sagen hat — er nennt ihn „eine Erpressung von Räubern" —, wie er die Unterstützung der Separatisten durch die Entente, die Reparationen, den Ruhreinbruch beurteilt — „eine der unsinnigsten Taten in der ganzen Geschichte" —, das ist für jeden Deutschen immerhin erstaunlich — und erfreulich zu lesen.

Wir führen hier an, was er über den Nationalsozialismus, über den Führer und seine Wehrpolitik zu sagen hat und welchen Vergleich er zwischen den nationalsozialistischen Maßnahmen und denen der „Demokratien" zieht:

„Wenden wir uns nun kurz zu den Verbündeten. Sie hatten einen diktatorischen Frieden aufgezwungen, der in den betroffenen Ländern unvermeidlich zu einer diktatorischen Reaktion führen mußte. In Deutschland wäre es ohne die Reichswehr zweifellos zu einer Diktatur des Proletariats nach bolschewistischem Muster gekommen. Ihrerseits bauten die Ententestaaten die im Kriege errichtete Diktatur wieder ab. Sie vergaßen die 4 großen Erfahrungen und suchten Sicherheit unter der als Ideal vorschwebenden Diktatur eines Völkerbundes.

1. Sie kehrten zu ihrem alten parlamentarischen Regierungssystem zurück.
2. Sie entbanden ihre Völker von der straffen, im Kriege eingeführten Disziplin.
3. Sie nahmen ihre alten wirtschaftlichen Streitigkeiten, ihre Goldwährung und ihre Schutzzölle wieder auf.
4. Sie entledigten sich in weitem Maße ihrer neuen ‚wissenschaftlichen' Waffen und kehrten zu den Massenheeren von 1914 zurück.

Sie vergaßen alles, was sie der Krieg gelehrt haben sollte, und kehrten zum Stand von 1914 zurück. All dies geschah im Zeichen des Völkerbundes und der ‚kollektiven Sicherheit'. Doch davon später; wenden wir uns wieder zu Deutschland.

Leider fehlt mir die Zeit, um Hitlers wunderbaren Aufstieg vom Hinterzimmer eines Münchener Bierkellers zur Reichskanzlei zu schildern. Als er zur Macht gelangte, war er der Träger der geistigen Verjüngung, die über 10 Jahre lang im Herzen jedes guten Deutschen geschlummert hatte. Er beherzigte die 4 großen Lehren, die der Krieg der ganzen Welt hätte beibringen sollen. Er gründete an Hand dieser Lehren ein neues Deutschland. Umgeben von Feinden und unter dem Druck des Versailler Vertrages wurde er durch die Umstände gezwungen, das neue Reich wehrhaft zu machen. Damit sollte es nicht nur für einen etwaigen Krieg gerüstet sein, sondern es sollte durch seine Stärke und durch das bloße Drohen mit ihr den ersehnten Frieden erhalten.

Verfolgen wir Hitlers Maßnahmen an Hand unserer 4 Punkte:

1. Er hat auf verfassungsmäßigem Wege eine Diktatur errichtet. Er glaubt nicht wie Marx, daß der Mensch nur durch materielle Bedürfnisse geleitet wird. Der Mensch läßt sich heute durch das Nationalgefühl leiten und opfert bereitwillig für die Größe seines Vaterlandes Freiheit und Leben. In Deutschland herrscht keineswegs Tyrannei oder Despotismus. Wir dürfen uns nicht dieser Täuschung hingeben, denn der Nationalsozialismus ist eine tief religiöse Bewegung.
2. Jede Religion muß, um zu blühen, diszipliniert sein. War nicht Disziplin die Grundlage des Christentums? Hitler stellte die straffe Zucht wieder her, nicht nur als Grundlage der Wehrmacht, sondern des ganzen Volkes. Einheit, Würde und Gemeinsamkeitsgefühl sollten wiederkehren. Dazu führte er den Arbeitsdienst ein, riß künstliche Schranken zwischen den Klassen nieder und bekämpfte den Internationalismus in jeglicher Form. Wenn dieser seltene Mann noch 20 Jahre lebt, wenn er den Frieden erhält und wenn seine anscheinend unerschöpfliche Tatkraft nicht nachläßt, dann wird nach meiner Überzeugung der deutsche Gedanke — in gereifterer Form als heute — die westliche Welt erneuern.
3. Der Zusammenbruch der Disziplin im Jahre 1918 ist auf wirtschaftliche Erschöpfung zurückzuführen. Hitler hat dies erkannt und will Deutschland nie wieder in ähnliche Lage kommen lassen. Darum ist sein Ziel der sich selbst versorgende Staat, der den Anforderungen jedes Krieges gewachsen ist. Dies hat schon zur Herstellung vieler synthetischer Stoffe wie Öl, Gummi oder Baumwolle geführt. Die Gewinnung ist heute noch nicht wirtschaftlich, aber der wahre Wert liegt in dem starken Antrieb zu weiteren Versuchen, die später vielleicht zu einer vollständigen Umgestaltung der Weltwirtschaft führen können.
4. Solche gewaltige Umwälzungen gelingen nur im Frieden. Ich bin daher überzeugt, daß Hitler keinen Krieg will. Auf keinen Fall will er einen Krieg nach Art des letzten."

HAV.

Rupert von Schumacher: Büchertafel

Cemal Tukin: Die politischen Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Bulgarien von 1908 bis zum Bukarester Frieden. Christians, Hamburg 1936, 234 S. RM. 7.—.

M. W. Lasaroff: Die völkerrechtliche Entwicklung Bulgariens nach dem Weltkriege. F. Dümmlers Vlg., Berlin 1937, 205 S. RM. 10.80.

J. F. Gellert: Mittelbulgarien. Das kulturgeographische Bild der Gegenwart. Junker u. Dünnhaupt, Berlin 1937, 304 S., zahlr. Karten und Tab. RM. 15.—.

Herbert Wilhelmy: Hochbulgarien. Band 1: **Die ländlichen Siedlungen und die bäuerliche Wirtschaft.** 316 S., 55 Abb. Band 2: **Sofia. Wandlungen einer Großstadt zwischen Orient und Okzident.** 220 S., 56 Abb. Schriften des Geogr. Inst. d. Univ. Kiel 1935/36.

Der bulgarischen Geschichte und Landeskunde widmen sich in letzter Zeit so umfangreiche und viele Werke, daß man geneigt ist, diese Beachtung eines einzelnen Balkanlandes als vorbildlich hinzustellen

und der Hoffnung Ausdruck zu verleihen, daß alsbald auch die anderen Südoststaaten eine ähnliche Würdigung in der deutschsprachlichen wissenschaftlichen Literatur finden.

Uns liegen gleich fünf Werke über Bulgarien vor, die alle größter Beachtung wert sind und infolge ihrer Stoffülle auf engem Raum nicht mit der notwendigen Ausführlichkeit zu besprechen sind. Eine grundlegende Gesamtdarstellung der zwischen Rußland und Österreich-Ungarn schwankenden Politik Bulgariens vor dem Weltkrieg gibt Tukin, eine Untersuchung, die auch darum Beachtung verdient, weil sie eine wissenschaftliche Leistung eines Südosteuropäers (Türken) ist. Eine unentbehrliche Arbeit ist das Werk von Lasaroff, das die gesamten völkerrechtlichen Bindungen Bulgariens, die Verträge, Abkommen und das Friedensdiktat, sowie die voraufgehenden völkerrechtlichen Entwicklungen behandelt und damit den Charakter eines Nachschlagewerkes erhält. Vor allem sind die sonst nur verstreut vorhandenen Daten über die rechtliche Lage der bulgarischen Minderheiten, die Bevölkerungsaustauschbewegungen usw. übersichtlich zusammengefaßt und erklärt.

Landeskundlicher Natur ist das umfangreiche Werk von Wilhelmy, wohl das größte, das bisher über eine Kleinlandschaft des Balkans in deutscher Sprache erschienen ist. W. faßt die Landschaft zwischen Stara Planina, Sredna Gora, Rila, serbischen Grenzbergen unter dem Gesichtspunkt als Einheit, daß Landschaften nicht Ewigkeitswerte besitzen, sondern vom Menschen erst zu Individualitäten erhoben oder als solche zerstört werden, eine Auffassung, die gerade in diesem Fall außerordentlich berechtigt ist, denn obwohl rein geographische Gründe für die Annahme einer eigenen hochbulgarischen Landschaft nicht vorliegen, spricht die kulturgeographische und geopolitische Einheit dafür. Wiederholt ist von geopolitischer Seite darauf verwiesen worden, daß das Becken von Sofia als räumliches Strahlungszentrum am Schnittpunkt verschiedener politischer Sphären liegt, eine Tatsache, die auch W. bei seinen Beobachtungen die Annahme eines Hochbulgarien geradezu aufgedrängt hat. Wer die Landschaft selbst kennt, wird bestätigen, daß sie ihrem „Äußeren" nach sich unbedingt scharf vom Dupnicabecken, aber auch von Südbulgarien unterscheidet, von den umgrenzenden Gebirgslandschaften nicht zu sprechen.

Nach einer geographischen Einleitung gibt W. ein Bild der Siedlungsgeschichte und der Stellung des Bauerntums in diesem Raum seit den Thrakern, deren Gründlichkeit daraus erhellt, daß eine fast lückenlose Augenscheinnahme des gesamten Gebietes, eine Einbeziehung nahezu der gesamten einschlägigen Literatur und eine Beachtung der verschiedensten Disziplinen vorangegangen ist. Band 2 ist eine vorbildliche Stadtmonographie Sofias, dessen Entwicklung bis in die letzten Einzelheiten der städtebaulichen Gestaltung, der völkischen und gesellschaftlichen Gliederung der Einwohnerschaft, des Wirtschafts- und Verkehrslebens vom römischen Kastell bis heute untersucht wird. Wie wichtig dieser Band für den Deutschen ist, geht am besten aus dem Kapitel über die „Bevölkerung der Hauptstadt" hervor, in dem der Kampf der verschiedenen Weltvölker um ihren kulturellen Einfluß in Sofia eine ausführliche Behandlung erfährt. Zahlreiche vergleichende Stadtansichten und Bebauungspläne vermitteln einen Eindruck von dem geradezu amerikanisch anmutenden Wachstum der Stadt.

Ebenfalls als umfangreiche Landeskunde stellt sich Gellerts Mittelbulgarien dar. G. faßt darunter das Gebiet zwischen dem Zentralbalkan im N, dem Becken von Ihtiman im W, der Linie Tatar Pazardžik—Plowdiw—Sejmen—Elhowo im S und Jambol im O. Seine Darstellung bezieht weniger die geschichtliche Entwicklung der Landschaft ein als die Wilhelmys, sie ist in der Hauptsache ein wirtschafts-, siedlungs- und verkehrsgeographischer Querschnitt durch das Gebiet, der auf eingehender Landes- und Quellenkenntnis beruht. Die Arbeit, die die Entwicklungsfähigkeit des mittelbulgarischen Gebietes aufzeigt, ist deswegen zu begrüßen, weil sie einem in Deutschland weniger beachteten Teil Bulgariens gewidmet ist. Im Gegensatz wäre jetzt noch eine Arbeit über Donaubulgarien und eine Untersuchung der makedonischen Südwestecke zu begrüßen, um das landschaftskundliche Bild von Bulgarien abzurunden.

J. Suche: Der Meerengenvertrag von Montreux. Duncker & Humblot, München 1937, 73 S. RM. 3.80.

Eine unentbehrliche völkerrechtliche Abhandlung über die Lösung der Türkei aus den Lausanner Bindungen mit einer Einleitung über die Regelungen der Meerengenfrage seit 1918.

Nordostraum.

Ostraumberichte. Heft 3/4, 1936. Hrsg. v. Osteuropainstitut in Breslau. Priebatsch's Buchhdlg., Breslau. 234 S.

Siegfried Mews: Ein englischer Gesandtschaftsbericht über den polnischen Staat zu Ende des 16. Jahrhunderts. S. Hirzel, Leipzig 1936, 88 S. RM. 3.50.

Reinhold Brenneisen: Das Werden und Wesen einer neuen Volkswirtschaft. Volk u. Reich, Berlin 1936, 429 S. RM. 10.—.

Hasso von Wedel: Die estländische Ritterschaft vornehmlich zwischen 1710 und 1783. Das erste Jahrhundert russischer Herrschaft. Osteuropa-Verl., Königsberg i. Pr. 1935, 181 S. RM. 10.—.

Deutsche Handelskammer in Finnland: Jahresbericht 1935. Helsinki 1936. **Dies.: Jahresbericht 1936.** Helsinki 1937.

Oleg Hoeffding: Die Kriegswirtschaft der Sowjetunion. I. Teil: **Die Erdölwirtschaft.** Sonderdruck aus „Osteuropa", Juli 1936.

Gerhard von Mende: Der nationale Kampf der Rußlandtürken. Ein Beitrag zur nationalen Frage der Sowjetunion. Weidmannsche Buchhdlg., Berlin 1936, 196 S. RM. 4.80.

Kurt Hager: Die polnischen Städte. Grundlagen und Ergebnisse ihrer städtebaulichen Entwicklung. Fleichhauer & Spohn, Stuttgart 1930, 77 S., 51 Abb., 1 Karte.

H. E. Mentzel: Arbeitsverfassung und Ertragsteilung in der russischen Kollektivwirtschaft. Juncker & Dünnhaupt, Berlin 1935, 110 S.

Eine Reihe von Büchern über den Nordostraum, unter denen besonders die Arbeiten von Mende und Brenneisen auffallen. Dieser liefert eine vorbildliche Wirtschaftskunde eines jungen Nationalstaates unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung und ihrer Bedingungen, der staatlichen Wirtschaftslenkung und der einzelnen Wirtschaftszweige. Da der Verf. über eine vollständige Sachkenntnis der lettischen Rechtsquellen und des lettischen offiziellen und wissenschaftlichen Schrifttums verfügt, handelt es sich praktisch um ein Quellenwerk von grundlegend informativem Wert. Mende schneidet ein scheinbar abseits liegendes Kapitel an. Die politische Geschichte der Rußlandtürken — an Hand eines seltenen und selbst dem Fachmann nur schwer zugänglichen Materials dargestellt — ist aber nicht nur deswegen bedeutsam, weil dieses Volkstum in Rußland eine sehr bedeutende Rolle spielt, sondern auch weil sich in der Unterdrückung der türkischen Minderheit besonders durch die Bolschewiken Methoden offenbaren, die selbst den an Verfolgungen gewöhnten Auslandsdeutschen erschüttern können. Das Buch ist eine vorbildliche Bereicherung der volkstumspolitisch ausgerichteten Geschichtsliteratur. Wedel befaßt sich mit der Stellung und Einstellung der Deutschbalten in Estland in den ersten Zeiten der Russenherrschaft, Mentzel untersucht am Beispiel eines einzelnen Wirtschaftsrayons das unerfreuliche Bild der russischen Kollektiv-Landwirtschaft, und H. 3/4 der Ostraumberichte beschäftigt sich fast in vollem Umfang mit der Entwicklung des Absatzes und der wirtschaftlichen Lage der polnischen Kohlenindustrie in den Jahren 1923—1935.

Italien und Mittelmeerraum.

Wilhelm Deutsch: Das Werden des italienischen Staates. W. Braumüller, Wien 1936, 113 S. RM. 3.—.

Hermann Raschhofer: Der politische Volksbegriff im modernen Italien. Volk u. Reich, Berlin 1936, 208 S. RM. 7.50.

Carl Hiller: Die Grundlagen des faschistischen Staates. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1936, 86 S. RM. 3.80.

Deutsch gibt einen Überblick über die Strömungen, Parteiungen, die politische Literatur und die politischen Vorgänge Italiens in der Zeit vom Wiener Kongreß bis zur Einigung, während Hiller, einleitend etwas weiter zurückgreifend, das eigentliche Schwergewicht auf einen Gesamtüberblick über die italienische Staatswerdung bis zum Faschismus und innerhalb dieses Rahmens auf die letzte Periode — auf die Richtungen des Syndikalismus, Nationalismus und Faschismus, den Aufbau der staatlichen Hierarchie und das Korporativsystem und eine Schilderung der Persönlichkeit Mussolinis — legt. Tiefer schürft Raschhofer. Ausgehend von der mittelalterlichen Begriffsbildung, den Volkstumsbegriffen vor und zur Zeit der Französischen Revolution, untersucht er die Wandlungen des italienischen Volkstumsdenkens von Mazzini bis zu den heutigen Auffassungen der italienischen Lehre, die Zusammenhänge mit der Irredente und die Wandlung zum etatistischen Denken unter dem Faschismus. Die philosophisch und staatswissenschaftlich gründlich unterbaute Arbeit gehört in die erste Reihe volkspolitischer Wissenschaftsleistungen der letzten Jahre.

Vom Kapitalismus zum Korporativen Staat. Petrarca-Haus, Köln 1936, 190 S.

A. Marescalchi und L. Visintin: Atlante Agricola dell'Italia Fascista. Istituto Geografico de Agostini, Novara 1935, 92 Karten, 145 Diagramme.

Der „Korporative Staat" ist eine begrüßenswerte Übersetzung der einschlägigen Gesetze und Reden Mussolinis mit Erläuterungen der Übersetzer und bietet so eine gute Ergänzung zu dem bekannten Werk von Dobbert. Der faschistische Agraratlas erweist sich der faschistischen Wissenschaft würdig. Ein klarer übersichtlicher Aufbau, eine geschmackvolle kartographische Darstellungsweise und Farbenwahl und seine Reichhaltigkeit und Vollständigkeit machen ihn unentbehrlich für die Orientierung über die wirtschaftlichen Quellen Italiens. Einleitend stellt eine Serie von Karten die Aufteilung der genützten Fläche des Landes dar, wobei durch Farbschattierung der Anteil der jeweiligen Produktionsfläche an der Gesamtfläche jeder Provinz und durch ein Diagramm innerhalb der Provinz deren Anteil an der jeweiligen gesamtitalienischen Produktionsfläche eingetragen ist. Nebendiagramme zeigen die Unterteilungen der einzelnen Kulturflächen und bringen Vergleiche mit dem Ausland. In ähnlicher Form ist jedes einzelne Produkt der Land- und Gartenwirtschaft, der Fischerei und Viehzucht behandelt. Besonders interessante und aufschlußreiche Karten mit beigegebenen statistischen Tabellen sind der Bonifica gewidmet. Schließlich ist auch die landwirtschaftlich tätige Bevölkerung, der Stand ihrer Behausung, der Umfang der Bewässerung und die landwirtschaftliche Industrie eingehend berücksichtigt.

R. Ritter und Edler von Xylander: Die kriegswirtschaftliche Verfassung Italiens. Stoff und Geist im modernen Krieg. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1935, 54 S. RM. 1.80.

Der hervorragende Kenner der italienischen Wehrmacht gibt in gedrängter Kürze ein erschöpfendes Bild der über die 12 dem abessinischen Krieg vorangehenden Jahre der Vorbereitung und des Aufbaues der nationalen Widerstandskraft Italiens auf kriegswirtschaftlichem Gebiet. Bereits mit den Gesetzen über die „Organisation der Nation für den Krieg" von 1925 und über die Kriegsdisziplin von 1931 wurden die organisatorischen Maßnahmen für die Mobilisierung der seelischen Kräfte der Nation getroffen, durch die Bonifica und andere Maßnahmen zur Steigerung der Inlandproduktion wurde systematisch der Rohstoffarmut des Landes entgegengearbeitet und mit der Verkettung der zivilen und militärischen Organisationen und deren einheitliche Lenkung die Garantien für ein reibungsloses Funktionieren des staatlichen Apparates zum Zweck der Versorgung von Nation und Heer im Ernstfall gesorgt. Der Krieg in Ostafrika hat die ganze Bedeutung dieser Vorbereitungen und ihre Richtigkeit voll bestätigt.

Arnaldo Mussolini: Das Buch vom Sandro. Rascher & Cie., Zürich 1934, 74 S.

Ein Bekenntnisbuch, das der Bruder Mussolinis seinem früh an einer unheilbaren Leukämie verstorbenen Sohne Sandro widmete, um diesem ein ewiges Denkmal zu setzen, ein erschütterndes Buch des Vaters und Menschen, das die Tragödie des Politikers Arnaldo Mussolini ahnen läßt.

Hans Hummel und Wulf Siewert: Der Mittelmeerraum. Zur Geopolitik eines maritimen Großraumes. K. Vowinkel, Heidelberg 1936, 196 S., 36 Karten. Neubearbeitete, erw. II. Auflage in Vorbereitung.

Die Idee, eine Untersuchung und Darstellung der politischen Kräfte des Mittelmeerbeckens in den ihnen eigentümlichen Zusammenhängen und Prägungen für die deutsche Öffentlichkeit zu schreiben, ist, so naheliegend sie seit langem sein mochte, zum erstenmal von den beiden Verff. in dem vorliegenden Werk verwirklicht worden. Für ein glückliches Gelingen des Unternehmens war Vorbedingung, daß die Verff. die politischen Kräfte des Raumes von den ihnen eigentümlichen maritimen Standort aus und nicht unter kontinentaler Beurteilung sahen. Diese psychologische Einstellung auf die Eigenart der mediterranen Faktoren ist voll gelungen, so daß ein mit sicheren Strichen gezeichnetes Bild der Geschichte und politischen Struktur des Gesamtraumes vorliegt, dessen Erfolg — die erste Auflage ist nach Jahresfrist vergriffen und ein halbes Jahr nach dem Erscheinen der deutschen Ausgabe lag eine französische Übersetzung vor, später eine italienische — den Wert der Arbeit bestätigt.

Nach einer geographischen Einleitung gibt Hummel die Abgrenzung des politischen Bereichs des Mittelmeers mit Hilfe eines negativen Schlusses: Am Mittelmeerraum haben alle jene Staaten teil, die ohne Anteil an seinem Leben nicht existenzfähig sind. Er rechnet demnach dazu: Italien, Algerien, Tunis, Lybien, Albanien, Griechenland, Türkei, Syrien, Palästina, Ägypten, wozu einzelne Landschaften von nicht eigentlich mittelmeerischen Anrainern kommen. Drei Pforten des Gesamtraumes öffnen fremden Mächten den Eintritt, die inneren Pforten teilen den Raum in ein Ost- und Westbecken. Anschließend umreißt Hummel in großen Zügen die Reichsbildungen des Mittelmeeres, angefangen von den altorientalischen Staaten. Der zeitliche Längsschnitt durch drei Jahrtausende in solch gedrängter Kürze läßt den Raum und seine Bedeutung plastisch hervortreten. Der staatenvergleichenden Darstellung wäre es dienlich, wenn die Geschichte des Alten Orients ein wenig mehr Berücksichtigung fände. Tatsächlich ist z. B. Ägyptens Schutzlage keineswegs erst durch den Einbruch der Hyksos gebrochen worden. Vielmehr unterwirft schon Naram Alu (ägypt. Naram Aru), der dritte Nachfolger des Akkaders Scharrukenu, der Schumer untertan machte, um 2750 vom Zweistromland aus das Nilland. In der Zeit zwischen 1600 und 1200 v. Chr. bestehen im östlichen Mittelmeerbecken schon eine Anzahl von Reichen, die untereinander in völkerrechtlichen und handelspolitischen Beziehungen stehen: Das Hattireich in Kleinasien, Mitani in Mesopotamien, Alasija auf Cypern und wahrscheinlich Kleinasien, Achijawa, das von Kleinasien auf die griechischen Inseln übergreift, daneben Ägypten und Karduniasch. Wie eng und umfangreich die Beziehungen zwischen diesen ostmittelmeerischen Reichen waren, geht daraus hervor, daß der Pharao Amenophis III. (1411—1375) zur Stärkung der Freundschaft eine Tochter des Mitannikönigs heiratet und daß, wie aus einem Brief des Königs von Alasija bekannt ist, jährlich Gesandtschaften zwischen Cypern und Ägypten ausgetauscht werden. Amenophis IV. erhält bei seiner Thronbesteigung vom König von Cypern Geschenke, und zwischen Mitanni und Ägypten werden um diese Zeit sogar Grenz- und Auslieferungsverträge geschlossen. Zwischen dem Hattikönig Hattusil II. (1300—1270) und Ramses II. wird

sogar ein regelrechter Bündnisvertrag über gegenseitige Hilfeleistung und politisches Asylrecht usw. geschlossen. Einer Korrektur bedarf auch der Satz im dritten Kapitel, daß die Kulturen der Alten Welt streng auf nationalem Wollen aufgebaut waren. Die Vermischung der Kulturelemente ist ebenso wie die der Rassen in der geschichtlichen Zeit so weit und so innig fortgeschritten, daß eine Trennung der Stilelemente heute der Orientalistik oft die größten Schwierigkeiten bereitet. Ungeachtet dessen ist die Zeichnung der Kulturen am Mittelmeer aus einem Guß, ebenso wie die Darstellung der gesamtmittelmeerischen Wirtschaft, des Mittelmeeres als Durchgangsraumes und des mittelmeerischen Wirtschaftsgeistes hervorragend geopolitische Gedanken vertreten, echte Geopolitik verkörpern und nicht die übliche Suche nach geographischen Motiven in der Politik sind. In den folgenden Abschnitten werden die einzelnen Mächte und politischen Landschaften im Mittelmeerraum behandelt. In diesem Teil des Buches finden sich wiederholt beachtliche geopolitische Prognosen, die von den Ereignissen nach dem Erscheinen des Buches bestätigt wurden. So nimmt Hummel eigentlich auf S. 162 die ganzen Mächtegruppierungen während des spanischen Bürgerkrieges vorweg, noch bevor er begonnen hatte. Es bedarf wohl keines weiteren Beweises dafür, daß der schöne Band ein Zeugnis für echte Geopolitik und zugleich ein unentbehrliches Orientierungsmittel über die Kräfte im Mittelmeerraum ist.

In den östlichen Teil des Mediterrans führt die Dissertation: **Hans Seibt: Moderne Kolonisation in Palästina.** II. Teil: **Die Kolonisation der Zionisten.** Leipzig 1933, 277 S., Karten und Tabellen, die an Hand schwer zugänglichen zionistischen und anderen Materials das siedlungsstrategische Vorgehen der Juden in Palästina, das praktische Scheitern der ländlichen Kolonisation und die Verstädterung darlegt, während das folgende Werk: **Bodo Ebhardt: Spanische Burgenfahrt.** Burgverlag, Marksburg (Rhein), 155 S., zahlreiche Abb. im Text und Tafeln, einen eigenartigen Querschnitt durch die Kultur Iberiens liefert, der in Form eines Reiseberichtes des bekannten Burgenkundlers die ganze Besonderheit Spaniens in anschaulicher Form erstehen läßt.

Allgemeines.

Im folgenden erwähnen wir, aus Raumgründen ohne ausführliche Besprechung, eine Reihe wertvoller Bücher und Schriften, die, inhaltlich durch den Titel genügend charakterisiert, einzelne wissenschaftliche Sondergebiete berühren oder den Nachbargebieten der Geopolitik zuzurechnen sind.

Otto Veit: Die Tragik des technischen Zeitalters, Mensch und Maschine im 19. Jahrhundert. S. Fischer, Berlin 1935, 226 S. RM. 4.40.

Friedrich Alverdes: Leben als Sinnverwirklichung. Hippokrates-Verl., Stuttgart 1936, 115 S. RM. 5.75.

Fritz Hippler: Wissenschaft und Leben. C. Winters Univ.-Buchhdlg., Heidelberg 1937, 77 S. RM. 1.90.

Hans Freyer: Pallas Athene: Ethik des politischen Volkes. Eugen Diederichs, Jena 1935, 122 S.

Leopold von Ranke: Geschichte und Politik. Hrsg. v. H. Hoffmann. A. Kröner, Leipzig 1936, 464 S. RM. 3.75.

Walter Goetz: Intuition in der Geschichtswissenschaft. Vortrag. Verl. d. Bayer. Akad. d. Wiss., München 1935, 30 S.

Hans Ganahl: Studien zur Geschichte des kirchlichen Verfassungsrechts im X. und XI. Jahrhundert. Tyrolia, Innsbruck 1936, 76 S. RM. 2.70.

Karl Huber: Die Anfänge des Liberalismus im Mittelalter. Voglrieder, München 1936, 158 S. RM. 4.50.

Gerhard Läwen: Stammesherzog und Stammesherzogtum. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1935, 86 S.

Peter Klassen: Justus Möser. Klostermann, Frankfurt a. M. 1936, 450 S., 1 Abb. RM. 14.—.

W. v. d. Schulenburg: Zaungast der Weltgeschichte. Schmidt & Spring, Leipzig o. J., 48 S.

Angelika Banze: Die deutsch-englische Wirtschaftsrivalität. Ein Beitrag zur Geschichte der deutsch-englischen Beziehungen 1897—1907. E. Ebering, Berlin 1935, 105 S. RM. 4.20.

Boris Nolde: Die Petersburger Mission Bismarcks 1859—1862. Rußland und Europa zu Beginn der Regierung Alexander II. R. Lamm, Leipzig 1936, 214 S.

M. H. Boehm: Volkstheorie und Volkstumspolitik der Gegenwart. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1935, 90 S.

Alfred Vierkandt: Familie, Volk und Staat in ihren gesellschaftlichen Lebensvorgängen. Eine Einführung in die Gesellschaftslehre. F. Enke, Stuttgart 1936. RM. 4.80.

J. Grober: Die Akklimatisation. Eine Untersuchung über ihre Bedingungen, ihre Fehlschläge und ihre erfolgreiche Führung. G. Fischer, Jena 1936, 160 S. RM. 8.—.

Helmut Haufe: Die Bevölkerung Europas. Stadt und Land im 19. und 20. Jahrhundert. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1936, 244 S. RM. 10.—.

A. Bachmann: Zur psychologischen Theorie des sprachlichen Bedeutungswandels. Beckesche Verlags-Buchhdlg., München 1935, 67 S. RM. 3.—.

Helmuth von Moltke: Strategie und Politik. A. Protte, Potsdam 1936, 157 S. RM. 2.80.

J. W. Ludovici: Totale Landesverteidigung. G. Stalling, Oldenburg i. O. 1936, 74 S. RM. 1.40.

Rolf Wagenführ: Kriegswirtschaft. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1936, 171 S. RM. 3.60.

Historicus: Frankreichs 33 Eroberungskriege. (Aus dem Französischen übersetzt.) 2. Aufl. Genf 1935, 84 S., 5 Karten.

Otto Volkmann: Strategischer Atlas zum Weltkrieg. Bibliographisches Inst., Leipzig 1937, 35 mehrfarbige Karten und Namenverzeichnis.

Gerhard Scholtz: 1920—1935 — Fünfzehn Jahre Reichswehr. Schmidt & Spring, Leipzig o. J., 44 S.

Otto Blum: Verkehrsgeographie. J. Springer, Berlin 1936, 150 S., 46 Abb. RM. 8.40.

Joachim und Heinz Matthias: Tod und Sieg über den Weltmeeren. Das Buch der Ozeanflüge. Mittler & S., Berlin 1937, 212 S., 32 Bildtaf. RM. 7.—.

Walther Vogelsang: Das Wunder der Groß- und Riesenflugzeuge. „Offene Worte", Berlin 1937, 142 S., 136 Abb.

Ernst Wagemann: Narrenspiegel der Statistik. Die Umrisse eines statistischen Weltbildes. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1935, 255 S. RM. 7.80.

Emil Schiller: Shinto, die Volksreligion Japans. 2. Aufl. Ostasien-Mission, Berlin 1935, 110 S., 17 Bilder.

F. B. Hein: Der deutsche Raum, unser historisches Schicksal. R. Kämmerer, Berlin 1935, 263 S., zahlr. Karten.

Die Karte „Chinas Bahnnetz in Wunsch und Wirklichkeit" auf S. 723 in Heft 9 wurde von O. Welsch entworfen und gehört zu seinem Aufsatz: „Zum Ausbau des chinesischen Verkehrsnetzes" auf S. 732.

Diesem Heft liegen 7 Prospekte bei, die wir der freundlichen Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen: Atlantic-Verlag, Berlin, für seine Bücher; Eugen Diederichs Verlag, Jena, für Österreich-deutsche Schriften; Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drahowitz, für seine neuen Bücher; J. F. Lehmanns Verlag, München, für sein Werk „Frankreich und der Rassengedanke"; Rowohlt Verlag, Berlin, für sein Buch „Lebendiges Frankreich"; F. Todt, Pforzheim, für seine Neuheiten in Geschenkartikeln; Propyläen- und Ullstein-Verlag, Berlin, für seine Bücher.

Staatenwirtschaft

Beiträge zum Staatshandeln in den Außenwirtschaften

STÄNDIGE BEILAGE ZUR ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

Schriftleitung: Dr. Arnold Seifert, Leipzig

1937 November Nr. 3

HERMANN GROSS:
Staatshandeln und Volkswirtschaft in Südosteuropa

Die Balkanländer Rumänien, Jugoslawien, Bulgarien, Albanien, Griechenland und die Türkei haben erst im Laufe des 19. Jahrhunderts — Albanien und die Türkische Republik erst nach dem Weltkrieg — ihre Selbständigkeit erhalten. Bis dahin haben ihre Bewohner rund fünfhundert Jahre im alten osmanischen Reich abgekapselt von der übrigen Welt gelebt und sind von der modernen kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung Mittel- und Westeuropas ausgeschlossen gewesen. Mit ihrer Befreiung von der osmanischen Herrschaft wurden diese in noch mittelalterlichen Verhältnissen lebenden Völker plötzlich vor die Aufgabe gestellt, den Anschluß an die moderne liberalistische und kapitalistische Welt durch den Aufbau eines eigenen Staatswesens und einer eigenen Volkswirtschaft zu vollziehen. Daß zunächst alle Bestrebungen der führenden politischen Kreise auf die Schaffung eines eigenen staatlichen Apparates und auf die Sicherung der innen- und außenpolitischen Selbständigkeit gerichtet war, ist verständlich. Mit der politischen Festigung der jungen Staaten und dem Herauswachsen einzelner Teile der Bevölkerung aus ihrer hauswirtschaftlichen Selbstgenügsamkeit versuchten die Regierungen einiger Balkanstaaten, schon vor dem Weltkrieg die staatliche Wirtschaftspolitik in den Dienst nationalwirtschaftlicher und politischer Ziele zu stellen[1]).

Nach der staatlichen Neugestaltung Südosteuropas im Gefolge der Pariser Vorortsdiktate (Neuilly und Trianon) und des Friedensvertrages von Lausanne

1) Dabei treten — vor und vor allem dann nach dem Krieg — in den nationalgemischten oder unter dem Einfluß ausländischen Kapitals stehenden Staaten, mit denen wir es auf dem Balkan außer im Falle der Türkei zu tun haben, zu den geläufigen Lenkungsmaßnahmen des Staates noch sog. Nationalisierungsbestrebungen. Sie bezwecken die Herbeiführung einer nationalen völkischen Einheitlichkeit innerhalb der einzelnen Wirtschaftszweige und Wirtschaftsbetriebe eines Landes und die Beseitigung der Abhängigkeit von Staat und Wirtschaft von ausländischen Kapitalmächten. Vgl. Hermann Groß, Südosteuropa-Bau und Entwicklung der Wirtschaft, Leipzig 1937.

(zwischen der Türkei und Griechenland, 1923) ergab sich für alle Balkanstaaten die staatspolitische Notwendigkeit, ihr z. T. aus verschiedenen Teilgebieten anderer Staaten neu zusammengesetztes oder vergrößertes Staatsgebiet nicht nur politisch-verwaltungsmäßig, sondern auch wirtschaftlich zu einer festen staatlichen und volkswirtschaftlichen Gemeinschaft zusammenzuschweißen. Das muß man sich bei Beurteilung aller Vorgänge staatlicher Wirtschaftslenkung im europäischen Südosten immer vor Augen halten: die staatlichen Einheiten und damit auch die Anschauungen von den Aufgaben und Zielen der Staatsführung sind dort nicht „gewachsen" (im mittel- und westeuropäischen Sinne), sondern sie sind durch einen „instituierenden Akt" mit einem Schlag entstanden, und es leuchtet unmittelbar ein, daß in einer solchen Lage ein straffer, zentraler, staatlicher Wille doppelt wesentlich wird. Hier erwachsen mit dem völkerrechtlichen Akt der Schaffung des neuen Staatsgebildes sofort größte organisatorische Aufgaben, deren Lösung — weil mit einem natürlichen Wachstum nicht gerechnet werden kann — nur dem Staat möglich ist. Mit der Ergreifung solcher Aufgaben suchten die jungen Staaten des Südostens gleichzeitig innen- wie außenpolitisch und innen- wie außenwirtschaftlich sich zu stärken und den Einfluß ausländischer Kapitalmächte auf Staat und Wirtschaft zu brechen; mußten doch die Balkanvölker, nachdem sie mit Hilfe ausländischer Mächte ihre staatliche Selbständigkeit erhalten hatten, deren politische Suprematie und Kolonisierungspolitik zunächst dulden, und sie sind als Werkzeuge fremder Interessen von den rivalisierenden Großmächten wiederholt gegenseitig ausgespielt worden.

Die große Wirtschaftskrise hat diese, an sich inneliegenden Tendenzen noch verstärkt. Die früher aus politischen Gründen geforderte Autarkie ist eine wirtschaftliche Lebensnotwendigkeit geworden, da wegen Export- und Devisenschwierigkeiten die Importe drastisch eingeschränkt und der ausländische Schuldendienst unterbrochen werden mußten. Weiterhin machte sich die Beschaffung von Arbeitsmöglichkeiten für größere Teile der Bevölkerung dringend notwendig.

I.

Die wirtschaftlichen Verselbständigungsbestrebungen der Balkanländer wurden deshalb gerade auch in jüngster Zeit mit bevölkerungspolitischen Motiven begründet. Tatsächlich ist zum Verständnis des Staatswillens in der Wirtschaft der Balkanländer eine Kenntnis der Entwicklung und Struktur ihrer Bevölkerungsverhältnisse notwendige Voraussetzung.

Rein quantitativ gesehen sind die Balkanstaaten bekanntlich sehr dünn bevölkert. Ihre Bevölkerungsdichte bewegt sich zwischen 21 Einwohner je qkm in der Türkischen Republik und 61 je qkm in Rumänien — in Deutschland dagegen beträgt sie 140! Die natürliche Vermehrungskraft ist aber bei allen Balkanvölkern so groß, daß trotz der sehr hohen Sterblichkeitsziffern die Bevölkerungsgröße eine dauernde und starke Zunahme zeigt. Am höchsten ist der Vermehrungskoeffizient auf dem Lande, und da wir es in den Balkanstaaten mit rund 80 % bäuerlicher Bevölke-

rung zu tun haben — nur Griechenland macht hiervon mit 54 % eine gewisse Ausnahme — staut sich zunächst der große Zuwachs an Bevölkerung auf dem Lande auf. Angesichts der niedrigen Bevölkerungsdichte sollte man meinen, daß in den Balkanstaaten für den Bevölkerungszuwachs auf dem Lande noch genügend Raum vorhanden und die Ausstattung mit landwirtschaftlichem Boden günstig sei. Das ist aber leider nicht der Fall. Vielmehr stellt sich das Verhältnis von landwirtschaftlicher Bevölkerung und Ackerland in Südosteuropa noch viel ungünstiger als in dichter besiedelten Agrarstaaten. So kommen in Dänemark auf 100 ha Ackerfläche 36,6 Personen landwirtschaftliche Bevölkerung, dagegen in Rumänien 99,6, in Bulgarien 119,6, in Jugoslawien 157,4, in der Türkei 158,9 und in den mit unverhältnismäßig wenig Ackerland ausgestatteten Ländern Albanien und Griechenland sogar 260,2 bzw. 272 Personen.

Die Gründe für diese ungünstige Ausstattung der Balkanländer mit Ackerboden liegen, abgesehen von dem hohen Anteil ihrer landwirtschaftlichen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung, in der zumeist gebirgigen Oberfläche ihres Staatsgebietes, die nur zu geringerem Teil im Ackerbau genutzt werden kann. Dazu kommt eine im allgemeinen extensive Bearbeitungsweise des Ackerlandes, wodurch die gleiche Fläche in Südosteuropa bedeutend weniger Ertrag liefert als im übrigen Europa. So steht einer schnell steigenden Zahl von Menschen eine ziemlich gleichbleibende und extensiv bearbeitete landwirtschaftliche Nutzfläche als Lebensbasis gegenüber. Da ein produktives Unterkommen der überschüssigen Bevölkerung in anderen Wirtschaftszweigen bei dem geringen Stand der volkswirtschaftlichen Entwicklung der Balkanstaaten von jeher äußerst schwierig war, führte die Bevölkerungsvermehrung außer zu einer Verelendung der bäuerlichen Massen zu einer starken Auswanderung, einem charakteristischen Symptom für das Vorhandensein einer landwirtschaftlichen Übervölkerung. Seit der Weltwirtschaftskrise ist eine nennenswerte Auswanderung als Ventil einer steigenden Übervölkerung nicht nur weggefallen, sondern hat sogar einer nicht unbeträchtlichen Rückwanderung Platz gemacht. In Griechenland und Bulgarien ist außerdem durch den Flüchtlingszustrom die Bevölkerungs- und Bodenfrage ganz besonders akut und schwierig geworden.

Aus diesen Tatsachen ergeben sich die verschiedenen Versuche, die von den einzelnen Staatsführungen zur Lösung des Bevölkerungsproblems mit mehr oder weniger Erfolg unternommen worden sind, und die in folgenden Zielen gipfeln:

1. Schaffung einer gesunden Agrarverfassung als Grundlage lebensfähiger Bauernwirtschaften, die nicht nur ihre Besitzer ernähren, sondern auch Produktionsüberschüsse an den inneren und äußeren Markt abgeben können.
2. Ausweitung des Lebensraumes durch Vergrößerung der landwirtschaftlich genutzten Fläche und durch eine Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion und Ausfuhr hochwertiger veredelter Landesprodukte.
3. Unterbringung der in der Landwirtschaft nicht unterkommenden Bevölkerung durch Nutzbarmachung der vorhandenen Bodenschätze und durch den Ausbau einer eigenen Industrie, wodurch gleichzeitig die Einfuhr ausländischer Industrieerzeugnisse eingeschränkt werden soll.

Die Durchführung dieser Aufgaben, die die Staatsführungen in fast allen Balkanländern auf irgendeine Art bereits in Angriff genommen haben, ist vorläufig von starken Hemmungskräften verzögert oder verhindert worden, von denen als wichtigste zu nennen sind: der niedrige allgemeine und fachliche Bildungsstand und die naturalwirtschaftliche Denkweise der großen Masse der Bevölkerung, der empfindliche Kapitalmangel und die un-

zureichenden Kreditorganisationen, Absatzschwierigkeiten im Ausland für die Exportprodukte und schließlich das Fehlen einer geschulten und traditionsgebundenen Beamtenschaft sowie einer stabilen Führung des Staates. Es sind dies Hemmungskräfte, die jedem zentral planenden Staatshandeln entgegenstehen, und die in Südosteuropa besonders stark zur Wirkung kommen. Voraussetzung für eine sinnvolle und erfolgreiche Durchführung staatlicher Maßnahmen ist, daß diese in der Bevölkerung einen Widerhall finden und deren geistige Potenz nicht überschreiten. In Ländern, in denen die Kluft zwischen der hochintelligenten oberen Bildungsschicht und einer z. T. dem Analphabetismus noch sehr nahestehenden „breiten Masse" besonders groß ist, werden alle Maßnahmen, die einen höheren und vor allem auch möglichst homogenen Bildungsstand der Bevölkerung voraussetzen, zu keinem oder einem ganz anderen Ergebnis als dem beabsichtigten führen.

In Europa verläuft die Kurve des Analphabetentums von West- und Mitteleuropa in schnellem Anstieg nach dem Osten und Südosten und deutet damit das herrschende Kulturgefälle an. Der Anteil der Analphabeten betrug nach den letzten Volkszählungen in Bulgarien, Griechenland, Rumänien und Jugoslawien zwischen 40 und 45 %; in Albanien dürfte er nicht viel geringer sein als in der Türkei, wo er 1927 noch rund 90 % betrug. An einen der Bevölkerungszunahme entsprechenden Ausbau des sehr mangelhaft vertretenen Volksschulwesens ist in nächster Zukunft leider nicht zu denken, da in allen Balkanstaaten die bewaffnete Macht, der vielfach übersetzte Beamtenapparat und der öffentliche Schuldendienst den bei weitem größten Teil der Staatsausgaben verschlingen und für Unterricht und kulturelle Zwecke verhältnismäßig wenig übrigbleibt. Entscheidendes ist auf diesem Gebiete nur in der Türkei geschehen, wo Kamâl Atatürk die schwierige arabische Schrift durch eine von jedem erlernbare einfache lateinisch-türkische Schrift ersetzte und für das ganze Volk, ob alt oder jung, Schreib- und Leseunterricht verordnete. So wird nach einem entsprechenden Ausbau des Schulwesens die neue Schrift Allgemeingut des ganzen Volkes werden. In Albanien, wo während der Osmanenherrschaft die albanische Sprache kaum gelehrt wurde, sind von Staats wegen eine ganze Reihe von Schulen errichtet worden. Es ist weiterhin von Bedeutung, daß in der Türkei wie in dem größtenteils mohammedanischen Albanien der Frau im öffentlichen Leben die gleichen Rechte verliehen worden sind wie dem Mann, wird doch der größte Teil der Analphabeten in den Balkanstaaten von der weiblichen Bevölkerung gestellt.

Mit der noch sehr geringen allgemeinen und volkswirtschaftstechnischen Bildung großer Teile der Bevölkerung, insbesondere der Bauernschaft, hängt deren zum Teil noch durchaus naturalwirtschaftliche Denkweise und primitive Kapital- und Kreditauffassung und ihre geringe Organisierbarkeit zusammen. Diese Verhältnisse haben in Verbindung mit einem empfindlichen Kapitalmangel und den unzureichenden Kreditorganisationen eine entscheidende Ausdehnung der landwirtschaftlichen Nutzfläche sowie eine Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion gehemmt und die staatliche Wirtschaftspolitik auf dem Gebiete der Landwirtschaft vielfach zu Mißerfolgen verurteilt.

II.

Dies gilt insbesondere von den einschneidendsten staatlichen Willensäußerungen in der Landwirtschaft, den Agrarreformen der Nachkriegszeit. Durch sie sollte die längst fällige Neuregelung der Besitzverhältnisse endlich durchgeführt werden; jedoch geschah dies unter einem sozialen und parteipolitischen nationalistischen Druck vielfach überstürzt sowie mit einer hochgradigen Planlosigkeit der amtlichen Stellen, die von den Wirtschaftenden oft mit Recht als Willkür emp-

funden und durch die die betreffenden Volkswirtschaften teilweise schwer geschädigt wurden. Die neuen Eigentümer des enteigneten Bodens sind fachlich und kapitalmäßig für eine rationelle produktionsmäßige Auswertung ihres neuen oder vergrößerten Landbesitzes vom Staat so wenig vorbereitet worden, daß statt einer Intensivierung eine Extensivierung der Produktion, teilweise sogar eine Devastierung des Bodens erfolgte.

Insgesamt haben die Agrarreformen sogar zu einer Vermehrung der bestehenden landwirtschaftlichen Übervölkerung beigetragen, da der Kapitalmangel und Kapitalbedarf in der Landwirtschaft zugenommen haben und eine nennenswerte Kapitalbildung auf den zu kleinen und vielfach zersplitterten Bauernstellen nicht erfolgen kann. Darum müßte unverzüglich in Südosteuropa, ähnlich wie dies im neuen Deutschland geschehen ist, einer weiteren Zersplitterung der Bauerngüter und damit einer weiteren Verproletarisierung des Bauernstandes durch gesetzliche Maßnahmen vorgebeugt werden, was erst vereinzelt geschehen ist.

Eine Ausdehnung des Ackerlandes durch umfangreiche Meliorationen hat sich der Staat nur in Bulgarien — Arbeitsdienst! — und in jüngster Zeit auch in Griechenland nicht zuletzt aus außenwirtschaftlichen Gründen angelegen sein lassen. Für eine Intensivierung ihrer landwirtschaftlichen Produktion haben Jugoslawien und Rumänien, früher auch Griechenland, nur sehr wenig getan. Die Türkei und Bulgarien dagegen glaubten zunächst eine Maschinisierung ihrer Landwirtschaft nach mitteleuropäischem oder gar nordamerikanischem Muster fördern zu sollen. Jedoch hat diese einseitige, aus der Gesamtheit der Produktions- und Betriebsfaktoren herausgelöste und forcierte Technisierungspolitik — die Maschine wird im Südosten vielfach noch verbraucht statt gebraucht! — statt zu einem wirtschaftlichen Fortschritt zu sog. „Maschinenfriedhöfen" und damit nicht nur zu einer Kapitalvernichtung geführt, sondern hat auch das Interesse und Vertrauen der südosteuropäischen Bauern in moderne landwirtschaftliche Maschinen in keiner Weise zu wecken vermocht. Die außenwirtschaftlichen Rückwirkungen — in bezug auf Produktionsmitteleinfuhr, Industriewareneinund -ausfuhr, Ausfuhr landwirtschaftlicher Qualitätserzeugnisse — liegen auf der Hand.

Die ungünstigen Erfahrungen, die mit dem Versuch einer einseitigen und künstlichen Mechanisierung der landwirtschaftlichen Produktion gemacht worden sind, sowie der völlige Mangel an Mitteln haben in letzter Zeit die Regierungen der Balkanstaaten bzw. ihre Organe — die Landwirtschaftsbanken — zu einem vorsichtigeren Vorgehen auf diesem Gebiet veranlaßt. Im Zuge einer die organische Entwicklung nicht sprunghaft störenden Mechanisierung wird nunmehr von den Regierungsstellen mehr Gewicht auf landwirtschaftliche Produktionsverbesserung durch Arbeitsintensivierung und Übergang zur Erzeugung hochwertiger Produkte

als auf produktionssteigernde Mittel gelegt, eine Politik, zu der auch die enormen Auslandsabsatzschwierigkeiten der Agrarländer während der Wirtschaftskrise geführt haben. Die größten Erfolge hat auf diesem Gebiet Bulgarien aufzuweisen.

Da die Kapitalansprüche, die sich bei einer Intensivierung oder Umstellung der Produktion ergeben, im allgemeinen die Kapitalkraft der einzelnen Kleinbauernwirtschaft bei weitem überschreiten, ergibt sich vielleicht als einziger wirklich brauchbarer und eine wirksame Staatskontrolle sichernder Weg, die notwendigen Kredite auf genossenschaftlichem Wege von der Landwirtschaft und den sie unterstützenden staatlichen oder halbstaatlichen Institutionen aufzubringen. Jedoch haben die Regierungen der Balkanstaaten — mit Ausnahme von Bulgarien — für die Entwicklung eines leistungsfähigen Genossenschaftswesens sehr wenig getan. Eine genossenschaftliche Organisierung der südosteuropäischen Landwirtschaft ist nicht nur von der Kreditseite her, sondern vor allem im staatenwirtschaftlichen Zusammenhang der Balkanländer mit Mittel- und Westeuropa zweckmäßig. Gerade im Hinblick auf eine Beeinflussung der landwirtschaftlichen Produkte im Sinne einer Anpassung an die Absatzmöglichkeiten im Auslande, im Zusammenhang mit den neuen Formen der Außenhandelspolitik und des zwischenstaatlichen Handelsverkehrs, also der Außenwirtschaft, wird sie zur dringenden Notwendigkeit.

Es handelt sich dabei insbesondere um die von Deutschland — dem weitaus größten Kunden der südosteuropäischen Länder — in seinen Handelsabkommen mit diesen seit 1934 eingeführte Form der Handelspolitik, die neue und aussichtsreiche Wege für eine gedeihliche zwischenstaatliche Zusammenarbeit eröffnet. Durch die Tätigkeit der in diesen Handelsabkommen vorgesehenen Regierungsausschüsse soll eine Abstimmung der landwirtschaftlichen Erzeugung der betreffenden Länder auf den Einfuhrbedarf Deutschlands im Sinne einer organischen Arbeitsteilung erreicht und der Landwirtschaft dieser Länder durch regelmäßige große Bestellungen geholfen werden. Voraussetzung für eine entsprechende Produktionsumstellung — insbesondere von Weizen zu Ölsaaten und Ölfrüchten (Sojabohne, Leinsaaten, Rizinuspflanze, Sonnenblumen) und anderen Industriepflanzen (Gespinstfasern) — und Vorbedingung für eine Sicherung der Quantität wie Qualität der Lieferungen und damit für ein befriedigendes Funktionieren der handelspolitischen Abmachungen überhaupt, ist das Bestehen entsprechender Produzenten- und Exportvereinigungen in den Erzeugerländern, wobei die Organisationsform solcher Vereinigungen hinreichende Gewähr für eine wirksame Staatskontrolle ohne den Nachteil einer solchen bietet; nämlich, ohne daß damit dem angesichts der Mentalität der Balkanvölker gefährlichen Prozeß der Ersetzung der Selbstverantwortlichkeit durch Regiewirtschaft über Gebühr Vorschub geleistet wird. Erst diese Produzenten- und Exportvereinigungen bieten eine Garantie dafür, daß eine Intensivierung und Steigerung der Produktion bestimmter Erzeugnisse erfolgt und diese nicht zu einem weiteren Preisverfall und damit zu einer Extensivierung der Produktion und zur Verarmung der Bauern, sondern zu einer gesteigerten Ausfuhr beiträgt.

Für die südosteuropäischen Agrar- und Rohstoffproduktionsländer ist eine möglichst große und hochwertige Ausfuhr ihrer Erzeugnisse schlechthin eine Lebensfrage, da ihnen andere Mittel als die Einnahmen aus dem Export zur Einlösung

ihrer Verbindlichkeiten im Ausland — Einfuhr und Anleihen — nicht verfügbar sind. Der Zwang zu einem möglichst großen Export und die deutsche Initiative in der Organisierung des Anbaues von Ölsaaten und Ölfrüchten in Südosteuropa haben in allerletzter Zeit schon in einigen Ländern, vor allem in Bulgarien und Jugoslawien, zur Belebung des Genossenschaftswesens beigetragen. Jedoch läßt sich, wie die Mißerfolge der in Griechenland und der Türkei *ad hoc* geschaffenen Zwangsgenossenschaften zeigen, nur dann ein leistungsfähiges Genossenschaftswesen auf- und ausbauen, wenn neben der Einsetzung der staatlichen Macht- und Finanzmittel durch die Entwicklung des allgemeinen Bildungsstandes und durch praktische Erziehung im Volke selber die südosteuropäischen Bauern von der Idee des Genossenschaftswesens erfaßt werden und der genossenschaftliche Geist aus dem Volke selber entsteht. Aber auch die Hebung des Bildungsstandes und die Entfaltung genossenschaftlichen Geistes müssen wiederum die Sorge staatlicher Stellen — wenn auch nicht unmittelbar der wirtschaftlichen Zentralorgane — sein. Nur auf diesem Wege läßt sich ein leistungsfähiger und kaufkräftiger Bauernstand schaffen, der nicht nur der heimischen Industrie und dem Auslande hochwertige Produkte zur Weiterverarbeitung liefern kann, sondern der auch imstande ist, den industriellen Erzeugnissen des In- und Auslandes ausreichende Absatzmöglichkeiten zu geben.

III.

Wenn der Staat auf dem Gebiete der Landwirtschaft — und das gleiche gilt auch für das Kleingewerbe — zunächst in völlig unzureichendem Umfang oder einseitig und erst später unter dem Eindruck der Krise von der Außenhandelspolitik fremder Staaten her in organischerer Weise stützend und fördernd eingegriffen hat, so verdankt andererseits die moderne Industrie im ganzen Südosten zum allergrößten Teil der Initiative und der tatkräftigen Förderung durch den eigenen Staat ihre Entstehung und ihren bemerkenswerten Ausbau in der Nachkriegszeit. Wurde aber vom Staat für die einheimische Landwirtschaft meist zu wenig getan, so ist sein Einsatz auf industriellem Gebiet sehr oft über das volkswirtschaftlich Gesunde hinausgegangen.

Die Motive der Industrialisierungspolitik erscheinen durchaus gerechtfertigt; sie lassen sich in wirtschaftliche, soziale und politische gliedern:

1. Durch eine Verarbeitung der heimischen Produkte im Lande selber sollte eine Werterhöhung der nationalen Produktion und der Ausfuhr, dadurch wiederum eine Steigerung des Nationaleinkommens, insbesondere auch eine Erhöhung der Staatseinnahmen, erreicht werden.
2. Durch Schaffung von Arbeitsmöglichkeiten in der Industrie sollte derjenige Teil der landwirtschaftlichen Bevölkerung, der auf dem Lande keine Betätigung finden konnte und auswandern oder verelenden mußte, dem Volksganzen erhalten bleiben und in eine produktive Beschäftigung überführt werden.
3. Die südosteuropäischen Regierungen waren bemüht, durch den Ausbau einer eigenen Industrie ihre Länder von der Einfuhr fremder Industrieprodukte möglichst freizumachen und durch Erlangung einer gewissen wirtschaftlichen Selbständigkeit auch ihre politische Unabhängigkeit vom Ausland zu sichern.

Das selbständige Eingreifen bzw. die Unterstützung des Staates bei dem Aufbau moderner Industrieunternehmungen, in denen dem stehenden Kapital in Form von Gebäuden, Maschinen und Bergwerkseinrichtungen eine steigende Bedeutung zukommt und die darum auf einen großen und sicheren Absatz angewiesen sind, war in den jungen kulturell und wirtschaftlich noch wenig entwickelten Balkanstaaten eine unbedingte Voraussetzung. Fanden sich doch für den Aufbau der auf den Inlandsabsatz eingestellten industriellen Unternehmungen Kapital und Unternehmer meist erst ein, als durch umfangreiche und regelmäßige Aufträge für Militär und Staat sowie durch Überlassung von Monopolen und Schutz des Inlandsmarktes durch hohe Zölle der Absatz für die Erzeugnisse der neuen Industriezweige gesichert erschien.

Da die jungen Balkanstaaten mit Rücksicht auf ihre politische wie kapitalmäßige Abhängigkeit von den Großmächten in ihrer Bewegungsfreiheit auf zollpolitischem Gebiet zunächst sehr gehemmt waren, haben sie früher als durch Schutzzölle auf indirektem Wege durch Anwendung der sog. Indirekten Mittel der staatlichen Handelspolitik — steuer- und eisenbahntarifpolitische sowie andere administrative Maßnahmen — die Entstehung und Entwicklung einer nationalen Industrie zu fördern gesucht. Erst um die Jahrhundertwende — in Griechenland und der Türkei erst nach dem Weltkriege — hat eine umfangreiche und oft überspitzte Schutzzollpolitik als Mittel zur Industrialisierung eingesetzt.

Die staatliche Industrieförderungspolitik hat zusammen mit den hohen Schutzzöllen zu einem bedeutsamen Zustrom ausländischen Kapitals geführt, das für den Aufbau der Industrie schlechthin unentbehrlich war; haben doch die Balkanstaaten auf dem Gebiete der Kapitalbildung und des Kreditsystems bei dem niedrigen Stand ihrer volkswirtschaftlichen Entwicklung nur sehr wenig tun können. Erst in der Nachkriegszeit wurden zur Finanzierung der heimischen Industrie besondere Industriekreditinstitute geschaffen, an denen staatliche Körperschaften meist maßgeblich beteiligt sind. Da aber die ihnen zur Verfügung stehenden Mittel sehr beschränkt waren und diese außerdem in einigen Staaten weniger nach volkswirtschaftlichen denn nach parteipolitischen oder nationalistischen Gesichtspunkten verteilt und festgelegt wurden, waren diese Institute vielfach nicht in der Lage, den mit dem industriellen Aufbau dauernd steigenden Kapitalansprüchen gerecht zu werden.

Erst die aus währungspolitischen Erwägungen eingeführte Devisenzwangswirtschafts- und Einfuhrkontingentierungspolitik hat seit 1933 durch eine fast monopolartige Sicherung des Inlandsmarktes in allen südosteuropäischen Staaten — mit Ausnahme von Albanien — der heimischen industriellen Produktion und dem weiteren Ausbau industrieller Unternehmungen neue und entscheidende Anregungen gegeben. Diese neue wirtschaftspolitische und nationalwirtschaftliche Entwicklung, die zum Teil unter anormalen Verhältnissen und künstlichen Notmaßnahmen verläuft, will ähnlich wie die agrare Schutzzollpolitik der mittel- und westeuropäischen Industriestaaten in erster Linie vom nationalstaatlichen Gesichtspunkte her beurteilt werden. Tatsächlich befinden sich auch die südosteuropäischen Agrar- und Rohstoffproduktionsländer in einer Zwangslage und bleiben auf den Schutz und die Entwicklung ihrer einheimischen industriellen Produktion angewiesen.

Auf wirtschaftlichem Gebiet ist als Ergebnis der Industrialisierungs-

politik im Südosten festzustellen, daß die Verarbeitung der im Lande geernteten und gewonnenen Rohstoffe bedeutend zugenommen hat und zu einer Steigerung der Einkommen aus Industrie und Bergbau und damit des gesamten Volkseinkommens beigetragen hat. Jedoch ist sehr oft die enge Verknüpfung von Industrie- und Agrarproblem, die Tatsache, daß nur eine hochentwickelte Landwirtschaft der Industrie im industriellen Neuland einen entsprechenden Absatz bieten und die erforderlichen Verarbeitungsprodukte liefern kann, unberücksichtigt geblieben. Besonders in Rumänien und Jugoslawien — zum Teil auch in Bulgarien — ist vielfach die Industrialisierung einseitig und auf Kosten der Landwirtschaft forciert worden und hatte in vielen Fällen statt einer Stärkung eine Schwächung der Landwirtschaft, statt einer Arbeitsintensivierung eine Extensivierung ihrer Betriebsweise zur Folge. So konnte es auch nur in verhältnismäßig geringem Ausmaß gelingen, die Ausfuhr von veredelten oder verarbeiteten landwirtschaftlichen Produkten zu steigern. Außerdem ist dem Ausbau von Absatzgenossenschaften und der Schaffung von gut ausgebildeten und kapitalkräftigen Exportorganisationen nicht genügend Aufmerksamkeit gewidmet worden, wenn auch durch die sog. Exportinstitute einiges geschehen ist. Da der Ausbau der Industrie über die eigene Rohstoffbasis vielfach hinausgewachsen ist, hat sich in zunehmendem Umfang die Einfuhr industrieller Rohstoffe und zum Teil auch Kraftstoffe notwendig gemacht.

Auf sozialem Gebiet sind mit der zunehmenden Verarbeitung einheimischer und ausländischer Rohstoffe dem eigenen Volk vermehrte Arbeitsmöglichkeiten gegeben worden. So findet mit der steigenden Deckung des Nahrungs- und Bekleidungsbedarfes auch eine zunehmende Befriedigung des Beschäftigungsbedarfes der eigenen Bevölkerung statt. Jedoch gewinnt mit der Bildung einer größeren und vom Boden völlig gelösten Industriearbeiterschaft, besonders in den großen Städten, die Industriearbeiterfrage auch im Südosten allmählich eine ernstere wirtschaftliche und soziale sowie auch politische Bedeutung. Aufgabe des Staates im Südosten ist es — gerade auch im außenwirtschaftlichen Interesse —, aus den Fehlern und Erfahrungen der älteren Industrieländer zu lernen und bei dem Ausbau der Industrie die sozialen Interessen der Arbeiterschaft zu berücksichtigen. Die Durchführung dieser Aufgabe ist aber, abgesehen von den Kosten, vor allem durch die Tatsache erschwert, daß Industrie und Bergbau im Südosten zum größten Teil in Händen von ausländischem Kapital sind. Die ausländischen Kapitalisten betreiben ihre Unternehmungen in erster Linie nach individualistischen Rentabilitätsgrundsätzen, ohne auf die sozialen Belange der Arbeiterschaft des Landes, überhaupt auf das nationale Interesse, immer entscheidende Rücksicht nehmen zu wollen oder zu können. So zeigt sich auch auf sozialem Gebiete auf Grund der Industrialisierung — ähnlich wie in wirtschaftlicher Hinsicht durch den wachsenden Einfuhrbedarf von Rohstoffen und Produktionsmitteln — eine gewisse Abhängigkeit der Balkan-

staaten vom Auslande. Die zum Teil recht enge kapitalsmäßige Bindung an ausländische Kapitalmächte haben diese in einzelnen Ländern auch politisch auszuwerten versucht, wodurch die mit der Industrialisierung erstrebte wirtschaftliche und auch politische Unabhängigkeit vom Auslande für einige Staaten nicht in vollem Umfange verwirklicht werden konnte. Nur die Türkische Republik hat — auf Grund der bitteren Erfahrungen, die das Osmanenreich mit seiner völligen Abhängigkeit von ausländischen Kapitalmächten gemacht hat, — ohne nennenswerte Verschuldung an das Ausland seine Bahnbauten und Industriegründungen im wesentlichen aus eigener Kraft und unter maßgeblicher unmittelbarer Beteiligung des türkischen Staates im Wege staatlicher Industrialisierungspläne durchgeführt.

Die südosteuropäischen Länder waren und sind aber nicht nur hinsichtlich des Kapitals, sondern auch inbezug auf gelernte Arbeiter bei dem Ausbau ihrer Industrie noch in großem Umfang auf das Ausland angewiesen. Die ausländischen Facharbeiter bedeuten kostenmäßig wegen ihrer höheren Löhne sowie wegen der meist für sie zu zahlenden Aufenthaltsgebühren eine zusätzliche Belastung der Unternehmungen. Dieser suchen sie sich so bald als möglich durch die Ersetzung der ausländischen durch inländische Arbeiter, die ihren Aufgaben indessen nicht oder noch nicht hinreichend gewachsen sind, zu entziehen. Vorläufig kommt für die Balkanländer auf Grund der Arbeiter-, Kapital- und Absatzverhältnisse in erster Linie ein Ausbau der bergbaulichen Produktion und der Produktionszweige gröberer Massengüter in Betracht. Gerade in diesen Zweigen drängt aber die Technik zu einer weitgehenden Mechanisierung der Produktionsweise mit dem Ergebnis, daß nur verhältnismäßig wenigen menschlichen Arbeitskräften Arbeitsmöglichkeit gegeben wird. Diese Tatsache ist für den Südosten von den schwerwiegendsten sozialen Folgen; sie bedeutet nämlich, daß die landwirtschaftliche Übervölkerung durch den Ausbau der dem wirtschaftlichen Entwicklungsstand der Balkanländer adäquaten Industriezweige nur in sehr geringem Umfange vermindert wird. Tatsächlich hat nur die Textilindustrie verhältnismäßig viele Arbeitskräfte aufgenommen und insoweit zur Verminderung der Übervölkerung beigetragen.

Somit bildet die Industrialisierung der südosteuropäischen Länder kein Allheilmittel gegen die wachsende Bevölkerung und bringt, soweit der Industrieaufbau unorganisch betrieben wird, sogar schwere soziale und politische Gefahren mit sich. Die Übervölkerung kann nur durch erhöhte Leistungen und bessere Organisation aller Produktionszweige der Volkswirtschaft verringert werden, wobei die Hauptaufgaben des Staates auf den Gebieten der Agrarpolitik und der Erziehung der Bevölkerung liegen. Hand in Hand mit der Schaffung einer gesunden Agrarverfassung und der Erweiterung und vor allem der rationellen und intensiveren Gestaltung der landwirtschaftlichen Produktion muß vom Staate oder seinen Organen aus eine totale, d. h. bäuerliche und gewerbliche, Siedlung vorgenommen werden.

Die industrielle Entwicklung des agrarischen Südosteuropas muß in organischer, d. h. den wirtschaftlichen und kulturellen Gegebenheiten Rechnung tragenden Weise und in erster Linie durch Nutzbarmachung der heimischen produktiven Kräfte sowie allmählich durchgeführt werden. Dabei darf es sich auch nicht um ein Kopieren fremder Einrichtungen, sondern es muß sich um eine zweckentsprechende Über-

tragung und Anwendung von schon erprobten Arbeitsmethoden auf die eigenen Verhältnisse handeln. Eine in dieser Weise durchgeführte Industrialisierung der südosteuropäischen Länder gereichte nicht nur ihnen selbst zum Besten, sondern würde auch eine gesteigerte Unterstützung und Mitarbeit des Auslandes finden; ergibt sich doch aus dem zunehmenden Aufbau der Industriewirtschaft nicht eine Verringerung der außenwirtschaftlichen Beziehungen, sondern — wie beim Güteraustausch der fortgeschrittenen Industrieländer und in einzelnen Fällen auch schon für den Südosten festzustellen ist — eine intensivere wirtschaftliche Verflechtung mit dem Ausland.

IV.

Unsere Betrachtung wäre unvollständig ohne eine Berücksichtigung der Regierungsform und der Beschaffenheit der Beamtenschaft, in deren Händen das staatliche Planen und seine Durchführung zum größten Teil liegen.

Die Bildung einer traditionsgebundenen Beamtenschaft in west- und mitteleuropäischem Sinne ist in den jungen Balkanstaaten auf Grund ihres verhältnismäßig kurzen eigenen staatlichen Lebens und ihres parteipolitischen Regierungssystems sehr erschwert und verzögert worden. Andererseits hat sich der für fast alle Balkanstaaten charakteristische Drang zur Beamtenstellung — insbesondere bei dem herrschenden Staatsvolk — in der Nachkriegszeit sehr verstärkt. Durch den Neuaufbau der Staaten Albanien, Griechenland und der Türkei sowie die unverhältnismäßig große Erweiterung des Staatsgebietes von Rumänien und Serbien ist eine Neuschaffung oder Vergrößerung des Beamtenkörpers in fast allen Balkanstaaten notwendig geworden. Dabei hat man sich in Rumänien und Jugoslawien allerdings aus nationalistischen und zentralistischen Erwägungen heraus zum großen Teil nicht der alten geschulten Beamten bedient, sondern sie durch oft ungenügend ausgebildete sog. „verläßliche Patrioten" ersetzt.

Weiterhin hat das Streben der jeweiligen parlamentarischen Regierungsvertretung, ihre Parteianhänger im Staatsdienst unterzubringen, in allen Balkanstaaten zu einer ungesunden Übersetzung des vielfach *ad hoc* geschaffenen Beamtenkörpers mit zum Teil charakterlich wie auch fachlich ihren Aufgaben nicht gewachsenen Menschen geführt. Die einzelnen politischen Parteien lösten einander in der staatlichen Leitung außerdem in den meisten Balkanländern so schnell ab, daß, bevor die von der einen Regierung mit zahllosen Gesetzen eingeleitete Reformtätigkeit auch nur wirksam in Angriff oder durchgeführt werden konnte, die folgenden Machthaber des Landes das von ihren Vorgängern Geschaffene zum Teil wieder einrissen und nun mit Verwirklichungen ihres Parteiprogramms begannen. Diese Verhältnisse sind für die betroffenen Länder von den ungünstigsten Wirkungen gewesen und erklären zum Teil manche dilettantisch anmutenden und unzweckmäßigen Maßnahmen auf dem Gebiete der staatlichen Kultur- und Wirtschaftspolitik.

So haben auch viele wirtschaftspolitische Maßnahmen der Balkanstaaten, ähnlich wie dies Predöhl für Sowjetrußland dargelegt hat[1]), oft zu Abweichungen von der Linie der ökonomischen Ratio geführt, die in ihrer Gesamtheit nicht nur eine ganz erhebliche Belastung der betreffenden Volkswirtschaften bedeuten, sondern auch den Erfolg staatlichen Handelns in Frage stellen können. Die — wie wir sehen, zwar zum Teil erforderlichen, aber sehr häufig übertriebenen — Abweichungen vom Gedanken der Entwicklungsgesetzlichkeit zeigten sich besonders bei den forcierten Mechanisierungsversuchen in der Landwirtschaft und bei der

1) A. Predöhl, Die Industrialisierung Rußlands. In: Weltwirtschaftliches Archiv Bd. 36, Jena 1932, S. 463ff.

Gründung komplizierter Industriezweige. Dabei wurde die Tatsache übersehen, daß notwendige Voraussetzung für eine erfolgreiche Technisierung der Landwirtschaft und für einen reibungslosen industriellen Aufbau das Anknüpfen an den gegebenen Entwicklungsstand der ganzen Volkswirtschaft ist und Leitung, Organisation sowie Arbeit erst allmählich und mit ihren Aufgaben wachsen. Als zweite Abweichung ergab sich die vom Grundsatz der Gleichgewichtigkeit, womit die mangelnde Gleichgewichtigkeit des Planens, das fehlende Aufeinanderabgestimmtsein der Teilaktionen gemeint ist. So wurde vielfach die Erhaltung des Bestehenden gegenüber der Errichtung des Neuen vernachlässigt: die industrielle Entwicklung oft auf Kosten der Landwirtschaft und der autochthonen Industriezweige einseitig vorgetrieben und über die vorhandene Verkehrskapazität hinausgebaut. Gleichzeitig wurde am Verkehrsapparat, besonders in Rumänien, Jugoslawien und Griechenland, ein arger Raubbau getrieben. Weitere Abweichungen haben sich im Vollzuge der staatlichen Pläne aus Mängeln in den Zwischen- und Unterinstanzen, Stockungen und Fehlleitungen in der Verteilung, Irrtum und Unverstand bei der Ausführung der Direktiven und bei übermäßiger Zentralisation ergeben.

Aufgabe der Politik ist es zu entscheiden, welche wirtschaftlichen Lasten dem Volke im Interesse höherer völkischer Ziele — Wahrung des wirtschaftlichen und politischen Selbstbestimmungsrechtes des eigenen Volkes und Staates! — aufgebürdet werden können, mit anderen Worten, welcher Preis zur Erreichung der von der Politik gesteckten Ziele vom Volke gezahlt werden soll und kann. Vorbedingung für die Forderung von persönlichen Entbehrungen muß allerdings sein, daß die Opfer jedes einzelnen auch tatsächlich dem Lande als solchem, d. h. der Volksgemeinschaft und nicht einzelnen Parteiführern oder den Wirtschaftsmagnaten des In- oder Auslandes zugute kommen. Die besten Aussichten für ein dem Gesamtwohl dienendes staatliches Handeln ist in den Ländern gegeben, wo vom ganzen Volk getragene starke und verantwortungsbewußte Regierungen die Geschicke des Staates bestimmen. Diese Erkenntnis setzt sich auch im Südosten immer stärker durch und hat — nicht zuletzt unter dem Eindruck ähnlicher Vorgänge im Ausland — schon in einer ganzen Reihe von Ländern dem Prinzip der autoritären Staatsführung zum Siege verholfen. Den Anfang machte die Türkische Republik Kamâl Atatürks, ihr folgte Albanien unter Zogu I. und Jugoslawien unter Alexander I.; in jüngster Zeit ist die parteipolitische Regierungsform auch in Bulgarien und Griechenland aufgegeben worden. Damit ist in diesen Staaten eine der wichtigsten Voraussetzungen zentral planenden Staatshandelns erfüllt und eine Grundlage geschaffen worden, auf der eine harmonische Entwicklung der eigenen Wirtschaft und eine sinnvolle und gedeihliche Zusammenarbeit mit anderen Nationalwirtschaften erfolgen kann.

Heinz Pentzlin:

Die politische Lenkung der polnischen Außenwirtschaft

Die Aufgaben auf wirtschaftlichem Gebiet, vor die der polnische Staat bei seiner Entstehung gestellt wurde, sind in Art und Umfang völlig unvergleichbar mit dem, was moderne Staaten in der Zeit vor dem Weltkrieg zu bewältigen hatten. Es galt, die vom Deutschen Reich, der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und Rußland abgetrennten Teilgebiete, deren Kulturniveau und Sozialstruktur ganz verschieden und deren Wirtschaftsaufbau auf andere Zentren hin ausgerichtet war, zu einer Einheit zusammenzufügen. Man mußte eine neue „Volkswirtschaft" schaffen, bevor noch der Staat seine Formen gefunden hatte und seine Grenzen feststanden. Der größte Teil des Landes, aus dem das neue Polen entstand, ist Jahre hindurch noch Kriegsschauplatz gewesen. Die russischen Armeen haben bei ihrem Rückzuge Städte, Dörfer und industrielle Anlagen niedergebrannt, Straßen, Brücken, Bahnhöfe und andere Verkehrseinrichtungen zerstört und über 3½ Millionen Polen gewaltsam verschleppt. Von den Zurückgelassenen ist eine große Zahl durch Krankheit, Hunger und Elend zugrunde gegangen. In Ostpolen haben manche Städte mehr als die Hälfte ihrer Einwohnerschaft verloren.

Vor die Notwendigkeit gestellt, von Grund auf neu zu beginnen, mußte der polnische Staat selbst die Initiative ergreifen, um so mehr, als es an einer Bevölkerungsgruppe fehlte, die zum Träger der neuen wirtschaftlichen Entwicklung hätte werden können. Im neuen Staat bildete das „Bürgertum", abgesehen von dem ehemals deutschen Teilgebiet, eine verhältnismäßig kleine Schicht und ist zum großen Teil jüdischer, in den zentralpolnischen Industriezentren auch deutscher Nationalität. Das Bürgertum polnischer Nationalität, dessen Einstellung und Geisteshaltung gegenüber dem Bürgertum westeuropäischer Länder noch sehr von einer feudalistischen Lebensform und Anschauungsweise geprägt ist, erwies sich nicht fähig und — im unternehmerwirtschaftlichen Sinne — auch nicht imstande, von sich aus aktiv den Wirtschaftsaufbau zu übernehmen. Von dem Bürgertum Westpolens, das für diese Aufgabe geeignet gewesen wäre, wurde der deutsche Teil aus einseitigen nationalistischen Beweggründen von vornherein ausgeschaltet. Aber auch der polnische Bürger der Westgebiete wurde bei der Gestaltung der Wirtschaft nicht herangezogen, und zwar vor allem wegen der Gegensätzlichkeit gegenüber seinen zentral- und ostpolnischen Landsleuten in Denk- und Handlungsweise, die durch das Leben und die Betätigung in einer entwickelten und hochorganisierten Volkswirtschaft geformt ist. Der jüdische Teil des Bürgertums, der weite Gebiete des polnischen Handels völlig beherrscht und daneben den Großteil des Kleinhandwerks stellt, erwies sich ebenfalls nicht als geeignet für die neuen wirtschaftlichen Erfordernisse. So bestand ursprünglich für

die polnische Staatsführung neben dem Zwang zur Durchführung des Wirtschaftsaufbaus in eigenen Händen die Aufgabe, die Voraussetzungen für die Entstehung eines Menschentyps zu schaffen, der fähig gewesen wäre, mit eigener Initiative die wirtschaftliche Entwicklung zu tragen. Diese Aufgabe ist nur teilweise erkannt und fast gänzlich ungelöst geblieben, und es wäre einer ideengeschichtlichen Untersuchung wert, inwieweit in dieser Beziehung die Wandlungen in der geistigen Struktur der Nachkriegsweltwirtschaft auch auf den polnischen Menschen eingewirkt und der Bildung eines Bürgertums mit „kapitalistischer" Wirtschaftsgesinnung die inneren Voraussetzungen entzogen haben. Infolgedessen blieb der Wirtschaftsprozeß, wie er vom Staat geschaffen wurde, auf allen maßgebenden Gebieten von Beamten getragen, neben denen sich nur eine verschwindend kleine Zahl von Unternehmern, die aus eigener Verantwortung und auf eigenes Risiko handeln, betätigten.

Nach der Entstehung des polnischen Staates wurde alle wirtschaftspolitische und wirtschaftliche Tätigkeit unmittelbar auf die militärischen Erfordernisse abgestellt. Mit zwangswirtschaftlichen Maßnahmen suchte man die wichtigsten Bedürfnisse der notleidenden Bevölkerung und die Sicherung der Versorgung der militärischen Kräfte zu erreichen, die im Westen und Süden wie im Osten für die Ausdehnung der Grenzen des neuen Staatswesens eingesetzt wurden, bis schließlich der Krieg mit Sowjetrußland das Land aufs schwerste erschütterte. In dieser Zeit wurde der Außenhandel Polens durch ein allgemeines Aus- und Einfuhrverbot völlig der Leitung des Staates unterworfen, der darüber entschied, welche Waren auf Grund besonderer Genehmigungen die neuen Zollgrenzen passieren durften. Die Gefahr einer Hungersnot konnte mit Hilfe der befreundeten Mächte abgewandt werden, die gegen Anleihen Nahrungsmittel- und Warenlieferungen durchführten, ebenso wie Frankreich auf Kredit Kriegsmaterial lieferte. Mit der fortschreitenden Konsolidierung des polnischen Staates und der Sicherung seiner Grenzen konnten die kriegswirtschaftlichen Maßnahmen schrittweise abgebaut werden.

Die wichtigste Aufgabe für Polen wurde nunmehr der Aufbau der Verwaltung und die Organisation des neuen Staatswesens. Den wirtschaftlichen Erfordernissen wurde demgegenüber wenig Rechnung getragen, und die Wirtschaftspolitik verriet zeitweilig deutlich das Fehlen planvoller Richtlinien. Man zeigte sich zwar bemüht, die Produktivität verschiedener Wirtschaftszweige zu heben und einen Ausgleich zwischen den verschiedenen Teilgebieten zu schaffen. Doch dringender erschienen die Erfordernisse der Schaffung des Verwaltungsapparates und der Verstärkung des Heeres.

Die großen Mittel, die dafür benötigt wurden, konnten nicht auf normalem Wege durch die — selbst noch auf Beihilfe und Unterstützung angewiesene — Wirtschaft aufgebracht werden, so daß man als Ausweg zu inflationistischen Maßnahmen griff. Dadurch wurde eine kurze Scheinblüte privatkapitalistischer Betätigung im Inlande und im Außenhandel hervorgerufen. Durch

die Valutaentwertung wurde im Ausfuhrgeschäft eine Belebung der Umsätze möglich, während gleichzeitig die staatliche Außenhandels-Reglementierung den Veränderungen, die sich aus der Entwertung der Währung ergeben, nicht rasch genug zu folgen vermochte. Mit der Währungsreform des Jahres 1924 versucht man diese Entwicklung aufzuhalten. Doch trotz mehrfacher Anstrengungen, die Erfordernisse des Staatsapparates und des Heeres mit den gegebenen Möglichkeiten in Einklang zu bringen, überstiegen die finanziellen Anforderungen weiter die Leistungsfähigkeit der Wirtschaft, zumal das polnische Besteuerungssystem nach einseitigen fiskalischen Gesichtspunkten aufgebaut wurde. Es gelang nicht, den Staatshaushalt ins Gleichgewicht zu bringen. Infolgedessen wurde die Währungslage erneut schwierig, und es kam bis zur zweiten Währungsreform im Herbst 1937 zu wiederholten Währungsschwankungen, obwohl der Staat die Hilfe des Auslands in Anspruch nahm und verschiedene große Anleihen erhielt. Diese Auslandsmittel sollten in der Hauptsache für wirtschaftliche Zwecke eingesetzt werden; so zur Stützung des Bankensystems, das nach der ersten Inflation in größte Schwierigkeiten kam, ferner zum Aufbau der Industrie und für landwirtschaftliche Investitionen sowie zur Durchführung größerer öffentlicher Arbeiten der Wojewodschaften und Gemeinden für die Hebung der wirtschaftlichen Kräfte. Der rein fiskalistische Bedarf war indessen so stark, daß der größte Teil der Auslandskredite für seine Deckung beansprucht wurde und nur geringe Beträge ihrer ursprünglichen Zweckbestimmung zugeführt werden konnten.

Mit dem Zustrom des Auslandskapitals seit dem Jahre 1924, bei dem neben den staatlichen Anleihen auch neue ausländische Kapitalanlagen und privatwirtschaftliche Kredite eine beträchtliche Rolle spielten, ergab sich für die Außenhandelslage Polens eine große Erleichterung, da die Einfuhrüberschüsse devisenmäßig unschwer ausgeglichen werden konnten und zunächst kein unmittelbarer Zwang zur Forcierung der Ausfuhr bestand. Ungeachtet dessen ist gerade in dieser Zeit ein starkes Fortschreiten der Reglementierung des Außenhandels festzustellen, das nicht nur in Zollerhöhungen und Einfuhrverboten sowie in Prämiierung der Ausfuhr, sondern mehr noch in organisatorischen Maßnahmen zum Ausdruck kam, wie vor allem in der Errichtung von Einfuhr- und Ausfuhrsyndikaten unter staatlicher Kontrolle. Dieses Vorgehen liegt mit dem immer stärker werdenden Vordringen des Staates in die innere Wirtschaft parallel. Das Hauptziel war: Erhöhung der Wehrfähigkeit des Landes und Minderung der Abhängigkeit vom Auslande. Auf dem Gebiet der Handelspolitik führte dies nicht nur zu entsprechenden Zollschutz- und Ausfuhrförderungsmaßnahmen, sondern es wirkte sich darüber hinaus in einer bewußten und planmäßigen angestrebten Richtungsänderung und Verlagerung des polnischen Außenhandels auf den Seeweg aus. Zur Vergrößerung der Unabhängigkeit und der Sicherung der Auslandsverbindungen unter Umgehung der Nachbarländer wurde der Ausbau des Verkehrs über die Seegrenze mit allen Mitteln gefördert. Wohl bei keinem anderen wirtschaftspolitischen oder wirtschaftlichen Vorhaben ist von Polen so viel zielbewußte Energie gezeigt worden, wie bei der Errichtung des eigenen Seehafens Gdingen, zu dessen Gunsten die Verlagerung des Außenhandels auf den Seeweg in erster Linie betrieben wurde — ungeachtet der völkerrechtlichen Verpflichtung Polens zur vollen Ausnutzung des Hafens von Danzig.

Für die Durchsetzung der Verlagerung wurden in gleicher Weise verkehrpolitische (Tarifvergünstigungen) wie handelspolitische Mittel (Zollnachlässe, Kontingenterleichterungen u. dgl.) eingesetzt. Der Erfolg trat schon in verhältnismäßig kurzer Zeit ein: während im Jahre 1925 erst wenig mehr als 15% der mengenmäßigen Außenhandelsumsätze über See gingen, waren es seit 1932 schon mehr als 70%.

Gleichlaufend mit der Förderung des Seehandelsverkehrs und dem Ausbau des Gdinger Hafens ging man an die Schaffung einer eigenen polnischen Handelsflotte. Sie wurde fast gänzlich vom Staate durchgeführt. Weiter setzten auch Bemühungen ein, mit den überseeischen Staaten in unmittelbare Verbindung zu treten, mit denen der Warenverkehr bisher überwiegend durch die Vermittlung dritter Länder, vor allem Deutschlands und Großbritanniens, abgewickelt worden war. Man wollte mit Übersee, wie man in Polen sagt, an Stelle des bisherigen „passiven Handels" einen „aktiven Handel" aufnehmen. Auch die Durchführung dieser Aufgabe mußte der polnische Staat selbst in die Hand nehmen, da es keinen im Überseegeschäft erfahrenen Handelsstand in Polen gibt. Es sind Konsulatsbeamte, Beauftragte der Ministerien oder der Wirtschaftsorganisationen, welche in die überseeischen Länder gingen, um sich dort über die Absatzmöglichkeiten zu unterrichten und Geschäftsverbindungen anzuknüpfen. Gleichzeitig versuchte man von seiten des Staates, in Polen Außenhandelsfachleute heranzubilden — bisher allerdings ohne befriedigenden Erfolg.

Alles das ist zugleich Ausdruck außenpolitischer Zielsetzungen. Die Staatsführung will das Land nicht auf immer in politischer Abhängigkeit von den Mächten lassen, die zu seiner Entstehung in der jetzigen Form beigetragen und es — wie man es auch in Polen weiß: in Verfolgung eigener machtpolitischer Ziele — in den ersten Jahren geschützt und erhalten haben. Zurückschauend auf die Zeit, in der Polen die entscheidende Macht in Osteuropa war, erwachte bald das Bestreben, den jungen Staat wieder zu einer Großmacht werden zu lassen, die im Raum zwischen Ostsee und dem Schwarzen Meer die Führung übernehmen kann. Die Festigung der Stellung an der Ostseeküste und der Besitz einer eigenen Flotte waren dafür notwendige Voraussetzungen. Auf dem Wege zur Erreichung dieses Zieles ist — in der kurzen Zeitspanne seit der tätigen Aufnahme der Arbeiten bis zu seiner Verwirklichung — zweifelsohne sehr Großes von Polen erreicht worden, wenn auch unter sehr schweren Opfern. Bei dem Fehlen einer gesunden und starken inneren Wirtschaft haben die Erfordernisse der polnischen Seepolitik — man denke nur an die Hafen- und Eisenbahninvestitionen — in einem sehr großen Umfange zur Erhöhung der Kapitalverpflichtungen gegenüber dem Auslande beigetragen.

Die Abhängigkeit vom Ausland in der Kapitalausstattung des Landes hat schwerwiegende Folgen nach sich ziehen müssen und wird auch in Zukunft noch aufs schwerste die politische und wirtschaftliche Entwicklung Polens belasten. Als nach dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise der Kapitalzustrom nach Polen stockte, ja sogar ein gewisser Rückfluß eintrat und gleichzeitig

durch den Zusammenbruch der Preise im internationalen Handel die polnische Landwirtschaft und Industrie aufs schärfste getroffen wurden, erwies es sich, daß die Wirtschaftspolitik Polens nicht in erster Linie von den Erfordernissen der inneren Wirtschaft Polens bestimmt war, sondern auf die Stellung des Landes seinen Auslandsgläubigern gegenüber Rücksicht nahm. Man baute natürlich zum Schutz des Binnenmarktes vor den verheerenden Auswirkungen des Preisverfalls die Einfuhrreglementierungen stärker aus. Stärkeres Gewicht legte man aber auf die Maßnahmen zur Ausfuhrförderung, um in der Handelsbilanz ein positives Saldo zu erreichen, das zur Bedienung der Kapitalverpflichtungen gegenüber dem Auslande notwendig ist.

Die Bemühungen, um jeden Preis den Verpflichtungen gegenüber den Auslandsgläubigern nachzukommen, mußten schließlich fehlschlagen. Der erzielbare Ausfuhrüberschuß reichte nicht aus, um die fälligen Zins- und Amortisationszahlungen zu decken, so daß auf die Goldbestände des Notenbankinstituts zurückgegriffen werden mußte. Dies löste eine rasche Kapitalflucht aus, die schließlich den Staat zwang, im April 1936 an Stelle des freien Zahlungsverkehrs die Devisenbewirtschaftung zu setzen und einige Monate danach den Auslandsgläubigern gegenüber die Einstellung des Transfers für die Bedienung der Kapitalverpflichtungen zu erklären. Mit diesem Schritt gewann der polnische Staat die Handlungsfreiheit auf innerwirtschaftlichem Gebiet zurück, und er entschloß sich, zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und zugleich zur allgemeinen Belebung der Wirtschaft ein größeres Investitionsprogramm in Angriff zu nehmen, das — wie es der allgemeinen Zielsetzung der polnischen Wirtschaftspolitik entspricht — auf die Erhöhung der Wehrfähigkeit des Landes abgestellt ist. Dieses Vorgehen hatte unmittelbare Rückwirkungen auf die Außenhandelslage, denn die erzielte Belebung der industriellen Tätigkeit hatte bei dem Mangel an inneren Reserven sofort eine große Steigerung des Einfuhrbedarfs zur Folge. Versuche, durch verschärfte Handhabung der Einfuhrreglementierung einen Ausgleich zu schaffen, blieben ergebnislos, da jede Minderung der Auslandsbezüge sogleich eine Stockung der Industrieproduktion hervorzurufen drohte. Um diese Notlage zu überwinden, war man bestrebt, Einfuhrprodukte durch stärkere Verwendung einheimischer Erzeugnisse zu ersetzen. Zur Erreichung größerer Ergebnisse auf diesem Gebiet sind indessen Neuinvestitionen notwendig, für die es in der während der Krisenjahre erschöpften Volkswirtschaft an Mitteln fehlte. So führte der Versuch, erneut aktiv gestaltend auf den inneren Wirtschaftsprozeß einzuwirken, eine Notlage in der Außenwirtschaft herbei, in der man schließlich keinen anderen Ausweg sah, als wieder die Kredithilfe anderer Staaten in Anspruch zu nehmen. Man entschloß sich deshalb Ende 1936, einen größeren Kredit in Frankreich aufzunehmen, und ist seitdem um neue Auslandsmittel bemüht.

Die Wirtschaftspolitik Polens ist stets von politischen Zielsetzungen bestimmt. Mit der Umgestaltung politischer und wirtschaftlicher Gegebenheiten wechseln die Mittel und Methoden ihres Einsatzes; unverändert bleibt ihre politische Ausrichtung und Zweckbestimmung, die sich bei den staatlichen Maßnahmen zur Lenkung und Regelung der außenwirtschaftlichen Beziehungen ebenso abzeichnet wie in dem vom

Staat geleiteten oder selbst durchgeführten inneren Wirtschaftsaufbau und -umbau. Selbst die in erster Linie wirtschaftlich bedingten Vorhaben werden in der polnischen Öffentlichkeit gern als politisch oder militärisch bedeutsam hingestellt. Das Vorgehen ist dabei selten schon wirklich planmäßig und zeigt vielfach noch in der Wahl der Mittel und der Art ihrer Anwendung Widersprüche und Gegensätzlichkeiten. So stellt sich die Wirtschaftspolitik des polnischen Staates mit ihren vielen Unzulänglichkeiten und Inkonsequenzen dem ausländischen Beobachter leicht als schwankend und von verschiedenen Interessen bestimmt dar, während in der Tat das Handeln des Staates auf dem wirtschaftlichen Gebiet eindeutig bestimmt ist von der alles beherrschenden politischen Aufgabe der Sicherung der Unabhängigkeit des jungen Staatswesens.

ARNOLD SEIFERT:
Staatenwirtschaftliche Länderschau

Am 3. und 5. Juni hat Stefan Osusky, der Pariser Gesandte der tschechoslowakischen Republik, in der „Tribune Libre" des „Temps" unter dem Titel „Les matières premières et le destin de l'Europe" einen Aufsatz veröffentlicht, dem folgendes Zitat entnommen ist:

„Ich weiß; man äußert die Befürchtung, die Welt könne nicht gleichzeitig sowohl die natürliche als auch die synthetische Erzeugung von Rohstoffen aufnehmen. Das ist ein vollständiger Irrtum. Von 2 Milliarden Bewohnern unseres Planeten sind nur 460 Millionen wirkliche Verbraucher. Wenn die synthetische Erzeugung auch die Einschränkung der Verwendung gewisser natürlicher Rohstoffe zur Folge haben kann, — im ganzen gesehen, wird sie im Gegenteil unerhörte neue Möglichkeiten schaffen. Das industrielle Zeitalter ist noch längst nicht zu Ende. Richtig ist, daß Europa sein Monopol verloren hat. Europas augenblickliche große Sorge muß es sein, den Platz zu finden, den es in der nunmehr weltumspannend gewordenen (industriellen) Erzeugung verdient.

Amerika und Asien organisierten sich bereits unabhängig von Europa. In bezug auf die Produktionskosten erfreuen sich die asiatischen und lateinamerikanischen Länder auf Grund ihrer sozialen Verhältnisse — verglichen mit Europa — gewaltiger Vorteile. Ebenso sicher aber ist, daß Europa wirtschaftlich für die anderen Erdteile immer noch ein Ergänzungsgebiet (une région complémentaire) ist und bleiben dürfte. Für Europa spricht zunächst seine Tradition und sein Ruf für guten Geschmack, für Verfeinerung, für Exaktheit und Geist. Daraus aber folgt, daß Europa... gegenüber den anderen Erdteilen seine Vitalität behaupten und seine Unabhängigkeit zum Ausdruck bringen muß. Das ist von größter Wichtigkeit: um diesen Preis, und nur um diesen Preis wird Europa als ein unentbehrlicher Partner in der Zusammenarbeit der Welt betrachtet werden.

Insofern arbeiten diejenigen Länder, die um die Lösung des Problems der synthetischen Rohstofferzeugung ringen, nicht nur für sich, sondern für ganz Europa. Sie zu entmutigen wäre ein Kapitalfehler, der unter keinen Umständen gemacht werden darf. Wer auch immer sich damit beschäftigt, Europa mit denjenigen Rohstoffen auszustatten, die ihm sein Boden versagt, ist ein wahrer Wohltäter Europas. (C'est pourquoi les pays qui s'efforcent de résoudre le problème de la production synthétique ne travaillent pas seulement pour eux-mêmes, mais pour l'Europe entière Les décourager serait une faute capitale, qui ne doit être commise sous aucun prétexte. Quiconque s'emploie à doter l'Europe des matières premières que son sol lui refuse est un véritable bienfaiteur de l'Europe.)"

Diese Äußerung ist ein außerordentliches Ereignis, und kein wacher Geist in Europa sollte sich der in ihr enthaltenen Mahnung an die unentrinnbare Verknüpfung des synthetischen Schaffens der abendländischen Technik und Chemie mit den Gedanken der europäischen Sendung in der Welt entziehen.

Europäische Neustoffe im Prager Licht

Zunächst aber drängt sich das Sensationelle der Sache in den Vordergrund: in einer Zeit, in der die planmäßige Hinwendung zur synthetischen Rohstofferzeugung für die „öffentliche Weltmeinung" nichts anderes ist als der Ausfluß einer wirtschaftsnationalistischen Besessenheit „autoritärer" Staatsführungen, die „in einer Welt des Überflusses" aus reinem Unverstand nun einmal ihre eigenen Wege gehen wollen; in einer Zeit, in der die selbstverständliche Ausrichtung der binnenwirtschaftlichen Rohstoffbeschaffung auf die wirtschaftliche Wehrfreiheit täglich zum Anlaß genommen wird, die Kriegspsychose zu nähren — — — in einer solchen Zeit steht ausgerechnet der am Quai d'Orsay akkreditierte Minister der Tschechoslowakei auf und preist eben jene Staatsführungen als die wahren Wohltäter Europas! Mehr noch: Er bestätigt ihnen, daß sie mit ihrem Tun nicht etwa den Zerfall der wirtschaftlichen Weltordnung fördern, sondern dieser Ordnung im Gegenteil gerade neuen Inhalt und Auftrieb geben!

So verblüffend das auf den ersten Blick wirkt — ist es wirklich so unfaßlich? Der von Prag aus regierte Nationalitätenstaat ist heute in seinen letzten politischen Daseinsgrundlagen so entscheidend auf einen — politischen und wirtschaftlichen — „good will" unter den europäischen Nationen angewiesen, daß man es sehr wohl verständlich finden kann, wenn gerade aus der Führung dieses Staates ein klarsichtiger Einzelner zuerst hervortritt, um das übernationale Moment in der synthetischen Rohstoffherstellung stärker als das nationale hervorzuheben: „Si les pays de l'Europe ont, jusqu'ici, travaillé sous l'angle de leur propre intérêt national, l'heure est venue pour eux d'élargir leur horizon et de travailler sous l'angle de l'intérêt européen." Der Slowake Osusky ist auf Grund seiner Persönlichkeit und seiner politisch-wirtschaftlichen Erfahrungen der Mann danach, sich zum Sprecher einer solchen Sache zu machen[1]). Aber wie verhält sich sein Aufruf zu einer übernationalen rohstoffwirtschaftlichen Zusammenarbeit in gesamteuropäischem Interesse und einem wahrhaft europäischen Stil zur Praxis gerade des Staates, den er an so verantwortungsvoller Stelle vertritt? „Die Tschechoslowakei", so erklärte Anfang Juli in einer Sitzung des parlamentarischen Ausschusses der Sudetendeutschen Partei der Abgeordnete Ing. Richter, „ist ein typisches Veredlungsland, das Rohstoffe einführt und damit Fertigwaren auszuführen trachtet und dabei genau wie Deutschland und Japan auf ausländische Rohstoffe angewiesen ist... Mit Ausnahme von Kohlen und Holz muß die hochindustrialisierte Tschechoslowakei alle Industrierohstoffe einführen. Statt nun in einer Front mit den Ländern zu stehen, für

1) Stefan Osusky, 31. März 1889 in Brezová (Slowakei) geboren (Volksschule in Brezová und Wien, Lyceum in Preßburg), studierte an der Theologischen Fakultät Springfield (Illinois) und der Universität in Chicago Soziologie, Natur- und Rechtswissenschaften, promovierte dort zum Doktor der Rechte, wurde Journalist und gründete den „Slovensky dennik", in dem er die Idee der tschechoslowakischen National- und Staatsgemeinschaft verfocht. Nach Ausbruch des Krieges übersiedelte er 1916 nach London, wo er mit Masaryk im Tschechoslowakischen Nationalrat zusammenarbeitete. Masaryk beorderte Osusky nach Paris, wo er als Sachverständiger für die slowakischen Angelegenheiten tätig war. 1917 wurde er nach der Schweiz gesandt und im Oktober 1918 zum ersten Gesandten der Tschechoslowakischen Republik in London ernannt. In dieser Stellung blieb er bis Dezember 1920, worauf er Generalsekretär der Tschechoslowakischen Friedensdelegation und später Delegierter wurde. Mit Beginn der Völkerbundstätigkeit wurde Osusky Delegierter in Genf, war zeitweilig Präsident der Kontrollkommission des Völkerbundes und fungierte 1922 als Delegierter der Tschechoslowakei in Genua. Inzwischen war Osusky bereits mit dem 6. Januar 1921 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der Tschechoslowakei in Paris geworden.

die das Rohstoff- und Devisenproblem dieselbe Geltung hat (Deutschland, Polen, Italien), steht die Tschechoslowakei politisch in der Front der mit Rohstoffen versorgten Länder. Da ein Erwerb überseeischer Rohstoffgebiete nicht zu erwarten ist, muß man sich darüber im klaren sein, daß die Wirtschaft der Tschechoslowakei in immer engere Grenzen gewiesen werden muß; trotzdem geht man wegen der Herstellung synthetischer Rohstoffe noch weiterhin fahrlässig vor... Die Förderung der Herstellung synthetischer Rohstoffe müßte die vornehmliche Aufgabe der Regierung sein. Es fehlt aber im Bereiche von Industrie, Gewerbe und Handel jede einheitliche Linie; alle Maßnahmen sind Einzelaktionen, die einander zum Teil sogar aufheben. Die Regierung hat kein Programm für den industriellen Aufbau des Staates..."

„Totale" Wehrwirtschaft in der Tschechoslowakei

Im Laufe des Jahres 1936 hat das tschechoslowakische Handelsministerium die Gliederung der gewerblichen Wirtschaft nach Industriezweigen in „Syndikate" verfügt. Die Gliederung ist obligatorisch, d. h. sie ist nicht identisch mit den aus eigener Initiative entstandenen Industrie-Kartellen, und alle Industriefirmen können zum Beitritt gezwungen werden, wenn die Verhältnisse am inneren und am Exportmarkt die „Syndizierung" angezeigt erscheinen lassen. Durch diese Maßnahme sollten zentrale Körperschaften geschaffen werden, mit deren Hilfe die Regierung eine planmäßige Ausfuhrsteigerung betreiben, die Produktion beschränken und standardisieren, den Binnenmarkt regeln und vor allem auch die synthetische Rohstofferzeugung fördern wollte. Es entstanden Syndikate für die Glas- und Porzellanindustrie, die Baumwollspinnerei, die übrigen Textilsparten und die Industrie für Stärkemehl und Dextrinprodukte. (Das sind die im wesentlichen in sudetendeutschen Händen befindlichen Verbrauchsgüter-Exportindustrien. Die Schwerindustrie und die bedeutende Rüstungs-Exportindustrie ist bekanntlich in tschechischen bzw. staatlichen Händen.) Der Erfolg ist bis jetzt mehr als fragwürdig geblieben. Von den Unternehmern sind die Syndikate als eine unnütze „Sammlung bürokratischer Isolierbaracken" leidenschaftlich bekämpft worden, und tatsächlich ist eine besonders ersprießliche Tätigkeit bisher auch noch bei keinem festzustellen gewesen.

Die tschechoslowakischen Unternehmer sehen aber an der wesentlichen Ursache des Versagens vorbei, wenn sie die staatliche Wirtschaftslenkung als solche dafür verantwortlich machen. Um dieselbe Zeit nämlich, um die die ersten Zwangssyndikate praktisch zu arbeiten anfingen, begann eine zweite Prager Spitzenbehörde, die Industrie noch einmal nach formell zwar anderen, sachlich aber gleichen Staatsbedürfnissen zu organisieren. Diese Behörde ist der mit dem Gesetz vom 13. Mai 1936 über die Verteidigung des Staates eingesetzte Oberste Verteidigungsrat (Nejoyssi Rada Obranj Státu). Das Gesetz steht in der Welt einzig da. Es umfaßt 201 Paragraphen auf mehr als 80 Seiten Drucktext. Ernst Hoch bezeichnet es in den *Kriegswirtschaftlichen Jahresberichten 1936 (Hamburg 1936, SS. 85 ff.)* als einen „ganz groß angelegten Wurf zur gesetzgeberischen Regelung der totalen Wehrhaftmachung und der totalen Mobilmachung eines Staates". Natürlich enthält es auch eine — übrigens mit ungeheurem Scharfsinn bis ins kleinste durchdachte — wehrwirtschaftliche Vorbereitung. Im III. Hauptstück wird der Kreis „für die Staatsverteidigung wichtigen Unternehmungen" (§ 18) bestimmt. Ihnen kann auferlegt werden (§ 24, Abs. 2) „bestimmte

Vorräte von Rohstoffen, Halb- und Fertigfabrikate, Brenn- und Betriebsstoffen zu halten, bestimmte Geräte und Maschinen anzuschaffen und Ersatzstoffe aller Art sowie bestimmte Produktionsweisen zu erproben". Der Oberste Verteidigungsrat nimmt also zu einem beträchtlichen Teil unmittelbar dieselben Aufgaben in Angriff, die das Handelsministerium (mit dem Ziel einer allgemeinen Stärkung der nationalen Industrie gegenüber dem Auslande) verfolgt. Trotzdem macht er keinen Gebrauch von der Gliederung der Industrie in Syndikate!

Man möchte meinen, daß hier nur ein Strukturübelstand der planwirtschaftlichen Organisation vorliegt, der leicht durch entsprechende Änderungen der Apparatur (Zusammenarbeit der Spitzenbehörden, „Verbindungsoffiziere") behoben werden kann. Aber schon das wäre ein fataler Trugschluß, denn wenn es sich um die Verteidigung eines Landes handelt, kann heute überhaupt keine Alternative mehr bestehen, ob man die staatlich durchgeführte Planorganisation der Industrie gleichzeitig zur organisatorischen Grundlage für die Durchführung aller Wehrwirtschaftsaufgaben macht oder nicht! Man lähmt ganz einfach beide Apparaturen, wenn man es nicht tut, denn mit dem Wachstum des Gedankens des totalen Krieges in der ganzen Welt hat sich auch das Verhältnis des Lebensbezirkes „Wirtschaft" zu den Wehraufgaben von Grund auf verändert. In einem planvoll gelenkten Wirtschaftsstaat ist die Erstellung einer besonderen Wehrwirtschaft ein Widerspruch in sich, weil — auch im Frieden! — die Totalität der Volkswirtschaft und ihrer menschlichen Träger zwangsläufig am Wehrschicksal beteiligt ist. Zu einer im Ernstfalle wirksamen und einsatzfähigen „Wehrwirtschaft" gehört der ganze Organismus der Wirtschaft mit allen Teilen, weil sich jede Planungsanordnung sofort bis in die letzte Einheit fortpflanzen und in ihr auswirken muß.

Aber die Männer am Prager Staatsruder scheuen für den Ernstfall diese Fortpflanzung und Auswirkung bis in die letzte Einheit! Wir erfahren, daß unter den „für die Staatsverteidigung wichtigen Unternehmungen" noch unterschieden wird (§ 19), ob die Eigentümer, Leiter oder Verwalter der Betriebe staatlich zuverlässige Personen sind oder nicht! Wir müssen also in der Wehrwirtschaft des Mehrvölkerstaates Tschechoslowakei drei Kategorien von Betrieben unterscheiden:

Kategorie I: Die vom Handelsministerium durch die Syndizierung erfaßten Betriebe, die gleichzeitig vom Obersten Verteidigungsrat erfaßt werden, weil sie für die Staatsverteidigung wichtig sind und „staatlich zuverlässig" geleitet werden;

Kategorie II: Die vom Handelsministerium durch die Syndizierung erfaßten Betriebe, die vom Obersten Verteidigungsrat nicht erfaßt werden, weil sie zwar für die Staatsverteidigung wichtig sind, aber nicht von staatlich zuverlässigen Personen besessen, geleitet oder verwaltet werden;

Kategorie III: Die vom Handelsministerium erfaßten Betriebe, die vom Obersten Verteidigungsrat nicht erfaßt werden, weil sie für die Staatsverteidigung vermeintlich nicht wichtig sind.

Eine unmögliche Konstruktion! Was nützt ein noch so klug erdachtes Paragraphenwerk, wenn sich die Wehraufgabe nicht an die Totalität des Volkes, das sich verteidigen soll, zu wenden wagt? Was nützt eine Wehrwirtschaft, die künstlich im luftleeren Raum neben der lebendigen Wirtschaft des Tages erhalten wird, wenn die Kräfte der Wirtschaft nicht aus der gleichen umfassenden Idee heraus von selbst den gleichen Zielen zuwachsen, denen die ganze Wehraufgabe zustrebt? Was geschieht mit einer Wirtschaft (die, wie die tschechoslowakische, noch dazu stark außenwirtschaftlich bestimmt ist), wenn ihre Lenkung nach mindestens zwei entgegengesetzten Prinzipien erfolgt? Wir wissen, daß die „staatliche Zuverlässigkeit" nach dem Maßstab des Nationalitätenprinzips geprüft wird, und daß man Kate-

gorie II dadurch vermehrt, indem man die für die Verteidigung wichtigen Industriefirmen im wachsenden Maße aus den Händen von Eigentümern oder Leitern reißt, wenn diese den völkischen Minderheiten angehören, wobei im übrigen in jüngster Zeit wieder häufiger Betriebsverlegungen in den inneren tschechischen Siedlungsraum erfolgen. Aber damit kann man die Unnatur nicht bannen, die in dem Ganzen liegt: kein Gesetzeswerk kann zum Stellvertreter werden für das Fehlen der nur aus geschichtlichen Gestaltungsgesetzlichkeiten wachsenden nationalen Idee, die aus ihrer eigenen Kraft heraus die Totalität der der Nation eigenen Güter zum Gegenstand ihrer Sorge und damit auch ihrer Arbeit macht.

Dieses eine große Beispiel aus jüngster Zeit steht für viele: Im tschechisch-deutsch-slowakisch-ungarisch-polnisch-ruthenischen „Staat der disziplinierten Demokratie" entspricht dem Konglomerat der Volksgruppen notwendigerweise ein ebensolches Konglomerat von planenden Maßnahmen der Staatsführung. Der tschechoslowakische Staat hat den wirtschaftlichen Konsequenzen seiner völkischen Problematik so lange noch ausweichen können, solange in einer grundsätzlich liberalen Umwelt noch eine vorwiegende liberalistische Wirtschaftspolitik getrieben werden konnte, ohne sofort an den Rand des Abgrunds zu führen. Unter dem Druck der Wirtschaftskrise und seit dem Eintreten der Rüstungspsychose ist auch für die Tschechoslowakei die Stunde der planmäßigen Wirtschaftslenkung gekommen. Damit aber ist sie von selbst in das historische Stadium der Erprobung ihrer letzten völkischen Seinsgrundlagen eingetreten. In einem liberalistischen Regime mögen sich innere Brüche verwischen lassen — — — die Anwendung des Führungsgedankens — mit ihrem Zwang zur Erfassung der körperlich-geistig-seelischen Totalität des ganzen Volkes gerade auch im Lebensbezirk „Wirtschaft" — reißt die Schleier unbarmherzig hinweg — — —

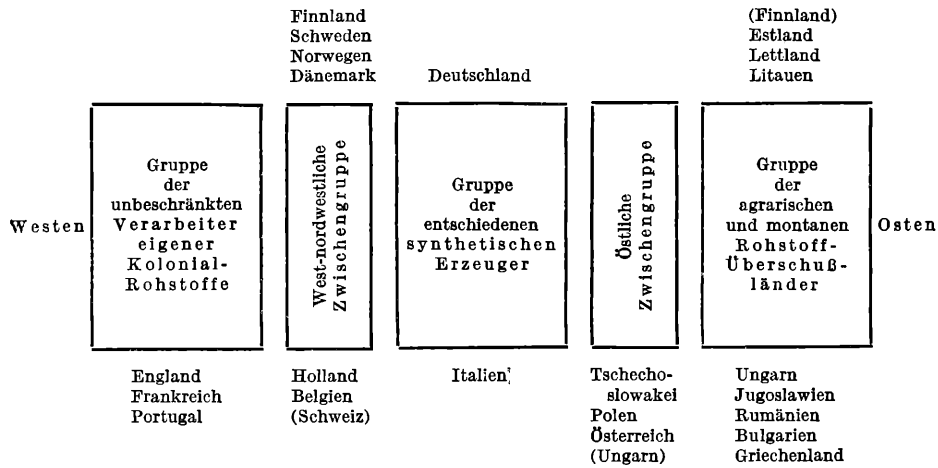
Rohstofferzeugung als europäischer Ordnungsfaktor

Diese Ausweglosigkeit der Lage im Inneren des tschechoslowakischen Staates erklärt zu einem guten Teil die Prager Paktfreudigkeit, die im politischen Interessenwirrwarr durch Vertragsbuchstaben „kollektive Sicherheit" gewinnen will. Sie ist der Ursprung der von Ministerpräsident Milan Hodza so unermüdlich betriebenen Donauraumprojekte, und sie gibt mindestens auch einen Beweggrund ab für den Osuskyschen Appell an das europäische Gewissen in der Frage der synthetischen Rohstoffe.

Dieser Appell aber — darüber muß man sich im klaren sein — führt in neues Land! Mit ihm fordert Osusky den Geist der Zeit in die Schranken, denn bisher hat sich der Gedanke der Planmäßigkeit der synthetischen Rohstoffwirtschaft noch immer verbunden mit der Besinnung ganzer Völker auf ihre eigene Kraft. Mag auch die Erzeugung einzelner Neustoffe in privatkapitalistischem Rahmen vor sich gehen, in dem europäischen Sinne Osuskys setzt sie immer eine nationale Ausrichtung aller technischen, geistigen und Willenskräfte voraus. Man kann deshalb diese Frage nicht anschneiden, ohne gleichzeitig die Beziehung *Volksführung — Staatsführung — Wirtschaftsführung* aufzurollen, und es ist in der Tat höchst interessant, an Hand dieses von Osusky gegebenen Unterscheidungsmerkmals das wirtschaftliche Europa (außerhalb Rußlands) neu zu gliedern.

In der Mitte des Kontinents stehen Deutschland und Italien, die an dem Ausbau der synthetischen Erzeugung mit totalem Einsatz von Geist, Kraft und Stoff arbeiten; westlich von ihnen England und Frankreich, die beiden großen „Besitzenden", denen ein Kolonialreich vorläufig

noch die Hinwendung zur Nützung aller synthetischen Möglichkeiten unsinnig erscheinen läßt, und Portugal, für das die Frage im Angesicht seiner Unentwickeltheit und seines Kolonialbesitzes nicht aktuell ist. Wohin sich Spanien wenden wird, wissen wir heute noch nicht. Sieht man von der Schweiz, dem „Gastgeber Europas für reiselustige Kapitalien und Menschen" einmal ab, so stoßen wir im übrigen Westen und im Norden Europas auf die Belgisch-Luxemburgische Zollunion, Holland, Dänemark, Norwegen, Schweden und Finnland, die man, seit sie 1931 in Oslo verabredeten, eine gemeinsame Außenhandelspolitik im Interesse der Senkung der untereinander bestehenden Handelsschranken zu betreiben, gemeinhin als die Oslo-Gruppe bezeichnet. In ihnen haben Staatsführungen und öffentliche Meinung bisher noch das geringste Verständnis für eine planmäßige Förderung der synthetischen Rohstofferzeugung gezeigt. Das darf nicht verwundern, ist doch allen diesen Ländern eigen, daß sie nicht umfangreich genug an Volkszahl und an persönlichen und sachlichen Kräften und Möglichkeiten sind, um dem gewaltigen Anhub einer synthetischen Erzeugung und ihrer dauernden Erhaltung auf Hochtouren gewachsen zu sein. Es ist — rein quantitativ betrachtet — ein gewaltiger Unterschied, ob vor einer solchen



Aufgabe ein 65- oder ein 9-Millionen-Volk steht! (Holland und die Belgisch-Luxemburgische Zollunion verfügen außerdem noch über beträchtliche Kolonialbesitzungen.) Ausschlaggebend für ihre Haltung aber ist die Eigenart ihrer außenwirtschaftlichen Abhängigkeit. Der Außenhandel der Oslo-Staaten untereinander ist nicht sehr beträchtlich. Im Durchschnitt fallen nur etwa 17 % des Handels jedes einzelnen Landes auf den Verkehr mit allen übrigen zusammen. Demgegenüber sind Deutschland (und England) bei der Einfuhr beteiligt in Holland mit 23,3 (9,2), in Belgien mit 11,5 (9,3), in Norwegen mit 16,8 (24,2), in Dänemark mit 25,3 (36,5), in Schweden mit 23,9 (19,0) und in Finnland mit 18,9 (23,6) Prozent der Gesamteinfuhr. Auf die Ausfuhr nach Deutschland (und England) entfallen in Holland 15,7 (22,1), in Belgien 10,5 (14,7), in Norwegen 13,0 (26,4), in Dänemark 20,3 (54,0), in Schweden 15,8 (25,0) und in Finnland 9,9 (47,9) Prozent der Gesamtausfuhr. Für die Oslo-Staaten ist also eine Anlehnung an die zwei großen Wirtschaftsmächte England und Deutschland lebensnotwendig, und zwar an beide, was automatisch ihre Haltung in der Frage der synthetischen Erzeugung als europäisches Problem unsicher machen muß. Denn sie alle — am stärksten Holland, das eine Art Führung unter ihnen beansprucht — befinden sich damit in einer Zwischenstellung zwischen den beiden Hauptexponenten zweier wirtschaftlicher Systeme: zwischen England, dem Prototyp der kolonialgesättigten Gruppe, und Deutschland, dem Schrittmacher des Gedankens der wirtschaftlichen Erneuerung aus eigener Kraft und unter straffer staatlicher Führung, und diese Zwischenstellung kehrt nicht zuletzt wieder in dem in all diesen Ländern zu beobachtenden Zwiespalt in der wirtschaftlichen und politischen Denkweise der Bevölkerungen.

Im Osten und Südosten Europas — jenseits der deutsch-italienischen Gruppe der entschiedenen synthetischen Erzeuger — erleben wir das Gegenstück zur Lage im Westen und Norden. Ungarn, Jugoslawien, Rumänien, Bulgarien und Griechenland und die Baltischen Staaten sind im Verhältnis zu ihrer wirtschaftlichen Umwelt ganz überwiegend agrarwirtschaftliche Über-

schußländer, für die das Problem der synthetischen Erzeugung nur in sehr beschränktem Maße besteht. Für den Handel der Südostländer (ohne Baltikum) untereinander gilt dasselbe wie im Falle der Oslo-Staaten: er ist unbeträchtlich und dürfte sich auch nicht wesentlich steigern lassen. Jedes der fünf Länder Ungarn, Jugoslawien, Rumänien, Griechenland und Bulgarien führt nach jeweils den vier anderen durchschnittlich im allgemeinen nicht mehr als 10—11 % seiner Gesamtausfuhr aus. Sie haben also mit den Oslo-Ländern gemeinsam, daß sie einer Anlehnung an größere Wirtschaftsmächte bedürfen, und um dieses Anlehnungsbedürfnis kreisen alle jene Zusammenschlußpläne, die teils durch die Bildung einer eigenständigen Raumwirtschaft (Zollunion u. ä.) die als Beeinträchtigung der Unabhängigkeit empfundene Anlehnung vermeiden wollen, teils als Mittel zur Erhöhung der wirtschaftlichen Bündnisfähigkeit gegenüber der betreffenden wirtschaftlichen Großmacht gedacht sind. Was im Südosten das „permanente Gespräch um die Donauraumprojekte" genannt wird, ist im Westen und Nordwesten die Oslo-Konstruktion, und während im Westen das agrarisch-kolonialwirtschaftlich-industrielle Zwischenland Holland die Führung beansprucht, erstrebt sie im Osten das agrarisch-industriell gemischte Zwischengebiet Tschechoslowakei. Die Parallelität der Erscheinungen ist verblüffend.

Ist die Tschechoslowakei imstande, diese Führung zu übernehmen? Kann ihre Bevölkerung, deren Berufstätige zu 38,3 % in der Land- und Forstwirtschaft und zu 37,4 % in Industrie- und Handel beschäftigt sind, den agrarischen Erzeugungsüberschuß aufnehmen? Nach der Tschechoslowakei gehen 4,0 % der ungarischen, 12,3 % der jugoslawischen, 5,9 % der rumänischen, 3,3 % der bulgarischen und 2,6 % der griechischen Ausfuhr, und diese an sich nicht beträchtlichen Beträge lassen sich heute und in Zukunft nicht mehr wesentlich erhöhen. Ein Einbezug der beiden anderen agrarisch-industriell gemischten Zwischenländer Polen und Österreich, von denen Hodža mindestens das letztere an den Donaupakt anhängen möchte, würde daran nicht viel ändern können, und auch die ungarische Industriebevölkerung spielt in dieser Hinsicht keine nennenswerte Rolle.

Aber der Südosten braucht eine Anlehnung an eine wirtschaftliche Großmacht wie das tägliche Brot. Wer kann das sein? Frankreichs Außenhandelsumsatz nach den Ländern des Donauraumes ist nie über einige Prozent des jeweiligen Gesamtaußenhandels hinausgegangen. Italien erstrebt seine gänzliche Unabhängigkeit von der Lebensmitteleinfuhr und möchte neuerdings sogar gern gegenüber Österreich und Ungarn mindestens zum Teil aus den wirtschaftlichen Verpflichtungen entlassen werden, die es in den Römischen Protokollen vom 17. März 1934 übernommen hat. England gibt in Agrarprodukten den Empireländern und Nordeuropa den Vorzug. Dafür aber nimmt Deutschland 23,0 % der ungarischen, 23,7 % der jugoslawischen, 18,8 % der rumänischen, 47,6 % der bulgarischen und 36,4 % der griechischen Ausfuhr auf, und dieser Anteil ist noch zu steigern. Es bleibt also als natürliches Absatzgebiet das Land übrig, dem die Donau entspringt.

Damit kristallisieren sich im Osten und Südosten zwei Gruppen deutlich heraus: eine von Österreich, der Tschechoslowakei und Polen (vielleicht zum Teil noch von Ungarn) gebildete Zwischengruppe, die — auch in der Neustofffrage — zwischen Ost und West hin und her schwankt, und eine zweite Gruppe, die — außenwirtschaftlich gesehen — eindeutig agrarisch-rohstoffwirtschaftlich orientiert ist und die Länder Ungarn, Jugoslawien, Rumänien, Bulgarien und Griechenland umfaßt.

In bezug auf die letzte Ländergruppe macht Hermann Groß an anderer Stelle dieses Heftes klar, warum dort der Staat in der Wirtschaft einer ähnlich starken Stellung zustrebt, die er in Deutschland erhalten hat. Die dafür gegebenen Gründe sind einleuchtend; sie haben nichts zu tun mit einer ideologischen Anlehnung an Deutschland etwa als Folge des starken wirtschaftlichen Einflusses. Viel eher mag neben den von Groß vorgewiesenen der Grund stehen, daß sich Rohstofferzeuger immer — ob sie nun ihre Schätze mit dem Pflug, dem Bohrturm oder auf synthetische Weise der Natur entreißen — damit auf ihre eigene Kraft besinnen, und Besinnung ganzer Völker auf ihre eigene Kraft heißt Nationalismus. Auf der Stufe der Planung aber erwächst alles ökonomische Handeln aus einer idee-erfüllten Einheit von Volk, Raum, Staat, Wirtschaft. Hier liegen die Möglichkeiten und Grenzen nationaler Verwirklichung auch für die Staaten des europäischen Südostens.

Lettische Monopolwirtschaft und „Baltische Klausel"

So bleibt noch ein Blick übrig auf die baltischen Staaten. Dort ist Lettland auf dem besten Wege, durch die Schaffung eines Systems von staatlich kontrollierten Aktiengesellschaften in die Reihe der staatsmonopolistisch gelenkten Volkswirtschaften zu treten.

Die „neue nationale Handels- und Gewerbepolitik" begann etwa um die Jahreswende 1936/37, als die Lettländische Kreditbank das größte metallurgische Unternehmen des Landes, die früher in deutschem Besitz befindliche Phoenix-A.-G., erwarb und in die A.-G. „Vairogs" umwandelte. Die Lettländische Kreditbank, deren Grundkapital am 3. Februar auf 40 Millionen Lat erhöht worden ist, hat dann noch eine ganze Reihe weiterer Industrie- und Handelsunternehmen übernommen und in „nationale Aktiengesellschaften" umgewandelt und außerdem eine Reihe von Banken aufgelöst. Am 1. Januar 1937 sind mit einem Schlage allein 19 Banken und Kreditgesellschaften und im Oktober auch der Rigasche Schiffahrts- und Kreditverein eingegangen, und die bestehenden kaufmännischen und Wirtschaftsverbände verfielen dem gleichen Schicksal. Bis Ende September wurden im ganzen 105 solcher Vereine liquidiert. Dafür sind einige wenige neue gegründet worden, die engste Fühlungnahme mit der Industrie- und Handelskammer Riga zu halten haben. Am 26. und 27. November sollen diese neuen Vereine in einer „Ersten Tagung der Kaufleute, Industrielle und Hausbesitzer des erneuerten Staates" zusammenkommen. Mitte Oktober standen unter der neuen Politik: die A.-G. „Vairogs" (Herstellung von Waggons, Transport- und Verkehrsmitteln, Kesselbauten, Eisenkonstruktion, landwirtschaftliche Maschinen, Handwerkszeuge und Geräte, Schiffs- und Flugzeugbau); der Landwirtschaftliche Zentralverband „Turiba", dem zwangsweise sämtliche landwirtschaftlichen Genossenschaften und ähnliche Wirtschaftsverbände angeschlossen sind und der zur Zentralstelle für den Großeinkauf von Auslandswaren für die Genossenschaften werden soll (über ihn und die Bauernkreditbank hat die Lettländische Kreditbank die finanzielle Vorherrschaft); die Brennstoffgesellschaft „Degviela", die die Beschaffung von flüssigen Brennstoffen und Schmierölen aus dem Ausland betreibt; die Holzgesellschaft „Latvijas Koks" (Lettländisches Holz), deren Hauptgründer das Forstdepartement und die Landwirtschaftskammer sind und die die gesamte Ausfuhr monopolistisch bearbeiten soll; die „Rigas vilnas rupnieks" (A.-G. Rigaer Wollindustrieller); die Vereinigte Schiffahrts-A.-G. „Apvienota kugniecibas akc. sab."; die „Lettländische Butterausfuhrzentrale", der auch die Eierausfuhr monopolistisch übertragen worden ist; die „Lettländische Saatenausfuhr-Zentrale"; die Kohlengesellschaft „Ogle"; die Verlagsgesellschaft „Zeme"; die Häute- und Wollzentrale „Adu un wilnas zentrale"; die Kalkgesellschaft „Kalkis"; die Ziegelgesellschaft „Kiegelnieks"; die Ölmühle J. Sausin & Co., die bereits 80 % der lettländischen Pflanzenölerzeugung liefert; die Brauereigesellschaft „Aldaris" und die Süßwarenfabrik „Laima". Außerdem beschäftigt die Lettländische Kreditbank der Plan der Errichtung einer Zellulosefabrik in Windau. Die Umwälzung ist zum Teil Ausfluß der Lettisierungspolitik. Der Rigaische Groß- und Ausfuhrhandel lag bislang zu einem beträchtlichen Teil in deutsch-baltischen Händen.

Die Produzenten werden gehalten, ihre Waren an die neuen Gesellschaften zu liefern, und Privatfirmen dürfen bei einigen Handelszweigen solche Waren überhaupt nicht mehr für eigene Rechnung ausführen. Z. B. hat die mit der Marktordnung betraute A.-G. für Wolle und Häute gesetzlich das alleinige An- und Weiterverkaufsrecht von Wolle und Rohhäuten in Lettland. Die Inlandsware verkauft sie an Wollverarbeiter und an Importeure von Wolle, Wollgarnen und Wollerzeugnissen, wobei Landwirtschafts- und Finanzminister gemeinsam festsetzen, in welchem Verhältnis die Importeure die Inlandsware abnehmen müssen, um Einfuhrgenehmigungen für Auslands-Wolle und -Wollerzeugnisse zu erhalten (z. Zt. 50 % des Inlandsabsatzes). Verluste der Aktiengesellschaften werden gesetzlich aus Haushaltmitteln gedeckt.

Dieser Schritt Lettlands in Richtung einer staatlichen Außenhandelsmonopolwirtschaft hat sofort entsprechende Rückwirkungen auf die Umwelt gehabt. Zwischen Estland und Lettland ist eine ziemliche Verstimmung eingetreten. Estland hat im Februar sein Handelsabkommen mit Lettland per 15. Mai 1938 gekündigt, seine im Juni nach Riga gekommene Delegation mußte aber unverrichteter Dinge heimkehren, weil sie drei Wochen vergeblich auf lettländische Vorschläge für ein neues Abkommen wartete. Erste Folge dieser Verstimmung war, daß Estland in seinem neuen Handelsvertrag mit Finnland im September die sogenannte „Baltische Klausel" fallen ließ. Diese Klausel befindet sich in sämtlichen

Handelsverträgen Estlands mit ausländischen Staaten. Sie besagt, daß die estländischerseits an Lettland und Litauen gewährten Vergünstigungen sich nicht auf den Handelsverkehr mit dem betreffenden dritten Land erstrecken. Dieser seinerzeit zum Zwecke der Verwirklichung des „Baltischen Wirtschaftsraumes" eingeführte Vorbehalt ist auf Grundlage der Gegenseitigkeit in alle Meistbegünstigungsverträge der baltischen Staaten aufgenommen worden. Heute ist er angesichts der jungen lettischen Monopolwirtschaft überholt, denn eine Zollunion zwischen Ländern mit Außenhandelsmonopolen ist ein Widerspruch in sich, würden doch damit nur die betreffenden nationalstaatlichen Spitzenkonzerne von Aktiengesellschaften ein völliges Ineinanderaufgehen beschließen, was den Verlust der einzelstaatlichen Souveränität einschlösse. Lettland hat sich auf Grund seiner neuen Politik folgerichtig von dem Gedanken eines Baltischen Wirtschaftsraumes losgesagt, der im Jahre 1927 bereits so weit gediehen war, daß zwischen Estland und Lettland ein „Zollunions-Vorvertrag" zustande kam. Estland und Litauen werden sich neu orientieren müssen. Ende September hat das estländische Landwirtschaftsministerium eine Verordnung über die Regelung des Aufkaufs von Rohhäuten ausgearbeitet, durch die alle Exporteure von Rohhäuten verpflichtet werden sollen, sich beim Landwirtschaftsministerium zu registrieren. Es soll damit der Anfang zur Schaffung einer Aufkaufsorganisation und einer Kontrollstation für die Häuteausfuhr gemacht werden. Das Rigasche Beispiel macht also in Reval Schule.

Bulgarien stoppt die Industrialisierung

Ob Lettland mit seinem System auf die Dauer befriedigende Erfolge haben wird, steht dahin. Insbesondere erscheint fraglich, ob die A. G. Vairogs ohne die Anregungen, die ein großes Industrieland für die Produktionsmittelerzeugung bietet, auf die Dauer das leisten kann, was die neue Politik von ihr verlangt: den gesamten Bedarf des Landes an Maschinen, Verkehrsmitteln, Geräten, Handwerkszeugen usw. in einer solchen Güte herzustellen, daß die von technischen Hilfsmitteln abhängigen Ausfuhrzweige im zwischenstaatlichen Wettbewerb bestehen können. Es mögen daher diese Betrachtungen mit einem Blick auf ein anderes Agrarland ihren Abschluß finden, das mit hervorstechender Konsequenz seine Industrialisierungspolitik höchst maßvoll betreibt: auf Bulgarien. Bulgarien hat ein Gesetz erlassen, welches die Errichtung oder die weitere Ausdehnung von Industriebetrieben in allen den Fällen untersagt, in denen die Regierung die industrielle Entwicklung für Bulgarien für ausreichend hält. Die entscheidenden Artikel des „Verordnungsgesetzes für die Industrie" vom 27. August 1936 sind im Abschnitt „Materialien" im Wortlaut abgedruckt. Dort befindet sich auch ein Verzeichnis der bereits als übersättigt erklärten Industriezweige und eine Erläuterung der Einfuhrpraxis für Maschinen, die in solchen Zweigen Verwendung finden sollen.

Es gibt also in der Tat in Südosteuropa ein Land, das den Produktionsmitteln die Einfuhr zwar keineswegs generell, aber im speziellen doch durchaus planmäßig verwehrt, weil die Staatsautorität von sich aus das Maß der Industrialisierung des Landes festsetzen will. Der Staat gibt damit der Volkswirtschaft von vornherein bewußt eine Struktur, die auf ganz bestimmte außenwirtschaftliche Tatbestände (Agrarausfuhr — Industrieeinfuhr) abgestimmt ist. Das ist in der Tat ein bemerkenswertes Ereignis in einer Welt des Industrialisierungs-Fanatismus der Agrarstaaten!

MATERIALIEN

Milivoje M. Kostitch: Der Staatsmann Dr. Milan Stojadinowitsch.

I.

Der jugoslawische Ministerpräsident Dr. Milan Stojadinowitsch ist Serbe. Er wurde 1888 in Tschatschak in der Schumadija (fast genau südlich von Belgrad) geboren. Sein Vater war Richter am Kassationsgerichtshof; seine Mutter ist bäuerlicher Herkunft. Stojadinowitsch studierte in Belgrad Rechtswissenschaften, erhielt 1910 auf Vorschlag der Belgrader Universität vom damaligen Finanzminister Stojan Protitsch, der seine große finanzpolitische Begabung erkannte, ein staatliches Stipendium zum Auslandsstudium der Staatswissenschaften, kam im Wintersemester 1910/11 nach München, im Sommersemester 1911 nach Berlin, wo er neben seinem Studium beim Preußischen Oberrechnungshof in Potsdam arbeitete, und promovierte 1911 in Belgrad bei Professor Nintschitsch, dem späteren Außenminister, zum „Dr. jur." mit einer Arbeit über „Nemacki Budget" („Der deutsche Staatshaushalt"). 1912 hielt er sich in Paris, 1913 in London auf. In Paris war er dem französischen Finanzministerium zugeteilt. 1914 debütierte er im serbischen Finanzministerium, wo er bereits 1918, als knapp Dreißigjähriger, zum Generaldirektor mit einem Stab von über 100 Beamten ernannt wurde. 1919 schied Stojadinowitsch aus dem Ministerium aus und wurde Direktor der neu gegründeten British Trade Corporation in Belgrad und zugleich Honorarprofessor für Wirtschafts- und Finanzwissenschaften an der Belgrader Universität. 1924 von Nikola Pasitsch zum Finanzminister berufen, gehörte er dem Kabinett als solcher mit kleinen Unterbrechungen bis 1928 an. Aus dieser Zeit ist die von ihm durchgeführte Stabilisierung des Dinar in guter Erinnerung geblieben. An der am 6. Januar 1929 eingesetzten diktatorischen Regierung, die eine Zeit mit 24 verschiedenen Regierungen und 130 Ministern abschloß, beteiligte sich Stojadinowitsch nicht. Er unternahm in besonderer Mission König Alexanders ausgedehnte Reisen nach den Vereinigten Staaten von Amerika und Frankreich, trat nach seiner Rückkehr in den Verwaltungsrat einer Reihe von Finanzinstituten und wurde Vizepräsident, später Präsident, der Belgrader Börse. Nach der Ermordung König Alexanders in Marseille (9. Oktober 1934) übernahm Stojadinowitsch am 21. Dezember 1934 im Kabinett Jeftitsch erneut das Finanzministerium. Im Juni 1935 wurde er vom Prinzregenten Paul mit der Bildung der Regierung beauftragt, die er am 24. Juni 1935 dem jugoslawischen Volk vorstellte. Als Ministerpräsident hat er sich außerdem die Führung des Außenministeriums vorbehalten.

II.

Innenpolitisch unterscheidet sich die Regierung Stojadinowitschs von allen ihren Vorgängerinnen seit dem 6. Januar 1929 dadurch, daß sie das Bestehen der bis dahin totgeschwiegenen „kroatischen Frage" offen zugibt und grundsätzlich einen Ausgleich erstrebt. Stojadinowitsch stützt seine Regierung durch die von ihm zustande gebrachte „Jugoslawisch-Radikale Gemeinschaft"; das ist eine Verbindung der Radikalen Partei, in der Stojadinowitsch Mitglied des Hauptausschusses war, mit der Slowenischen Volkspartei und der Jugoslawisch-Muselmanischen Organisation. Führer der letzteren ist Dr. Mehmed Spaho, und Präsident der Slowenischen Volkspartei Dr. Anton Koroschez. Die von dem Dreigespann Stojadinowitsch-Spaho-Koroschez verkörperte „Jugoslawisch-Radikale Gemeinschaft" hat die Mehrheit in der Skuptschtina. Öftere ressortmäßige Umbildungen und Ersetzungen im Kabinett haben in den letzten beiden Jahren die Regierung Stojadinowitsch nicht geschwächt, sondern gefestigt.

Außenpolitisch vertritt Stojadinowitsch den Grundsatz einer unbedingten Selbständigkeit und Unabhängigkeit Jugoslawiens. Er verwirft den Zweckmäßigkeitsgesichtspunkt, das jugoslawische Staatsschiff im Kielwasser irgendeiner Großmacht schwimmen zu lassen.

III.

Stojadinowitsch hat vom ersten Tage seiner Ministerpräsidentenschaft an die jugoslawische Wirtschaft in straffe Führung genommen. Wie es aus seiner finanzpolitischen Herkunft verständlich ist, hat er zusammen mit seinem früheren Mitarbeiter im Ministerium, dem jetzigen Finanz-

minister Dusan Letica, einem ausgezeichneten Fachmann, zunächst die Sanierung der Staatsfinanzen kräftig vorangetrieben.

Durch Verordnung über die Herausgabe von Kassenscheinen im Betrag von einer Milliarde Dinar ist die schwebende Schuld drastisch verringert (Fehlbetrag 1935: 947 Mill. Dinar; heute 511) und die Kreditwürdigkeit des Staates verbessert worden. Stojadinowitsch hat wiederholt ausdrücklich erklärt, daß er den Dinar halten würde, und es ist ihm bis heute gelungen, obgleich es anderwärts (Goldblock u. a.) zu Abwertungen gekommen ist. Die Gold- und Devisendeckung betrug am 30. Juni 1935 1364674000 Dinar, im Jahre 1936 stieg sie auf 1547995000 Dinar, am 22. Mai 1937 betrug sie 1667128000 Dinar. Der Goldbestand der Nationalbank allein stieg in den gleichen Zeitabschnitten von 1252730000 über 1473611000 auf 1636832000 Dinar, — das Ergebnis der Eröffnung einer Reihe von Goldbergwerken und der Erfassung desjenigen Goldes, das früher als Bestandteil anderer Erze ausgeführt wurde und im Ausland verblieb. Das kräftige Anwachsen des nicht zur Währungsdeckung verwandten Devisenbestandes (30. Juli 1934: 32452000; 1935: 187051000; 1936: 422200000; 22. Mai 1937: 766098000 Dinar) hat zum Teil in der guten Ernte von 1936, zum anderen in dem erhöhten Bedarf für landwirtschaftliche Erzeugnisse auf den Weltmärkten seine primäre Ursache, ist aber zweifellos auch das Verdienst der geschickten Handelspolitik Stojadinowitschs.

1936 nahm Stojadinowitsch eine großzügige Regelung der jugoslawischen Auslandsverschuldung vor. Er setzte eine 30prozentige Verminderung der Staatsverbindlichkeiten durch und beseitigte das abträgliche Recht der Anleiheinhaber, auf Zahlung in Dinar oder Aushändigung von Tilgungsschuldscheinen optieren zu können. In bezug auf die inländische Staatsschuld sorgte er für einen reibungslosen Zinsen- und Tilgungsdienst. Das alles hat die Kreditwürdigkeit des Staates kräftig gehoben. Der Kurs der Staatsanleihen hat sich wesentlich gebessert.

Um der Arbeitslosigkeit zu steuern, wurden Geldmittel durch die Ausgabe einer 5prozentigen Anleihe von einer Milliarde Dinar für große öffentliche Arbeiten (Eisenbahnen, Autostraßen, Ausbau des Straßennetzes, Verbindung der Adriahäfen mit dem Hinterland usw.) beschafft. Höhere Besteuerung der Großunternehmen und steuerliche Entlastung der Landwirte und der kleinen und mittleren Gewerbetreibenden haben den sozialen Ausgleich gefördert.

Stojadinowitsch hat schließlich auf finanzpolitischem Gebiet auch den Mut gefunden, die Frage der Bauernentschuldung definitiv zu lösen. Obwohl es dabei den Gläubigern ziemlich schlecht erging, so besteht doch jetzt wenigstens völlige Klarheit darüber, was die Gläubiger von den Schuldnern bekommen. Das hat sich nach der jahrelangen Ungewißheit höchst wohltuend auf die ganze Wirtschaft ausgewirkt, was bei einem Lande wie Jugoslawien, welches zu über 70 % aus Bauern besteht, von außerordentlicher Bedeutung ist.

Außer der Bauernentschuldung, der Förderung des Genossenschaftswesens und der Marktwirtschaft durch die Errichtung von Getreidesilos hat sich Stojadinowitsch in der Landwirtschaft besonders die Erzeugungsumstellung, zum Teil — wie bei der Förderung des Anbaues von Industriepflanzen — aus unmittelbar handelspolitischen Gründen, sehr angelegen sein lassen. Der Süden Jugoslawiens ist für die Produktion von Baumwolle und Reis, die die gefährdete Produktion von Opium ersetzen soll, sehr geeignet. Für diese Artikel wurde daher eine besondere Einfuhrgebühr eingeführt, die zur Erhöhung des Ankaufssatzes der Erzeugung der inländischen Bauern verwandt wird. Die im Juni 1936 erlassene Verordnung über die Ölsaatenpreise dient dem gleichen Zweck. Die Hebung der Obstbaumzucht wird energisch angepackt. Im dalmatinischen Küstenland wird die Kultur von aromatischen Gewächsen und Südfrüchten sehr gefördert und die Wiederaufforstung des Karstes vorangetrieben. Besondere Maßnahmen betreffen die Hebung der Vieh-, Schweine-, Pferde- und Schafzucht (Senitza-Rasse).

Die Industrialisierungspolitik betreibt Stojadinowitsch maßvoll, aber kräftig und mit der deutlichen Absicht, die Hand des Staates in der Industrie — vor allem in der Verteidigungsindustrie — zu stärken. Charakteristisch für die Regierung Stojadinowitsch sind die Bemühungen in der Rohstoffindustrie geworden, die darauf hinauslaufen, nicht mehr nur die rohen Erze zu exportieren, sondern mindestens noch den ersten Arbeitsprozeß in Jugoslawien vorzunehmen. Die Anschaffung großer Industrieanlagen für Zenitza bietet die Möglichkeit für die Erzeugung großer Mengen von Eisen- und Stahlartikeln. Das Kupferbergwerk in

Bor steht hinsichtlich seines Reichtums an Erz in Europa an erster Stelle, während es hinsichtlich der Produktion (40000 t schwarzes Kupfer jährlich) die zweite Stelle einnimmt. Das schwarze Kupfer enthält 99,38% reinen Kupfers, etwa 50 g Gold und 150 g Silber in der Tonne. Bis jetzt wurde dieses Kupfer in ausländische Elektroraffinerien ausgeführt, um geläutert für den heimischen Gebrauch wieder zurückzukehren. Auf Veranlassung der Regierung haben die französischen Besitzer Ende Juli 1936 in Bor mit den Arbeiten zur Errichtung einer Elektroraffinerie angefangen, die den Bedarf von Jugoslawien, Rumänien und der Tschechoslowakei (vielleicht auch der Balkanländer) an reinem Kupfer decken soll. Für das Kupfer soll Rumänien Petroleum liefern. Das Bergwerk Trepca, in englischem Besitz, ist sehr reich an Blei- und Zinkerzen (im Jahre 1936 betrug die Produktion 65662 t Blei und 77976 t Zinkkonzentrate). Die Gesellschaft wurde von der Regierung veranlaßt, Anlagen für die Umarbeitung von Erzen bis zu einem möglichst hohen Grade zu errichten, so daß künftig nur noch verarbeitete Erze ins Ausland exportiert werden. In gleichen Händen befinden sich auch die sehr ergiebigen benachbarten Bergwerke Kopaonik und Zletovo.

Dem außenpolitischen Willen Stojadinowitschs, Jugoslawien die Unabhängigkeit und Handlungsfreiheit zu sichern, entspricht auch seine Absicht, auf handelspolitischem Gebiet freie Hand zu behalten. Am besten wird die Schwenkung in der handelspolitischen Haltung der Regierung Stojadinowitsch am italienischen Beispiel klar. Ende Oktober 1935 brachte Jugoslawien die sogenannten wirtschaftlichen Sanktionen gegen Italien zur Anwendung. Es bedeutete den Verzicht auf einen Export von rund einer Milliarde Dinar jährlich, denn die vergrößerten Einfuhrkontingente, die England und Frankreich als Kompensation für den verlorenen italienischen Markt boten, waren nur ein sehr kleiner Ersatz. Die am 25. März 1937 von Stojadinowitsch mit Ciano abgeschlossenen politischen und handelspolitischen Abkommen zwischen Jugoslawien und Italien haben diese Periode vollständig abgeschlossen, und Italien hat es übernommen, die von ihm an Österreich und Ungarn auf Grund der Römischen Protokolle von 1934 gewährten Präferenzen auch Jugoslawien zuzugestehen.

In der Zwischenzeit kam der Handelsumsatz mit Deutschland, gefördert durch den Handelsvertrag und die nachträglich abgeschlossenen wirtschaftlichen Vereinbarungen, immer mehr zur Entwicklung. Die deutsche Industrie beginnt insbesondere seit 1936 sich für den Markt in Jugoslawien zu interessieren, und ihr Export wird von Tag zu Tag größer. Die Folge davon ist ein erhöhter Export jugoslawischer Erzeugnisse nach Deutschland. Im Jahre 1936 wurden 26 Handels- und Zahlungsverträge abgeschlossen. 1937 folgten Verträge mit den Nordländern und der Schweiz.

Einen entscheidenden und von einem vorzüglichen Erfolg begleiteten Schritt hat Stojadinowitsch in der Frage des äußeren Zahlungsverkehrs getan. Seit Antritt der Regierung Stojadinowitsch wurde mit Deutschland, Italien, Österreich, Tschechoslowakei, Polen, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Schweiz, Belgien, Frankreich die Bezahlung des Warenverkehrs auf dem Clearingwege durchgeführt. Die übrigen Staaten bezahlten mit freien Devisen. Daraus hatte sich ein besonders großes Defizit im Warenverkehr mit England, Holland und den Vereinigten Staaten von Amerika ergeben. Stojadinowitsch stellte diesen gefährlichen Mangel Anfang April 1936 ab mit seinem neuen System der Einfuhrkontrolle für diese „Nichtclearing-Länder". Diese Maßnahme Stojadinowitschs, die dem dringenden Bedürfnis Jugoslawiens nach einer Verminderung der Einfuhr aus den Nichtclearing-Ländern und einer Erhöhung aus den Clearing-Ländern entgegenkam, hat sich äußerst segensreich ausgewirkt und zu einer Erhöhung der Ausfuhr jugoslawischer Produkte in die Nichtclearing-Länder geführt.

Die Beschränkung der bulgarischen Maschineneinfuhr zur Verhinderung übermäßiger Industrialisierung

Verordnungsgesetz für die Industrie

In Kraft gesetzt durch Kgl. Erlaß Nr. 353 vom 15. August 1936.

Artikel 13.

I. Auf Vortrag des Ministers für Handel, Gewerbe und Arbeit und nachdem er die Stellungnahme des Industrierates eingeholt hat, kann der Ministerrat auf eine Zeitdauer von nicht länger als zwei

Jahren die Eröffnung und Erweiterung von Betrieben in dem gegebenen Industriezweige wegen Übersättigung in bestimmten Bezirken oder im ganzen Lande verbieten. ...

II. Die Bestimmung des Ministerrats, durch welche in dem gegebenen Industriezweige Übersättigung erklärt wird, darf nicht vor Ablauf eines Jahres zurückgenommen oder abgeändert werden.

III. Der Zustand der Übersättigung in dem gegebenen Industriezweige kann für einen neuen Zeitraum in der festgesetzten Ordnung verlängert werden.

Artikel 14.

I. Der Industrierat äußert seine Meinung zu der Übersättigung in der Industrie, wenn er darum angegangen wird, sei es dienstlich oder auf einen an das Ministerium für Handel, Gewerbe und Arbeit gerichteten Antrag des zuständigen Industrie-Arten-Verbandes, begleitet von der begründeten Stellungnahme des allgemeinen Verbandes der bulgarischen Industriellen.

Artikel 15.

Wenn sich der Industrierat über die Frage der Übersättigungen in dem gegebenen Industriezweige auszusprechen hat, so geht er von der Feststellung aus, ob die vorhandenen Industriebetriebe den Bedarf des Inlandsmarktes voll befriedigen können, wobei indes auch auf folgendes Rücksicht genommen werden muß:

a) Bedürfnisse mit Rücksicht auf die Wehrmacht,

b) Ausfuhrmöglichkeiten,

c) Notwendigkeit stärkerer Konkurrenz zwecks Preisregulierung und

d) unter Umständen die Folgen, welche die Erklärung der Übersättigung und die Einstellung der Eröffnung neuer Unternehmen auf die Preisbildung haben könnten, auch im Hinblick auf die Preise der gleichen Erzeugung in anderen Ländern.

Der Ministerrat erklärte bereits folgende Industriezweige für übersättigt: im Januar 1936: Müllerei, Zuckerindustrie, Pflanzenöle (nur Nahrungs-, nicht technische oder medizinische); im Februar 1936: Reisschälereien, Glasindustrie, Nagel- und Schraubenindustrie, Drahtindustrie, Lederindustrie, Baumwollstoff- und Wollstoffindustrie; im Juli 1936: baumwollene Trikotagen-Industrie (ohne Einteilung in Ober- und Unterwäsche), Bierbrauerei, Fabrikspiritusindustrie, Fabrikessigindustrie; im Februar 1937: Röhrenindustrie, Posamentenindustrie (Essigbereitung ist nur als Industriebetrieb zugelassen, handwerkliche Herstellung ist verboten); im April 1937: Wollstreichgarnindustrie. Für Strumpffabrikation, Seidenweberei, Seidenfilaturen, Glasscheibenindustrie und Leimproduktion befinden sich Erlasse in Bearbeitung.

Bis zum Inkrafttreten des Gesetzes vom 15. August 1936 erfolgte die Übersättigungserklärung auf Grund des Art. 36 des Gesetzes für die Elektrifizierung Bulgariens.

Einfuhrpraxis: Es gibt keine Verordnung, die die Einfuhr von Maschinen für übersättigte Industriezweige verbietet. Die Bulgarische Nationalbank kontrolliert in ihren Kommissionssitzungen, aus welchem Lande die betreffenden Maschinen bezogen werden müssen. Sie darf aber nur eine Genehmigung ausstellen, wenn sie der sog. Industrierat beim Wirtschaftsministerium dazu beauftragt. Der Industrierat setzt sich aus verschiedenen Abteilungschefs des Wirtschaftsministeriums, aus Vertretern der Handels- und Industriekammer und aus Branchenvertretern zusammen. Die Kommission des Industrierates tagt jeden Donnerstag mit einem Vertreter der Nationalbank. Beschwerden gegen die Entscheidungen sind an eine Extra-Reklamations-Kommission zu richten. Der höhere Industrierat beschäftigt sich mit den Industriezweigen, die für übersättigt zu erklären sind. Dieser tagt einmal im Monat, und an ihm nehmen die Ministerialdirektoren, sehr oft die Minister persönlich, die Vertreter der Branchenorganisation, der Nationalbank und der Handels- und Industriekammer teil. Beschwerden gegen die Entscheidungen des höheren Rates, wie auch gegen die der Reklamationskommission sind direkt an das Verwaltungsgericht in Sofia zu richten.

SCHRIFTTUM

Hermann Groß: Südosteuropa — Bau und Entwicklung der Wirtschaft. Heft 1 der Beihefte zur Leipziger Vierteljahrsschrift für Südosteuropa. Universitätsverlag von Robert Noske, Leipzig 1937, VIII + 231 S.

Hermann Groß, wohl einer der besten in Deutschland lebenden Kenner der Wirtschaft in Südosteuropa, ließ diese grundlegende Arbeit als erstes Beiheft zur „Leipziger Vierteljahrsschrift für Südosteuropa" erscheinen; das ist die Vierteljahrsschrift des 1936 gegründeten Südosteuropa-Instituts der Universität Leipzig, dem der Verfasser als Abteilungsleiter angehört. Der Name „Beiheft" trifft den inneren Umfang der Arbeit nicht ganz. Es handelt sich sowohl um ein vorzügliches Quellen- und Nachschlagewerk (dem wir allerdings ein gutes Sachregister gewünscht hätten) als auch um eine in der Spannung der Zeit schwingende Studie, die allenthalben Nahrung empfängt aus einer — den persönlichen Eindrücken des Siebenbürgen Sachsen Groß entspringenden — höchst lebendigen Zustandsschilderung. Der „Abstand" ist hinreichend groß gewählt, um die aus den zeitgebundenen statistischen Daten gewonnenenen Einsichten nicht allzu rasch überholt zu machen. Ohne Vergewaltigung werden die im Fluß befindlichen Entwicklungstendenzen kristallisiert.

Nach Groß erhält Südosteuropa erst in der Neuzeit sein Gesicht: zwar nicht als ein in sich geschlossener, sich selbst tragender Wirtschaftsraum, wohl aber als ein Teilgebiet des „weltmarktwirtschaftlichen Gesamtraumes". Die gemeinsamen Triebkräfte, die den Balkan mehr und mehr von außen her als ein Ganzes erscheinen lassen, werden erkannt vor allem in der Parallelität der gemeinsamen Wirtschaftspolitik, besonders der Agrarpolitik, der Kapital- und Kreditpolitik, der Handels- und der Industrialisierungspolitik. Dem Balkan eignen weder eine einheitliche Oberflächenstruktur noch gleiche klimatische, bergbauliche, landwirtschaftliche oder gewerbliche Grundlagen oder etwa aus dem rassischen, sozialen oder religiösen Bereich kommende Gemeinsamkeiten. Das entscheidend Verbindende ist die parallele Richtung in der Lenkung der einzelnen nationalen Wirtschaften. So kann Österreich und die Tschechoslowakische Republik begrifflich mühelos aus dem südosteuropäischen Raum eliminiert und Ungarn eine Sonderstellung als „Übergangsland" zugewiesen werden.

Im Verlauf des Buches ist diese Gemeinsamkeit des wirtschaftspolitischen Handelns allerdings nicht immer Ordnungsfaktor geblieben; gelegentlich geht der Bezug der Details auf sie in der Stoffülle unter. Noch ist zwar das Wirtschaftsleben auf dem Balkan ein buntes Mosaik mit sehr vielfältigen Strebungen, und die Tendenz der Straffung wird nur erst symptomatisch sichtbar. Noch ist ungeklärt etwa die Rolle des Genossenschaftswesens, von der sich der Autor den einzigen Ausweg für eine Beschaffung des bäuerlichen Kapitalbedarfs und für eine Ausweitung des inneren und äußeren Marktes verspricht. Doch hat überall schon die staatliche Wirtschaftspolitik bisher schlummernde Entwicklungskräfte aktiviert, etwa in Griechenland bei der Schaffung des „Staatlichen Korinthensyndikats", in Rumänien durch das „Nationale Ausfuhramt" mit seiner Standardisierung für Obst und Eier, in Jugoslawien durch den Regieexport von Erzen oder durch die staatlich privilegierte Exportgesellschaft „Prizad", durch deren Hände bereits 70 % der gesamten Weizenausfuhr des Landes gehen. Alle diese Erscheinungen mit ihrem deutlich spürbaren Gewicht für die Gestaltung der außenwirtschaftlichen Beziehungen zeigen die „lenkende Hand des Staates", wachsend auch in ihrer Ausrichtung auf den Gedanken der staatlichen Sorge für die Totalität der Wirtschaftsträger. Wir hätten diesen Tendenzen in der Großschen Arbeit eine noch stärkere Erörterung gewünscht; selbst auf die Gefahr einer Zurückdrängung der ausführlichen Behandlung individualwirtschaftlicher und individualkapitalistischer Züge.

Die auf das im Südosten allgegenwärtige Bevölkerungsproblem eingehenden Kapitel zählen zu den besten Partien des Buches. Sie machen sehr richtig den Menschen des Balkans zur Grundlage der gesamten Strukturkritik. Die Bevölkerungsfrage ist das „Kardinalproblem der südosteuropäischen Volkswirtschaften", und nach den Wegen zu ihrer Lösung gliedert sich der Rest des Buches.

Der Verfasser wollte offenbar — wie es der Untertitel „Bau und Entwicklung der Wirt-

schaft" andeutet — die Herausstellung eines gemeinsamen wirtschaftspolitischen Nenners nicht oder noch nicht allzu weit treiben. Die „Entwicklung" ist sehr glücklich gedeutet, vom „Bau" und den staatsmännischen „Baumeistern" des Südostens erfahren wir weit weniger; etwas mehr schon in dem Aufsatz des gleichen Autors im vorliegenden Heft. —ff—

Erich Dittrich: Staatszerfall, Staatsneubildung und Wirtschaft, Untersuchung über die Probleme der Volkswirtschaftsbildung in Österreich und der Tschechoslowakei, Heft 2 der Beihefte der Vierteljahrsschrift für Südosteuropa, Universitätsverlag Robert Noske, Leipzig 1937, VI + 162 S.

Eine vorzügliche Untersuchung mit einer sehr originellen und fruchtbaren Fragestellung, die gerade auch zur Erkenntnis der Beziehungen Staat und Wirtschaft sehr viel Nützliches beiträgt. Es besteht eine ziemliche begriffliche Verwirrung darüber, was eigentlich die „Volkswirtschaft" oder — wie man als Abgrenzung gegenüber politischen und administrativen Kräften gern sagt — „die Wirtschaft" ist. D., Leiter der Abteilung Tschechoslowakei am Südosteuropa-Institut der Universität Leipzig, beantwortet die Frage auf zweierlei Weise, einmal durch eine methodologisch-begriffliche Studie, die inhalt- und umfangmäßig einen beachtlichen Teil der Gesamtarbeit ausmacht, und zum anderen exemplifikativ-praktisch an den beiden „volkswirtschaftlichen Individualitäten", die nach dem Weltkrieg mit dem völkerrechtlichen Akt der Schaffung Österreichs und der Tschechoslowakei plötzlich „da waren". Deswegen hält sie D. für besonders geeignet, denn sie sind das Ergebnis eines Schnittes, es liegen mit ihnen keine „gewachsenen" Wirtschaftskörper vor.

In der begrifflichen Studie werden diejenigen Merkmale erörtert, die eine wirtschaftspolitisch verstandene „Volkswirtschaft" ausmachen oder ausmachen können: Währungsgemeinschaft, Produktionsgemeinschaft (allgemeine Verkehrsgrundlage, Produktionsgemeinschaft im engeren Sinne, außenwirtschaftliche Ergänzung), Finanzgemeinschaft. Eine Betrachtung über den Begriff der Volkswirtschaft bei Betonung des Wortteils „Volk" schließt sich an. Nach einer Analyse der sprengenden und der zusammenhaltenden Kräfte in der Wirtschaftsstruktur der Doppelmonarchie und ihrer Kriegswirtschaft erörtert der praktische Teil das wirtschaftliche Werden der neuen Staaten. Dabei finden die theoretisch gewonnenen Begriffe Anwendung, wenn die Herausbildung neuer Währungs- und Produktionsgemeinschaften und die entsprechenden wirtschaftspolitischen Formen in beiden Ländern behandelt werden. Die sehr verdienstliche Arbeit kann allerdings nur der wirklich an den zentralen Fragenkreis Denkende — nicht der unmittelbar an der gegenwärtigen Wirtschaftslage interessierte Wirtschaftsbeobachter! — gut verwenden, denn für den Untersuchungszweck war es notwendig, die Erhebungen im wesentlichen auf die Jahre 1918—26 zu konzentrieren. —sft—

Statistisches Handbuch für den Bundesstaat Österreich. Herausgegeben vom Bundesamt für Statistik, XVII. Jahrgang, Wien 1937, Österreichische Staatsdruckerei, XI + 216 + 24 S., RM 5.—.

Daß Wien auf seinen Ruf als Heimat der klassischen Schule wirtschafts- und sozialstatistischer Erhebungen und Erschließungen nach wie vor Wert legt, merkt man auch diesem 17. Jahrgang des vom Bundesamt für Statistik herausgegebenen Handbuchs an. Die Zahlenzusammenstellungen zeichnen sich aus durch eine ganze Reihe von technischen Verbesserungen (Übersichtlichkeit der graphischen Anordnung, etc.) und inhaltlichen Neuerungen (internationale Übersichten, erste Zahlen über die österreichischen Berufsstände u. a.). Das Handbuch ist im April 1937 abgeschlossen und hat als letztes Berichtsjahr im allgemeinen 1935, doch sind in einer großen Anzahl von Tabellen auch schon die Ziffern für 1936 angegeben. —sft—

Mitarbeiter dieses Heftes; Dr. rer. pol. habil. Hermann Groß, Abteilungsleiter am Südosteuropainstitut und stellv. Dir. des Inst. für Mittel- u. Südosteuropäische Wirtschaftsforschung a. d. Univ. Leipzig, Leipzig C 1, Leplaystr. 5, I; Dr. Heinz Pentzlin, Warschau, Al. Ujasdowskie 36 m. 3.; Milivoje M. Kostitch, Beograd, Rajiceva ul. 5.; Anschrift der Schriftleitung: Schriftleiter Dr. Arnold Seifert, Leipzig C 1, Markt 4.

Fischer von Poturzyn

Einiges über die Grundfragen der Luftmacht

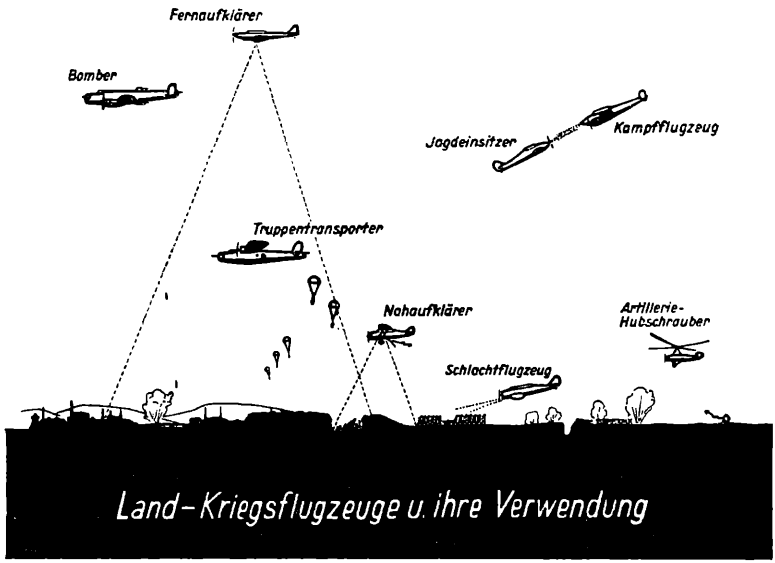
Erst das 20. Jahrhundert trägt als besonderes Kennzeichen die Errungenschaft der Luftfahrt in die Weltgeschichte ein. Land- und Seewege, Länder und Meere liegen nun unter dem alles umfassenden ungeheuren Luftmeere, dessen Befliegung und Beherrschung eine solche Fülle neuer wirtschaftsgeographischer und machtpolitischer Momente ergibt, daß nur bei einer zielbewußten Ausnutzung dieser sachlichen Gebietserweiterung den führenden Nationen ihre Macht erhalten bleiben wird.

Man wird gegen diese Ansicht verschiedene Einwände haben. So vor allen Dingen, daß der Luftraum als solcher kein Gebiet dauernder Behauptung ist. Gilt aber dieser Einwand nicht auch gegen die See? Ausgeübte Seeherrschaft schließt in sich Macht und Einfluß auf die angrenzenden Landteile ein und umgekehrt. So wird sich auch kein Volk auf die Dauer behaupten, welches nicht alle Vorsorgen trifft, seine Lufthoheit auszuüben und auf seine Luftverteidigung bedacht zu sein. — Man wird weiter behaupten, daß bei allem Fortschritt der letzten Zeit die Mittel im Dienste der Beherrschung des Luftozeans verhältnismäßig immer noch unvollkommen waren. Es wäre aber verhängnisvoll, wenn bei einer solchen Ansicht einem Zuwarten Raum gegeben würde, denn sicher wird einst diejenige Nation in den Besitz der vollkommenen Mittel treten, welche sich nicht gescheut hat, mit angeblich oder tatsächlich unvollkommenen Mitteln das Möglichste herauszuholen.

Die Luftfahrt hat sich bei den großen Völkern in der letzten Zeit überall volle Anerkennung verschafft, aber erst — seit kurzem! Denn es ist nicht so, daß die sogenannten „alten" luftfahrttreibenden Nationen gleich anfangs ein richtiges Bild von der umwälzenden Bedeutung der Luftfahrt gehabt hätten. Es kam ja in dieser Hinsicht nicht auf einige tausend Kilometer Luftverkehrsstreckennetz mehr oder weniger an, es hatte da wenig Bedeutung, ob sich die Luftwaffe aus 50 oder 100 Staffeln zusammensetzte. Entscheidend ist das Vorhandensein oder Fehlen eines tatsächlichen Bewußtseins der Veränderungen des Weltbildes durch die Luftfahrt.

Wenn jetzt in der ganzen Welt eine gewaltige Luftrüstung eingesetzt hat, wenn nunmehr das Zeitmaß der Entwicklung in der Handelsluftfahrt einen anderen Rhythmus erhalten hat, so ging dem ein Ereignis von besonderer politischer und militärischer Bedeutung voraus. Der Verlauf des italienischen Kolonialfeldzuges gegen Abessinien war das Anschauungsmittel gewesen, nach welchem alle großen Völker, besonders aber England, lernten. Man sah nun ein, daß eine starke Luftwaffe imstande ist, die geo-

politischen Verhältnisse, die Rangordnung im Mittelmeer vollkommen umzustoßen unter Mißachtung großer Flottenverbände und Stützpunkte nach alter Art. Es hieß nun, Versäumtes in möglichster Raschheit aufzuholen, denn Verteidigung ohne zahlenmäßig genügende Luftwaffe erschien selbst dem rückständigsten Staatsmanne nicht mehr möglich zu sein. So entstand ab 1936 für die „Dritte Dimension" ein völlig neuer „Standard". Wir haben es jetzt mit einer neuen Periode der politischen und militärischen Anschauungen über die Luftfahrt zu tun. Die Ära der Luftmacht bricht an . .



Die verschiedenen Kriegsflugzeugarten

Die gegen Kriegsende vorhandene Vielzahl von Spezialflugzeugen wurde in den ersten Nachkriegsjahren weiterhin kräftig erhöht, solange noch keine klare Richtlinie für den taktischen Einsatz von Flugzeugen gewonnen war. Es erschienen beispielsweise Tag- und Nachtbomber, Tag- und Nachtjagdeinsitzer, schnelle Jagdeinsitzer und gut steigende Jagdeinsitzer. Diese Zeit der Spezialisierung wich einer Zeit der Einheitstypen, in der man glaubte, im Interesse der Mobilisierung, industriellen Fertigung und des Fronteinsatzes mit möglichst wenigen Einheitstypen auskommen zu sollen, die durch jeweils wechselnde Ausrüstung ihrem Spezialeinsatz angepaßt wurden, die Zeit der „Mehrzwecke"-Flugzeuge. Heute hat die Erfahrung gezeigt, daß aus diesem Kompromiß nur schlechte Leistungen für den Einzelfall gewonnen werden konnten. Die Luftwaffen von heute bestehen aus Spezialtypen, und die Notwendigkeit eines Typs wird aus der Notwendigkeit seines taktischen Einsatzes abgeleitet.

Es sind dies noch eine ganze Reihe verschiedener und verschiedenartiger Flugzeuge, nämlich zu Land:

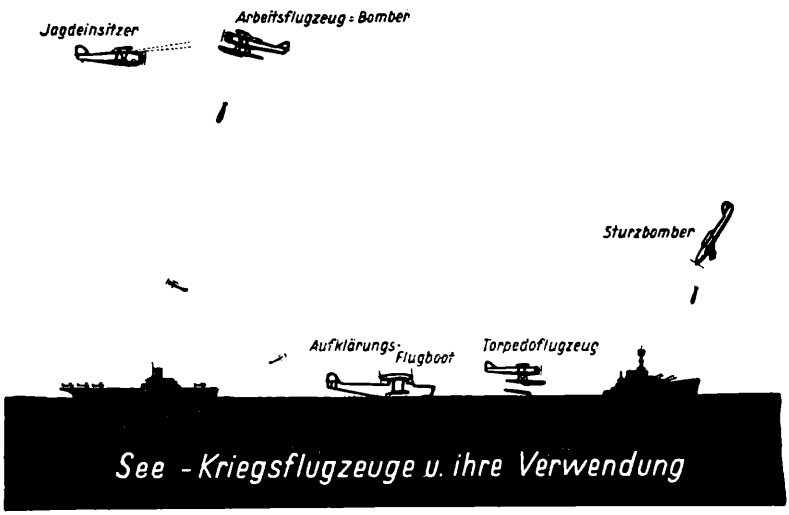
Bomber, zum Bekämpfen der feindlichen Industrie und der Nachschublinien,

Jagdeinsitzer zur Abwehr von Bombern, besonders von festen Verteidigungsplätzen aus,

Kampfflugzeuge zum Schutz von Bombern gegen Angriffe in der Luft,

Fernaufklärer zur strategischen Aufklärung im Hinterland des Feindes,

Nahaufklärer zur taktischen Aufklärung in der Kampfzone, Truppentransporter für Truppenverschiebungen hinter der Front und Absetzen von Fallschirmtruppen im Feindesland.



Schlachtflugzeuge zum Angreifen der feindlichen Erdkampfstellungen, zum Bekämpfen von Kolonnen und Fahrzeugen in der Erdschlacht.

Artilleriehubschrauber als Artilleriefeuerleitstand in der Luft.

Zu Wasser:

See-Mehrzwecke-Flugzeug zur Aufklärung und Bombenwurf gegen feindliche Einheiten und Stützpunkte,

Sturzbomber zum Bombenabwurf im Sturzflug, besonders auf wehrhafte Gegner,

Torpedoflugzeug zum Bekämpfen feindlicher Schiffe mit leichten Torpedos,

Jagdeinsitzer zur Abwehr von Bombern und Mehrzweckeflugzeugen,

Aufklärungsflugboot für Aufklärung und Fernaufklärung als selbständige Unternehmen, sozusagen Luftkreuzer.

Ein Teil dieser Seeflugzeuge wird als Schwimmerflugzeug von Katapulten aus verwendet und landet auf dem Wasser, ein anderer Teil startet und landet auf dem Flugdeck besonderer Flugzeugmutterschiffe.

Alle diese Flugzeuge lassen sich aber nach den wichtigsten Aufgaben der Luftstreitkräfte in drei Hauptarten einteilen, nämlich: Angriffsverbände, Verteidigungseinheiten und Arbeitsflugzeuge.

Das waren Proben aus dem in Kürze erscheinenden Werk

FISCHER VON POTURZYN:

LUFTMACHT

GEGENWART UND ZUKUNFT
IM URTEIL DES AUSLANDES

Etwa 220 Seiten mit 24 Zeichnungen wie den umstehenden, rund 40 großen Abbildungen auf Tafeln. In Leinen ca. 6.—

KURT VOWINCKEL VERLAG
Heidelberg—Berlin

RUSSLAND BLICKT NACH ASIEN

heute wie vor tausend Jahren. Die Häupter des mächtigen Nowgorod in der sagenhaften Frühzeit, die Moskowiter-Großfürsten im Mittelalter, die Zaren des gewaltigen Rußland — sie alle haben Jahrhunderte hindurch die russische Expansion nach Osten vorwärtsgetrieben. Rußland marschiert heute wie seit Jahrhunderten in Asien, festigt seine Stellungen am Amur, an der mongolischen Grenze, in Sinkiang, an der pazifischen Küste! Die Hintergründe dieses Jahrhunderte währenden Ringens erschließt das soeben erschienene grundlegende Werk

DR. JURI SEMJONOW

Die Eroberung SIBIRIENS

In diesem neuen Buch des Verfassers, der die bekannte volkstümliche Wirtschafts-Geographie „Die Güter der Erde" schrieb, lernt der überraschte Leser eine geschichtliche Entwicklung kennen, so abenteuerlich, so erfüllt von Wagemut und Heldentum, so furchtbar und so grausam, daß das meiste, was wir aus der Geschichte der Eroberer und Entdecker wissen, davor zurücktritt und verblaßt. In diesem Buche wirkt menschliche Leidenschaft von wahrhaft asiatischer Maßlosigkeit, lebt eine starke, mitreißende Spannung. Hier ist unvergleichlich vollendet „lebendige Geschichte" verwirklicht! 396 Seiten starker Band; 40 Bilder, 8 Karten, in Ganzleinen geb. 8 M 50, brosch. 7 M. VERLAG ULLSTEIN

JURI SEMJONOW:

Raumüberwindende Männer: A. E. Johann-Wollschläger

Ein geo-literarischer Versuch

Die Aufgabe, die Professor Haushofer in diesen Blättern (Märzheft 1937) gestellt hat: Erforschung der sichtbaren Fälle von Raumüberwindung, ist in mannigfaltiger Beziehung verlockend. Vom theoretischen Gesichtspunkt aus führt sie uns dicht an die interessanteste Frage unserer Wissenschaft heran — an das Problem der Raumauffassung und des Raumerlebnisses zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Kulturkreisen. Aber außer der theoretischen Seite ist — wie Haushofer bemerkt — auch die erzieherische von nicht geringerer Bedeutung. Seiner Anregung folgend sollten wir eine besondere geopolitische „Typologie" schaffen. Wir würden eine ganze Porträtgalerie erhalten. Wir würden sehen, daß wir in das geopolitische Pantheon eine ganze Reihe großer und kleiner Heroen aufzunehmen hätten, deren Schaffen wir erst gebührend schätzen würden. Doch schon jetzt können wir einige Gruppen unserer Raumhelden herausheben.

Wir kennen reine Entdecker, bei denen das heroisch-sportliche Element, der Wille zum „Raumrekord" — im edlen Sinn dieses Wortes — die materiellen und wissenschaftlichen Antriebe überwiegt. Zu diesen gehört der klassische Columbus, gehören die uns schon näher liegenden: Livingstone, Cook, Nansen, Byrd und der lebendige Mythos unseres Zeitalters — Lindbergh. Wir kennen indessen auch andere Männer, die, im allgemeinen aus demselben vollwertigen Material geschaffen, die Idee des Rekordes aber zu praktischer oder wissenschaftlicher Zielsetzung „sublimiert" haben. Für diese Menschen wird der „Rekord" durch den Gedanken der Leistung, der Erfüllung einer geopolitischen Aufgabe in den Schatten gestellt. Hierher gehören die Kolonialpioniere, Soldaten und Techniker (Lesseps, Dr. Eckener!). Hierher gehören auch die gelehrten Beobachter, die wandernden Ritter der Wissenschaft, ohne die wir zwar alle mögliche Politik haben könnten, aber niemals eine Geopolitik. Wir denken an A. v. Humboldt, Richthofen, Darwin, Prshewalski, Sven Hedin, v. Niedermayer, Filchner und viele, viele andere. Sie alle überwanden den Raum durch die Tat, sie alle machten Expeditionen oder wenigstens große Reisen. Aber waren etwa nicht auch jene Gelehrten, die einzig durch die Kraft ihrer Ideen die geopolitische Ordnung der Welt (oder einzelner ihrer Teile) veränderten, „raumüberwindende Männer?" Welche geopolitischen Folgen hatten die Entdeckungen und Erfindungen eines Diesel, Justus von Liebig, Gregor Mendel, Th. Mort und Nicolle („Kühlschiffe") und anderer mehr?

Allein noch eine andere Gruppe wartet auf ihre geopolitische Würdigung. Sie besteht aus den Schriftstellern. Ihre literarische Kunst führt uns die Bilder fremder Länder, Rassen und Kulturen in ihrer lebendigen Dynamik vor Augen, sie enthüllt intuitiv keimende Konflikte und bringt uns mit Problemen in Berührung, die noch

von keinerlei Statistik oder Meßwerkzeugen erfaßt werden können. Viele unter diesen Schriftstellern erwiesen sich letzten Endes durch ihre Bücher selbst sozusagen als geopolitische „Faktoren". Die Schilderung der kolonialen Wirklichkeit, die der holländische Beamte Dekker-Multatuli gab, übte einen unmittelbaren Einfluß auf die Methoden der kolonialen Verwaltung aus und rief die Bildung einer ganzen „jungen" Schule von Kolonialpolitikern in Holland ins Leben; Kipling stellte das Problem des „weißen Mannes" und des britischen Imperialismus in der Literatur auf, während Chamberlain, Disraëli und Rhodes dieses zur gleichen Zeit in der Praxis taten, und er nimmt als „Empire-Builder" neben ihnen seinen Platz in der Geschichte ein.

Pioniere der Kolonisation vom alten Stamm, unbewußt und unbesieglich wie die Elemente, hat uns Jack London gezeigt. Bei ihm wie auch bei Kipling vollziehen sich die individuellen „Abenteuer" auf der Ebene großer weiter Räume, wo Rassen und Kulturen zusammenstoßen. Joseph Conrad vertieft das Problem. Er zeigt, wie der Konflikt zwischen dem „Weißen" und dem „Farbigen" und auch der Kampf des weißen Mannes um einen neuen Lebensraum auf das Problem der gesunden „weißen" Seele hinausläuft. Ein einziger innerer Sprung genügt, ein einziger Zweifel, und der weiße Mann bricht unter seiner „Bürde" zusammen — das ist der Sinn aller Romane von Conrad, besonders von seinem herrlichen „Lord Jim". Wir wollen auch die Franzosen Pièrre Loti und Claude Farrères nicht vergessen, die uns die müde, allem Zauber und allen Giften des Orients zugängliche Seele des europäischen Bourgeois' „fin de siècle" trefflich zu schildern wußten. Mit hervorragender Kenntnis der Lebensweise und aller lokalen Probleme führt uns die schöne Literatur in lebendigen Bildern Holländisch- und Britisch-Indien vor, China, Australien, den Nahen Osten, Kanada, Alaska, das tropische Amerika ...

Neben dieser „großen Literatur" sehen wir noch eine besondere Gattung, die zwischen wissenschaftlicher Beschreibung und künstlerischer Gestaltung steht. Es ist der Tatsachenbericht. Er ist mit der schönen Literatur durch das Vorhandensein eines Gefühlselements verwandt und durch die Fähigkeit, — zuweilen allerdings nur durch die Keckheit —, die Wirklichkeit abzuschätzen, Schlüsse zu ziehen und sogar Voraussagen einzig auf Grund von „Beobachtungen" und „Eindrücken" zu stellen; mit der wissenschaftlichen Beschreibung hat er das Vermögen gemein, die Statistik auszunützen und sich in wirtschaftlichen und andern Problemen auszukennen.

Der Tatsachenbericht hat heutzutage eine ganz besondere Entwicklung erfahren. Bestanden jedoch hat er schon immer, und die Wissenschaft verdankt ihm viel. Was war im Grunde der Reisebericht von Marco Polo anderes als „Reportage" im heutigen Sinn des Wortes? Die „ernsten" Gelehrten seiner Zeit verhielten sich seinem Bericht gegenüber auch nicht anders als zu einer „Reportage" — d. h. von oben herab und höchst skeptisch ...

Um großartige Reportagen zu schaffen, muß man nicht unbedingt Schriftsteller

von Beruf sein, wie zum Beispiel Stanley einer war. Unter den Verfassern von „Reportagen" haben wir Vertreter der verschiedenartigsten Berufe. Als „Reportage" ist ja auch das Buch des Erzbischofs Olaus Magnus über die „Mittnächtigen Länder" anzusprechen, „Reportage" waren die Mitteilungen der katholischen Patres über die Neue Welt, die Beschreibungen der im verflossenen Jahrhundert zahlreichen „Weltumsegelungen" (Ad. v. Chamisso!), die Bücher der Kaufleute und Diplomaten von Olearius und Herberstein bis zum Grafen Gobineau. Erst in unserer Zeit, kann man sagen, hat sich der besondere Typus des herumschweifenden Berufsjournalisten herausgebildet, der speziell auf Raumüberwindung gedrillt ist und alle Eigenschaften der bisherigen „Dilettanten" auf die Spitze getrieben hat. Im Typus dieses Journalisten vollzieht sich ein eigenartiger, in unserer Zeit so gar nicht üblicher Umschwung von der Spezialisierung zum Universalismus. Der heutige Reiseberichterstatter ist nichts wert, wenn er keine ernsthafte wissenschaftliche Vorbildung besitzt, wenn ihm das Geheimnis des künstlerischen Sehens nicht gegeben ist, wenn er nicht ein vollendeter Meister der Feder ist, und — wenn er nicht über alle Talente eines Sherlock Holmes und gleichzeitig die aller seiner Verbrecher verfügt.

Einen solchen vollendeten Typus eines Reiseberichterstatters — eines Künstlers, Gelehrten und Raumüberwinders in doppeltem Sinn: durch die Ausführung seiner Weltreisen, und durch den geistigen Einfluß seiner „Reportagen" — sehe ich in dem deutschen Schriftsteller A. E. Johann.

Auf seine erste große Reise machte er sich verhältnismäßig spät — im Jahr 1927 war er 26 Jahr alt. Mit 14 Jahren nach Amerika auszureißen, war ihm nicht vergönnt, da der Weg dorthin damals durch die englische Flotte versperrt war. Als er sich im Jahr 1927 endlich nach Kanada begab, hatte er schon eine Dienstzeit beim westpreußischen Grenzschutz hinter sich, das Studium der Theologie und der Nationalökonomie an der Berliner Universität — dazu noch Werkarbeit und verantwortliche Tätigkeit in einem großen Bankhaus. Er ging durchaus nicht, um „in Amerika ein neues Leben anzufangen". Das Heimweh war in ihm gleich mächtig wie das „Fernweh"; er wußte, daß er bald wieder heimkehren würde; aber er wollte die Welt kennenlernen.

Er hatte seine eigene Methode für dieses Kennenlernen. Mit zwanzig Dollar in der Tasche kam er in Kanada an, und im Lauf eines Jahres machte er sich mit dem neuen Land bekannt, wie wirkliche Pioniere damit bekannt werden. Im wahrsten Sinn des Wortes „entdeckte" er es für sich, öffnete er sich den Weg, indem er sich durch die Wälder mit einem Trupp Holzfäller durchschlug, die Prärien mit dem „Harvester" bewältigte, den Raum als Tramp auf Güterzügen bezwang, die Bodenschätze mit dem Spaten in der Hand in den Kupferminen ergründete. Heute Schwerarbeiter, morgen wandernder Philosoph, übermorgen Klaviervirtuose, Jäger, Reiseführer, gelegentlicher Mitarbeiter eines Provinzblättchens ...

Diese Reise war nur ein Anfang. Bald sehen wir Johann in Sowjetrußland. Er durchquert es ganz von Negoreloje bis Wladiwostok; dann ist er in Japan, kehrt von dort auf dem üblichen Weg der Weltreisenden nach Hause zurück. Der Weg ist üblich, aber seine Art des Reisens ist unüblich, ist seine eigene Johannsche Art. Im Ural mischt er sich unter einen Haufen Arbeiter und kommt als einer von ihnen in ein Sägewerk; ein paar Tage später arbeitet er in einem Kohlenschacht. Der „Gentleman-Vagabund" wechselt die Maske wie ein Schauspieler; mit den Kommunisten ist er Kommunist, mit den „Weißen" ist er weiß; er will sehen, hören — zuweilen wohl auch horchen —, er schöpft seine Kenntnisse aus erster Quelle, vermeidet sorgfältig die Marschroute, die der „Inturist" ausgearbeitet hat. Er dringt bis nach Japan vor, — und wendet dort die gleiche Methode an. Wie bei Napoleon ernährt der „Krieg" sich selbst bei ihm: an Ort und Stelle verdient er sich sein Geld, zuweilen durch schwere Arbeit, zuweilen auch durch einen schlauen Trick; zurück fährt er die halbe Strecke als Steward, die andere halbe als Passagier erster Klasse.

Das alles ist nicht nur ein Spielen mit dem Abenteuer. Es ist eine richtige Methode der Erkenntnis. Er wendet sie auch später an, als er, nun schon ein bekannter Verfasser mehrerer Bücher, seine Besuche in Amerika und Japan mit dem Scheckbuch in der Rocktasche wiederholt. Wieder streift er durch die japanischen Dörfer, nährt er die kanadischen Moskitos mit seinem Blut; er unterhält sich in Louisiana mit den Negern der Baumwollplantagen, er studiert die Arbeitslosigkeit und die amerikanische Krisis in den Dschungeln der Industriestädte. In den Zwischenpausen verwandelt sich der Gentleman-Vagabund in einen Bücherwurm: er sitzt in den Bibliotheken, studiert die Berichte der wissenschaftlichen Gesellschaften und der Verwaltungskommissionen, vertieft sich in die Literatur. Das Ergebnis ist ein neues Buch: „Amerika, Untergang am Überfluß." Wir haben hier einen zweiten Fall Defoë vor uns: ein Journalist, der eines der besten Bücher für die Jugend geschrieben hat, entpuppt sich als hervorragender Wirtschaftler und Soziologe. Das „Amerika" von Johann weicht äußerlich von der allgemein anerkannten gelehrten Schablone ab. Persönliche Beobachtungen und eine gute Dosis Humor verbinden sich darin mit statistischen Berechnungen und ernsten Auseinandersetzungen. Mag sein, daß der Plan des Buches nicht straff genug ist; die Angaben aber stammen fast immer aus erster Hand und sind kritisch nachgeprüft; die Schlüsse sind begründet, und Johanns allgemeine Schlußfolgerung — die Notwendigeiner staatlichen Regulierung der Wirtschaft — wurde viel später durch die jetzige Politik des Präsidenten Roosevelt vollauf bestätigt. Dieses Buch erschien zu der Zeit, da in Europa die Hymnen auf das „amerikanische Wirtschaftswunder" noch nicht verklungen waren. Johann schaute sich das „Wunder" an, so wie er alles anschaut: „von unten" und sozusagen „von hinten", — und er lehnte es ab. Die unmittelbaren Erfahrungen des Landstreichers und Holzfällers ergaben mehr, als „Studienreisen" und Unterhaltungen gewisser „Kenner" mit Bankpräsidenten an Wissen einbrachten. —

*

Jenes Buch zeigte Johanns Methode in voller Entfaltung: die Methode besteht im Studieren und abenteuerlichen „Probieren". In welcher Beziehung stehen diese beiden Tätigkeiten zueinander?

Wir saßen zusammen in einem stillen Café am Wasser, wir schauten zu, wie der graue märkische Abend sich auf die warme Erde senkte, und sprachen von Australien und Japan, von Alaska und von Geopolitik. Er hatte gar nichts „Abenteuerliches" an sich: der Haupteindruck, der von ihm ausgeht, ist Ausgeglichenheit, Sammlung, Ruhe — so ausgeglichen wirkt er, daß er vermutlich anstandslos auf dem Drahtseil balancieren könnte; nur die Stirn vielleicht —, eine mächtige, hohe und eigensinnige Stirn, hinter der sich jede mögliche Verrücktheit bergen könnte ... „Wie können Sie das heutige Amerika verstehen, wenn sie nicht Troeltsch und Max Weber durchgearbeitet haben? Was verstehen Sie vom heutigen Rußland, wenn Sie nicht mit gleicher Aufmerksamkeit Dostojewski und Lenin gelesen haben?" Er rückte seine Brille zurecht, die in seinem Gesicht ganz überflüssig erscheint. „Natürlich, Wissen hat manch einer; aber dafür haben nicht alle das, was uns literarische Landstreicher hervorbringt: das Fernweh und das Heimweh, die zu gleicher Zeit in unserer Seele leben. Fernweh — die Sehnsucht danach, n i r g e n d w o zu Hause zu sein, allein zu bleiben, wie man in der Heimat nie allein bleiben kann; jederzeit dem völlig Ungewissen gegenüber, das sich nie und nirgends vorherbestimmen läßt, ohne Plan; der Zufall, die günstige Gelegenheit regiert allein; verschlagen bald hierhin, bald dorthin; mit viel Geld, Vergnügen und Luxus heute; morgen vielleicht froh über ein Stück Brot und einen Apfel, den man sich von der Auslage eines Gemüsegeschäftes hat ‚beschaffen' müssen „Aber Sie können sehr schön reden." — „Wundern Sie sich nicht", — ein leichtes Spottlächeln spielte um seine Lippen, ohne seinen ernsten und gespannten Blick zu verändern, — „ich hab das alles einmal niedergeschrieben, und darum kann ich reden, als ob ich abläse Ich will nur betonen, daß auch das Heimweh notwendig ist, denn ohne ein ständiges Rückbeziehen auf das eigene Land — und auf die eigene Seele — verwandelt sich unser Umherschweifen und Beobachten in gewöhnliche Abenteuersucht und verliert jeden inneren Sinn. Alle Problematik enthüllt sich nur beim Vorhandensein einer bestimmten, positiven Ausgangsstellung; selbst die „ernsthaften" Leute — die Geologen und Ethnographen — bringen sie ja mit. Um wieviel mehr wir bescheidenen Kundschafter der Geopolitik! Schon als ich das erstemal in Kanada war — damals noch wirklich ein lustiger Abenteuersucher —, habe ich mich immer und überall für das Los der deutschen Auswanderer interessiert, im Grunde war meine ganze Reise ein Auswanderungsversuch ohne Geld und unter den Bedingungen eines wirklichen Kampfes ums Dasein in Kanada. Und in meinem Buch habe ich geschildert, was dieser Kampf verlangt, ich habe gewarnt — „Indessen haben Sie ein bezauberndes Abenteuerbuch für die Jugend geschrieben. Ich denke mir, daß es mehr als einem ‚Gentleman-Vagabunden' den Kopf verdreht hat — „Das ist nicht meine

Schuld. Das ist unwillkürlich so gekommen, — so wie im Theater der Bösewicht ja auch manchmal dem Publikum besser gefällt als der tugendhafte Held

In den folgenden Werken von Johann verstärkt sich das Heimweh immer mehr, — immer stärker wird in ihm das Gefühl der Verantwortlichkeit, immer mehr vertiefen sich seine künstlerischen „Berichte". Bei seiner letzten Weltreise, auf der er die sämtlichen geopolitischen Kraftzentren des Stillen Ozeans umfahren hat — von Nordsachalin und Mandschukuo bis zu den Südseeinseln, Australien, Hawai, USA. und Alaska — hat er seine Methode ein wenig geändert: er reist nicht mehr als Landstreicher, sondern als vollberechtigter Fahrgast — handelt aber dabei dennoch auf seine Art und Weise: wieder sucht er alle jene Orte auf und trifft alle jene Leute wieder, die er bei seiner ersten Fahrt als Arbeitgeber oder Arbeitsgenossen kennen gelernt hatte. Und sein vierbändiger Bericht über diese Reise erscheint als ein in seiner Art einziger Tatsachenbericht vom heutigen Tag des pazifischen Gebietes. Er bleibt dabei immer derselbe künstlerische Reporter. Seine Landschaftsschilderungen sind unübertrefflich in ihrer Genauigkeit und Gedrängtheit, und mit verblüffender Meisterschaft ist er in seinen Farben und seiner Manier stets dem Land, in dem er sich befindet, „adäquat". Hier nur ein japanisches Bild: „Die Sonne sank schon in den Wald am Horizont; ein Krähenschwarm zog, wie einem klassischen Herbstbild entflogen, dem Horst zu, mitten in das untergehende Gestirn hinein; von der fernen Asphaltstraße tutete aufgeregt und verloren ein spätes Auto

Hunderte solcher Beschreibungen finden sich in seinen Büchern verstreut. Ist es seine Schuld, wenn sie in jedem Leser die Sehnsucht erwecken, auch einmal die Luft der Ferne zu atmen?

Diese Verlockung entspringt auch aus einer andern Eigenheit von ihm: aus seinem herrlichen, natürlichen und klugen Humor. So passiert es ihm einmal, daß seine Waden so fest eingeschlafen waren, daß er sie „sozusagen schnarchen hörte". Ein andermal beobachtete er, wie ein japanischer Koch in einem Eisloch Fische fing: „Es ging so schnell, als ob die Fische unter dem Eise schon anständen, um sich in den Kochtopf befördern zu lassen." „Gewiß", schreibt er in einem malayischen Dorf auf Sumatra nieder, — „es war wirklich alles nicht mehr so ganz echt dort; ein anderer hätte sich an den Konservendosen, den Baumwollhosen einiger Dorfelegants, den bedruckten Kattuntüchern, die viele Frauen trugen, gestoßen; mich störte das nicht; bedruckte Kattuntücher finde ich auch nicht begeisternd; aber früher hätten mich vielleicht die gleichen Leute, die mich jetzt so gastlich beherbergten, mit Haut und Haaren aufgefressen, was noch unangenehmer sein soll als bedruckter Kattun."

Ein beliebtes Kunstmittel von Johann — ein Kunstmittel der reinen Reportage — ist es, das Große durch das Kleine zu zeigen. Das Rassenproblem Australiens rekonstruiert er, wie man sagen könnte, aus einer Konservenbüchse, die von einem „weißen" Koch in die „schwarzen" Büsche geworfen wurde; aus halb vom Sande ver-

wehten Automobilspuren auf einer amerikanischen Landstraße liest er, wie ein richtiger „Pfadfinder" die Tragödie der amerikanischen Prärie ab. Auf der harten Bank eines russischen Eisenbahnabteils liegend, lauscht er in Sibirien dem Gespräch der Bremsen „Tunnel folgte auf Tunnel. Dann ging es abwärts mit kreischenden Bremsen. Wir hatten die Wasserscheide zwischen den Gebieten der Lena und des Jenissei einerseits und dem des Amur andrerseits überschritten. Lena und Jenissei fließen ins Eismeer, der Amur ergießt sich in den Pazifik! So kündeten mir schon jetzt die kreischenden Bremsblöcke die noch viele Tage entfernte Küste, der ich entgegenfuhr —

So baut Johann aus „Kleinigkeiten" nicht nur Landschaft, Leute und ihre Beziehungen auf, sondern er führt uns auch auf schwergeladene Kraftfelder, auf denen die geopolitischen Energien zusammenprallen. Seiner Methode treu plaudert er nicht mit „großen", sondern mit „kleinen" Leuten, beobachtet er geringfügige Tatsachen. Seine Methode — vom Kleinen zum Großen vorzustoßen — vertieft sich mit jeder Arbeit mehr und mehr, sein Griff wird immer umfassender. Aus den Mosaiken der künstlerischen Miniaturen schafft er schon riesige Freskogemälde. Einige davon sind echte Meisterwerke der geopolitischen Berichterstattung. Er gibt in ihnen nicht Kenntnisse von der äußeren Welt, sondern die Kenntnis dieser Welt, — jene Vision, die allem geopolitischen Denken zugrunde liegt. Er stellt jene ursprüngliche Intuition wieder her, welche die erkenntnistheoretische Analyse mit ihren Kategorien von „Territorium", „Bevölkerung" und „Verfassung" in uns zerstört, und welche die Umgangssprache mit ihrem magischen Begriff des „Landes" als organische Synthese, als Lebensform noch bewahrt hat. Um diese Kunst richtig zu schätzen, muß man in seinem Buch über Japan die Kapitel lesen, die der Analyse des japanischen Sportes gewidmet sind. Aus alten Spielen und gymnastischen Übungen rekonstruiert er die „Seele" an sich, — nicht des japanischen Imperiums, nicht des japanischen Staates, sondern des L a n d e s der aufgehenden Sonne.

Es ist nicht möglich, heute schon eine abschließende Charakteristik von Johann zu geben, denn er fährt fort zu wachsen und hat vielleicht sein „Haupt- und Standardwerk" noch gar nicht geschrieben. Allein schon heute treten Abenteuer, Anekdote, Witz bei ihm in den Hintergrund. Humor besitzt er noch zur Genüge; aber er wird nur noch zum erzieherischen Kunstmittel. Und das „Heimweh" gewinnt immer mehr die Oberhand über das „Fernweh". Er ist jetzt schon ganz „groß" geworden, der lustige „Ally" seiner ersten Wanderfahrten. Jedoch er führt das Werk, das er damals unternommen, weiter aus. Er schweift durch die Welt als Späher seines eigenen „Intelligence Service", ein schlauer, zäher und furchtloser Vagabund, der lächelnd den Raum überwindet und die Welt von neuem entdeckt — für sich und für uns.

EBERHARD BILLEB:

Geopolitische Auswirkungen der Luftfahrt

Wir möchten unsere Leser nachdrücklich auf die in vielen Richtungen entscheidenden Umwälzungen hinweisen, die — vor allem seit dem Abessinienkrieg — durch den Ausbau der Luftwaffe bei allen Großmächten hervorgerufen sind. Als Mitarbeiter von A. Fischer von Poturzyn bei dessen eben erschienenen Werk: Luftmacht, ist der Verfasser des Aufsatzes zu einem umfassenden Überblick über diese geopolitische Seite der Luftfragen besonders befähigt. Die Schriftleitung.

Raumlage-Wirkungen von Verkehrs- und Kriegstechnik

In dem Verkehr schon der Primitiven spielen Furten oder für Brückenbau über Flüsse geeignete Orte, Flußläufe, Täler, Gebirgspässe eine kennzeichnende Rolle. Die Schiffahrt band sich an den Lauf günstig gelegener Küsten. An den wichtigen Kreuzungs- und Abzweigungspunkten, beispielsweise am Ausgang einer Gebirgsstraße oder an einer Flußmündung, entstehen Handelsplätze, deren Lagegunst Jahrtausende überdauert. Man ist zwar späterhin beim Straßenbau nicht sklavisch an Einzelheiten der Erdoberfläche gebunden, denn die Technik der Tunnel- und Brückenbauer erlaubt besonders dem Schienenweg wichtige Abkürzungen. Auch hat der moderne Kanalbau an mehreren Stellen, die Einführung der Hochseeschiffahrt allgemein umwälzend auf die Verkehrsgestaltung eingewirkt. Aber das Charakteristikum des Weltverkehrs vor der Zeit der Luftfahrt ist: Bildung geographiebedingter realer Knotenpunkte und technisch bedingter geographisch festliegender Straßen.

Die Luftfahrt ist von allen Landverkehrsmitteln in der Bindung an die Erdoberfläche am freiesten, sie ist sozusagen „straßenfrei", sie benötigt nur Stützpunkte, deren Anlegung an fast allen Stellen der Erde möglich ist — mit Ausnahme ganz enger Gebirgstäler — und ist zwischen diesen Stützpunkten an nichts gebunden. Sie ist daneben nur vom Wetter nicht ganz unabhängig und steht hierin zur Zeit den anderen Verkehrsmitteln nach. Die Überwindung großer Wasserflächen stellt für die Luftfahrt heute eine gewisse Schwierigkeit dar, an der sie erst wachsen muß. Sie ist gezwungen, sich stark an genügend nahe aneinanderliegende Stützpunkte anzulehnen — sozusagen Furten —, und nur in der Organisation der Endpunkte ist sie freier als die Hochseeschiffahrt, die ja gewisse geographische Bedingungen für ihre Hafenanlagen fordert.

Die große Schnelligkeit des neuen Verkehrsmittels hat zwar die Länder und Erdteile einander näher gebracht — nur etwa ein Drittel der Reisezeit braucht man heute auf den großen Luftverkehrsstrecken gegenüber früher — und hat die Möglichkeit großer durchgehender Länderverbindungen für die Allgemeinheit geschaffen. So tiefgreifend diese Wirkungen auf den Weltverkehr sind, grundsätzlich hat der Luftverkehr zur Zeit seinen Vorteil, nicht an „Straßen" gebunden zu sein, noch nicht ausgenützt. Er verbindet die Wirtschafts- und politischen Mittelpunkte ebenso gradlinig wie früher, er weicht geographischen Schwierigkeiten zum Teil ebenso aus wie früher, er besteht aus Straßen zwischen realen Knotenpunkten.

An gewissen Stellen hat allerdings der Luftverkehr angefangen, einige andere Züge in das Gesicht der Erde hineinzubringen. Gebiete wie Neuguinea und Kanada, Bolivien, Kolumbien mit außergewöhnlichen klimatischen Verhältnissen, Gebirgen und Wäldern waren bisher nicht wirtschaftlich erschließbar. Der Luftverkehr mit seinen außerordentlich niedrigen Anlagekosten für seine „Straßen" hat dort ein vielfältiges Tätigkeitsfeld gefunden. Der Schnellverkehr Europa—Ferner Osten ist — wenn auch zum Teil aus politischen Gründen — deutlich von der Sibirienbahn nach der über Indien führenden und von drei Ländern parallel betriebenen Luftverkehrsstraße abgewandert. Diese Straße folgt nur noch zum Teil der alten Landstraße nach China, die die Chinesen, Mongolen und Araber benutzten. Für den Südatlantik-Postverkehr ist heute statt Southampton—Cherbourg die Strecke Frankfurt—Stuttgart zum Brennpunkt geworden. Die englische Innerafrika-Luftverkehrsstrecke hat, obwohl teilweise der alten Nilstraße folgend, doch infolge ihrer Schnelligkeit eine feste Achse für die englischen Kolonialgebiete geschaffen, wie sie früher nie zu Lande, geschweige denn mit der Küstenschiffahrtsverbindung, möglich war. Man muß hier sogar der Luftfahrt zugute halten, daß sie erst am Anfang steht.

Auch vor dem Zeitalter des Volksheeres waren die Massen, die im Kriege aufeinander trafen, so groß, daß als Marschstraßen im allgemeinen nur verkehrsgeeignete Gebiete und als Schlachtfeld nur nahezu ebenes Land größerer Ausdehnung in Frage kam. Furten über große Ströme (z. B. Meißen, Dresden), Engpässe (Thermopylen), Paß-Straßen (Berner Klause) spielen in den Kriegshandlungen eine große Rolle, besonders wenn sie mit geeigneten Schlachtfeldern zusammenliegen (Wien, Kilikische Ebene), Inseln, die wirksam von einer Flotte verteidigt sind (England), sind uneinnehmbar, ebenso Hochländer, zu denen nur wenige Zugänge für größere Heereskörper vorhanden sind (Schweiz).

Im Zeitalter der sich selbst ernährenden Heere — bis zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges etwa — bilden die Gebirge an sich noch keine Abdrosselung der Kriegshandlungen, solange Ernährung und Taktik sich diesem anpaßten. Hannibal konnte mit einem relativ großen Heer unter außerordentlich geringfügiger Beeinträchtigung seiner Schlagkraft über die Alpen gehen; ein großer Teil der Erbfolgekriege spielt sich in den Alpenvorlanden ab. Moderne große Heereskörper sind dagegen in ihrem Aufmarsch und ihrer Erhaltung auf ein genügend leistungsfähiges Straßennetz angewiesen. Im Zeitalter Friedrichs des Großen waren die Bewegungen des Heeres durchaus auch von der Lage der Magazine und deren Fortbewegung auf „Verpflegungsstraßen" bestimmt. Der deutsche Heeresaufmarsch 1914 gegenüber Frankreich und Belgien hatte seinen starken rechten Flügel nicht allein aus der logischen Folgerung, unter Vermeidung des Vogesenkomplexes und der Festungskette Epinal—Nancy—Verdun in der nordfranzösischen Ebene Bewegungsfreiheit zu suchen, sondern war auch aufgebaut auf der Tatsache, daß der Aufmarsch am

Mittel- und Unterrhein mit Hilfe des dichteren und leistungsfähigeren nord- und mitteldeutschen Bahnnetzes schneller möglich war als am Oberrhein. Der Vergleich der Offensiven gegen Italien im Weltkrieg: einmal aus Tirol heraus, nur auf einer Alpenbahn aufbauend, völliger Mißerfolg; die zweite erfolgbringende aus der Ecke von Flitsch heraus mit dem Klagenfurter Becken als Rückhalt lehrt, wie gefährlich der Kampf mit einem großen wegearmen Gebirge im Rücken ist.

Auf die Kriegsführung hat die Luftfahrt eine durchgreifende Wandlung ausgeübt, und zwar nach zwei Richtungen hin. Das Flugzeug erweitert die Kampfzone nicht nur nach der Höhe, sondern auch nach der Tiefe insofern, als es eine ungeheure Erweiterung des Blickfeldes schafft. Dadurch verschwindet die Kampfhandlung als lokale Erscheinung, als „Front", hinter dem Krieg, der das ganze oder wenigstens einen beträchtlichen Teil des betreffenden Landes in beliebiger Richtung überzieht und die Etappen zum Verschwinden bringt. Alle Kampfhandlungen müssen aus großer Tiefe heraus vorbereitet, geschützt und getarnt werden.

Weiter wird durch das Flugwesen die Handlungsgeschwindigkeit wesentlich erhöht, und die Kriegführung der anderen Waffen erfährt notwendigerweise eine erhöhte Beweglichkeit und Auflockerung bis in den Nachschub hinein.

Beides hat zur Folge, daß nicht mehr wie früher allein eine Grenze oder gewisse Kriegsstraßen Wert erreichen, sondern der Raumwert des ganzen Landes gleichmäßig zeitlich nebeneinander zum Tragen kommt.

So wie schon im Laufe der letzten zweihundert Jahre sich unter der Wirkung der Feuerwaffen das Gefüge der Landheere, speziell der Infanterie, und späterhin unter der Wirkung der Unterseeboote das Gefüge der Flotten aufgelockert haben, so trägt jetzt die Luftwaffe diese Auflockerung in das Hinterland hinein: Knotenpunkte und Straßen sind, da leichten Angriffen der Luftwaffe ausgeliefert, unerwünscht.

Betrachten wir als Beispiel die Raumlage eines Flottenstützpunktes, Malta. Er liegt, von allen Seiten von Wasser umgeben, für Landtruppen unerreichbar, solange sich auch nur ganz bescheidene Flotten in seiner näheren Umgebung halten können. Innerhalb der Reichweite seiner Geschütze steht die absolute Herrschaft über alles fest, dieser Bannkreis ist so stark, daß die Flottenkräfte Englands im Mittelmeer in dieser Stellung sowohl die französische Mittelmeerflotte als auch die italienische Flotte, nur etwa 300 km von beider wichtigsten Verbindungslinien nach Kolonialafrika entfernt, in Schach hielten und noch halten könnten — wenn nicht die Luftflotte wäre. Es ist nun keinesfalls so, daß im Bereich von Luftflotten liegende Flottenstützpunkte völlig unhaltbar wären. Auch die Luftwaffe ist nicht unfehlbar, und die Luftabwehr sorgt dafür, daß sie nicht in den Himmel wächst. Aber die Handlungsfreiheit der in Malta stationierten Flottenteile ist infolge der Nähe von außerordentlich viel größeren italienischen und französischen Landgebieten, in denen sich leicht und nicht übermäßig auffällig Luftflotten beliebiger Größe zusammenziehen lassen — Malta dagegen bietet für sie wenig Raum —, so eingeengt,

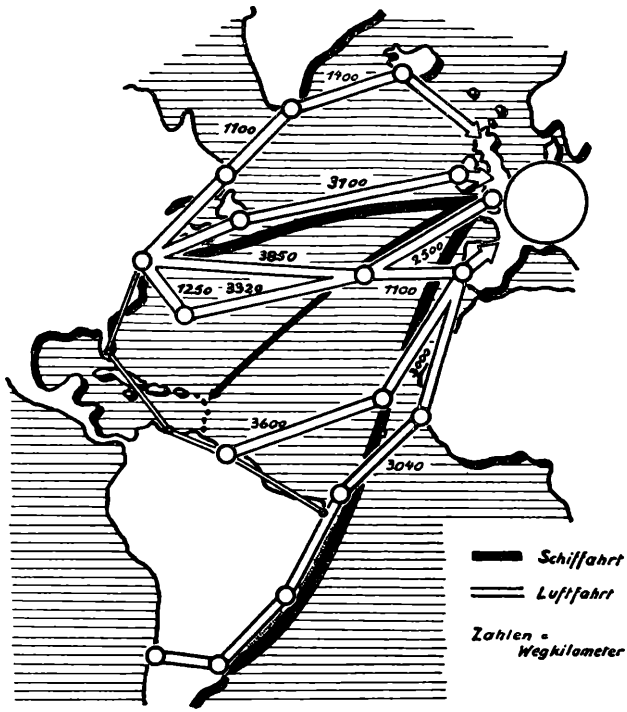
daß ihre hundertprozentige Wirkung im Ernstfalle sehr in Frage gestellt wird. Zwar hat sich England nicht entschlossen — wie es im Verlauf des ersten Stadiums des Abessinien-Unternehmens aussah — Malta restlos aufzugeben; in der Linie der Reichsstützpunkte bildet es jedoch heute nur noch einen solchen zweiter Klasse. Die Riegelstellungen für das Mittelmeer sind nach Gibraltar, wo wenigstens Italiens Nähe ausgeschaltet ist und die Nähe des Heimatlandes zu tragen beginnt, und nach dem sogenannten mittleren Osten zurückverlegt, wo die indischen und afrikanischen Kraftquellen in Rückendeckung liegen und größere Ausweichmöglichkeiten bestehen.

Ein Beispiel dafür, wie die Kriegführung im Tempo und in der Durchdringung des Landes beeinflußt werden kann, bildet der Abessinienfeldzug, gerade weil doch jede feindliche Gegenwirkung gegen die von Italien meisterhaft gehandhabte Luftwaffe gefehlt hat. Die beiden Hauptmerkmale dieses Krieges sind, daß erstens alle feindlichen Bewegungen jederzeit voll bekannt waren und die Maßnahmen zur Zerstreuung feindlicher Einheiten und zum Auffangen feindlicher Stöße sofort eingeleitet werden konnten. Und das zweite ist, daß schnelle Stöße mit „in der Luft" hängenden Abteilungen ohne weiteres dadurch sichergestellt waren, daß sie aus der Luft versorgt werden konnten.

Beispiele für geopolitische Auswirkungen der Luftfahrt

Wir haben im vorigen Abschnitt festgestellt und wiederholen zusammenfassend: Die Verkehrs-Luftfahrt bindet sich heute noch stark an die bisherigen Knotenpunkte und Straßen des Verkehrs. Ihre „Straßenfreiheit" kommt nicht zum vollen Tragen, weil eine Verlegung der Verkehrsknotenpunkte noch sehr selten eingetreten ist. Weil die Spannweite des Luftverkehrs noch nicht so groß ist, daß besonders über See völlig gradlinige Verbindungen möglich werden, ist die Bindung an Stützpunkte gelegentlich größer als bei anderen Verkehrsmitteln. Die Luftwaffe dehnt die Zone der Kriegführung auf das feindliche Land als Kampfraum aus. Die Handlungsmöglichkeit und die Handlungsgeschwindigkeit der Kriegführung werden erhöht. Die Folge muß eine Auflockerung sowohl in der eigentlichen Kampfzone als auch im Hinterland sein, Straßen und Knotenpunktbildungen sind unerwünscht. Es wundert uns nicht, daß in der heutigen Zeit, in der zum ersten Male die gesamten friedlichen Kräfte eines Landes die Basis seiner Stärke im Kriege bilden, auch die Handelsluftfahrt auf politische Beziehungen und Verwicklungen vorbereitet wird. Wir können beide Gebiete, Verkehrs- und Kriegsluftfahrt, nicht immer deutlich unterscheiden, ihre gemeinsame Behandlung ist jedenfalls vorteilhaft.

Noch am reinsten — um zu einem ersten Beispiel überzugehen — stellt die Führung kommerzieller Handelsverbindungen der Verkehr über den Atlantischen Ozean dar, gleichzeitig am deutlichsten darlegend, wie hier der Luftverkehr, der zwar erheblich schneller die Raumweiten bewältigen kann, doch aus seinen derzeitigen technischen Gegebenheiten heraus eine andere Linienführung ein-



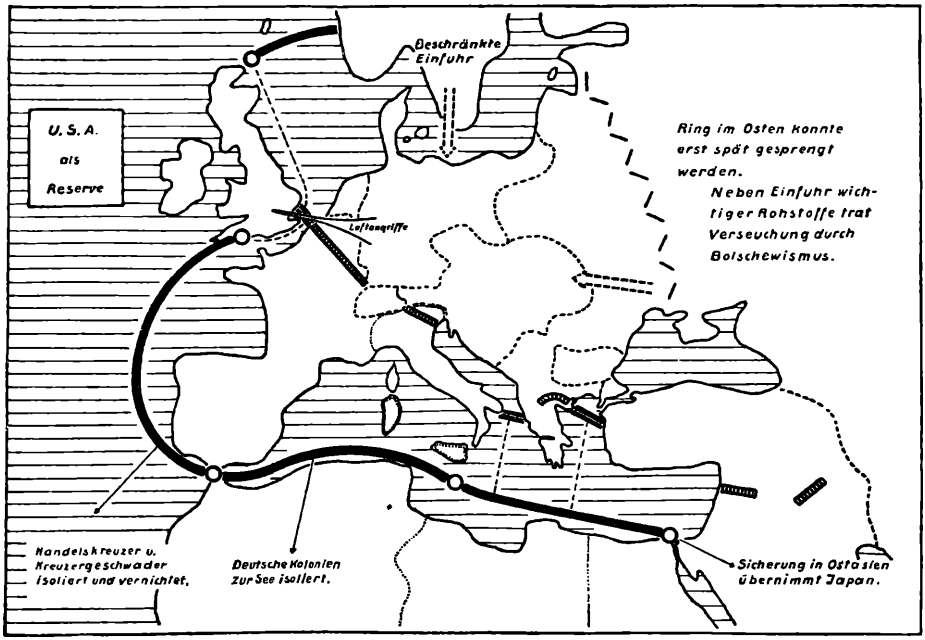
Karte 1. Verkehr über den Atlantischen Ozean

schlägt. Karte 1 zeigt die früheren Schiffsverbindungen über den Nord- und Südatlantik. Es sind im wesentlichen zwei Hauptstränge, deren Lauf ganz eindeutig als kürzeste Verbindung zwischen den Wirtschaftszentren Europas und Südamerikas und Europas und Nordamerikas gekennzeichnet ist. Der Komplex Mittelamerika wird von Nebenlinien, die je nach Lage der immer nicht sehr bedeutenden Interessen etwas verschieden liegen, angeschnitten. Auf der gleichen Karte sind auch die bestehenden Luftverbindungen und die in der nächsten Zeit zu verwirklichenden eingezeichnet.

Die Südatlantikroute — seit langem festliegend — bindet sich stark an die afrikanische Küste und überquert den Ozean an der engsten Stelle. Zuerst sah es kurze Zeit so aus, als ob Bolama (portugiesisch) hierfür so etwas wie ein Monopol darstellen wollte, zum Glück entdeckte man in Dakar (französisch) und Bathurst (englisch) noch andere geeignete, ganz in der Nähe liegende Stellen. Die deutsche Luftfahrt macht sich mit Einsatz der Katapultschiffe von territorialen Monopolen sogar bis zu einem gewissen Maße frei. An der geschilderten Strecke weicht also die Linienführung der Luftfahrt von derjenigen der Schiffahrt außerordentlich ab.

Die Überquerung des Nordatlantik ist bisher durch die Zeppelin-Route geschehen. Sie folgt im allgemeinen der Schiffahrtsroute, weil der Fahrbereich des Luftschiffes für das Zurücklegen der ganzen Strecke ausreicht.

Weiterhin bestehen im wesentlichen zwei Pläne, mit Flugzeugen den Nordatlantik zu bezwingen. Der zur Zeit am weitesten gereifte Plan ist gebunden an die Stützpunkte Azoren (portugiesisch) und Bermudas (englisch), von denen die letzteren zur Not entbehrlich wären, weil man immerhin von den Azoren bis zur Festlandküste keine unüberwindlich weite Strecke zurückzulegen hat. Die Azoren haben an dieser Stelle ein — von Portugal auch teuer verkauftes! — Monopol, ja, Lord



Karte 2: Raumlage Englands 1917

Rothermere geht sogar so weit, in einem Flugstützpunkt Azoren eine große Gefahr für die vorbeilaufenden Schiffahrtslinien zu sehen. Die nördliche Route — wegen schlechter Wetterverhältnisse noch nicht besonders vorwärtsgetrieben — soll entweder von Irland nach Neufundland den großen Sprung wagen, oder über Island—Grönland—Labrador den Festlandanschluß erreichen.

Als jüngstes Glied der Atlantikbezwingung ist das Projekt der Holländer aufgetaucht, über die Kap-Verdischen-Inseln Mittelamerika zu erreichen — wiederum eine ganz von den Schiffahrtslinien abweichende Route. Man bemerke die Schlüssellage, die die Lissabon-Azorenlinie für die ganzen Atlantik-Luftverkehrspläne besitzt.

Wir kommen nun zur Betrachtung der Raumlage des englischen Reiches und betrachten dabei die krassesten Unterschiede der letzten 20-Jahr-Spanne, wie sie gekennzeichnet sind durch die Höchstanspannung der Entente-Kombination gegen die Mittelmächte und heute im Wechselspiel zwischen englischen und vorwiegend italienischen Imperiumsgedanken; zugleich auch gibt uns diese Betrachtung Gelegenheit, den Lageaufschwung Italiens deutlich zu machen.

Vor und im Weltkrieg hatte die Entente ihren militärischen Rückhalt in der Seeherrschaft Englands, die durch keine denkbare europäische Kombination gefährdet werden konnte. Der unmittelbare Kampfring um die Mittelmächte, der sich aus den einzelnen Absperrlinien zur See und Fronten auf dem Lande zusammensetzte, wurde zusammengehalten und erst voll zur Wirkung gebracht durch die Klammer der englischen Flotte (Karte 2). Durch diese wurde Italien in die Reihen der Entente gebracht — es war weder allein lebensfähig noch in der Lage, der Umklammerung zur See irgend etwas Wirksames entgegenzusetzen —, durch sie wurden eine große Zahl von bisher Neutralen, Griechenland, Portugal, Holland, Dänemark, Norwegen, den Zwecken der Entente mehr oder weniger dienstbar gemacht.

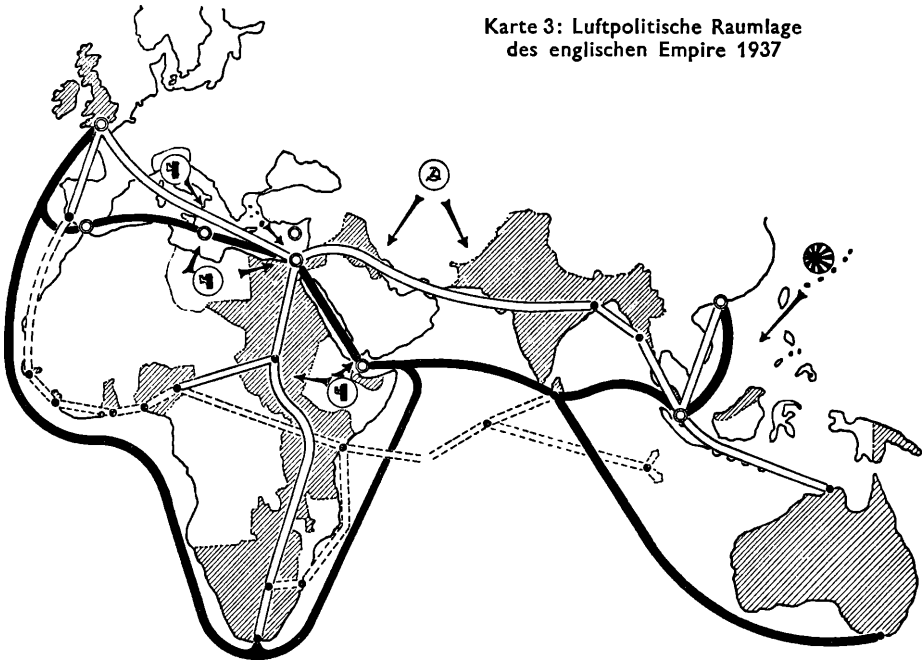
Von England selbst konnte der Feind durch Behauptung der wichtigen Flandernstellung abgehalten werden. Nur an einer Stelle war Deutschland eine unmittelbare dauernde Einwirkung auf England möglich, die Luftangriffe der Zeppelin- und Riesenflugzeuggeschwader auf London selbst und das hinter ihm liegende Industriegebiet. Aus dem damaligen Stand der Technik heraus waren sie freilich wenig wirksam und konnten den Ausgang des Krieges nie beeinflussen, auch war die Verteidigung infolge der ost-westlichen Anflugsrichtung einfach.

Diese Lage änderte sich in den nächsten 20 Jahren freilich durchgreifend, auch wenn wir annehmen, daß die inzwischen durch das Aufrüsten von USA. und Japan und das eigene Abrüsten beeinträchtigte Seeherrschaft Englands voll wirksam wäre.

Zunächst ist — wie schon längere Zeit bekannt — England vom Festland aus heute nach nur 20jähriger Weiterentwicklung des Flugwesens mit großer Leichtigkeit erreichbar und auch verwundbar. Das Mutterland hat nur zwei Möglichkeiten, dieser Entwicklung zu begegnen. Die erste ist, die Luftabwehr so zu stärken, daß sie schon im Gebiet von London vollwertig ist. Dazu gehört ein großes Vorpostenfeld, das zu Lande bis an den Rhein reicht — daher der Begriff „Englands Grenze liegt am Rhein!" — und das in der Nordsee eine große Menge Patrouillenboote erfordert; denn Luftangriffe auf London brauchen heute nicht mehr den geradesten Weg zu nehmen. Die zweite ist die, die großen empfindlichen Knotenpunkte auseinander zu legen. Beide Wege werden von England beschritten. Bei dem letzten hat es volle Freiheit: es legt neue Rüstungswerke nach Schottland und Nordengland. Bei dem ersten kann ihm nur die Freundschaft Frankreichs und Belgiens helfen — und wir sehen ja das sture Festhalten an der ersteren und den erbitterten Kampf um die letztere.

Zur Luft ist es aber möglich, bis zu einem gewissen Grade Einschließungen zu Land und See zu umgehen und Stützpunkte für diese Gürtel zu gefährden. Und je konzentrierter ein solcher Stützpunkt ist, um so schwieriger ist er zur Luft zu verteidigen. So gewinnt die Lage großer feindlicher Luftaufmarschgebiete in der Nähe von Straßen und Stützpunkten eine ganz neuartige Bedeutung, und diese trifft am härtesten das Land, dessen ganze Existenz bisher auf dem Bestehen solcher Straßen und Stützpunkte aufbaute. In Karte 3 ist das Empire mit seinem Verbindungsnetz unter diesem Gesichtswinkel aufgezeichnet, sie zeigt die großen Seewege um Afrika herum, nach Indien—Hongkong und Australien. Sie zeigt auch die bestehenden Luftverbindungen nach Afrika und Fernost—Australien über das „Luftkreuz Mittlerer Osten". Das Auftreten Italiens als Luftmacht, der Aufschwung Libyens und der Eintritt Äthiopiens in das Imperium hat große zur Luft wehrfähige Gebiete in Nähe der Mittelmeerstraße, des Mittleren Ostens, des Afrikanischen Luftrückgrates und der Schiffsverbindung nach Indien gebracht und in seiner politischen Bedeutung zu Zeiten sogar das Mutterland an die Peripherie der Aktualität gedrängt. Im Hintergrunde erlangen die russischen Druckrichtungen aus Turkestan heraus nach

Karte 3: Luftpolitische Raumlage des englischen Empire 1937



Irak und Indien und die japanische Druckrichtung nach Singapore mit der laufend verbesserten Schlagkraft beider Luftflotten eine wachsende Bedeutung.

England ist auf diesem Gebiete in voller Umstellung und versucht zur Zeit, in folgender Richtung Umgehungsstraßen aufzubauen:

Luftstraße über Lissabon—Westafrika nach Mittelafrika ist im Entstehen. Die Strecken Khartum—Kano und London—Lissabon sind bereits in Betrieb. Diese Straße dient zur Stützung Südafrikas und der Lage im Sudan.

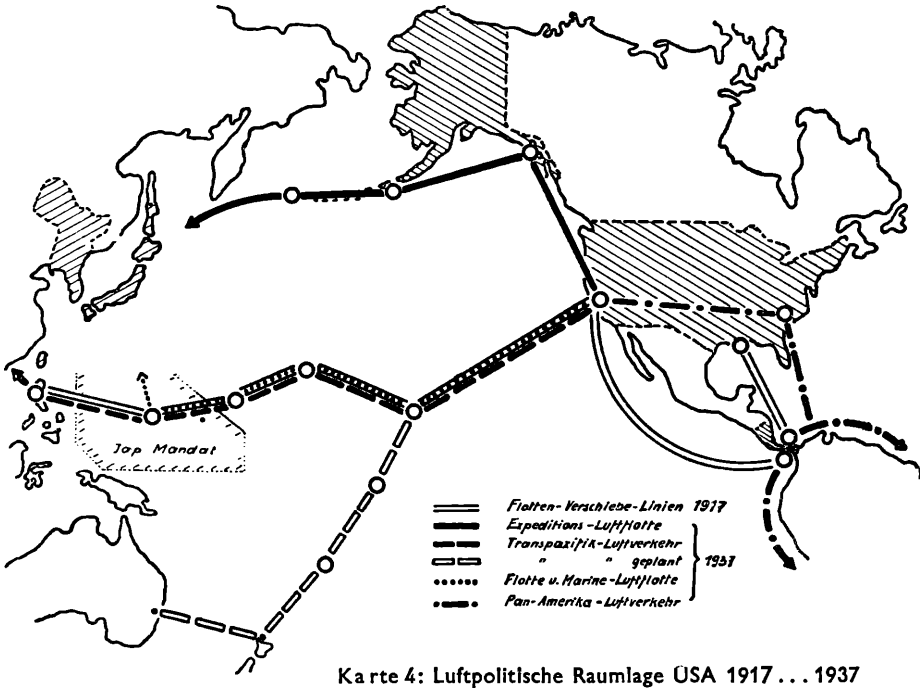
Von dieser Straße aus wird eine Luftverbindung nach Indien und eventuell sogar nach Australien über den Indischen Ozean geplant, die völlig an den Druckstellen in Indien und Hinterindien vorbeiführt. Die in Mittelafrika nach Süden abführende geplante Flugbootstrecke dient nur dazu, die Regengebiete Mittelafrikas zu umgehen, die den Landflugzeugen infolge Versumpfung der Landeplätze Schwierigkeiten machte.

Hierzu kommt noch der fortschreitende Ausbau des Mittleren Ostens (Ägypten — Cypern — Palästina — Irak) als Bollwerk mit weit mehr Ausweich- und Kombinationsmöglichkeiten als beispielsweise Malta oder Aden.

Das Kennzeichen der Raumlage Englands ist heute gegenüber früher: Wichtigerwerden der Empireverbindungen, Schaffen von parallelen Ausweichstraßen, beginnender Ersatz der Stützpunkte durch Stützgebiete.

Die äußerste Konsequenz aus der so sich abzeichnenden Auflockerung des Empire und der steigenden Bedeutung der militärisch immer wichtiger werdenden Stützräume (auch Südafrika und Australien fangen an, die Rolle derartiger Räume zu spielen) wird die politische Auflockerung, d. h. die wachsende Selbständigkeit der einzelnen Empiremitglieder sein — mit Hilfe der Luftflotte!

Als letztes Beispiel können wir noch kurz die Wandlung verfolgen, die der Pazifische Spannungsraum in den letzten Jahren durchgemacht hat. USA.



Karte 4: Luftpolitische Raumlage USA 1917 . . . 1937

verfügte vor und im Weltkriege über die ost—westliche Rochadelinie der Flotte durch den Panamakanal. Seine Seeverbindung nach Manila war schon äußerst gefährdet, nicht nur durch die Unsicherheit, wie lange die letzten Stützpunkte in der Nähe Japans sich halten konnten, sondern auch gerade durch die Notwendigkeit, daß sich die Flotte doch mehr oder weniger an diese Straße binden mußte.

Heute wird die schwerste und geschlossenste Schlachtschifffflotte der Welt und die größte Flotte schwerer Kreuzer, begleitet von der größten Flugzeugträgerflotte mit 600 Flugzeugen an Bord, dem Feind um das Doppelte überlegen auf dieser Mittelstraße entlang einem sorgfältig vorbereiteten Flugstützpunktnetz entgegengehen können. Aber auch Alaska, nach dem Kriege mit Hilfe der Luftfahrt wirtschaftlich erschlossen und wichtig, bietet mit seinen Flugstützpunkten der „Expeditions" — Luftflotte von 300 in der Arktis erprobten Bombern — die Möglichkeit von Flankenoperationen. Und als dritte Marschlinie beginnt sich die Luftverkehrsverbindung nach Neuseeland—Australien abzuzeichnen, eine Route, die nicht durch japanisches Mandatsgebiet führen muß. Damit wird die Beherrschung des Pazifik durch USA. außerordentlich gestärkt.

Folgerungen für die Weiterentwicklung

Von der Seite friedlicher Betätigung her hat die Luftfahrt das geopolitische Gesicht der Erde noch nicht grundsätzlich geändert. Die Kriegsluftfahrt jedoch hat begonnen, Konzentrationen menschlicher Betätigung in Knotenpunkten und Straßen aufzulockern und wird dies — wenn auch langsam — weiter tun. Beispiele, wo diese Erscheinungen umstürzend eingegriffen haben, sind daher als Symptome für die Zukunftsentwicklung zunächst von Kulturländern anzusehen.

Heinrich Reisner:

Afrikas Energiewirtschaft

Als Auftakt zu einer eingehenderen Behandlung Afrikas, der wir eines unserer nächsten Hefte widmen werden, bringen wir im folgenden eine Betrachtung der Energiewirtschaft des heißen Kontinents. Sie mag manchem unserer Leser etwas stark von der wirtschaftlich-technischen Seite gesehen scheinen. Trotzdem wird der durch Zahlenzusammenstellungen gut unterbaute Überblick auch ihm wertvolle Anregungen bieten können. *Die Schriftleitung.*

1. Einleitung.
2. Wasserkraftverhältnisse Afrikas (Tab. 1—3).
3. Kohlenverhältnisse Afrikas (Tab. 4—8).
4. Andere Energieträger (Tab. 9—12).
5. Verwendung von Energie und Wasser (Tab. 13—33).
6. Energiewirtschaft und Verkehrstechnik in Afrika (Tab. 31, 32, 34—39).
7. Zusammenfassung.

Kolonialpolitische Probleme, die Beschaffung von Rohstoffen und fehlendem Lebensraum verlangen nicht nur die Beschäftigung mit allgemeinen, sondern auch mit den besonderen Fragen der zu erschließenden Erdteile. Afrika steht heute im Vordergrunde. Das Klima beherrscht dort nicht nur die Lebensweise der Menschen, sondern ist auch die Grundlage für die Bodenkultur und die Hilfskraft, die die Natur den Menschen gibt. Der Mensch kann in einem Lande von so schwierigen Verhältnissen seine Zivilisation nur entfalten, wenn er mechanische Hilfskräfte aus Kohle, Wasser, Öl oder Holz gewinnt. So sollen hier die Möglichkeiten der Energiewirtschaft in Afrika zusammenfassend besprochen werden.

Wasserkraftverhältnisse Afrikas

Tropische Gebiete haben wohl selten eine regelmäßige Wasserführung. Afrikas Stromgebiete sind sehr ausgedehnt und unterliegen sehr verschiedenen Klimaeinflüssen (Tab. 1: Stromgebiete Afrikas). Für Afrika ist der Tafellandcharakter mit starken Gefällsbrüchen typisch; stufenförmig ist die Abdachung von Süden nach Norden. Der Osten liegt höher als der Westen, große Grabenbrüche zerreißen den Osten. Die großen Ströme durchbrechen in der Nähe des Meeres die Ränder des Tafellandes in Sprüngen und enthalten in solchen Wasserfällen hohe Energiewerte. Die Grundlage für die Wasserverhältnisse ist natürlich die Regenverteilung in den Stromgebieten. Die eingehende gewässerkundliche Erforschung beschränkt sich bisher nur auf einzelne Ströme, und dann auch nur auf Hauptstrecken, während für die Energiegewinnung und ihre wirtschaftliche Durchführung oft auch gerade kleinere Flüsse bedeutungsvoll sein können, weil große Werke bei der dünnen Besiedlung mit zu großen Überlandleitungen zu rechnen hätten. Bei der Wasserkraft ist man in Afrika anders als bei Kohle und Öl an bestimmte Standorte gebunden (Tab. 2: Regenverteilung in Afrikas Stromgebieten).

Afrika ist der wasserkraftreichste Erdteil der Welt, was die absolute Zahl betrifft (Tab. 3: Wasserkräfte der Erde). Ganz anders schaut es indessen mit dem Ausbau aus, der in Afrika am geringsten unter allen Erdteilen entwickelt ist. Die

größten Wasserkräfte liegen gerade im tropischen Gebiet, wo für die Menschen die Wohn- und Arbeitsverhältnisse am schwierigsten sind. Gerade dort aber, wo die klimatischen Verhältnisse günstig sind, wie im Süden und im Norden, fehlen Wasser und Wasserkraft. (Tab. 3a.)

Kohlenverhältnisse Afrikas

Afrika ist der kohlenärmste Erdteil. Es wäre falsch, zu glauben, daß Kohlenvorräte in einem Lande der warmen Zonen nebensächlich wären. Je wärmer die Zone, um so geringer die Arbeitsmöglichkeit des Menschen, um so wichtiger die Bedeutung der mechanischen Hilfskraft für die gewerbliche, industrielle und persönliche Tätigkeit einer Bevölkerung. Kohlenvorräte sind bisher nur in bestimmten Gegenden Afrikas in abbauwürdiger Menge festgestellt worden (Tab. 4: Kohlenvorräte der Welt, Tab. 5: Kohlenlager Afrikas). Ihre Förderung ist bei billiger Arbeitskraft nicht sehr schwierig, doch hängt sie wohl auch von der Entwicklung des Verhältnisses von Farbig zu Weiß ab (Tab. 6: Kohlenförderung). Die nennenswerten Kohlenvorräte Afrikas beschränken sich vor allem auf Südafrika (Tab. 7: Kohlenvorräte Afrikas). Die Berechnungen dieser Vorräte weichen stark voneinander ab. Neuerdings etwa sind die wahrscheinlichen Kohlenvorräte Afrikas viermal so hoch geschätzt worden als vor einiger Zeit. Dabei sagt der Begriff Kohlenvorrat noch nichts aus über Güte und Transportlage der Kohle. Auch wenn einmal das Eisenbahnnetz ausgebaut sein wird, dürfte der Eisenbahntransport für Kohle in Afrika immer beschränkt sein. Wasserwege, ja sogar die Kohleneinfuhr aus kohlenreichen Ländern werden für Afrika immer bedeutungsvoll bleiben (Tab. 8: Kohleneinfuhr in Afrika). Man darf die Kohleneinfuhr nach Afrika überschläglich mit etwa 5—6 Millionen Tonnen schätzen. Ägypten steht dabei im Vordergrunde, Südafrika hingegen versorgt sich immer mehr aus eigenen Vorräten. Von dem Kohlenbedarf Afrikas ist die Bunkerkohle der Welt- und Küstenschiffahrt abzusetzen.

Mitunter herrscht in Afrika schon ein gewisser Wettbewerb zwischen „weißer" und „schwarzer" Kohle. So sollte vor etwa 10 Jahren der Goldbergbau von Johannesburg durch die Wasserkräfte des Sambesi mit Kraft versorgt werden (Dix „Weltkrise und Kolonialpolitik" S. 143), doch entstanden statt dessen Kohlenkraftstationen, weil die Kohle aus Transvaal zu äußerst billigem Preise zur Verfügung stand. Die Entwicklung des Kohlenbergbaus in Südafrika wird mit der Entwicklung des Bergbaus, der Industrie, der Gewerbe, der Wasserversorgung und der Eisenbahnen auch weiter fortschreiten.

Andere Energieträger

Der größte Wettbewerber der Kohle auf dem Weltmarkt ist das Öl. In Afrika ist bisher nur an wenigen Stellen Öl gefunden worden; die Untersuchungen schreiten aber fort. Afrika lieferte in Ägypten nur etwa den 1000. Teil der Weltölgewinnung (Tab. 9: Erdölgewinnung). Öl spielt aber für tropische Länder mit unentwickelten Verkehrsmöglichkeiten und bei Wassermangel eine besondere Rolle, nicht nur für Eisenbahn, Schiffahrt und gewerbliche Kraftmaschinen, sondern vor allem in der Verwendung in Kleinanlagen für einzelne Siedlungen und für den Kraft-

wagenverkehr. Die Einfuhr erfolgt naturgemäß durch die Häfen (Tab. 10: Erdölzufuhr, Tab. 11: Ein- und Ausfuhr von Öl).

Der flüssigen Kohle des Öls aus der Erde dürften sich in Afrika in Zukunft Brennstoffe zugesellen, welche in Spiritusform aus Pflanzen und Früchten destilliert werden. Die französische Kolonialregierung ist seit Jahren an der Arbeit, um diese Brennstoffgewinnung in den Kolonien zu fördern.

Die großen Mengen von Torf, welche auch Afrika in den tropischen Zonen besitzt, sind für die Energieversorgung überhaupt noch nicht in Erwägung gezogen worden. Die heutige Technik gestattet es, durch kleine Vergasungsanlagen auch minderwertige Brennstoffe in Wärme bzw. elektrische Energie umzuwandeln.

In manchen Ländern, in denen die weiten Entfernungen bei dünner Besiedlung die einheimischen Energieträger auszunutzen zwingen (Ballakschin, Energiequellen Sibiriens, Gesamtbericht der 2. Weltkraftkonferenz, S. 80, 1930), hat man neben der schwarzen, weißen und gelben Kohle auch die „blaue" und „grüne" Kohle berechnet: Windkraft und Holzvorräte. Die Windenergie Afrikas ist wohl kaum in großem Umfange einzubeziehen; es wäre aber unrichtig, sie vollkommen zu vernachlässigen, denn die starken Temperaturunterschiede bringen in vielen Gegenden eine regelmäßige Luftbewegung hervor, die Windmotoren betreiben kann. Wenn auch die Benutzung der Windenergie sich nur auf kleinere Einheiten erstreckt und die Unregelmäßigkeit sehr stark ins Gewicht fällt, ist dennoch in einzelnen Ländern eingehendere Verwertung der Windgeschwindigkeiten und Windzeiten angebracht, da die bäuerliche Siedlung die natürliche Energie begrüßen wird.

Gewaltig ist die Energie des Holzes, die „grüne" Kohle (Tab. 12). Afrika gehört zu den Erdteilen, deren Waldflächen fast ausschließlich aus Laubwald bestehen. Nächst Südamerika hat es die größten tropischen Laubwälder und nur sehr wenig gemäßigten Laubwald (Heßke, Weltforststatistik, Wald und Holz 1933). Afrika ist zwar von den Erdteilen der Welt (außer Australien) relativ am wenigsten bewaldet, aber seine Waldflächen liegen geschlossen in Mittelafrika. Die Energie, die man aus Holzvorräten gewinnen kann, ist bedingt durch den Grundsatz der Vermeidung von Raubbau; denn der Wald hat allgemeine klimatische, morphologische und biologische Eigenschaften neben denen der wirtschaftlichen Holzgewinnung.

Wollte man einen Zuwachs von etwa einem Festmeter je Hektar wie bei den tropischen Wäldern in Mexiko zugrunde legen und „die mögliche Holzgewinnung gleich dem Zuwachs" setzen, so würde bei einer Fläche von 322 Millionen Hektar und einem Vergleichswert von 0,33 in bezug auf den Wärmewert der Kohle die mögliche Gewinnung der afrikanischen Wälder etwa einer jährlichen Kohlenmenge von rund 107 Millionen Tonnen Steinkohle entsprechen. Nimmt man hiervon die Hälfte als Brennholzwert, so würde der afrikanische Wald jährlich soviel Wärmeenergie wie 53 Millionen Tonnen Steinkohle liefern können. Indessen ist der tropische Wald nur zu einem kleinen Teile erschließbar. Die Brennholzvorräte dienen in den Siedlungen jedem einzelnen. Eine großgewerbliche Ausnutzung erfolgt bisher nur durch die Beheizung von Lokomotiven und Dampfschiffen auf den Flüssen und Seen. Von den möglichen Energiemengen der grünen Kohle wird man auf Grund forsttechnischer Erwägungen wohl nur den zehnten bis

höchstens den dritten Teil für Kraftzwecke als Energiemenge ansetzen dürfen. Man darf also wohl sagen, daß nicht mehr als vielleicht höchstens 15—20 Millionen Tonnen Steinkohlenwert durch die Wälder Afrikas geliefert werden könnten. Es ist aber im Interesse der Weltwirtschaft immerhin wichtig, daß derartige Berechnungen, mögen sie auch zunächst sehr überschläglich sein, einmal angestellt werden. Eine Menge von 20 Millionen Tonnen Steinkohle im Jahre bedeutet etwa 20 Milliarden Kilowattstunden —, zweifellos ein sehr beachtlicher Wert. Die grüne Kohle ist für die Erschließung warmer Länder und insbesondere Afrikas von großem Werte; denn man ist heute in der Lage, die Holzvorräte mit Hilfe von Generatoren schnell zu vergasen und als Kraftquelle örtlicher Stationen zu benutzen, so daß auf den Farmen und am Rande waldreicher Gegenden durch Holz schnell Kraft und Licht gewonnen werden kann. Bis vor wenigen Jahren waren solche Möglichkeiten noch nicht gegeben. Die heutige Motorenindustrie liefert nicht nur feststehende, sondern auch Kraftwagenmotoren, welche Holz als Vergasungsbrennstoff benutzen. Für Ostafrika und Westafrika, Kongo, Kamerun, Angola und Mozambique ist diese technische Verwendung von Holzvorräten von großer Bedeutung.

Verwendung von Energie und Wasser

Wärmebedürfnis ist auch bei Bewohnern tropischer Länder vorhanden; denn die nächtlichen Abkühlungen und die erhöhte Empfindlichkeit verlangen in kühler Jahreszeit zeitweise den Betrieb von Wärmeeinrichtungen. Man schläft in Mittelafrika auf heizbaren Tonbänken; Petroleumöfen und Petroleumkocher sind bei den Karawanen schon lange üblich. Schneller Abkühlung und kurzfristigem Gebrauch entsprechen in unseren Gebieten der Gas- und der elektrische Ofen. Für Afrika kommen sie kaum in Frage, und als Ersatz nur die Verwendung von Öl oder Holzkohle, vielleicht auch Holzgas. Die Erzeugung von Holzkohle aus afrikanischen Laubwäldern für diese Zwecke könnte eine erhebliche Vergrößerung erfahren.

Ein weit wichtigeres Zukunftsgebiet der tropischen Energiewirtschaft ist die Erzeugung negativer Wärme, also Kälte. Die Besiedlung heißer Länder wird in Zukunft abhängig sein von der Schaffung geeigneter Tropenhäuser mit Kühlanlagen, welche kalte Luft durch Kältemaschinen erzeugen. Die Zuführung gekühlter Luft zu Wohn- und Schlafräumen, Arbeitsstätten und Vorratshäusern erhöht die Arbeitskraft und die Erträge in tropischen Zonen. Bedeutsame Pläne der Lüftungsindustrie für tropische Gegenden sind hier im Werden. Sie sind aber abhängig von der Energie, die der Kältemaschine und dem Gebläse zur Verfügung stehen. Die zukünftige Besiedlung warmer Gegenden muß die Hilfe der Technik heranziehen. Bei einer schnellen Neuverteilung von Land, Menschen und Anbau kann man die früheren Grundsätze einer langsamen Gewöhnung nicht mehr allein gelten lassen. Die menschliche Arbeitskraft verlangt zur Erzielung eines höheren Ertrages eine bessere Erhaltung in wohnhygienischer Hinsicht und mechanische Hilfskraft durch die Arbeitsmaschine des Landwirtes bei der Bodenbestellung und der Aufbereitung der Früchte. Ähnlich geht es dem Gewerbetreibenden jeder Art, wenn er in den „erträglichen" Arbeitsstunden mehr leisten soll. Alle Arbeits- und Lebensvorgänge des heutigen zivilisierten weißen Menschen sind bedingt durch zusätzliche Leistungen von mechanischer Energie. In Gegenden schwierigster Lebensverhältnisse spielt die Energiewirtschaft daher eine um so höhere Rolle (Tab. 13).

Für die Erschließung der afrikanischen Trockengebiete steht die Bewässerung im Vordergrunde. Im Norden ist sie schon vor Jahrtausenden eingeleitet worden, im Mittelalter und dann wieder vor 70 Jahren auch in den französischen Kolonien Nordafrikas wieder begonnen. Der Nil, der historische Strom der Bewässerung, ist heute der Träger der ägyptischen Baumwollkultur. Ähnlich glückliche Verhältnisse findet man in anderen Gebieten Afrikas nicht, ausgenommen allerdings das Quellgebiet des Nil und die Möglichkeit der Aufspeicherung durch Seen (Tab. 14). Ein Blick auf die ungeheuren Flächen afrikanischer Seen zeigt schon, wie gewaltig selbst bei hoher Verdunstung die Wassermengen bei nur geringer Anstauung der Seen werden könnten. Eine planmäßige Bildung von Stauseen auch an kleineren Nebenflüssen des tropischen Afrika würde einen erheblichen Ausbau der Landeskultur ermöglichen. Es wäre richtig, diese Bewässerungskultur in kleineren Flußgebieten mit guter Verkehrslage zu bewirken, statt Riesenprojekte aufzustellen, deren Durchführung schwer möglich ist.

Die Kultur der Baumwolle hängt in Afrika von guter Bewässerung ab (Tab. 15, 16, 17). Die Baumwolle ist heute mit das wichtigste Erzeugnis Afrikas. Allerdings hat sich eine Baumwollindustrie wie in Indien in Afrika nicht gebildet (Tab. 18). Die Gewinnung von tierischer Wolle ist gleichfalls zu einem guten Teil abhängig von einer Verbesserung der Steppenernährung der Schafe durch eine gelegentliche Anfeuchtung. Die Gewinnung von Wolle ist für die Ausfuhr Afrikas bedeutungsvoll und müßte weit höhere Erträge liefern (Tab. 19). Von der Bewässerung hängt in erster Linie aber die Erzeugung von Häuten und Leder ab, auch von Fleisch, das u. U. durch Konservenfabriken der Ernährung in größerer Menge zugeführt werden könnte. Neben der Bekämpfung von Tierkrankheiten ist die Bewässerung von Viehweiden eine Notwendigkeit, besonders in Südafrika (Tab. 20).

Auch andere Handelsgewächse Afrikas hängen zu einem erheblichen Teil von der Möglichkeit einer Bewässerung ab. Sie ist wohl nicht immer notwendig, aber ihr Wert liegt darin, daß sie im Falle einer Dürre die Menschen vor Notlage bewahrt und Stockungen in der Weltversorgung mit bestimmten Rohstoffen verhindert (Tab. 21).

Das Problem der Wüste und der Versteppung hängt von der Wasserversorgung weiter Flächen ab und auch von der Befestigung von Sanddünen. Am Randgebiet der Wüsten befinden sich Flußgebiete mit erheblichem Wasserüberschuß; besonders das Kongogebiet ragt hier hervor. Die Pläne, hier ein gewaltiges Binnenmeer zu schaffen, sind ja wohl nicht unbekannt. Ich erinnere an die Vorschläge von Hermann Sörgel in München, der das Kongobecken zu einem großen Teil überschwemmen möchte, um Landgebiete mit „tropischem Klima" zu vernichten. Diese Binnenmeere sollen dann Niederschläge erzeugen und das Klima ändern. So phantastisch solche Pläne erscheinen, so darf man sie nicht von der Hand weisen. Große Pläne erschienen in der Technik stets phantastisch; man denke doch daran, wie unglaublich noch vor 30 Jahren das Walchensee-Projekt erschien.

In Afrika handelt es sich darum, Wassermassen, die vorhanden sind, an die Stellen zu leiten, wo sie fehlen. Die Zuleitung kann auf natürlichem Wege wohl selten geschehen, es sind Höhenunterschiede zu überwinden, wobei man der Aufwendung erheblicher Energiemengen bedarf. Fernleitungen mit eisernen Röhren und der Betrieb von Pumpwerken sind durchaus möglich. Diese Pumpwerke könnten durch die Wasserkräfte betrieben werden, die in Afrika in so gewaltiger Fülle im Kongogebiet, aber auch in Guinea und am Zambesi zur Verfügung stehen. Man sollte einmal damit beginnen, Wassermengen, die zu bestimmter Zeit oder auch das ganze Jahr hindurch im Überfluß zur Verfügung stehen, durch Leitungen von einigen 100 oder gar auch einigen 1000 km in „verdurstende" Gebiete zu leiten. Man würde Wunder der Fruchtbarkeit erzielen und die staatlichen wie die Siedlungsverhältnisse günstig beeinflussen. Wichtiger vielleicht noch als — der Diamantenbergbau von Südafrika wäre es, wenn man der Vertrocknung des Landes durch künstliche Bewässerungsanlagen entgegentreten würde. Klagen helfen hier nicht, sondern die ernsthafte Erwägung, Südafrika vor der Versteppung und künftigen Vernichtung zu retten. Auch die zeitlichen Fortschritte der Industrie, des Bergbaus und der Menschenansammlung sollen nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Frage der Bewässerung wichtiger ist als jede andere. Bei an sich günstigem Klima und großem Raumvorrat ist das Wasser eine unbedingte Notwendigkeit. Auch in Ostafrika wird die Plantagenkultur eine erhebliche Ausdehnung durch Bewässerung erfahren können. Wenn man die Wasserkräfte heute noch nicht für die Industrie unmittelbar verwenden kann, wäre es doch möglich, Afrikas Energiewirtschaft der Hebung der Landeskultur dienstbar zu machen. Die farbige Bevölkerung würde dann nicht nach plötzlich entstehenden Industriebezirken auswandern, sondern bei Landbau und Viehzucht bleiben können.

Betrachtet man die Frage der Verwendung von Energiemengen im Dienste einer afrikanischen Industrie, so tritt das Bedenken gegen eine stärkere Industrialisierung nicht nur aus weltwirtschaftlichen Erwägungen heraus auf, sondern auch aus der oben gewonnenen Erkenntnis, daß Afrika „bisher" weder Kohle noch Öl in großer Menge besitzt und daß die Wasserkräfte nicht immer an den Stellen liegen, wo man sie gebrauchen kann. Afrika hat vielfach noch den „tierischen Motor" für Göpel, Pumpen und Transport, aber auch er ist beschränkt durch die Anfälligkeit der Tiere gegen Krankheiten. Die kommende Industrieentwicklung wird sich beschränken auf die Weiterverarbeitung von Rohstoffen und Lebensmitteln. Es handelt sich hier um Faserstoffe, Fette, Öle, Zucker, Kakao, Horn, Häute, Leder, auch Tabak, zum Teil auch Edelholz. Dazu kommt die Bedarfsindustrie, die seit dem Weltkriege sich ganz natürlich entwickeln mußte, weil Afrika abgeschlossen war. Die Einwanderung europäischer Intelligenz in Südafrika und die Möglichkeit der Zufuhr auch indischer Fachleute fördert natürlich die Ausbildung industrieller Anlagen. Wo Eisen und Kohle beisammenliegen, können Walzwerke, Draht-

werke und besonders Kleineisenbetriebe entstehen, zumal die Maschine heute an die Stelle alter Facherfahrungen tritt, die früher die Grundlage für manches Kleingewerbe bildete. Die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes und der Autostraßen bringt Hilfsindustrien, Reparaturwerkstätten, Verwendung einheimischen Holzes für Fahrzeuge und eine Ausdehnung der Baustoffindustrie mit sich.

Der tägliche Bedarf entwickelt städtische Kleingewerbe der Metall- und Holzbearbeitung. Viele Gebrauchsgegenstände werden verlangt mit zunehmendem Verdienst, höherem Landesertrag und gesteigerter Zivilisation. Das Bekleidungsgewerbe wird sich langsam entwickeln, ebenso dasjenige der Gewinnung von Lebens- und Genußmitteln, in manchen Gegenden vielleicht auch Gewerbe, welche keramische Stoffe formen und brennen. Eine Entwicklung der Industrie der Getränke steht sicherlich bevor. Inwieweit auch die chemische Industrie dank des Vorhandenseins gewisser Grundstoffe und vielleicht in Verbindung mit der Erzaufbereitung eine Entwicklung erfährt, kann noch nicht gesagt werden. Algerien und Südafrika, vielleicht auch Ägypten könnten der Sitz mancher chemischen und chemisch-technischen Industrie werden, wenn die Rohstoffe preiswert zur Verfügung stehen. Wasserkräfte könnten insbesondere auch chemische Grundstoffe, wie Chlor, Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlensäure (Kältemittel), Acetylen (Beleuchtung ohne Leitung, Schweißung) usw. in großen Mengen erzeugen.

Ein Sondergebiet ist die Gewinnung und die Weiterverarbeitung von Erz in Algerien, Kongo, Rhodesia, Südafrika, Abessinien. Afrika gehört nicht zu den Ländern, welche gewaltige Eisenerzvorräte haben (Tab. 22 und 23). Aber manche seltenen Erze, wie z. B. Chrom und Kupfer, auch Radium, Gold, sind von solchem Wert, daß sie in jedem Falle eine Industrie verbürgen (Tab. 24 und 25). Wasserkräfte gestatten für wertvolle Metalle die elektro-metallurgische Aufbereitung. Die Zunahme farbiger Arbeiter in der Großindustrie mit gewissen Nachteilen wird beschränkt durch hochwertige technische Einrichtungen.

In Südafrika entwickelt sich jedenfalls, weil Kohle und Eisen beieinanderliegen, eine sehr beachtliche Industrie (Tab. 26). Gemessen an der Erzeugung der alten Länder der Eisenindustrie handelt es sich wohl zunächst noch um geringe Mengen, aber eine Steigerung ist wohl anzunehmen. Die Neigung zur Erzeugung „einfacher Waren aus Eisen" ist in Ländern allmählicher Entwicklung vielfach stark, weil die einfachen Dinge hier zunächst gebraucht werden und nicht die hochwertigen und komplizierten. Heute liegen etwa 80% der Welteisenindustrie in den Ländern um den Atlantischen Ozean, die Erze werden aber zum guten Teil in anderen Weltteilen gewonnen. Vielleicht bringen die nächsten Jahrzehnte hier manche Änderung. Diese Frage ist abhängig von der Frage der Kohlenfunde. Wasserkräfte allein werden eine Eisenindustrie kaum entwickeln, höchstens vielleicht den Abbau von Erzen beschleunigen können. Man bedenke die großen Entfernungen zwischen Erz und Küste; die Kupferwerke im Kongogebiet liegen wohl 2500 km abseits von geeigneten Häfen.

Die industrielle Entwicklungsmöglichkeit für die Hauptrohstoffe Afrikas geht aus Tab. 27 hervor, es ist natürlich möglich, daß bei einer Weiterverarbeitung neue Formen der Weiter- und Fertigverarbeitung in Erscheinung treten.

Welche Stellung heute Afrika in der Ein- und Ausfuhr nach Warengattungen in den drei wirtschaftlich bedeutenden Ländern: Union, Ägypten und Algerien einnimmt, zeigt Tab. 28. Der Welthandel Afrikas ist immer noch sehr bescheiden, wenn man ihn an demjenigen anderer Erdteile mißt. Dennoch ist der Umsatz nicht nur absolut, sondern auch relativ in den letzten 35 Jahren gestiegen (Tab. 29). Bemerkenswert ist (Tab. 30), wie mit zunehmender moderner Entwicklung einzelner Länder auch die Einfuhr wesentlich steigt, eine Folge der Zufuhr von technischen Hilfsmitteln und Gebrauchsgegenständen bei steigender Zivilisation. Vieles hängt von der genaueren geologischen Erschließung ab. Neben Erzen, Kohle, Edelsteinen, pflanzlichen wie tierischen Erzeugnissen gibt es ja noch technische Stoffe anderer Art, die zur Bedeutung gelangen könnten, z. B. Bauxit für die Aluminiumindustrie. Manche Stoffe haben auch in kleinerem Umfange Bedeutung, wie z. B. Graphit (Tab. 34).

Die Anwendung der Energiewirtschaft auf die „mögliche gewerbliche, industrielle, landwirtschaftliche und verkehrstechnische Entwicklung" der einzelnen großen Wirtschaftsgebiete Afrikas ist in Tab. 33 zusammengestellt worden. Sie gibt zugleich einen Anhaltspunkt für die Entwicklung der Energiewirtschaft selbst und die Zufuhr von Energieträgern, wie Kohle und Öl.

Energiewirtschaft und Verkehrstechnik in Afrika

Der Eisenbahnbau in Afrika ist natürlich erst spät zu einer gewissen Entwicklung gelangt (Tab. 31). Auch heute ist Afrika das Land, das relativ am schwächsten mit Eisenbahnen bedacht ist; schwächer als Asien und Australien (Tab. 32). In den einzelnen Gebieten Afrikas ist die Dichte verschieden, allgemein aber gering. Man müßte eigentlich bei der Berechnung der „Eisenbahndichte" die Gebiete „völliger Kulturlosigkeit" ausscheiden, um der Statistik einen größeren Gehalt zu geben. Ähnliches gilt von der Berechnung der Dichte auf die Einwohnerzahl bezogen, welche auch (Tab. 35) große Verschiedenheiten aufweist. Für die Energiewirtschaft ist es wichtig, die Zahl der Kraftmaschinen der einzelnen Eisenbahnstrecken zu kennen. Auf eine Lokomotive entfallen in Afrika 6 bis 25 km, so daß man vielleicht im Durchschnitt zu einer „möglichen" Zahl von 7000 Lokomotiven bei starker Verkehrsentwicklung des heutigen Netzes kommen könnte. Man wird aber vielleicht die Zahl von 10000 Lokomotiven als eine Anzahl von Kraftmaschinen ansehen dürfen, die in „absehbarer Zeit" die Energiewirtschaft Afrikas für den Verkehr beansprucht. Kohle, Holz, Öl und Wasserkraftstrom sind die Energieträger. Für Wüstengebiete ist das Öl (wasserloser Betrieb) ein wichtiger Brennstoff. Ob elektrische Bahnen vielleicht im Kongogebiet bei billigem Strom eine Zukunft haben können, hängt von der Verkehrsdichte ab, da die Unterhaltung der Leitungen in wenig

besiedeltem Gelände teuer und unzuverlässig sein kann. Eisenbahnen machen die Bevölkerung stabil, mehr vielleicht als Autostraßen. In der Regelmäßigkeit und der festen Strecke einer Eisenbahn liegt die stärkere Verknüpfung mit einer Gegend; eine „stabile" Bevölkerung wendet sich dem Landbau stärker zu. Auch der Bau von Eisenbahnen wird durch Kraftmaschinen auf Ölgrundlage beschleunigt, denn beim Eisenbahnbau kann man mit Arbeitsmaschinen schneller vorwärtskommen.

Die großen Eisenbahnwege von Süd nach Nord, von Ost nach West, an der Nordwestküste von Marokko bis Guinea sind Zukunftsstraßen auch des Weltverkehrs und schließen auch eine Beeinflussung der Schiffahrt ein. Die Güterbeförderung Afrikas mit der Bahn ist in den letzten 20 Jahren wesentlich gestiegen. Bemerkenswert ist, daß das Verhältnis „Welt zu Afrika" bei der Bahnlänge viel weniger ungünstig ist als bei der Güterbeförderung, ein Zeichen, wie wenig vorteilhaft die Eisenbahnstrecken noch ausgenutzt werden (Tab. 36).

Als Ergänzung der Eisenbahn dient heute natürlich das Automobil. Die Zahl der Kraftfahrzeuge ist in manchen Gegenden Afrikas recht beachtlich, so insbesondere in Südafrika. Man muß hier Vergleiche nicht mit europäischen, sondern allenfalls mit südamerikanischen Ländern heranziehen (Tab. 37). Auffällig ist die verhältnismäßig geringe Zahl von Lastkraftwagen. Frankreich hat in Westafrika das Netz seiner Autostraßen auf zehntausende Kilometer erweitert. Für manche Anschlußstrecken zu Eisenbahnen hat wohl der einfache Omnibus oder der Lastwagen, der als Omnibus benutzt wird, eine gewisse Zukunft. Schwierig ist natürlich immerhin, daß Afrika sein Öl fast vollständig einführen muß, und daher haben auch Lastwagen mit Holzvergasung in manchen Gegenden vielleicht eine gewisse Zukunft. Die Energiewirtschaft Afrikas wird wahrscheinlich sehr stark bemüht bleiben, Funde von Mineralöl aufzuspüren.

Die Bequemlichkeit des Reisens bei ungünstigem Klima verlangt besondere Einrichtungen auch für die Kühlung bei Eisenbahnen wie Kraftfahrzeugen. Der Flugzeugverkehr hat sicherlich für bestimmte Fälle eine erhebliche Bedeutung, so für Fachleute, Ärzte, auch zur Beschaffung von Ersatzteilen und Medikamenten.

Der Schiffsverkehr Afrikas im Innern beschränkt sich auf die großen Ströme. Die Dampfschiffahrt ist hier schon seit Jahrzehnten ausgebildet und führte auf dem Nil schon frühzeitig bis weithinauf in das Gebiet der Seen. Auch der Bau von Schiffen aus zerlegten Schiffsteilen im Inneren des Landes ist schon recht alt. Er kann durch das heutige Eisenbahnnetz und Kraftfahrzeuge noch wesentlich erweitert werden. Eine Zukunft hat hier vielleicht auch das Leichtmetallboot und sogar der Antrieb durch Luftschrauben für flachgehende Schiffe. Die vielen Wasserfälle und der völlige Mangel von Flußregelungen der Pflanzenwuchs und die unregelmäßige Wasserführung erschweren den Schiffsverkehr im Inneren, auch wenn es sich um große Ströme handelt. Das Motorschiff hat gewiß für den Verkehr auf den Strömen Afrikas mancherlei Vorteile, doch darf man nicht

vergessen, daß in Urwaldgegenden das Holz immer noch der einzige Brennstoff ist, der stets zur Verfügung steht. Inwieweit die afrikanischen Seen als wichtige Schiffsverkehrsstrecken in Verbindung mit Anschlußbahnen benutzt werden, wird von der weiteren Entwicklung der anschließenden Landschaften abhängen. Im Vordergrunde steht beim Schiffsverkehr Afrikas derjenige für Übersee (Tab. 38). Das Land mit dem verhältnismäßig gering entwickelten internationalen Seeverkehr hat aber dennoch die Weltstraße des Suezkanals aufzuweisen. Afrikas Küste zeigt sonst nicht die starke Gliederung, welche andere Erdteile haben, wenn auch einzelne Häfen (Tab. 39) einen bedeutsamen Verkehr aufweisen. Ein Eisenbahnverkehr von Europa nach Afrika ist zwar auch heute schon über Anatolien, Syrien, Palästina, Ägypten möglich, aber der Schiffsverkehr wird hier wohl stets als der bequemere und billigere vorgezogen werden. Bei dem Kohlenmangel Afrikas ist natürlich die Versorgung mit Bunkerkohle eine wichtige Frage, und die Kohlenfunde Südafrikas haben auch deswegen eine besondere Bedeutung gewonnen. Südafrika hat durch seine Lage immer mehr die Stellung eines „abgelegenen" Teiles des Britischen Weltreiches, der bestrebt sein wird, eine gewisse Selbstversorgung zu erlangen.

Zusammenfassung

Wir sahen, daß Afrika ein kohle- und ölarmes Land ist, daß seine Wasserkräfte in manchen Zonen eine erhebliche Verwendungsmöglichkeit aufweisen. Die Energiewirtschaft Afrikas ist vor allem die Grundlage für eine Ausdehnung der Besiedlung und Ausnutzung der Naturschätze des Landes. Die Hilfskraft der Maschine gestattet den weißen Völkern klimatische und andere Schwierigkeiten teilweise zu überwinden. Verkehrsentwicklung und Aufbau von Gewerbe und Industriezweigen sind in erster Linie abhängig von den Energievorräten, die zur Verfügung stehen oder gestellt werden können. Die Energiewirtschaft Afrikas wird auch die Bewässerungsprobleme zu meistern haben. Die naturwissenschaftliche Erforschung Afrikas muß in Zukunft begleitet werden von einer Durchdringung mit technischen Untersuchungen, um die Energiewirtschaft als Grundlage jeglicher Entwicklungsmöglichkeit zu bewältigen und zu fördern. Die Wasserwirtschaft Afrikas verlangt, daß die verschiedenen Länder zusammenwirken, da die Stromgebiete sich über gewaltige Landflächen erstrecken und u. U. durch wasserwirtschaftliche Arbeiten auch klimatische Beeinflussungen möglich sind. Die Schaffung neuen Lebensraumes in Afrika wird in erster Linie davon abhängen, inwieweit dem Menschen die Energiewirtschaft bei Arbeit und Siedlung hilft.

Tabelle 1. Stromgebiete Afrikas.

Fluß	Länge in km	Flußgebiet in km
Nil	6500	2,8 Mill.
Kongo	4200	3,69
Niger	4160	2,09
Sambesi	2660	1,33
Orange	1860	1,02
Senegal	1430	0,44
Limpopo	1600	0,44
Rowuma	1100	0,145
Zum Vergleich:		
Rhein	1320	0,225
Donau	2900	0,817

Tabelle 3. Wasserkräfte der Erde. (1000 PS.)

	Vorhanden	Ausgebaut bis 1935
Welt	477484	48630
davon: Afrika	190180	54,8
Asien	73023	3915
Nordamerika.....	58300	20200
Südamerika.....	52000	812
Mittelamerika.....	6000	—
Europa.....	72374	22867
Ozeanien	16650	243

Tabelle 2. Regenverteilung in Afrikas Stromgebieten.

	Dauernd arm an Regen	Dauernd geringer Regen	Regen im		Dopp. Regenzeit		Dauernd regenreich
			Sommer	Winter	Sommer und Winter	Frühling u. Herbst	
Küste des Roten Meeres. Nordküste Afrikas	—	—	—	bis 2 Mon.	—	—	—
Nördl. Wüstengebiet (nördl. Nil) u. Südwestküste	0 Mon.	—	—	—	—	—	—
Süd-, West- u. nördl. Mittelafrika (mittl. Nil, Niger, Senegal, Sambesi, Orange, Limpopo)			1—4 Mon.				
Südlichster Teil Afrikas	—	0—1 Mon.	—	—	—	—	—
Ostküste von Madagaskar	—	—	—	—	4—8 Mon.	—	—
Küste von Guinea, Mittel- u. Ostafrika, Abessinien, (Niger, Kongo, oberer Nil)	—	—	—	—	—	5—9 Mon.	—
Nigeria, Kamerun, Kongo, Uganda (Niger, Sanaga, mittl. Kongo, Nilquellen)	—	—	—	—	—	—	7—9 Mon.

Tabelle 3a. Wasserkräfte Afrikas (in 1000 PS).

Gebiet	Vorhanden	Bis 1935 ausgebaut	%	Wirtschaftliche Zone	Mill. PS
Kongo, belg.	90000	70	—	Algier, Marokko, Tunis	0,53
Kongo, franz.	35000	—	—		
Nigeria und Kamerun	9000	6	—	Libyen, Ägypten.....	0,60
Südafrikan. Union	1000	7	—	Nigritien	23
Insel Madagaskar	5000	4,5	—		
Afrika im ganzen	190000	115	0,51	Zentralafrika	142
				Union, Rhodesia	4,87
Europa	58000	24300	42	Ostafrika	16,3
Welt	472000	55000	11,6		

Tabelle 4. Kohlenvorräte der Welt (in Mill. t). Nach Hübners Georgr.-Stat. Tabellen 1936.

	Sicher und Wahrscheinlich	Sicher	
		Steinkohle	Braunkohle
Welt	4989109	521638	1169169
Afrika	57206[1]	345	154
Asien	678330	20205	297
Europa	671266	259264	25791
Amerika	3433960	—	1141358
Ozeanien	148335	2504	1569
Deutschland	288721	87330	28837
England	200101	138183	—

[1] S. Tab. 7.

Tabelle 6. Kohlenförderung 1935 (in Mill. t).

Welt	1116
USA	381
England	226
Deutschland	143
Südafr. Union	13,57 (05: 3,81; 20: 10,92)
Südrhodesia	0,69
Algier (1925)	0,025

Tabelle 5. Kohlenlager Afrikas.

Gebiet	Bewertung
Ostafrika am Sambesi	ohne Bedeutung, leicht abzubauen.
Madagaskar, Süden	gut im Süden, wertlos im Norden.
Südafrikan. Staaten	reiche Funde, Steinkohlen, verkokungsfähig für Eisenindustrie, Transvaal (61 %), Natal, Orangestaat, größte Vorräte in Afrika; Braunkohle, geringe Förderung.
Nigeria	Braunkohle, geringe Förderung.
Südrhodesia	unweit Viktoriafälle Förd. $^3/_4$ Mill. t Kokskohle; Lukuga und Benguela.
Zentralafrika	unweit Katanga, geringe Förderung, nicht zu verkoken.
Ägypten	geringe Mengen bei Keneh.
Algier	geringe Mengen bei Kenadse.
Tunis	geringe Mengen von Braunkohle.

Tabelle 7. Kohlenvorräte Afrikas (in Mill. t).

	Sicher u. Wahrscheinlich		Sicher	
	Steinkohle	Braunkohle	Steinkohle	Braunkohle
Südafr. Union	65972	—	—	—
Belg. Kongo	90	900	—	—
Rhodesia	515	74	345	74
Süd-Nigeria	—	80	—	80
Afrika	66577	1054	345	154

Tabelle 9. Erdölgewinnung (in Mill. t).

Welt	1935	225,900
Ägypten	1934	0,221
Irak	1935	3,332
USA.	1935	134,553
Deutschland	1935	0,427

Tabelle 8. Kohleneinfuhr 1935.

	1000 t
Ägypten	1505
Südafrik. Union	1153
(Bunkerkohle)	1097

	Jahr	Wert
Angola	1933	16,9 Mill. Lire
Ostafrika	1933	3,80 fr. Fr.
Rhodesia	1933	0,097 engl. Pfd.
Engl. Sudan	1933	0,06 „ „
Franz. Westafrik.	1933	19,5 fr. Fr.
Erythrea	1933	5,15 Lire
Sierra Leone	1933	0,027 engl. Pfd.
Algier	1934	71,4 fr. Fr.

Tabelle 10. Erdölzufuhr aller Art (1933 bzw. 1934).

Nach	Wert
Südafrikanische Union	2163700 engl. Pfd.
Südwestafrika	67000 engl. Pfd.
Rhodesia	116000 engl. Pfd.
Libyen	1749000 Lire
Tunis	32300000 Lire
Mozambique	4820600 Esc.
Kenya	99000 engl. Pfd.
Ostafrika, Madagaskar	19400000 fr. Fr.
Kongo	30000 b. Fr.
Äquatorial-Afrika	11462000 fr. Fr.
Nigeria	135000 engl. Pfd.
Goldküste	219000 engl. Pfd.
Westafrika	52800000 fr. Fr.
Kamerun, Togo	1430000 fr. Fr.

Tabelle 10a. Erdölverbrauch 1934

Gebiet	In 1000 t	Gebiet	Mill. t (34)
Algier	244	Europa	42,19
Tunis	100	Deutschland	3,46
Ägypten	597	England	9,57
Franz. Marokko	124	Nord- u. Südamerika	137,85
Span. Marokko	20	Asien	7,44
Tripolis	15	Afrika	1,79
Südafrika	467	Welt	194,97

Tabelle 11. Ein- und Ausfuhr von Erdöl, Leuchtöl, Petroleum, Treiböl, Benzin 1935 (in 1000 t).

	Einfuhr	Ausfuhr
Ägypten	619	85
Südafrik. Union	507	—
Algerien	114	—
Marokko	88	—

Tabelle 12. Holzvorräte Afrikas.

Gebiet	Waldfläche in Mill. ha	Bewaldung in %	Verwendung in der Energiewirtschaft
Ägypten	—	—	—
Union	4,14	3,4	Kohle vorhanden
Rhodesia	68	60	Kohle vorhanden
Kenya	1,33	2,4	Lokomotivfeuerung
Uganda	0,51	1,8	
fr. Deutsch-Ostafrika	3,75	4	
Abessinien	7,3	6,6	—
Sudan	2,8	1,1	Dampfschiffahrt
Kongo	181	76	Dampferheizung, Lokomotiven
Deutsch-Südwestafrika	0,45	0,5	—
Mozambique	7,5	6,8	Lokomotivfeuerung
Gabun	14	51	Lokomotivfeuerung
Nigeria	36,5	30,5	Dampfer und Lokomotiven
Senegal	9	47,5	
Elfenbeinküste	12,1	38,7	—
Kamerun	15	28,8	Lokomotiven
Tunis	1,2	1,0	auswärtige Kohle und Öl
Marokko	1,3	2,5	
Algerien	3,17	10,7	
Tripolis	1	1,1	
Afrika	322	10,8	—
Europa	276	27,6	—
Asien	811	18,4	—
Amerika	1418	34,5	—
Welt	2940	22,2	—

Tabelle 13. Elektrizitätserzeugung der Erde (1935).

Erdteil	Fläche in Mill. qkm	Bevölkerung in Mill.	Elt. Erz. in Milliarden kWh	kWh je Bewohner	kWh je qkm
Europa	11,4	498	150	300	13000
Amerika N.S.	43	252	155	600	3000
Asien	40,4	1121	30	30	750
Afrika	30	146	5	30	170
(Union [1934])	(1,23)	¦(10)	(3,3)	(330)	(4000)
Australien	8,6	10	4	400	450
Erde	133,4	2027 (33,4)	344	170	2600

Tabelle 14.
Speicherkraft von afrikanischen Seen.

See	Fläche in qkm	Speicherung in Mill. cbm b. 1 m Stauung
Viktoria	69500	69,5
Tanganjika	31900	31,9
Tschadsee.....	16000	16
Nyassa	30800	30,8
Albert	4264	4,26
Edward	2200	2,2
vgl. Bodensee	539	0,53

Tabelle 15.
Faserstoffe in Afrika: Baumwolle.

Land	Anbaufläche 1000 ha	Ertrag in 1000 dz	
		Faser (35)	Samen (34)
Ägypten	701	3794	6912
Uganda	553	553	1036
Kongo	218	105	—
Sudan	159	417	1113
Welt	29076	53486	108196
Indien.....	10173	10393	20537
USA.	11062	23059	38846

Tabelle 16.
Entkörnte Baumwolle (1000 dz) 1933/34.

Ägypten	3853
Uganda	518
Kongo	154
Sudan	219
Union	56
Welt	57140
USA.	28289
Indien	9195

Tabelle 17.
Verbrauch an Baumwolle in 1000 Ballen (1934).

Welt überhaupt	25112
Ägypt. Baumwolle	
in Europa.....	881
„ Asien	119
„ Amerika.....	64
Überhaupt	1108
„ Afrika, Ozeanien	395

Tabelle 18.
Baumwollspindeln (Mill.) 1934.

Europa	96,18
Amerika	35,69
Asien	23,36
Welt.....	156,88
Afrika und Australien ...	1,64

Tabelle 19. Wolle.

Land	Zahl der Schafe Mill.	Gewinnung von Rohwolle (34) 1000 t	Land	Zahl der Schafe Mill.	Gewinnung von Rohwolle (34) 1000 t
Afrika	79 (32/34)	143,3	Welt.....	597 (32/35	1656
Asien	76 (33/34)	127,8			
Indien	43,5 (33/34)	45,4	Südafrikan. Union ..	35 (34)	100,7
Austral. u. Neuseeland	142 (34/35)	587	Deutsch-Südwest ...	0,92 (34)	?
Europa	162 (34)	250	Deutsch-Ostafrika ..	1,94 (34)	?
Deutschland	3,93 (35)	14,6	Marokko	8,1 (34)	12,8
England	27,9 (34)	59,4	Sudan	2,3 (34)	—
Spanien.....	19,1 (34)	33,1	Tunis	3,37 (34)	5,9
Südamerika	89 (34)	265			
Argentinien.....	39,3 (34)	171	Algier.....	5,85 (34)	18,1
Uruguay	15,4 (32)	53,1	Ägypten	1,43 (35)	1,1
Nordamerika	51,67 (36)	213			

Tabelle 20. Viehbestand und Regen (1934).

Land	Rinderzahl in 1000 Stück	Regenverhältnisse
Ägypten (1935).....	953	trocken, Winterregen.
Sudan	2500	Regen im Sommer, auch Frühjahr und Herbst.
Deutsch-Ostafrika	4800	Regen im Frühjahr und Herbst.
Brit.-Ostafrika	2500	regenreich.
Madagaskar (1935).....	5693	Ostküste regenreich, Sommer- und Winterregen.
Kongo	302	Tropenregen, regenreich.
Brit.-Westafrika	2700	Regen im Sommer, auch Frühjahr und Herbst.
Franz.-Westafrika (1932/34)	3700	Sommerregen.
Südafrikanische Union	rd. 10000	sehr trocken, Sommerregen.
Deutsch-Südwest	622	regenarm.

Tabelle 21. Erträge in Mill. dz.

Art	Weltertrag	Jahr	Land	Jahr	Ertrag
Reis	825,3	1935/36	Ägypten	1935/36	7,06
			Madagaskar	1934/35	7,13
Mais	904	1934	Afrika	1934	53,2
			Südafrik. Union	1934	17
			Ägypten	1934	15,7
Rohrzucker	740	1932/33	Natal	1933/34	29,6
			Ägypten	1934/35	21,3
Kaffee	21,94	1934/35	Afrika	1933/34	0,53
			Kenya	1934/35	0,13
			Somali	1934/35	0,172
Kakao	6,9	1934/35	Afrika	1934/35	3,25
			Goldküste	1934/35	2,62
Olivenöl	8,0	1934	Spanien	1934	0,31
			Afrika	1934	0,74
			Tunis	1934	0,55
			Algier und Marokko	1934	0,26

Tabelle 22. Eisenerzvorräte (Mill. t).

Land	Sicher	Möglich	Eisengehalt der Vorräte	
Welt	57812	167663	28371	100 %
Afrika	1344	10000	678	2,4 %
Europa	22598	—	9307	32,8 %
Amerika	26866	119947	14249	50,2 %
Asien	4402	20855	2734	9,6 %
Südafrik. Union	1095	2000	544	1,9 %
Rhodesia	—	6000	—	—
Madagaskar	7,5	—	5	—
Brit. Westafrika	3	2000	2	0,05 %
Franz. Westafrika	20	—	10	
Algier	100	—	52	0,47 %
Marokko	30	—	19	
Tunis	89	—	46	

Tabelle 23. Eisenerzförderung.

Land	Mill. t
Welt (1934)	118,9
Einzelne Länder (1935)	
Spanisch Marokko	1,009
Südafrikan. Union	0,304
Tunis	0,503
Algier	1,675
USA.	30,97
Rußland	27,06
Deutschland	6,04
Spanien	2,63

Tabelle 25. Edelmetallgewinnung in Afrika (Weltmontanstatistik 1924—1934 von Meisner 1936).

Gebiet	Gold t	Silber t	Platin kg	Diamanten Karat — 1932
Welt	868,7 (34)	5600 (34)	8650 (34)	6000000 (28: 7743000)
Afrika	380 (34)	38,36 (34)	—	5899490 (28: 7480000)
Transvaal	325,96	31,17	174 (34), 1721 (30)	798382 (27: 4708000)
Südwest, Mand.	—	—	—	17944 (13: 1570000)
Kongo	11,67	?	—	3872171 (13: 15515)
Rhodesia	21,56	3,99	—	— (13: 998)
Tanganjika	1,325	—	—	—
Abessinien	0,03	?	100 (34), 200 (30)	—
Goldküste	10,14	—	—	842297 (13: —; 34: 2391609)
Angola	—	—	—	452963 (13: —)
Sierra Leone	—	—	15	750 (34: 66000)
Algier	—	?	—	—
N.- u. S.-Amerika einschl. Mexiko	236 (34)	4239 (34)	5300 (34)	88500 (28: 256000)
Europa	136,5 (34)	520,38 (34)	3000 (34) Rußland	—

Tabelle 24. Erzgewinnung in Afrika.
(Meisner, Weltmontanstatistik 1924—1934 [1936].)

Metall	Jahr	Welt t	Land	t	Vergleich (1934)
Kupfererz ...	1935	1,491 Mill.	Südafrikan. Union...	10700	Deutschl. 53000 (34)
			Nordrhodesia.....	160100	USA. 247000 (34)
			Kongo	145500	Chile 248000 (34)
			Südwestafrika, Mand.	114000 (34)	Kanada 152000 (34)
Bleierz	1935	1,34 Mill.	Rhodesia	200 (28: 23800)	Deutschl. 57000 (34)
			Algier.....	600 (27: 9000)	
			Tunis	24700 (34: 3500)	
			Afrika	5300 (27: 57300)	
Zinkerz	1935	1,493 Mill.	Rhodesia	21000	Deutschl. 124000 (34)
				2600 (26: 28000)	
			Algier	22500 (34)	
			Afrika	42000 (29)	
Zinn	1935	0,1498Mill.	Südafrikan. Union ..	578 (34); 1269 (28)	
			Kongo	4500 (34)	
			Nigeria	7100; 5421 (34)	
Antimon.....	1934	24000	Marokko	247 (34)	China 16220 (34)
			Algier.....	662 (34)	
Mangan	1933	1,86 Mill.	Goldküste .	270000	Deutschl. 141000 (34)
			Südafrika... ..	21000 (30: 147000)	Rußland 850000 (34)
			Ägypten..... .	200(33); (29: 192000)	Brasilien 320000 (28)
			Afrika	311000(33)	
Wolfram.....	1934	17000	Südrhodesia..... ..	31 (33)	Asien 10500
Titan.....	1934	70000	Senegal	508	
			Ägypten..... .	164	
Vanadium ...	1932	918	Nordrhodesia... ...	369 (32); 7 (34)	Peru 1500 (34)
		(29: 1820)	Südwestafrika.. ..	304 (32); 18 (34)	
Molybdän....	1934	5000	Marokko	59	USA. 4210
Chrom.....	1933	302000	Südrhodesia.....	72100 (34)	Europa 96650 (33)
			Südafrikan. Union ..	61400 (34)	
			Afrika	133500 (34)	
Kobalt	1934	1700	Nordrhodesia.....	581	Kanada 267 (34)
			Kongo	650	
			Marokko	162	
Phosphat	1934	8,64 Mill.	Tunis	1766000	Nordafrika 46% der
			Algier.....	533000	Weltförderung
			Marokko	1192000	
			Ägypten.....	438000	

Tabelle 25a. Radiumgewinnung (Meisner 1936, S. 226).

Gebiet	Förderung von Uran-Erz t	Gewinnung von Radium g
Kongo.....	34: 212; 30: 1295	33: 6,7; 30: 61
Madagaskar	— 25: 6,5	— —
Kanada u. USA.	34: 79; 31: 31	34: 3,1
Böhmen	33: 14; 25: 20	33: 3,3; 25: 1,2

Weltvorrat 1934: 700 g
Weltbedarf je Jahr: 25—30 g

Tabelle 26. Gewinnung von Stahl.

Welt (1935).....	99300000 t
Südafrikan.Union(1932)	43000 t
Brasilien (1934)	62000 t
Finnland (1934).....	38000 t
Schweden (1935)	896000 t
Belgien (1935)	3027000 t
Japan (1935)	4040000 t
Deutschland (1935)...	16144000 t
England (1935).....	10000000 t

Tabelle 27. Ausfuhr 1935.

Art	Land	1000 t	I	Art	Land	1000 t	I
Weizen	Algier, Tunis.....	429	—	Tabak	Algier.....	14	I
Gerste.....	Marokko	230	—	Schafwolle	Union	114	I
Mais	Union, Angola, Kenya, Rhodesia, Marokko	686		Baumwolle... Erdnüsse	Ägypten, Sudan..... Westafr., Nigeria, Mozambique, Guinea .	418 686	I I
Reis	Ägypten	72	—	Eisenerz	Nordafrika	2754	—
Bananen.....	Westafrika	35	—	Kopra	Westafrika	33	I
Zucker	Union	203	I	Grafit	Madagaskar (1934) ..	8,5	I
Kaffee	Kenya	25	—	Kupfer	Kongo, Rhodesia	290	—
Kakao	Westafrik. Goldküste, Mozambique	465	I	Edelholz	Äquatorial-Afrika	374	I

I = industrielle Weiterverarbeitung nötig.

Tabelle 28. Ein- (E) und Ausfuhr (A) nach Warengattungen in 3 wirtschaftlich bedeutenden Ländern (Mill. RM.) 1935.

Land	Lebende Tiere		Lebensmittel		Rohstoffe		Fertigwaren		Gesamt	
	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr
Union	7,3	0,8	54	102,25	80	220,9	748,9	24,2	890,6	348,4
Ägypten	3,2	0,4	51	35,9	112,4	386,6	230,7	15,2	397,3	439,7
Algerien	10,6	17,8	114	411,6	59,1	55,4	296,8	20,3	480,6	505,1

Tabelle 29. Welthandel Afrikas. (Milliarden RM.)

Jahr	Einfuhr		Ausfuhr		Umsatz		% am Welthandel	
	Afrika	Welt	Afrika	Welt	Afrika	Welt	Einfuhr	Ausfuhr
1900	1,6	43,1	1,0	39,1	2,6	82,2	3,7	2,6
1913	3,0	83,4	2,5	76,8	5,5	160,2	—	—
1929	6,2	147,9	4,8	136,2	11,0	284,1	—	—
1935	2,9	50,5	2,3	46,7	5,2	97,2	5,7	5,0

Tabelle 30. Ein- und Ausfuhr der Länder Afrikas (Mill. RM.) 1935 (letzte Zahlengruppe abgerundet).

Land	Einfuhr	Ausfuhr	Land	Einfuhr	Ausfuhr	Land	Einfuhr	Ausfuhr
Union	891	348	Kenya.....	57	78	Afrika	2900	2300
Algerien	481	505	Nordrhodesia ...	35	57	Australien.....	1300	1600
Ägypten	397	440	Südrhodesia	67	36	Asien.....	8000	8300
Marokko	187	102	Sudan	65	53	Amerika	9200	11500
Tunis	220	143	Tanganjika	33	37	Europa	29100	23000
Westafrika	118	105	Deutsch-Südwest	17	30	England	8600	5200
Nigeria	87	128	Kamerun	14	15	Deutschland	4200	4300
Kongo.....	48	85	Togo	5	6	Frankreich	3400	2500
Goldküste	87	79						

Tabelle 31. Entwicklung der Eisenbahnen.

Jahr	Afrika km	Welt km
1860	450	106900
1880	4700	371800
1900	21900	800100
1920	51900	1200700
1932	69200	1304300

Tabelle 32. Eisenbahnen der Welt.

1933	km	km je 100 qkm
Afrika	71838	0,24
Australien.....	49636	0,6
Asien.....	131948	0,5
Europa	441031	1,6
Amerika	623204	1,5
Welt	1317657	1,0

Tabelle 33. Energiewirtschaft

Gebiet	Fläche rd. Mill. qkm	Mill. Einw.	Wasserkräfte Mill. PS	Kohle und Öl	Holz
Nordwest-Gebiet Algier, Marokko, Tunis	0,75 i. G. 2,5	15	0,53	große Einfuhr, Funde gering	fehlt
Ägypten, Libyen	1,5 i. G. 2,8	rd. 16	0,6 Nil-Stauwerke	Ölfunde, Einfuhr von viel Kohle	fehlt
Ostsudan, Abessinien, Somali	4,7	18	4	geschürft	nicht viel Wald
Westsudan zwischen Atl. Meer u. Tschadsee, Nigeria, Kamerun, Togo usw.	7,0	45	20 (Stromschnellen im Niger und Benue), Nigeria und Kamerun 9	zu wenig Kohle, Ölspuren	im Süden viel Wald
Zentralafrika (Guinea, Angola, Äqu.-Afrika, Kongo)	6,3	20	140 (große Stromschnellen des Kongo)	wenig Kohle	sehr viel Wald
Ostafrika, Mozambique	3,5	14	16 (gefällreiche Flüsse an d. Küste); Brit. O.-A. 4,7; Tangan. 2,7; Port.-A. 3,7	wenig vereinzelte Ölspuren in Uganda	bewaldet im westl. Teil
Insel Madagaskar	0,6	4	5	gute Kohle geschürft	viel Wald
Südafrika	3,9	12	4,8	viel Kohle in Union und Rhod. Öl in Natal, D. Südwest geschürft	fehlt

für einzelne Wirtschaftsgebiete Afrikas.

Aussichten der Energieverwendung in gewerblicher und öffentlicher Tätigkeit
Erzbergbau und Aufbereitung von Eisen, Blei, Zink, seltenen Metallen und Phosphaten. Eisenbahnbau. Kellereiwirtschaft für Wein und Spirituosen, Tabakverarbeitung. Entwicklung der Landwirtschaft. Mühlen-, Ölindustrie, Lebensmittel- und städt. Kleingewerbe aller Art, Woll- und Seidenweberei, Gerberei und Ledergewerbe, Erzeugung von Strom für Kraft und Licht, Teppichweberei, einfache keramische Industrie, Schmuckwaren- und Kleinmetallgewerbe, Hafenbetrieb.
Industrie für Zucker, Tabak, Öl, Seife, Spiritus, auch Seide, Verarbeitung von Wolle und Leder aus Randgebieten, Hilfsindustrie der Baumwollgewinnung, Strohpapierindustrie, Rohrzuckerwerke, Mühlenindustrie für Mehl und Öl, Brauereien. Mineralölraffinerie, Bewässerungspumpwerke aller Art, Eisfabriken, städt. Kleingewerbe, Verkehrsgewerbe der Eisenbahn, Schiffahrt und des Suezkanals.
Gerberei, Lederverarbeitung, Aufbereitung von Baumwolle, Sisalhanf, Kork, Gerbrinde, Fellen, Federn, Borsten. Kaffeeaufbereitung, Mühlen für Getreide und Öl, Getränke und Zuckerwarengewerbe. Eisfabriken. Fleisch- und Fischkonservenindustrie. Bekleidungs- und Kleingewerbe. Tabakverarbeitung. Teppichweberei. Spinnerei und Weberei für Wolle und Baumwolle. Tabakgewerbe. Bewässerungspumpwerke, Baustoffgewerbe. Eisenbahn- und Nilschiffahrtsbetrieb. Erzförderung.
Großes Kolonialbahnnetz. Flußschiffahrt, Lastwagenverkehr im Norden. Holzvergasung für Gewerbe- und Autobetrieb. Aufbereitung von Kakao, tropischen Drogen und Früchten aller Art. Kühlindustrie, Eismaschinen, Gerberei, Abbau von Mangan und Zink, Einschnitt und Verarbeitung von Edelhölzern, Pflanzenölindustrie, Kleingewerbe.
Elektrische Kraftwerke für Eisenbahn- und Hüttenbetrieb. Förderbetrieb für Erzbergwerke, el. Betrieb von Kupfergruben, Abbau und Vorbearbeitung von Gold, Silber, Zinn, Blei, Zink, Kobalt, Radium, Diamanten, Halbedelsteinen. Elektro-metallurgische Aufbereitung, Kupferweiterverarbeitung, Edelholzindustrie, Pflanzenölindustrie, Palmkernverarbeitung, Sisalgewinnung, Gerberei, Aufarbeitung von Kakao, Gerbstoffen, Kaffee, Harzen, Drogen, Elfenbein. Eisfabriken, Fernleitung von Wasser in trockene Gebiete, Flußschiffahrt, Aufzüge an Stromschnellen, Kühlanlagen für Wohnungen. Maschinelle Arbeitserleichterung für Eingeborene in tropischem Klima. Getränkeindustrie.
Eisenbahnbetrieb, Schiffahrt mit Holzfeuerung auf den Seen. Hilfsmaschinen für Landbau und Plantagenwirtschaft. Aufbereitung von Kaffee, Kakao, Zucker, Gewürz, Knollenfrüchten, Tee, Sisalhanf, Ölindustrie, Baumwollgewinnung, Verarbeitung von Kokoskern, Brauereien, Eisfabriken, Lastkraftwagen, Pumpstationen, Kleingewerbe in größeren Siedlungen.
Bergbaueinrichtungen, Eisenbahnen, Grafit- und Glimmergewerbe, Zuckerrohrwerke, Pumpwerke für Bewässerung, Kühlindustrie, Schiffahrt.
Gewinnung und Aufbereitung von Kohle, Erz, Edelmetallen, Diamanten. Weiterverarbeitung zu Eisenroh-, Halb- und Fertigwaren. Eisenbahnbetrieb. Maschinenwerkstätten. Schiffbauhilfsindustrie, elektr. Kraftwerke, Kühlindustrie, Eisfabriken, Verarbeitung von tierischen Erzeugnissen, Wollverarbeitung, Mühlen- und Futtermittelindustrie, Leder- und chemische Industrie, Brauereien, Kühlhäuser für Früchte, Getränke und Heilmittelindustrie. Baustoffgewerbe, Schwefelsäuregewerbe. Kupferwarenindustrie. Bewässerungswerke für Fernleitung und Nähe. Städt. Kleingewerbe.

Tabelle 34. Technische Stoffe.

Art	Jahr	Welt t	Land	Menge in t
Grafit	1934	110,000	Madagaskar	8,480
Glimmer	1934	16,970	Rhodesia	3 (1928: 194)
			Madagaskar	380 (1928: 635)
			Südafrikanische Union	277 (1928: 3629)
			Tanganyika	16 (1928: 41)
Asbest	1934	280,000	Rhodesia	29,200
Kautschuk		1,034,000	Afrika	3,000
Naturasphalt	1935	rd. 192,000	Ägypten	36,000
Erdölasphalt	1933	rd. 4,6 Mill.	Ägypten	47,000
Salz	1933	28,4	Ägypten	289,000 (Meersalz)
	1934		Somaliland	150,000 (Seen- u. Meersalz)
		Afrika (34): 0,75 Mill.	Südafrikanische Union	83,000 (Seensalz)
		Deutschl. (34): 3,27	Tunis	87,000 (Meersalz)
		USA. (33): 7,85	Tripolis	22,000 (Meersalz)
			Algier	79,000 (33) (Seensalz)
			Abessinien	20,000 (Seensalz)
			Erythrea	92,000

Tabelle 35. Afrikas Eisenbahnen. (Offizielle Einwohnerstatistiken sind unzuverläßlich.)

Gebiet	Einwohner Mill.	Jahr	Fläche in Mill. qkm	Eisenbahnstrecken 1933			Lokomotiven 1934
				km	auf 100 qkm km	auf 10000 Einw. km	
Afrika	148	1934	29,9	71838	0,24	4,8	
Südafrik. Union	8,5	1934	1,23	23390	1,9	23,4	2211
Ägypten	14,2	1927	0,993	4643	0,5	3,1	631
Kongo	9	1934	2,228	4456	0,2	5,0	
Algerien	6,9	1934	2,41	4843	0,2	7,3	
Marokko	5,4	1933	0,552	2028	0,5	3,2	102
Tunis	2,4	1931	0,125	1950	1,56	8,8	236
Rhodesia	2,5	1930/31	1,13	3091	0,3	2,1	
Tanganjika	5,1	1931	0,94	2215	0,23	4,3	87
Kenya, Uganda	5,8	1931	0,872	2615	0,3	4,0	148
Sudan	6,5	1933	2,6	3250	0,12	5,7	160
Franz. Westafrika	14,5	1931	3,6	3681	0,1	2,5	333
Deutsch-Südwest	0,24	1931	0,83	2370	0,3	100	
Nigeria	20	1933	0,87	3048	0,35	1,3	
Portug. Besitz	7	1929	2,3	3949	0,2	5,5	150
Abessinien	12	1935	1,12	783	0,1	7,3	
Libyen	0,74	1931	1,7	607	—	8,6	

Tabelle 36. Afrikas Güterbeförderung mit der Bahn.

Jahr	Mill. t	Welt Mill. t	Verhältnis Bahnlängen Welt: Afrika	Verhältnis Güterbeförd. Welt: Afrika
1913	28	2989	22:1	107:1
1929	50	3973	—	—
1933	39	2635	17:1	67:1

Tabelle 37. Afrikas Kraftfahrzeuge (1. T. 1936).

Land	Personenwagen	Lastwagen	1 Wagen auf ... Einw.
Union	213951	27754	35
Ägypten	25759	3287	524
Algerien	53950	6530	108
Marokko	22200	5200	185

Tabelle 38. Schiffsverkehr über See (1000 t).

Land	1000 RT	Mit Ladung (34)	
		Ankunft	Ausfahrt
Ägypten (1935)	34274	31125	29710
davon Suezkanal	24673		
Union (1935)	19781	5152	5188
Marokko (1935)	5946	3195	?
Algier (1934)	19282	8484	8598
England	—	62670	56000
Deutschland	—	26970	21700

Tabelle 39. Hafenverkehr (Mill. t) 1935.

Ägypten	Port Said	17,24
Union	Kapstadt	5,45
Union	Durban	5,90
Algier	Algier	8,176
Algier	Oran	7,02
Togo	Lome	1,08
Marokko	Casablanca	4,35
Ägypten	Alexandria	6,0
Kongo (34)	Bona + Matadi	0,96
Span. Marokko (34)	Ceuta	2,9

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Wenn es ein Erlebnis gibt, das geeignet ist, auch dem Ungeschulten und weltpolitisch Unerfahrenen die großen Zusammenhänge vor Augen zu führen, die zwischen der indopazifischen und der atlantischen Welt bestehen, dann ist es eine Fahrt am östlichen und südlichen Rand Asiens entlang, durch den Suezkanal in das Mittelmeer. Dreieinhalb Wochen dauert die Fahrt: das zerschossene Schanghai, den sicheren Ruin seiner vielen Millionen fremden Kapitals rechts liegen lassend, steuert man durch Gewässer, in denen sich die japanische See- und Luftwaffe heimisch gemacht hat. Zwischen Formosa und Hongkong wird man von japanischen Kriegsschiffen nächtlich angestrahlt, zwischen Hongkong und Manila fährt man nicht weit von den Pratasinseln vorüber, die zum japanischen Stützpunkt gegenüber der südchinesischen Küste geworden sind. Beiderseits dieser Inseln aber stehen die Brückenköpfe der angelsächsischen Gegenwelt: Hongkong und Manila. Der Hafen von Hongkong, in dessen östlicher Einfahrt der größte Passagierdampfer der japanischen Handelsflotte auf den Klippen sitzt, als schmerzlicher Zeuge eines gewaltigen Taifuns, ist voller Betrieb. Eine Unzahl von Dschunken belebt das Bild der englischen Hoheitsgewässer — außerhalb der englischen Zone wagen sich keine Dschunken in den Bereich der japanischen Blockade heraus. Neben den Dschunken aber fahren die Dampfer. Wer das Bild des Hafens von Hongkong in diesem Herbst gesehen hat, der versteht die zornige Klage der Japaner, daß Hongkong der wichtigste Hafen Chinas für alles andere als friedliche Zwecke geworden sei. Durch Hongkong und durch Französisch-Indochina gehen die wichtigsten Nachschublinien der chinesischen Verteidigung (wenn man von der politisch wichtigen, aber doch für Massentransporte nicht verwendbaren Linie durch die äußere Mongolei, durch Sinkiang und Kansu absieht). Es spricht für die klare Abwägung weltpolitischer Realitäten und für den deutlichen Wunsch der Japaner, sich nicht schon heute einer Weltkoalition gegenüber zu sehen, daß sie bisher darauf verzichtet haben, den Zubringerdiensten von Hongkong und Saigon eine derbe Antwort zu erteilen — mit der Besetzung von Hainan.

Auch in Manila sieht man die Nähe des großen ostasiatischen Wirbels mit steigender Besorgnis: auf Seiten der Amerikaner, die nach Möglichkeit vermeiden wollen, über der Philippinenfrage in einen Konflikt mit Japan zu geraten; auf seiten der Philippinos, die sich noch nicht stark genug fühlen, um sich selbst behaupten zu können, und die doch genug Selbstverwaltung geschmeckt haben, um japanischen Werbungen mit großem Mißtrauen gegenüberzustehen. Eine geschickte amerikanische Propaganda tut auf den Philippinen das Ihre, um den bisherigen Schutzbefohlenen an Hand dessen, was den Koreanern widerfahren sei, jede nähere Ver-

bindung mit Japan zu verdächtigen. Von Manila südwärts begegnet man dann im ganzen südostasiatischen Raum jener seltsamen, unausgesprochenen antijapanischen Koalition der weißen Herrenvölker und der chinesischen Wirtschaftsschicht. Diese Koalition ist wirksam, solange sie hält: die Ziffern des japanischen Handels legen dafür Zeugnis ab. Es ist das erstemal, daß die Wirtschaftskraft des Auslandschinesentums sich in einem einheitlichen politischen Einsatz zeigt (übrigens ein weiteres Zeichen dafür, wie groß die Tiefenwirkung des japanischen Vorgehens auf das chinesische Volksbewußtsein ist); es wird nicht das letztemal sein. Heute freuen sich die Mächte, die Hongkong und Singapore befestigen, auf den Philippinen die Luftabwehr organisieren und gemeinsame Verteidigungspläne zwischen Singapore, Saigon, Batavia und Manila beraten, über diesen Einsatz des Chinesentums in ihren Besitzungen. Es fragt sich, wie lange sie sich darüber freuen werden. Jenseits des Verhältnisses zwischen europäischer Herrenschicht und chinesischer Mittelschicht aber meldet sich das wachsende Malaientum — wenn wir einmal diesen Sammelnamen für sehr verschiedene Bevölkerungstypen der südostasiatischen Welt gebrauchen wollen. Überall, auf den Philippinen wie auf der Malaienhalbinsel, wie auf den Sundainseln, wächst eine selbstbewußte eingeborene Bevölkerung heran, die mehr und mehr ihren Anteil an der Bestimmung ihres Schicksals nehmen will. Die Einstellung ihrer Führer zu den gegenwärtigen Herrschaftsverhältnissen läßt sich sehr einfach dahin kennzeichnen, daß man gern bereit ist, die Früchte der kolonialen Erschließung (und die z. T. recht erheblichen Organisationsleistungen der Engländer, Amerikaner und Holländer) zu übernehmen, daß man hofft, den europäischen Vormund bald entbehren zu können; daß man aber nicht die geringste Neigung hat, einen reichen und bequemen Vormund fremder Rasse vorzeitig mit einem armen, aber energischen und unbequemen Vormund des eigenen Rassekreises zu vertauschen.

Das Schiff fährt weiter nach Westen, vorüber an den Andamanen, auf denen England seine indischen Konzentrationslager angelegt hat, nach Ceylon, wo sich eines der Musterbeispiele von halber Selbstverwaltung innerhalb des britischen Kolonialreichs abspielt; drei Tage später grüßen, gleichartig in ihrer Wüstenhaftigkeit, das britische Sokotra und das italienische Kap Guardafui. Man versteht dabei Mussolinis bitteren Ausspruch zur Zeit des Hoare-Laval-Planes, daß Italien kein Sammler von Wüsten sei. Einen Tag später fährt man durch die Perimstraße, vorbei an der Einfahrt nach Aden, dem westlichen Wächter der britischen Seestellung im Indischen Ozean, an der flachen Insel Perim, deren seestrategischer Wert in der Zeit des Flugwesens nicht mehr der gleiche ist wie früher. Zu beiden Seiten aber geht der Blick über die alte Völker- und Kulturstraße des Bab-el-Mandeb zu den Hochländern hinauf, die in einer Zone größter Trockenheit die Träger einer reicheren Vegetation und damit einer frühen, heute altertümlichen Kultur geworden sind: Yemen und Äthiopien.

Hongkong, Singapore, Penang, Colombo, Aden — die englische Seestraße zum Suezkanal. Hatte man schon in Hongkong und in Singapore unter der freundlichen Außenseite dicht besiedelter und kultivierter Inseln immer wieder den Griff der Seemacht gespürt — in der Zone des Suezkanals begegnet man einer der wenigen Stellen der Erde, wo die geschiente Faust des Imperiums unter dem Samthandschuh deutlich zum Vorschein kommt. Ägypten freilich ist bis auf ein paar Flugplätze der Selbstverwaltung überlassen (und Nahas Pascha beeilt sich, immer wieder zu erklären, wie ausgezeichnet seine Beziehungen zu England seien); die Suezkanalzone ist englisches Herrschaftsgebiet — und wird es bleiben. Man versteht von hier aus auch die schillernde Haltung Englands in der Palästinafrage, in deren Behandlung sich die Doppelzüngigkeit früherer Zeiten einmal weltgeschichtlich rächt. England muß daran liegen, die strategisch wichtigsten Punkte Palästinas (Akaba, Jaffa und Haifa mit dem Endpunkt der Ölleitung) in der Hand zu behalten, ohne doch zwischen Juden und Arabern dauernd beschossen zu werden. Deshalb der Plan der Teilung Palästinas — an sich eine geopolitische Groteske, wenn man die Größe und die Wirtschaftsgegebenheiten dieses kleinen Landes berücksichtigt. Der Teilungsplan selbst erweckt Widerstand bei den Juden und bei den Arabern: aber der Widerstand bei den Juden ist weniger heftig und weniger laut — ein Zeichen dafür, daß die Araber bei diesem Teilungsplan die Leidtragenden sind. Wenn man das Zahlenverhältnis beider Völker in Palästina betrachtet (etwa 900 000:400 000) und sich dann klarmacht, daß in dem neuen jüdischen Staat etwa 320 000 Juden über 290 000 Araber herrschen sollen — mit der freundlichen Aussicht, daß widerspenstige Araber „ausgesiedelt" werden sollen, ein Vorgang, der stark an das Verhalten der Hebräer zu Moses' Zeiten gegenüber den armen Kanaanitern erinnert —, dann versteht man die Schärfe des arabischen Widerstandes, der von England einfach deswegen nicht niedergeknüppelt werden kann, weil die Rückwirkungen auf Ägypten, Irak und Indien unberechenbar wären. Der Teilungsplan hat schon jetzt den Emir von Transjordanien veranlaßt, seine Archive zu prüfen und jene unbequeme Korrespondenz hervorzuholen, in der während des Weltkrieges von den Engländern die Befreiung aller arabischen Gebiete versprochen wurde.

England beklagt sich zuweilen darüber, daß seine Schwierigkeiten in der arabischen Welt von anderen am Mittelmeer interessierten Mächten nicht nur mit Schadenfreude, sondern sogar mit tätiger Schadenfreude beobachtet würden. Darf man sich in England wirklich darüber wundern, solange man aus ideenpolitischer Rechthaberei nicht zu jenem Ausgleich mit Italien bereit ist, der vor dem abessinischen Feldzug zu haben gewesen wäre und auch heute noch (freilich nicht mehr so billig) zu haben ist. Am Suezkanal haben England und Italien heute ein großes gemeinsames Interesse: daß er offen sei. Seine freie Benutzbarkeit ist für das italienische Imperium in Ostafrika genau so wichtig wie für das englische Imperium um den Indischen Ozean. Heute ist die britische Politik — nicht zuletzt durch die

papageienhafte Völkerbundsgläubigkeit eines Teiles der englischen Staatsmänner (wir bedienen uns hier der boshaften Ausdrucksweise des gegenwärtigen englischen Ministerpräsidenten) — sowohl um den westlichen wie um den östlichen Teil der Hochstraße von Gibraltar nach Hongkong besorgt. Nicht ganz mit Unrecht. Sowohl Italien wie Japan haben die Möglichkeit, dem britischen Empire an wichtigen Stellen höchst unbequem zu werden. Es hieße die englische Staatskunst denn doch zu gering einschätzen, wenn sich nun niemand in London fände, der sich die Frage stellt, ob unter diesen Umständen die Stellung eines Schulmeisters gegenüber den berechtigten deutschen Kolonialwünschen und die Stellung eines Polizeidieners gegenüber nötigen Veränderungen in der mitteleuropäischen Ordnung für England erwünscht sei oder nicht.

Darüber hinaus sollte man auch jenseits der praktisch wichtigen Tatsache, daß es General Franco gelungen ist, das asturische Bergwerksgebiet in seine Hand zu bekommen und jenseits der Aussperrung der russischen Schwarzmeerflotte vom Patrouillendienst im Mittelmeer ein gewisses Maß von Verständnis für den Antikommunismus des Dreiecks Berlin-Rom-Tokio seitens der englischen Politik erwarten dürfen — der gleichen englischen Politik, die zur Zeit in China eifrig bemüht ist, zu verhindern, daß die sowjetrussische Hilfe nach Mittel- und Südchina übergreift. Dagegen, daß sich die Russen in der äußeren Mongolei, in Sinkiang, Kansu und Schensi heimisch machen (eine unvermeidliche Folge des japanischen Vorgehens in China, da Chiang-Kai-Chek natürlich nicht in der Lage ist, gleichzeitig gegen die Japaner und gegen die von ihm aus Mittel- und Südchina nach dem Nordwesten vertriebenen Kommunisten Krieg zu führen) — dagegen hat man in England nicht viel einzuwenden, aber in Süd- und Mittelchina stehen große britische Wirtschaftsinteressen auf dem Spiel, und da kann man kommunistischen Einfluß natürlich ebensowenig brauchen wie die japanische Konkurrenz. So stoßen in der britischen Politik hin und wieder Tatsachen und Ideologien aufeinander, und nicht immer gelingt ein rechtzeitiger Ausgleich.

Wir stehen in Genua am Pier und versuchen, uns auch im kleineuropäischen Bild wieder zurechtzufinden. Langsamer Fortschritt der spanischen Nationalisten; Verschiebung des Schwergewichts in Frankreich von den Sozialisten zu den Radikalen; Rücktritt van Zeelands von der Leitung der belgischen Geschäfte; antikommunistische Bewegung (endlich!) sogar in der Schweiz. Tod Masaryks und Teplitzer Zwischenfälle — Blitzlichter in das morsche Gebäude des tschechoslowakischen Nationalstaates; mancherlei kleinere Veränderungen im baltisch-polnischen, im südosteuropäischen Bereich.

Das alles aber wiegt gering gegenüber den gewaltigen geschichtlichen Vorgängen in Ostasien, die an Dauerbedeutung selbst die Unruhe des Mittelmeerbereiches weit überragen, deren Rückwirkung in der gesamten europäischen Politik auf Jahre hinaus zu spüren sein wird, auch wenn sie sich zuweilen im Unsichtbaren vollzieht.

KARL HAUSHOFER:

Bericht aus dem indopazifischen Raum

Während so gewaltige raumpolitische und volkspolitische Trauerspiele wie die chinesisch-japanische Auseinandersetzung geräuschvoll abrollen, entsteht leicht die Gefahr, daß man ihre Randwirkungen unbeobachtet läßt und plötzlich überrascht wird durch Einfallen oder Gefährdung von politischen Gebäuden infolge von Fernbeben, die über dem großen Schauspiel zu wenig beachtet worden sind.

Dabei können auch alle geopolitischen und ethnopolitischen Nebenherde von Erschütterungen auf die zwei großen Ursachen zurückgeführt werden, die den Fern-Ost-Wirren zugrunde liegen: Einströmen politischer Bewegung in unzulänglich ausgenützte und wehrtechnisch verwahrte Räume, und Wiederauftrieb gewaltsam unterdrückter und ihrer natürlichen Selbstbestimmung beraubter politischer Volksräume zur Gleichgewichtslage mit anderen in ihrer Umwelt.

Der erste Beweggrund veranlaßt die Kontakt(Berührungs)-Unruhe in Australien, Neuseeland und Niederländisch-Indien (wie seine Fremdherren), Indonesien (wie seine Eingeborenen sagen). Der zweite, mit einem Unterton aus dem ersten die arabischen und indischen Bewegungen dieses Herbstes; beide zusammen haben wohl auch das Aufflammen der Kämpfe in Äthiopien bewirkt. Diese konnten immerhin Marschall Graziani bewegen, statt der beabsichtigten Besichtigungsreise von Asmara über Assab und die neue Danakil-Straße nach Dessie unmittelbar nach Adis Abeba zurückzufliegen — und führten zu blutigen Kämpfen bei Adua Mitte September, die Lebensmittelverknappungen im Gefolge hatten. Statt der üblichen Ausfuhr von Jimmah- und Sidamo-Kaffee mußte Harrar-Kaffee vom Markt in Djibuti wieder nach Adis Abeba hinaufgeschafft und Hirse, sonst ein Ausfuhrgegenstand, eingeführt werden.

Während man aber diese Vorgänge in Äthiopien als Kinderkrankheiten betrachten und wohl annehmen kann, daß die Aufbaukraft Italiens damit fertig wird, steht die Sache ernster mit den Pazifischen Dominien.

Wie ernst die schon in den letzten Geopolitikheften berührten Beklemmungen der letzten britischen Reichstagung weitergegeben worden sein müssen, macht uns der Herbstwiderhall fast gleichzeitig aus Canberra und Wellington für Australien und Neuseeland klar.

Zwei Hauptleitmotive klingen daraus hervor: das eine, durch Geld und Technik überwindbare, zielt auf bessere Rüstung und Wehrvorbereitung. Ihm entsprechen die schon klargelegten Aufbauversuche einer eigenen Reichs-Rüstungsindustrie für Australien, mit Neuseeland als wichtigem Abnehmer; Vereinheitlichung der Flugwaffe, Vermehrung der Flughäfen; Flugverbindung zwischen Australien und Neu-

seeland auf sieben Stunden; Ausbau des Flottenstützpunktes Aukland (Wehrminister Jones, Wellington, 30. September 1937).

Wehrpolitische Vernachlässigung läßt sich technisch überwinden, wo so viel Reichtum vorhanden ist, wenn die Einsicht in die Notwendigkeit der Ausgaben heraufdämmert. Versäumte Zeit ist schwerer aufzuholen.

Anders steht es mit der Hilflosigkeit weiter menschenleerer Räume gegenüber dem Volksdruck der übervölkerten, durch die chinesisch-japanische Auseinandersetzung, wie immer sie ende, zu einer unheimlichen Rüstungseinsicht und Wehrpraxis erwachten Umwelt.

Auf diesem Felde verdient eine Äußerung des neuseeländischen Labour M. P. Howard (Times; 1. Oktober 1937) festgehalten zu werden: „Wenn Neuseeland das Mutterland auf den Knien um Einwanderer aus England bitten würde, es könne sie nicht erhalten. Der britische Arbeitnehmer sei stolz auf England, besser versorgt als je, und gehe nicht hinaus. Der einzige Weg, sie zu erhalten, wäre Verbesserung der Verhältnisse in Neuseeland." (Hier zeigt sich der Labour-Egoismus-Pferdefuß, in dem Land mit der üppigsten Lebens- und Raumhaltung der Erde!)

In die gleiche Kerbe schlug von einem Ort in Tasmanien aus der Premierminister Australiens, Lyons, warnte vor der Gefahr, die Einwanderung abzudrosseln und vor der sinkenden Geburtenziffer, die von 1911 mit damals 27,2 aufs Tausend auf 17,5 gesunken sei.

Damit läßt sich allerdings gegenüber China, Japan und Java kein Staat machen, ebensowenig, wie mit dem australischen Abwanderungsverlust von 20000 Köpfen britischen Blutes von 1931—1934. „Australien verliere jetzt in einem Jahr mehr Leben, als in den vier Jahren des großen Krieges" —, verkündete sein Ministerpräsident im Rundfunk — allerdings in einer Wahlrede.

Nach dem früheren Zuwachs hätte Australien 1984 17 Millionen Menschen haben müssen, nach dem jetzigen 9½ auf dem Raum von Europa! Senke sich die Lebenslinie aber weiter im gleichen Tempo, so würde schon in 20 Jahren Bevölkerungsschwund, statt Mehrung eintreten.

Japan allein nimmt jährlich um eine Million zu, könnte also schon in neun Jahren Australien mit dem Höchstmaß füllen, das sich „White Australia" zutraut, und das an sich kaum mehr ist, als der Bevölkerungsverlust der beiden großen fernöstlichen Altkulturvölker durch Kriegseinbußen eines Jahres ausmachen kann. Betrug doch die Jahreseinbuße einer einzigen chinesischen Großlandschaft nach einem Jahr roter Volksbeglückung 6 Millionen — so viel, wie Australiens Gesamtbewohnerschaft!

Dabei muß wirtschaftlich noch bedacht werden, welche Wohlstandsverluste in dichtbevölkerten Ländern an solchen Zahlen hängen. Der ahnungslose Mitteleuropäer liest getrost im Blättlein: 500 Deutsche aus Schanghai, 1000 Japaner

aus Hankau abtransportiert, gerettet. Was sie an Wirtschaftswerten hinten lassen müssen, bedenkt er nicht; es wurde bei der Flüchtung der japanischen Kolonie mit rund 1000 Köpfen aus Hankau auf etwa 43 Millionen Dollar Wert geschätzt!

Labile Verhältnisse verbergen sich also vergleichsweise im Mißverhältnis der Zahlen der weißen Rasse zu andern genau so im verstädterten Mischkessel Schanghai, wie im großen westpazifischen Gesamt-„Komplex", und werden widergespiegelt im Verhältnis der Niederländer zum Osten, wie es warnend ein „Times"-Aufsatz berührt. („The Dutch in the East.") Hier wie dort aber hängen an den kleinen weißen Einsprenkelungen ungeheure Wirtschaftswerte.

Nur müssen diese Wirtschaftswerte, wenn sie nicht jähen Entwertungen ausgesetzt werden sollen, mit Aufwand einer entsprechenden Versicherungsprämie verteidigt werden, was sich die Kolonialmächte alten Stiles bis jetzt sehr leicht gemacht haben. Nun sind sie zu jäher Einsicht in völlig veränderte Verhältnisse aufgewacht, zu der nur in bezug auf die unterminierende Tätigkeit der Sowjetbünde ihre auswärtigen Ämter noch nicht durchgestoßen sind.

Aber das Aufholen langjähriger Versäumnisse ist eine langfristige Angelegenheit und bedeutet auch für Holland ein scharfes Emporschnellen der Etatsziffern (1936 ein Fünftel, 1937 ein Achtel der besonderen Ausgaben für 1938!). Trotzdem konnte Admiral Bywater dem Britenreich sagen, die Fernostkrise sei ihm um drei Jahre zu früh über den Hals gekommen. Batavia leistet ihm auch darin Gesellschaft, „dessen Unabhängigkeit die erste und wichtigste, die primäre Sorge Großbritanniens sei", ebenso wie „ihre Stärke lebenswichtig für die Holländer".

An Sporen aus dem Nachbarreich fehlt es also nicht, so wenig, wie am Bewußtsein der Interessengemeinschaft.

„Amrita Bazar Patrika" (v. 19. September 1937) gab eine von Indien aus gewiß bemerkenswerte Aufklärung über „Britain's plans for China" von Commander E. P. Young an hervorragender Stelle.

Dort ist die chinesisch-japanische Entwicklung als keineswegs unerwartet bezeichnet, da der Aufbau des Staates Mandschukuo Japan zu einer Politik gezwungen habe, die auf dem Festland keinen Stillstand kennen dürfe. Die mandschurische Vorstufe sei zunächst eine Enttäuschung gewesen; sie habe im Gegenteil durch die zunächst notwendigen Aufwendungen die gewaltsame Steigerung der Ausfuhrindustrie Japans bedingt, die bald an Grenzen gestoßen sei, die auf friedlichem Wege nicht hätten erweitert werden können. So sei man aus strategischen, wie Wirtschaftsgründen zu dem Versuch der Monopolisierung Nordchinas mit seinen 90 Millionen gekommen. Aber auch bei einer Vorherrschaft im Gelben Meer sei dieser Vorstoß verwundbar.

Die wirtschaftlichen Waffen des britischen Reichs gegen Japan seien — auch wenn der englische Chinahandel lahmgelegt und Hongkong bedroht würde — un-

gleich schärfer und zahlreicher, als die japanischen umgekehrt. Das käme auf eine Wiederholung des Sanktionsexperiments hinaus.

Angesichts von dessen eben erst bewiesener Unzulänglichkeit kommt nun, wie für Spanien von Frankreich aus, die Drohung mit dem Eingreifen der Sowjetunion, die nur leider zugleich eine Grundbedrohung für das angelsächsische kapitalistische System und für das Festhalten der 360 indischen Millionen bedeutet.

Nun behauptet Young, daß eben durch die Möglichkeit, im Westen von Eurasien Deutschland, im Fernen Osten Japan gegen die noch unfertigen Sowjetbünde auszuspielen, diese aber wieder mit der französisch-spanischen Volksfrontpolitik im Westen, mit den roten Sympathien der Chinesen im Osten erleichtern zu können, England „den Schlüssel des Friedens in der Hand halte". Zugleich aber hetzt er die britische Arbeiterpartei gegen die vorsichtige Schaukelpolitik des britischen Kabinetts, die nur dann vielleicht gelingen kann, wenn sie nicht schon von Hause aus gründlich gestört wird — oder von Indien und Arabien, mit dem gereizten Islam zugleich, wofür allerlei Aussichten bestehen.

Vom Standpunkt des indischen Nationalkongresses aus hat dessen Führer Jawaharlal Nehru gewiß die Pflicht, gewissermaßen mit umgekehrten Vorzeichen wie Britannien die Weltpolitik auf die Chancen seines Unabhängigkeitszieles hin zu beobachten, was ihm Anfang September ein lehrreicher Aufsatz in „Amrita Bazar Patrika: India and the World" bestätigte. In diesem Licht stehen nach einem Rundschreiben aller Kongreß-Parteigliederungen voran: die Angelegenheit des indischen Bevölkerungsanteils in Zanzibar; der imperialistische Zerreißungsentwurf von Palästina (der ohnehin den ganzen Islam in Aufruhr gebracht hat); die Einverleibung Äthiopiens durch Italien; die Absendung indischer Truppen nach China; „die unprovozierte Invasion Chinas durch Japan" (indischer Wortlaut).

Hinter allen diesen Teilerscheinungen steht nach Jawaharlal Nehrus Meinung dieselbe Grundursache: der imperialistische Herrschaftswunsch gegenüber versklavten oder schwachen Völkern und der Widerstand auf Tod und Leben der letzteren, um ihn zu durchkreuzen.

Dieser Widerstand richtet sich in Zanzibar, in Palästina, in Indien ganz unmittelbar gegen die britische Wirtschaftswucht, genau, wie die Arbeit der Kominternsendlinge in allen diesen Ländern, aber auch in China; in zweiter Linie wird dann, aus denselben Beweggründen, ein Husarenritt gegen den italienischen und japanischen Imperialismus unternommen, und wir fragen uns nur, wo der gleichberechtigte Angriff gegen die gleichen Züge der Russen (Sinkiang z. B.!) bleibt. Originell ist es auch, die Untertanen Haile Sailassies als „freiheitliebendes Volk" zu bezeichnen. Das wären die Millionen der Galla gegenüber der Handvoll Amhara-Herren wohl gewesen, wenn die Despotie ihnen dafür Möglichkeiten gelassen hätte. Der Islam hat dort Italien als Befreier vom Löwen aus dem Stamme Juda begrüßt.

Im China-Japan-Streit nimmt der Pandit ganz im Sinne seiner Moskauer Freunde schroff Partei gegen Japan, das er, ebenso, wie den Versuch des höchst vernünftigen „Royal Institute of International Affairs", in Indien Zweigstellen zu errichten, in Bausch und Bogen verdammt und boykottiert sehen will.

Die Pflicht des nationalistischen Indien liege auf einer ganz andern Linie; es sei selbst ein Opfer des Imperialismus und sein einziges Ziel: beständige Propaganda gegen Imperialismus, westlichen oder östlichen, und seine Hilfe und Sympathie den schwachen und hilflosen Völkern zu leihen, die vom Imperialismus unterdrückt würden.

Wie man ohne starke und hilfsbereite Freunde und ohne eigenen Sinn für den den Begriff dessen, was der Römer unter „Imperium" verstand, aus der eigenen Schwäche und Hilflosigkeit herauskommen und einen Erdteil mit 360 Millionen zusammenhalten will, die Antwort auf diese naheliegende Frage bleibt uns bis jetzt die Hindupolitik schuldig. Die Islamleute haben wenigstens stellenweise bewiesen, daß sie Sinn dafür haben.

Einige geopolitische Vorhersagen aus der großen britischen Rundschaupresse über den vermuteten Ausgang der chinesisch-japanischen Auseinandersetzung verdienen hier festgehalten zu werden. E. M. Gull glaubt nicht, daß es Japan gelingen werde, Japan, Mandschukuo und China in einen zusammenspielenden politischen und wirtschaftlichen Block zu bringen, aber es werde die Pratas-Inseln und wahrscheinlich Hainan wegnehmen und sich damit auf der Singapore-Hongkong-Machtlinie querlegen. Herb urteilt Douglas Jerrold: wenn die Unterzeichnermächte des Neunmächtepakts sich zur Einmischung, statt zur Nichteinmischung verpflichtet hätten, dann würde jetzt wahrscheinlich Friede und eine, wenn auch rauhe Sorte von Recht von Turkestan bis zum Pazifik herrschen."

Morgan Young (früher v. Japan Chronicle) meint — im Gegensatz zu Freda Utleys „Feet of Clay" —, Japan werde der wirtschaftlichen Schwierigkeiten Herr werden, wenn es die Nerven behalte; nur ein gemeinsames Embargo des Britenreichs, Amerikas und Rußlands könne es vielleicht bremsen, „aber das ist kaum praktikabel". — Lord Meston hofft auf friedliche Lösung in Indien, wo es voreilig wäre, gleich das Schlimmste vorauszusagen. Was aber ist das Schlimmste? — Auch das Verhältnis des neu befestigten Hongkong zu Japan beschäftigt die Geister stark. „Es ist ein Preis, des Haltens (und Gewinnens!) wert, und nur durch einen starken Arm zu halten." Das ist gut gesagt!"

Schwierig ist es, den wirklichen Rückhaltwert des China-Sowjet-Pakt abzuschätzen. Japan rechnete mit einer Sowjethilfe für China im „spanischen Stil" („Sino-Soviet Pact"; Transpacific; 9. September 1937). Darüber hinaus glaubt W. H. Chamberlain (Contemporary Japan), „daß die Sowjets zur Zeit nicht in der Lage seien, das Wagnis ernsthafter Außenverwicklungen auf sich zu neh-

men, auch wenn sie den bösen Willen dazu hätten". Was aber geopolitisch durchaus möglich erscheint, ist der Versuch, die äußere Mongolei mobil zu machen und — mit entsprechenden russischen technischen Korsettstangen — auf die innere, in den Rücken der japanischen Nordarmee loszulassen und so zu dem von den Sowjets hochgeschätzten Partisankrieg zu gelangen.

Diese Möglichkeiten der Erschütterung des Hinterlandes von mehr oder weniger festgefügten Heeren bis in deren Ersatzkerngebiete hinein zwingen uns aber, einen Streifblick auf die geopolitischen Folgen starker weltanschaulicher Durchrüttelung von Lebensräumen zu werfen.

Er führt — abgesehen von der tiefen, in den Gewaltzuständen Palästinas am schärfsten hervortretenden panarabischen Bewegung — am mittelmeerischen Rande der indopazifischen Welt und der roten Infiltrierung Monsun-Asiens in China, Hinterindien, Indonesien — vor allem zur Würdigung der indischen Verhältnisse, wo sich einst fast alle Bewegung ins Religiöse übertrug. Immer noch aber spielt die christlich-hinduistisch-mohammedanische Dreispaltung in Indien eine verhängnisvoll breite Rolle, etwa verglichen mit der großartigen staatsideologischen Einheit und Reichsgläubigkeit Japans oder der relativen Freiheit der Chinesen von konfessionellen Bindungen.

Das verraten Aufsätze, wie der von Radhika Mohan Dev Goswamy (Amrita Bazar Patrika, 25. September 1937) über „Die Zukunft der Religion in Indien", oder der bitterböse Widerhall, den Maulana Zafar Ali Khan von Lahore, noch mehr, als dem vorsichtigeren Islamführer Jinnah, auf seine Reden in der Moslemliga in Kalkutta die bloße Vermutung eintrug, er wolle ein größeres, indisches „Ulster" für seine Glaubensgenossen schaffen.

„Die Mohammedaner sind eine Nation, sie sind ein vom Rest der Bevölkerung verschiedenes Volk" oder „Die Moslems sind ein unterschiedenes, sich selbst beherrschendes und sich selbst genügendes Volk und wollen alle Eigenart einer großen mohammedanischen Nation unversehrt erhalten." —

Das klingt peinlich in die Ohren einer Mehrheit, die im Grunde dies alles unterdrücken will, um dem einen Gedanken „salvation of India" jedes Sonderdasein zu opfern. Vorläufig ist All-Indien weit von diesem Ideal entfernt; es ist weder imstand, sich zu befreien von einem tausendjährigen Volksseelenzug, alle Bewegung irgendwie in Religion umzuformen; noch ist es in der Lage, den nichthinduistischen Rest der Bevölkerung von Indiens Boden zu vertreiben. „Wir sind nicht nur nicht frei vom Zwang der Religion, sondern bei scharfen Gegensätzen der Weltanschauung sogar unfähig, zu jener Gedankenfreiheit zurückzukehren, die wir einst besaßen." Das gibt noch Umwege zur Selbstbestimmung.

SPÄNE
der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Erdkunde : Geopolitik = Erdoberfläche : x?

„1. Fragt eure Eltern nach der Zahl ihrer Onkel und Tanten! Wie viele Kinder hatten im Durchschnitt eure Urgroßeltern? 2. Zählt ebenso eure Onkel und Tanten zusammen! ..."

Dies lesen wir als Arbeitsaufgabe in einer Aufsatzfolge: Das neue Reich im Erdkundeunterricht, von Hinrichs und Weber, in der klug geleiteten und anregenden ZEITSCHRIFT FÜR ERDKUNDE — V, Heft 20, S. 838ff.

Angesichts des eigenen Erdkundeunterrichts, den wir genossen haben, freuen wir uns für unsere Kinder über die Lebendigkeit, die diese Stunden jetzt gewinnen. Aber wir fragen, leise zweifelnd: Was hat die Zahl unserer Tanten mit Erd-kunde zu tun? Sollte das nicht doch schon die Erfüllung einer Forderung, die wir seit 14 Jahren dem deutschen Schulmeister abzutrotzen versuchen, — sollte das nicht doch Geopolitik sein?

Und nun im Ernst! Die Weite des Gesichtsfeldes, die uns Deutschen aus der nationalsozialistischen Weltanschauung erwuchs, die Tatsache, daß wir vom Rasse- und vom Volksbegriff aus gelernt haben, total zu sehen, verführt, so weit wir sehen können, mehr oder weniger alle Fachdisziplinen der Universitäten dazu, ins Universum vorzustoßen und sich für die Universalwissenschaft zu halten: Geschichte, Biologie, Rassenlehre, Philosophie, Volkskunde, um nur einige zu nennen. Wir glauben, keine von ihnen ist Universalwissenschaft, — um Mißverständnissen vorzubeugen: auch die Geopolitik nicht. Sicher aber nicht die Erdbeschreibung (Geo-graphie).

Sondern: aus der babylonischen Sprachverwirrung dürften sich einige große, in sich zusammenhängende Wissenschaftsbereiche ergeben. In unserem Fall wohl der Begriff des Menschen in seiner biologischen Sonderung als Volk und seiner Form als Staat, sowie das außermenschliche Leben in seiner Gliederung als Raum. Jede Teildisziplin reicht in diese sehr umfangreichen, kaum übersehbaren Bereiche hinein. Jede hat diesem Bereich zu dienen. Aber die Führung in ihm ist eigenständig. Und wer sie erstrebt, begibt sich aus seiner Disziplin in einen neuen Bereich mit neuen Anforderungen und mit Methoden, die am Gegenstand der wissenschaftlichen Arbeit und aus der dort zusammenlaufenden Arbeit vieler Einzeldisziplinen erst gewonnen werden müssen. Methoden übrigens, um deren Schaffung die Geopolitik sich — wie unser Zitat zeigt, nicht ohne Erfolg — seit gut zwei Jahrzehnten bemüht. *V.*

Volksstämme in der Faust des Bolschewismus

Während der Führer die deutschen Stämme als die gottgewollten Bausteine unseres Volkes bezeichnet, hat Väterchen Stalin plötzlich entdeckt, daß das aus dem bolschewistischen Einheitsbrei sich abzeichnende nationale Leben der einzelnen Stämme und Landschaften gefährlich sei. Und, ob es auch in der Verfassung verbürgt sein mag, — er handelt. Wie, das entnehmen wir einem Moskauer Bericht der FRANKFURTER ZEITUNG, Nr. 568/9 v. 7. XI. 37, Seite 5:

„Hier nun das Fazit der sowjetrussischen Nationalitätenpolitik, soweit es als durch die Sowjetpresse verbürgt gelten kann:

Föderative Sowjetrepublik Rußland,
113 Millionen Einwohner, Hauptstadt Moskau.

Regierungschef: A. Sulimow . . .	abgesetzt
Stellvertr. Regierungschef: Lebedj . .	abgesetzt
Ryskalow	abgesetzt
Volkskommissare: 10	abgesetzt
Präsident des Zentralvollzugsausschusses:	
Kalinin. .	noch im Amt

Ukrainische Sowjetrepublik,
31,9 Millionen Einwohner, Hauptstadt Kiew.

Regierungschef: Ljubtschenko . . .	Selbstmord
Stellvertr. Regierungschef: Scheleches	noch im Amt
Suchonin.	noch im Amt
Volkskommissare: 5	abgesetzt
Präsident des Zentralvollzugsausschusses:	
Petrowski.	noch im Amt
1. Parteisekretär: Kossior . .	noch im Amt
2. Parteisekretär: Postyschew	abgesetzt

Weißrussische Sowjetrepublik,
5,4 Millionen Einwohner, Hauptstadt Minsk.

Regierungschef: Golodjet.	abgesetzt
Stellvertr. Regierungschef: Baltin	abgesetzt
Kalnin.	abgesetzt
Volkskommissare: sämtlich.	abgesetzt
Präsident d. Zentralvollzugsausschusses:	
Tscherwjakow.	Selbstmord
1. Parteisekretär: Charangowitsch.	abgesetzt
2. Parteisekretär: Wolkowitsch .	abgesetzt

Sowjetrepublik Aserbeidschan,
2,9 Millionen Einwohner, Hauptstadt Baku.

Regierungschef: Rachmanow	abgesetzt
Präsident d. Zentralvollzugsausschusses:	
Effendijew	noch im Amt
1. Parteisekretär: Bagirow	abgesetzt

Sowjetrepublik Georgien,
3,1 Millionen Einwohner, Hauptstadt Tiflis.

Regierungschef: Mgaloblischwili. . .	abgesetzt
Stellvertr. Regierungschef: Mdiwani.	abgesetzt
Volkskommissare: 1	abgesetzt
Präsident d. Zentralvollzugsausschusses:	
Macharadse.	noch im Amt
1. Parteisekretär: Berija .	noch im Amt
2. Parteisekretär: Meladse	abgesetzt

Sowjetrepublik Armenien,
1,1 Millionen Einwohner, Hauptstadt Eriwan.

Regierungschef: Gulojan . .	abgesetzt
Volkskommissare: 1	abgesetzt
Präsident d. Zentralvollzugsausschusses:	
Anesogljan	?
1. Parteisekretär: Chandschjan	Selbstmord
2. Parteisekretär: Akopow .	abgesetzt

Sowjetrepublik Turkmenien,
1,3 Millionen Einwohner, Hauptstadt Aschkhabad.

Regierungschef: Atabajew	abgesetzt
Stellvertr. Regierungschef: Sachatow	abgesetzt
Volkskommissare: 8	abgesetzt
Präsident d. Zentralvollzugsausschusses:	
Aitakow	abgesetzt
1. Parteisekretär: Popok .	abgesetzt
2. Parteisekretär: Welikow	?

Sowjetrepublik Usbekistan,
5 Millionen Einwohner, Hauptstadt Taschkent.

Regierungschef: Faisulla Chodschajew .	abgesetzt
Stellvertr. Regierungschef: Tjurjabekow	abgesetzt
Volkskommissare: 6	abgesetzt
Präsident d. Zentralvollzugsausschusses:	
Achun Babajew . . .	noch im Amt
1. Parteisekretär: Ikramow .	abgesetzt
2. Parteisekretär: Zeches	abgesetzt

Sowjetrepublik Tadschikistan,
1,3 Millionen Einwohner, Hauptstadt Stalinabad.

Regierungschef: Rachimbajew . .	abgesetzt
Stellvertr. Regierungschef: Kaktyn	abgesetzt
Volkskommissare: 6	abgesetzt
Präsident d. Zentralvollzugsausschusses:	
Schotemor	abgesetzt
1. Parteisekretär: Schadunz	abgesetzt
2. Parteisekretär	abgesetzt

Sowjetrepublik Kasakstan,
6,7 Millionen Einwohner, Hauptstadt Alma Ata.

Regierungschef: Issajew	noch im Amt
Stellvertr. Regierungschef: Eskarajew	abgesetzt
Präsident d. Zentralvollzugsausschusses:	
Kulumbetow	abgesetzt
1. Parteisekretär: Mirsojan .	abgesetzt
2. Parteisekretär: Kurpeissow.	abgesetzt

Sowjetrepublik Kirgisien.
1,3 Millionen Einwohner, Hauptstadt Frunse.

Regierungschef: Isakjew	abgesetzt
Volkskommissare: 4	abgesetzt
Präsident d. Zentralvollzugsausschusses:	
Urasbekow	noch im Amt
1. Parteisekretär: Ammossow .	abgesetzt
2. Parteisekretär: Dschenbajew	abgesetzt

In zehn von den elf Bundesrepubliken, aus denen die Sowjetunion besteht, hat demnach kürzlich ein Regierungssturz stattgefunden. Zehn Ministerpräsidenten wurden als Volksfeinde, Nationalisten, Trotzkisten entlarvt, verhaftet und wahrscheinlich erschossen. In sieben Fällen sind auch ihre Stellvertreter betroffen. Ungefähr fünfzig Minister (Volkskommissare), vier Staatsoberhäupter (Vorsitzende des Zentralvollzugsausschusses), sieben Erste Parteisekretäre hat das gleiche Schicksal ereilt. Was wird diesen Männern, die allesamt Parteimitglieder und Kommunisten waren, zum Vorwurf gemacht? Welches Verbrechen haben sie, zum Teil geradezu die Wegbereiter der Revolution in ihrem Heimatland, begangen? Aus den Berichten, die veröffentlicht wurden, klingt als Hauptmotiv die Beschuldigung: sie sind Nationalisten! Sie haben sich nur hinter der Maske des Kommunismus getarnt, um den Sowjetstaat wirksamer zu bekämpfen. In Wirklichkeit streben sie nationalistische Ziele an." *V.*

SCHRIFTTUM

Haushofer, Karl: Geopolitik des Pazifischen Ozeans. Studien über die Wechselbeziehungen zwischen Geographie und Geschichte. 3. ergänzte Auflage, Gr.-8°, 338 S. und rund 60 Karten u. Tafeln. Kurt Vowinckel Verlag, Heidelberg-Berlin 1937. Leinen RM. 15.—.

Der bisher größte Wurf im Schaffen des deutschen Altmeisters der Geopolitik liegt nun in einer 3. Auflage vor uns, vielfach neu gesichtet und ergänzt, wenn auch, wie der Verfasser erfreut feststellt, ohne daß es notwendig gewesen ist, die Grundzüge zu ändern. Schon allein die Tatsache, daß dieses umfangreiche Werk in einer verhältnismäßig knappen Zeitspanne 3 Auflagen erlebt, beweist nicht nur, daß geopolitisches Denken längst in weiten Kreisen unseres Volkes eingewurzelt ist, daß die Zahl der persönlichen Verehrer und Verarbeiter des Werkes Karl Haushofers ständig wächst, sondern darüber hinaus vor allem auch, daß die den Pazifik umrandenden Länder trotz ihrer Entfernung in ihren Kraftwirkungen uns stärker als je berühren.

Es handelt sich nicht um eine systematische Betrachtung des Kräftespiels rings um das größte Weltmeer und in ihm; sondern in diesem Werke werden mit dem Weitblick des Kenners grundsätzliche Fragen aufgeworfen, miteinander verglichen und von den verschiedensten Seiten her beleuchtet. Von den 27 Abschnitten seien wenigstens einige hervorgehoben. Klar umreißt der Verfasser die „geschichtliche Entstehung des bewußten pazifischen Raumbildes", macht deutlich, wie jung dieses Raumbild ist, daß wir erst seit einigen Jahrzehnten begonnen haben, die Vorgänge in diesem Großraume im Zusammenhange zu sehen. Wie ein dramatisches Filmgeschehen verfolgen wir in einem weiteren Abschnitte die Wanderungen der pazifischen Inselvölker, die Entstehung der Inselstaaten, die Lebensäußerungen der „schweifenden Menschen", der Seenomaden, den ganzen „Großen Ozean als Wanderfeld", in dem bis zum heutigen Tage sich wahre Völkerwanderungen abspielen. Überzeugend stellt Haushofer die „Veränderung unseres Weltbildes durch den Eintritt des Großen Ozeans in Weltkultur, Weltpolitik und Weltwirtschaft" dar, den „Einbruch der weißen Rasse" in diesen Raum, in anschließenden Kapiteln sodann die weiße Vorherrschaft und Ausbeutung seit dem 17. Jahrhundert und in der jüngsten Zeit das Wiedererwachen Ost- und Südostasiens, den Kampf um die Selbstbehauptung und Selbstbestimmung dieser Völker, ihren Gegendruck gegen die atlantischen Mächte und deren schier unaufhaltsame Zurückdrängung. Nicht alle Leser werden dem Verfasser zustimmen,

wenn er grundsätzlich „atlantischen Gewaltmethoden" eine Abneigung pazifischer Mächte gegen Gewaltmaßnahmen gegenüberstellt, und die ungeheuren Unterschiede in Rasse, Raumcharakter, Verkehrslage und Geschichte sprechen auch gegen eine allzugroße Verallgemeinerung „pazifischer" Wesenszüge. Auch hätte die großartige Aufbauarbeit Tschiang Kai-scheks eine eingehendere Würdigung verdient. Im Ganzen ist der Gewinn beim Durcharbeiten dieses Werkes ein außergewöhnlich großer: weltpolitisches Denken enthüllt sich in großen Leitlinien, stellt Betrachtungen über japanische Zähigkeit und Zielstrebigkeit der unfruchtbaren französischen Lage im Pazifik gegenüber, wägt chinesischen Bevölkerungsdruck ab gegen russische Machtpolitik, erinnert an die bedauerlich geringe seelische Verankerung der Bedeutung des einstigen deutschen Pazifikbesitzes im deutschen Volke. Die „Geopolitik des Pazifischen Ozeans" ist kein Buch, dessen Werte sich beim flüchtigen Durchlesen erschließen, es erfordert gründliche Durcharbeitung und im einzelnen gründliche Vorkenntnisse und kritische Haltung, es ist ein echter „Haushofer", voll von zusammengedrängten Erfahrungstatsachen, durchsprüht von geistvollen Einfällen und eigenwilligen Fassungen, gehaltvoll vor allem auch in dem was unausgesprochen und doch beim Nachdenken faßbar zwischen den Zeilen steht, und es ist nicht zuletzt das Werk eines künstlerischen Menschen. Fochler-Hauke.

Gustav Fochler-Hauke, Deutscher Volksboden und Deutsches Volkstum in der Tschechoslowakei. Heidelberg-Berlin 1937, Kurt Vowinckel Verlag, 326 S. u. 6 Karten. 8° in Ln. RM 7.50.

Die gewaltige Zunahme des Schrifttums über die Tschechoslowakei und das Sudetendeutschtum im besonderen während der letzten Jahre entspringt weder einem Zufall noch bewußter Förderung. Die wachsende Besinnung auf die so lange und so arg vernachlässigten deutschen Volksgruppen vor den Reichsgrenzen trägt ihre ersten Früchte. Nicht minder auch die Einsicht, daß die Verträge von 1919/20 das friedliche Zusammenleben der Völker in Mitteleuropa nicht gesichert haben, daß das Los vieler Volksgruppen heute weit ungünstiger ist als jemals vor der Ära des Selbstbestimmungsrechtes von Gnaden der atlantischen Demokratien.

Angesichts dieser Gefahrenzone für deutsches Volkstum und für den Völkerfrieden überwiegt das zergliedernde Schrifttum, das die geschichtliche und politische Bedingtheit der Vorgänge darlegt; daneben und damit eng verbunden die Landes- und Wirtschaftsbeschreibung sowie die ziffermäßigen Niederschläge einer rasch fortschreitenden Verschlimmerung der sudetendeutschen Lage. Diese Fülle des Einzelschrifttums bedarf der Ergänzung durch zusammenfassende, ganzheitliche Darstellungen, die gleichzeitig Rechenschaft ablegen, ob die Einzelforschung tatsachentreu und seelennahe das Bild des deutschen Volkstums vor den Grenzen vertieft und gefördert hat. Seit Hugo Hassingers großem Wurf „Die Tschechoslowakei" — beispielhaft in Zuschnitt und Gehalt —, seit Emil Lehmanns kleinem, aber inhaltsschwerem Buch „Der Sudetendeutsche" ist eine Zusammenschau nicht mehr versucht worden. Beide Bücher sind bereits 1925 erschienen und jedes der wachsenden Jahre erweiterte die Lücke.

Hier bedeutet Fochler-Haukes Buch nicht nur eine Ergänzung, sondern eine Erfüllung. Schon die Überschrift stellt die Einheitlichkeit des Deutschtums diesseits und jenseits der Grenzen in den Vordergrund. Den Heutigen erscheint sie selbstverständlich, doch wie mühsam mußte dieses Bewußtsein der volklischen und rassischen Zusammengehörigkeit erarbeitet werden, wie jung ist dieser Besitz! Noch heute heben die meisten Arbeiten unbewußt das staatlich Trennende (Deutschtum in der Tschechoslowakei) hervor oder den Begriff der politischen Schicksalsgemeinschaft (Der Sudetendeutsche), der von Unkundigen oder Böswilligen zur Sondertümelei eines „sudetendeutschen Stammes" umgedeutet worden ist.

Die ganzheitliche Betrachtungsweise vermag schon den einleitenden geschichtlichen Abschnitten neue Gesichtspunkte abzugewinnen. Besonders geglückt erscheint hier die Gegenüberstellung des erwachenden tschechischen Nationalismus in seiner Geschlossenheit mit dem Geschichtsbewußtsein der Deutschen, aufgespalten „in der Überschneidung von allgemeiner Reichsidee, schwarzgelben und Landespatriotismus". Dieser Bruch in dem politischen Bewußtsein des Sudetendeutschtums überdauerte neben den Zwiespaltsträgern einer überscharfen ständischen Gliederung die Gründung

des neuen Staates und spielte mit ihnen bis in die Schicksalswende zwischen 1933 und 1935 eine verhängnisvolle Rolle.

Ihre volle Wirkung entfaltet die Arbeitsweise in der Darstellung des deutschen Volksbodens und der Sprachgrenze. Schritt für Schritt werden die sudetendeutschen Landschaften durchmustert. Auch der zersplitterte Volksboden des Karpathendeutschtums findet die seine Sonderlage beleuchtende Darstellung. Aus der Fülle der geschichtlichen, geopolitischen, wirtschaftsgeographischen und gesellschaftskundlichen Tatbestände erstehen die Lebensbilder der einzelnen Heimatgaue. Aber nicht nur dies: Die volkspolitische Lage, Angriffswille und -kraft der Tschechen sind hier ebenso festgehalten, wie die Bodenverluste und die Glücksfälle gelungener Abwehr. Die vielfältigen Ursachen der von Bezirk zu Bezirk, ja manchmal von Ort zu Ort wechselnden Behauptungskraft des Deutschtums rücken hier zum erstenmal in den Mittelpunkt der Darstellung. Sie werden aber nicht äußerlich-mechanistisch erfaßt, sondern von innen aus den Bindungen der Landschaft und den Anlagen der Menschen mit einer Blickschärfe, die fast die Not des Einzelschicksals sichtbar werden läßt. Daß es gelang, diesen Reichtum an Einzeldaten in ihrer beziehungsvollen Verflechtung zu einer wohlgegliederten und gut lesbaren Darstellung auszuformen, darf als besondere Leistung hervorgehoben werden.

Die Schlußkapitel überschauen die bedeutungsvolle Entwicklung der Wirtschaft, die siedlungspolitische Lage und die Lebensaussichten sowie den geistigen Raum der Sudetendeutschen. Die Antriebe der tschechischen Politik sind klar gesehen: Laufende Verschlechterung der Rechtslage der Minderheiten bei Aufrechterhaltung des formalen verfassungsmäßigen Zustandes, sowie Umbau der Gesamtwirtschaft zu einer nationaltschechischen Zweckwirtschaft. Die Rolle, welche in dieser Umstellung der Abbau von Großbetrieben im deutschen Volksgebiet und deren Verlegung in das tschechische spielt, wird hervorgehoben, doch fehlt die Erwähnung der wichtigsten Fälle (Walzwerk Rothau-Neudeck, Textilwerke Mauthner, Teilverlegung der Aussiger Chemischen nach Sillein usw.). Die Kopfziffern der Spareinlagen, die auf S. 227 die Verarmung des Sudetendeutschtums darstellen, seien durch folgende Gegenüberstellung ergänzt:

	Einlagen der Sparkassen in Böhmen Ende 1904 nach Prof. Rauchberg		Einlagen der Sparkassen in Böhmen Ende 1936 nach Sparkassenrundschau 1937 Flge. 5 in Goldkronen umgerechnet	
	Millionen K.	v.H.	Millionen K.	v.H.
Tschechische Sparkassen	546,1	37	1066,4	65,8
Deutsche	727,1	49	462,4	28,5
Böhmische „	206,4	14	91,8	5,7
(Utraquistisches Institut m. schwindendem deutschen Einfluß)	1479,6	100	Summe 1620,6	100

Zwei Abschnitte über die sudetendeutsche Frage im engeren Sinn beschließen das Buch. Die Wechselbeziehungen zwischen Deutschen und Tschechen spiegeln auch auf geistigem Gebiet die Höhen und Tiefen des politischen Kampfes wider. Ein friedlicheres Nebeneinander ergibt sich in den seltenen Epochen geistiger Gemeinsamkeit, wie in der Reformation, oder während politischer Erschöpfungszustände, die auch den Machtwillen der Tschechen ruhen ließen. Der tschechische Druck hat ungewollt dazu beigetragen, daß die Sudetendeutschen in schmerzvoller Entwicklung seit 1919 die Trennung der Landschaften, ständische Selbstsucht und schließlich den Ungeist der Parteiung überwinden lernten.

Der Sieg der Erneuerungs- und Einigungsbewegung unter Konrad Henlein hat das tschechische Konzept empfindlich gestört: Weder ist nunmehr eine Selbstaufgabe zu erwarten, noch eine wesentliche Schwächung durch die bisher geförderten Kräfte der Zersetzung. Die geeinte Bewegung fordert nicht lediglich die formelle Erfüllung der internationalen Verpflichtungen, die die Tschechen 1919 in Paris eingegangen sind, sie ist fähig und bereit, an den gesetzgeberischen Vorarbeiten dazu mitzuwirken. Damit ist die sudetendeutsche Frage zum Hauptproblem des Staates geworden, so wenig sich auch die Tschechen mit dieser Tatsache abgefunden haben — ein Zustand, der bei seiner Fortdauer bösen Zwischenfällen die Tür offen hält. Die böhmische Geschichte ist an

Gewaltlösungen zwischenvölkischer Spannungen durch das tschechische Mehrheitsvolk nicht gerade arm.

Durch das wechselvolle Ergehen und die beziehungsreiche Lage des Sudetendeutschtums ist das Buch Fochler-Haukes ein verläßlicher Führer, der bei allem innern Gehalt vom Leser nur eines voraussetzt: Den Willen, sich über das Hauptproblem Mitteleuropas belehren zu lassen.

Ein reiches Namens- und Sachverzeichnis erleichtert die Benützung. Das Schriftenverzeichnis erfaßt in dankenswerter Bemühung auch die zahlreichen Arbeiten, die in Zeitschriften der allgemeinen Aufmerksamkeit entgehen. F. Meißner-Hohenmeiß.

Volkskundliche Arbeiten

Willy Hellpach: Geopsyche. — Die Menschenseele unterm Einfluß von Wetter und Klima, Boden und Landschaft. — 4., völlig neu bearbeitete Auflage der „Geopsychischen Erscheinungen", Leipzig, XVI + 317 S., 8°. 1935, Verlag von W. Engelmann. Preis brosch. RM 8.—, geb. RM 9.50.

Es ist kein Zufall, wenn Hellpachs viel gelesenes, stets begrüßtes Werk, das uns immer wieder Neues zu schenken vermag: „Die geopsychischen Erscheinungen" (Wetter und Klima, Boden und Landschaft in ihrem Einfluß auf das Seelenleben), das 3 Auflagen von 1911 bis 1923 erlebte, nun in der 4. Auflage als „Geopsyche" erschienen ist. Diese Bezeichnung ist, wie Hellpach auch in seinem Geleitwort meint, „ganz von selber entstanden"; sie ist aber sicher aus dem sich immer tiefer in das Bewußtsein der Sprache einwurzelnden Begriff einer „Geo-Wissenschaft" geboren, die ihren Ausgang nicht von der „Geo-Graphie", sondern von der „Geo-Politik" genommen hat. Mit Stolz stellt der glückliche Verfasser in seinem Geleitwort fest, daß das Interesse für sein Werk nicht nur außerordentlich zugenommen, sondern sich gleichzeitig vertieft habe. Und auch hierbei müssen wir — ohne Hellpachs Verdienste irgendwie zu schmälern — wohl mit Recht dem sich überall in der Wissenschaft regenden „Geo-Interesse" wenigstens einen Teil dieser Anteilnahme zuschreiben. Es sei aber doch zugleich betont, daß Hellpachs Ruf nach einer besseren und verständnisvolleren Aufmerksamkeit auf diese Dinge in der 1. Auflage freudig aufgegriffen wurde, so daß bei Kriegsbeginn die 2. Auflage druckfertig war, die erst 1917 erschien. Nach 6 Jahren kam die dritte in die Welt, und von da ab dauerte es 12 Jahre, bis nun die 4. Auflage in vorliegender Gestalt auftrat. Diese 12 Jahre sind entscheidend für den Durchbruch der Geo-Wissenschaften in Deutschland, in vorderster Linie der Geopolitik, gewesen. Es erscheint uns daher wie selbstverständlich, wenn Karl Haushofers Name an erster Stelle der von Hellpach bedankten Mithelfer und Mitarbeiter steht. „Ich möchte es Geopolitik nennen", sagt Kjellén, wenn er behauptet, Ratzels politische Geographie und der Hauptteil seiner Anthropogeographie führe aus der Geographie weg in die Politik. Und ist diese Geopsyche nicht ein ganz bedeutendes Stück Anthropogeographie, wenn sie die Menschenseele unterm Einfluß von Wetter und Klima, Boden und Landschaft betrachtet? Denn hier baut Hellpach mit kostbaren und oft seltenen Erden und Steinen eine Synthese des Leib-Seele-Problems, das für den wahren Arzt im Sinne Lieks überhaupt nie ein „Problem" war und auch niemals sein wird. Aber hier in seinem Werk greift Hellpach nicht nur weit in die Politik, sondern vielmehr in die Geopolitik hinein. Er deckt die dynamischen Kräfte der geopsychischen Erscheinungen auf, die nur so wenig oder gar nicht berechenbar, wohl aber unberechenbar den politischen Menschen beeinflussen können, handele er nun als Wissenschaftler oder Soldat, als Wirtschaftler oder Arzt. Jeder, der nur irgend einmal in einem dieser Berufe unter fremdem Himmel handelnd tätig war, hat am eigenen Leibe diese Einflüsse zu spüren bekommen, mußte sie überwinden und trotz ihrer Stärke oder gar Übermacht politisch verantwortungsvoll handeln. Auf solche Hinweise fehlt es seit dem 1. Bande unserer Zeitschrift bis zum heutigen Tage nirgends.

Die Entwicklung der Erkenntnisse in den letzten 12 Jahren hat aber außerdem den Inhalt des Buches gewandelt. Hellpach sagt selbst, daß er sein Werk völlig neu schreiben mußte. Diese Neuordnung macht sich nicht allein äußerlich beim Vergleich des Inhaltsverzeichnisses der 3. und 4. Auflage bemerkbar, sondern erst recht beim Lesen und Verarbeiten. Die Darstellung ist ruhiger und geschlossener als die vom Jahre 1923, trotz all der so zahlreich und zahlreicher denn je auf-

gestellten Fragezeichen. Wenn auch manche der in der 3. Auflage aufgeworfenen Fragen während der vergangenen 12 Jahre beantwortet sind — ob endgültig, bleibe dahingestellt —, so reckt sich die „Geopsyche" doch wie ein großes Fragezeichen empor. Und das ist gut in einer Zeit für ein Volk und für dessen Staat, der im Gegensatz zu einem vergangenen Jahrhundert, seit 1789, die Reste des „l'homme machine" aus dem Denken und Fühlen der „Intellektuellen" aller Volksschichten zu vertreiben hat.

Gehen wir auf die Gliederung des Werkes ein, so zeigt sich in großen Umrissen folgender Aufbau: Die Einführung bringt wissenschaftliche Menschenkunde, Erbgut und Umwelt, drei Umwelten, Erscheinungsformen der Naturumwelt, Eindruck und Einfluß. Im ersten Hauptteil „Wetter und Seele" werden die Erfahrung der Wetterwirkung (ermattendes und erfrischendes Wetter) sowie die Erklärung der Wetterwirkung (Wetterelemente, Wetterfühlsamkeit, Theorie der Wetterwirkung) abgehandelt. Der zweite Hauptteil bringt „Klima und Seele" (Klimawechsel, Psychologische Akklimatisationslehre, Jahreszeiten und Tageszeiten). Der dritte Hauptteil beschäftigt sich mit „Boden und Seele" (Tellurische Elementareigenschaften, Raum und Volk), während der vierte Hauptteil der „Landschaft und Seele" (primitiver Naturgenuß, Beseelung der Landschaft, Landschaft und Schicksal) gewidmet ist. Am Ende stellt sich ein erfreulicher und glänzender „Ausblick: Aufgaben einer Geurgie" vor. Reiche und „wie ein Roman" zu lesende Quellennachweise schließen das Werk ab.

Gerade der Ausblick auf die Geurgie, die Hellpach in einer sehr lesenswerten Studie im einzelnen beleuchtet hat[1]), ist das Muster einer abschließenden Synthese, die so selbstbewußt und aufgabenerfüllt hingestellt wird (S. 243) und doch mit dem ewigen Rätsel endet (S. 255).

(S. 242/43: Angewandte Wissenschaft. Ist auch alles Forschen in seinem Einzelverfahren völlig autark, selbstherrlich und selbstgenügsam, so sind doch viele und vielleicht gerade die wesentlichen wissenschaftlichen Problemstellungen ebenso entschieden durch außerwissenschaftliche, sei es praktische, sei es weltanschauliche, Faktoren in Bewegung gesetzt worden, wie die wissenschaftlichen Ergebnisse in ihrer Tragweite über den Kreis der Forschung hinauszureichen und (je nachdem) praktisch oder weltanschaulich bedeutungsvoll zu werden vermögen. Kein noch so lebensnahes Forschen löst an sich religiöse oder philosophische, politische oder technische Fragen. Aber kein noch so lebensabgewandtes Forschen bleibt ohne Folgen für die Lösung solcher Fragen. Nicht dort, wo sie kurzschlüssig auf unmittelbare Nutzbarkeit ausging oder Weltanschauung zu sein beanspruchte —, sondern gerade dort, wo sie sich der Grenzen ihrer Antworten streng bewußt blieb, hat Wissenschaft unser technisches und unser ethisches Weltbild verändert. Es gehört noch durchaus zum guten Recht des Gelehrten, die Resultate seines Wissensgebietes ins lebenspraktische Licht zu rücken. Ihre Aufarbeitung für die Umgestaltung persönlicher oder gemeinschaftlicher Daseinsführung hat er den praktischen Gestaltern zu überlassen, und wo er selber an ihr teilnimmt, sollte er nicht vergessen, daß er damit den Boden der reinen Wissenschaft verläßt und deren Autorität ihn nicht mehr deckt. Diese Deckung gewährt sie ihm nur, solange er die Zurückhaltung einer informierenden, allenfalls gutachtenden Instanz übt.

Nicht darüber hinaus vermißt sich unsere Schlußbetrachtung, Aufmerksamkeit und Geltung in Anspruch zu nehmen. Sie will nur an ein paar lebendigen Beispielen zeigen, was die geopsychologische Erkenntnis über ihren reinen wissenschaftlichen Erkenntniswert hinaus zu bedeuten vermag. Hat sie selber doch sehr wichtige Antriebe aus praktischen Wandlungen der Lebensführung, aus gesundheitlichen Fragestellungen, aus dem gesellschaftlichen Aufstieg neuer breiter Bevölkerungsschichten empfangen. Sie forschte oft, weil Welt und Menschen sich änderten; was sie erforschte, verändert selber Welt und Menschen mit. Es hat seit jeher eine „Geurgie" gegeben, eine Gestaltung der uns tragenden Erde, um besser mit ihr zurechtzukommen, sie uns dienstbar zu machen oder uns ihr anzupassen. Sie hat von einem bestimmten Entwicklungszeitpunkt das Recht, ja sie kann gar nicht umhin, sich mit wissenschaftlicher Einsicht zu befestigen. Wenn nicht alle Zeichen

---

1) „Klima- und Landschaftsschöpfung an Wohnstadt und Kurort (Aufgaben einer Geurgie). — Die Med. Welt, Sonderausgabe: Heilwirkungen deutscher Kur- und Badeorte. Berlin, Nornen-Verlag 1936. 40 S.

trügen, ist sogar die Gegenwart besonders gestimmt und gerüstet, die Arbeit an solchen Aufgaben in die Hand zu nehmen und dafür die Forschung aufs vielseitigste zu befragen.)

(S. 255: Um das Urverhältnis von Erde und Mensch kommt keine Sinndeutung und keine Offenbarung des letzten Wesens aller Dinge herum. Es tritt in mannigfachen Erscheinungsgestalten vor sie hin, bald als Anthropologie, bald als Ethnologie, bald als Geographie, bald als Geschichte, samt allen ihren Ablegern, wie Wirtschaftsgeschichte, Sittengeschichte u. dgl. In jeder davon kommt unser besonderer Gegenstand selber wieder vor: die elementare Einflußnahme der Mächte Wetter, Klima, Boden, Landschaft auf die Menschenseele. Welche Verkettungen, Verstrickungen, Zwecksetzungen und Vollendungen diese hier auf Erden immer eingehen möge — in jeder davon war, ist, bleibt sie, oft vielleicht unmerklich, darum keineswegs unwirksam, erdbestimmte Seele: Geopsyche.)

Wie stellt sich nun Hellpach zur Geomedizin? Er hat sie mit keinem Wort genannt, weil er, wie er mir mitteilte, „alles ins eigentlich medizinisch Gehende aus dem Buche fortgelassen" hat. „Die ‚Geopsyche' soll es wesentlich mit den normalen Einflüssen von Wetter und Klima, Boden und Landschaft auf die Menschenseele zu tun haben."

Da sich seit der Aufstellung der Geomedizin (1931) Wanderungen und Wandlungen, Angriffe und Zustimmungen begeben haben, so wird es sicher bald nötig sein, wieder einmal zusammenfassend und dabei kritisch sichtend an all diese Fragen und damit auch an die Geopsyche von neuem heranzugehen.

Heinz Zeiss.

Eduard Ortner: Biologische Typen des Menschen und ihr Verhältnis zu Rasse und Wert. Georg Thieme Verlag, Leipzig 1937. 104 S. Geb. RM. 7,50.

Jede Typenaufstellung setzt ein Einteilungsprinzip voraus. Das Grundprinzip, aus dem hier sechs biologische Typen entwickelt werden, ist die Innen-Außen-Beziehung. Von Jung herkommend, sich aber von der psychologischen Grundlage lösend, macht der Verfasser die Art, wie der Organismus in seiner Gesamtheit sich zur Umwelt verhält, zum entscheidenden Kriterium. Er stellt sechs mögliche Beziehungen zur Umwelt auf, von denen je drei zu einer Gruppe zusammentreten; eine Gruppe, in der die Umwelt dem Organismus angepaßt wird (wo der Schwerpunkt im Innern liegt), und eine Gruppe, in der der Organismus sich der Umwelt anpaßt (wo der Schwerpunkt in der Welt liegt). Die Berechtigung eines rationalen oder intuitiven Einteilungsprinzips wird sich erstens am empirischen Material erweisen müssen: Lassen sich die Menschen nach diesem Prinzip ohne Zwang zu Gruppen zusammenfassen? Zweitens an der Fruchtbarkeit der Gruppierung: Springt bei einer solchen Zusammenfassung erkenntnismäßig und auch praktisch etwas heraus?

Der Verfasser bemerkt, daß seine sechs auf Grund eines Denkschemas gewonnenen Typen sich fast genau decken mit den von L. F. Clauss aufgestellten Rassestilen, obwohl diese nicht logisch-induktiv, sondern psychologisch-deduktiv gewonnen wurden. Er „erblickt in dieser Kongruenz eine bedeutsame Gewähr dafür, daß einerseits die Clausschen Rassestile nicht irgendwelche empirischen Zufälligkeiten verallgemeinern, sondern tatsächlich apriorische Wesenheiten repräsentieren, andererseits die eigenen biologischen Typen nicht leere und künstliche Konstruktionen sind, sondern überall in der lebendigen Erfahrung fußen, ohne welche auch die abstraktesten Begriffe auf geisteswissenschaftlichem Gebiete keine Berechtigung besitzen." (S. 6.) Man wird hier allerdings sofort einen Einwand erheben können, den nämlich, ob die Claussche Methode wirklich eine empirische ist und ob nicht — unbewußt — ihr das gleiche (auf Jung weiterbauende) Innen-Außen-Schema zugrunde liegt. Und tatsächlich gibt der Verfasser später (S. 44) zu, daß das gleiche biologische Grundschema bei Clauss gefühlsmäßig wirksam sein möge und Auswahl und Darstellung aller rassischen Züge wesentlich bestimmt haben möge. Daher auch seine Beschränkung auf gerade sechs Rassenstile, obwohl es doch mehr Rassen gibt, die aber vielleicht von diesem Schema her nicht faßbar wären. Das müßte nicht unbedingt gegen das Schema sprechen, indem nämlich sein begrenzter Geltungsbereich eingebettet liegen könnte in den Bereich eines umfassenderen Schemas. Als Kriterium seiner „Richtigkeit" (die also für uns mit der Übereinstimmung der Ergebnisse mit denen von Clauss noch nicht gegeben ist) kann nur die unmittelbare Evi-

denz, die Einsehbarkeit also (genau wie bei Clauss) und die Brauchbarkeit für eine Orientierung im Leben gelten.

Es sind nun einige der aufgestellten Typen wirklich „Gestalten", einheitlich in allen Lebensäußerungen (Verhalten zu Mitmenschen, zur Tradition, zur Politik, in Wertsetzung und Äußerungsform, in Bereitschaft und Ablehnung) und überzeugend in der wesenhaften Verbundenheit aller dieser Züge, andere sind weniger einleuchtend, haben etwas Künstliches und mühsam Zusammengefügtes. Am ehesten gelingt die Einheitsschau bei den Typen, die dem nordischen, dem fälischen und dem ostischen Rassestil entsprechen. Das könnte in der Fremdheit und schwereren Einsehbarkeit der übrigen Rassestile für uns Deutsche (sowohl beim Forscher wie beim Leser) liegen. Aber es mahnt doch auch zur Vorsicht im Gebrauch des Innen-Außen-Schemas als konstituierendes Prinzip.

Da, wo der Verfasser praktisch mit ihm arbeitet: im dritten Teil des Buches, wo er bekannte Kunstwerke den verschiedenen Rassestilen und Typen zuweist, springt die Begrenztheit des Prinzips sofort auf. Selbst wenn man ihm gefolgt ist in der Schau der sechs Typen, muß man bei der Zuweisung der einzelnen Kunstwerke zu einem bestimmten Typ immer wieder protestieren. Einige sind Ausdrucksformen einer dieser Typen, ja, durchaus. Andere aber ganz und gar nicht, sei es, daß man sie einem anderen dieser Typen zuordnen würde, sei es, daß sie von dieser Schau her überhaupt nicht deutbar sind.

Trotz solcher Einwände und Widersprüche aber wird man dankbar sein können für ein Buch, daß die Probleme von Typ, Rasse, Wert wirklich sieht und anpackt. Die Theorien über Rassenentstehung, die der Verfasser entwickelt, zeigen ebenfalls diese Aufgeschlossenheit für die Grundfragen, sind aber noch keine Antworten. — Das Buch enthält eine Fülle von anregenden, teilweise überraschenden Einzeleinsichten. E. Pfeil.

Adolf Bach : Deutsche Volkskunde. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben. S. Hirzel, Verlag, Leipzig 1937. 530 S. 18 Kartenbeigaben. Preis geb. RM. 18.—.

Die Eigenart dieser Volkskunde beruht darin, daß keine Stoffsammlung gegeben wird — das Buch ist kein Nachschlagewerk für irgendwelches volkskundliche Material — sondern daß die Kernfragen, die gesamte Problematik der Volkskunde aufgerollt werden. Es will ausdrücklich „Probleme sehen lehren, Probleme in ihrer Rangordnung, ihrer Eigenart, ihrem wissenschaftlichen Ort und damit ihren organischen Zusammenhängen." Stoff wird überhaupt nur zur Erläuterung der Probleme herangezogen. Für den Geopolitiker ist diese Problemschau von allergrößter Wichtigkeit. Einmal, weil das Problem des Raumes hier in voller Weite erscheint und die Befruchtung der Volkskunde durch geopolitische Fragestellung und Methodik sich deutlich abhebt. Dann aber auch, weil die volkskundliche Behandlung der Landschaftsräume, wie Bach sie betreibt, zu Ergänzungen geopolitischer Erkenntnisse von geistesgeschichtlicher Seite her geführt hat, die ihrerseits wieder die Geopolitik befruchten könnten. Die Herausarbeitung innerdeutscher Kulturräume, ihre Einordnung in den gesamtdeutschen Raum, ihre Wirkung auf andere deutsche Räume durch Nah- und Fernstrahlungen, die Beständigkeit und Wandlung geistiger Räume, ist dem Verfasser auf vorbildliche Weise geglückt. Und zusammen mit der geographischen zeichnen eine soziologische und eine psychologische Betrachtungsweise wirklich wesentliche Züge von „Weltbild und Geistesart" des deutschen Menschen heraus. Man kann sicher manche Akzente anders setzen als der Verfasser, über die Rangordnung der Probleme aber wird man mit ihm einig sein. Daß Resultate erst auf einigen Teilgebieten gegeben werden, wo der Verfasser selbst geforscht hat, während auf anderen Gebieten (z. B. dem der rassischen Grundlage) nur auf Grund des Schrifttums die Fragen geordnet werden, liegt in der Anlage eines solchen Buches beschlossen.

Die genaue Einführung in den Weg der bisherigen Volkskunde (dabei die Ableitung des volkskundlichen Interesses aus der Not einer völkischen Situation) wird von den Studierenden der Volkskunde, für die das Buch (wie für die Laien) gedacht ist, dankbar empfunden werden. In den reichen Schrifttumsangaben hätten vielleicht unwichtigere und überholte Abhandlungen weggelassen werden können, um eine bessere Übersicht zu gewähren.
E. Pfeil.

KARL HAUSHOFER:
Aus den mittelasiatischen Pufferzonen

1. **Bruno Plaetschke,** Königsberg i. Pr.: **Das Bergland der Nordwestlichen Mandschurei.** Ergebnisse topographischer Erkundungen und landschaftskundlicher Untersuchungen. Justus Perthes, Gotha 1937. 101 S., 23 Abb., 1 Übersichtskarte, Ergänzungsheft Nr. 232 zu Petermanns Mitteilungen.

2. Dr. **C. L. Patijin: De Geschiedenis der Japansche Penetratie in Mantsjoerie als volkenrechtelijk Problem.** H. J. Paris, Amsterdam 1937. 221 S., 1 Karte.

3. **Ladislaus Forbath: Die neue Mongolei.** Nach Josef Geletas Tabebuch. Schützen-Verlag, Berlin 1937. 327 S., 55 Abb.

4. **F. A. Larson** (Herzog der Mongolei): **Die Mongolei und mein Leben mit den Mongolen.** Gustav Kiepenheuer, Berlin-Charlottenburg 1937. 232 S., 14 Abb. RM. 6,—.

5. **Gustav Krist: Allein durchs Verbotene Land.** L. W. Seidel & Sohn, Wien 1937. 208 S., 118 Abb., größtenteils nach Aufnahme d. Verg., 2 Karten. RM. 4,— bzw. 5,50.

6. **G. Stratil-Sauer: Mesched.** Eine Stadt baut am Vaterland Iran. Ernst Staneck Verlag, Leipzig 1937. 167 S., 18 Bilder nach Aufnahmen d. Verf., 3 Skizzen.

7. **Edgar Lajtha: Welterleben.** Menschen, Inseln, Ozeane. Rowohlt Verlag, Berlin 1937. 285 S., 71 Abb., Reiseskizze im Vorsatzpapier vorn und hinten.

8. **Sudhir Sen: Deutschland und die indische Wirtschaft.** Ferdinand Enke & Sohn, Stuttgart 1937. 103 S., 8°. Br. RM. 5.—.

9. **Department of Foreign Affairs Manchukuo Government.** General survey of Conditions in Manchukuo. Hsinking 1936. 59 S.

10. **Chinese league of Nations Union:** a) Stabilisation and Self-Reliance. Rede von Wang Ching-Wei. 1937. 8 S. — b) Far Eastern Affairs Series N° 2 China and Geneva. 6 S. — c) dies. N° 4; A New Spirit in China. (Faith in Gen. Chiang Kai-shek.)

11. Dr. **Fuad Kazak: Ostturkistan zwischen den Großmächten.** Ost-Europa-Verlag, Königsberg u. Berlin 1937. 168 S., 1 Abb., 8°. Kart. RM. 7,50.

Wertvolle Schrifttums-Angaben! Centraal Kantoor voor de Statistik van het Department van Economische Zaken.

12. **Indisch Verslag 1933 und 1936.** Landsdrukkerij, Batavia 1937 u. 1933. 452 u. 479 S. Voll wertvollster Angaben, bewundernswert vor allem wegen der relativ geringen mat. Machtmittel, mit denen das Inselreich in Ordnung gehalten wird (S. 386!).

Der große geopolitische und wehrwissenschaftliche Wert von Bruno Plaetschkes Schilderung des Berglandes der nordwestlichen Mandschurei liegt darin, daß sie — ähnlich wie Dr. Fochler-Haukes anschließende Fahrtberichte — einen wahrscheinlich für viele Jahre einzigartigen Einblick in künftig viel umstrittenes, wohl nur mehr für Anlieger (und für diese mit Vorsicht!) zugängliches ethnopolitisches Kampfgelände vermittelt.

Der geopolitische Schwerpunkt liegt deshalb im IV. Teil, und vor allem in seinen zurückhaltenden und dennoch prägungssicheren Werturteilen, wie etwa der ausgezeichneten Schilderung der Übersiedlung der transbaikalischen Kosaken „Gegner des Bolschewismus" auf „die andere Seite des Grenzflusses" in eine „absolut unrussische Landschaft" (S. 89); die ausgezeichnete Kennzeichnung der agrarpolitischen Folgen der schneearmen Winter. Dennoch heißt es: „Eine Bevölkerungsdichte von zehn Einwohnern auf den Quadratkilometer müßte hier ohne weiteres möglich sein, d. h. auch ohne besondere Maßnahmen, die eine allgemein höhere Kultur zur Voraussetzung hätten." — „Bei etwas besserer Bewirtschaftung wäre natürlich auch eine höhere Volkszahl möglich." — „Der anfallende Viehdünger wird nur als störend empfunden; wenn er sich zu sehr angesammelt hat, muß der Viehstand eben verlegt werden." Dabei wird dasselbe Feldstück nur wenige Jahre bebaut, bis ein erstes Nachlassen der Erträge zu merken ist; dann wird es vollkommen verlassen „weggeworfen", wie der Russe sich ausdrückt, und ein neues, jungfräuliches Stück des schwarzen Steppenbodens in Angriff genommen.

Das ist russischer Raubbau an der verschwenderisch über die Russen ausgeschütteten Gottesgabe Lebensraum! Unter solchen Ausblicken, nicht nur unter rein morphologischen, müssen die Tafeln 1—8 mit den Spu-

ren barbarischer Vegetations-Vernichtung gelesen werden. Die leider so knappe Schilderung der früheren Forschungen im Berglande des Amurbogens und des Verlaufes der eigenen Reise, vorzüglich in ihrer Kürze, schließt mit der betrübten Betrachtung des Entwurfs einer dem Verfasser nicht genügenden Übersichtskarte als Schmerzenskind. Immerhin ist es befriedigend, die inzwischen erschienene japanische Karte damit zusammenzuhalten und daraus erfreuliche Schlüsse auf die Divinationsgabe des mit so bescheidenen Mitteln arbeitenden deutschen Forschers zu ziehen. Dem Verlag Perthes gebührt Dank dafür, daß er wenigstens diesen Auszug aus den Forschungsergebnissen in so guter Form veröffentlicht hat. Weite Verbreitung könnte das Heft gewinnen, wenn etwa der Reichsnährstand oder die deutsche Schule sich entschlösse, es zur Unterrichtsgrundlage dafür zu wählen, wie die raumverschwendenden Völker mit Landschaften und ihren natürlichen Reichtümern umgehen, in denen bei uns das Zehnfache an Bevölkerung säße und sich eine behagliche, reiche Kulturlandschaft geschaffen hätte.

2. Dr. C. L. Patijn behandelt in seinem gediegenen Werk, das wertvolle Übersicht über das Schrifttum zur mandschurischen Frage vermittelt, leider noch nicht die neuesten deutschen Arbeiten (vgl. oben z. B.). Die ungeheure Schuldbelastung der chinesisch-russischen Geheimverhandlungen aus der Zeit des Li-Lobanow-Vertrages betrachtet er mit zuviel christlicher Milde (S. 30/31). Denn hier sitzt der Ausgangshebel aller geopolitisch so unmöglich scheinenden Vorgänge um die Mandschurei vor der Aufrichtung Manchukuos durch die Japaner, die als Erben zu ihrer Art der Vergewaltigung zwangsläufig kommen. Richtig wird das Festkrallen der Chinesen an den Boden geschaut, dabei auch mit Recht Pearl Bucs Darstellung dieser bodenhaftenden Zähigkeit „Good earth" (Gute Erde) anerkannt. Im Gegensatz dazu ist für die Japaner die Verbindung von Blut und Boden in der Mandschurei als Einwanderungsgebiet nicht im Verhältnis zu ihren Opfern und Wünschen geglückt (S. 94, 95). Für die Rohstoff-Ergänzung liegt eine Enttäuschung im geringen Eisengehalt der Erze (30—35%), S. 97; anders die rund 4800 Mill. Tonnen Kohlenvorrat.

Gut gesehen ist die völkerrechtliche Anomalie der Eisenbahnwachen im Frieden auf fremdem Boden, die Japan aus Russenerbe weiterentwickelt hat, aus denen auch die Reibung vom September 1931 hervorging. Überhaupt anerkennt Patjin durchaus über den reinen Völkerrechts-Buchstaben hinaus die Bewegungswucht, das dynamische, geopolitische Moment de facto, wenn er auch S. 209 aus seiner Auffassung de lege lata zu Widersprüchen kommen muß, die auch in den geopolitischen Bedürfnissen der Niederlande, nicht nur Genfs begründet sind. „La justice est ce qui est établi." Dieser Ausspruch Pascals ist das Leitwort. Wäre aber der status quo wirklich unangreifbar, dann säßen Adam und Eva noch im Paradies, von den Faszen Roms in London und Paris, den Goten in Rom und Ravenna ganz abgesehen, wie den Mongolen in Moskau, Peking und Delhi.

Über die äußere Mongolei — die sich eine Zeitlang politisch-wissenschaftlich so stark an Deutschland anzulehnen schien, das ihr einst einen vorbildlichen Schulatlas schenkte — können heute in Mitteleuropa nur Menschen aussagen, die Hartes darin erduldet, oft vieles oder alles darin verloren haben. Zu ihnen gehört Joseph Geleta, dessen Tagebuch von Ladislaus Forbath zuerst englisch in „The new Mongolia" auszugsweise übersetzt, dann von Hans Kaempfer flott ins Deutsche übertragen wurde. Aus Forbath-Geleta springt uns wirkliches Leben entgegen, so etwa in Schilderungen wie die des Urton-Postdienstes, über den vor 700 Jahren die Eilnachricht von Großkhan Oktais Tod in zehn Tagen zu Batu nach Mitteleuropa flog, und der nun in gewaltigem Sprung unmittelbar durch den erschließenden Kraftwagen ersetzt ist. Forbath hat eine kaum erschöpfliche Mine von Folkloristik über die erwachende Mongolei angeschlagen und zeigt nebenher, welche Kräfte in der alternden Donaumonarchie, in Cis- und Trans-Leithanien, auch zum Wirken weit über Europa hinaus, lebendig zu machen gewesen wären, wenn sie nicht in marasmus senilis bei lebendigem Leibe vertrocknet wäre. Davor hat die Mongolei ihr Zerrungsschicksal zwischen Chinesen und Russen gründlich bewahrt, und wenige werden von außen her solche Einblicke in die Vorgänge geben können, wie Joseph Geleta, der auf diese Weise ein zeitgeschichtliches Dokument von großem Wert geschaffen hat. (Schluß folgt.)

KURT ROEPKE: Bibliographie der Geopolitik

Bemerkung: Die Bibliographie verzeichnet laufend die neueste deutschsprachige Literatur zur Geopolitik mit Ausnahme der in der „Zs. f. Geopolitik" erscheinenden Aufsätze. In der Titelfassung dient das „Lit. Zbl. f. Deutschland" als Vorbild. Selbständig erschienene Arbeiten sind durch *, Aufsätze usw. durch „In:" gekennzeichnet. Ergänzungen der Titelaufnahmen durch den Verfasser stehen in ( ), wenn sie dem Objekt selbst, in [ ], wenn sie anderen Quellen entnommen sind.

1. Allgemeine Fragen

***Büchsel, H. W.: Das Volk im Staatsdenken Friedrichs des Großen.** (Diss. Breslau.) Breslau: Priebatsch 1937. 78 S. gr. 8° = Breslau-hist. Forschungen. H. 2. 3,60 RM.

***Burgdörfer, Fr.: Völker am Abgrund.** 2. verm. Aufl. München, Berlin: J. F. Lehmanns Verl. (1937). 76, 8 S. gr. 8° u. 4° = Politische Biologie. H. 1. 3,— RM. Mit 20 Abb. im Text u. e. Bilderanh. „Bevölkerungsentwicklung im abendländ. Kulturkreis mit bes. Berücks. Deutschlands" mit 43 Abb.

Busse, M.: Raumordnung und Bodenrecht. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 11. S. 438—443.

Folkers, J. U.: Grenzen und Möglichkeiten der Geopolitik im Geschichtsunterricht. In: Nationalsozialist. Bildungswesen. Jg. 2, 1937, 9. S. 514—527.

***Gädeke, Hannah: Wilhelm Heinrich Riehls Gedanken über Volk und Staat.** Berlin: Deutscher Rechtsverlag 1937. X, 95 S. 8°. Lw. 3,60 RM.

Hoffmann, R.: Neue verkehrs- und raumpolitische Entwicklungen. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 11. S. 455—461.

Kohnert, H.: Sicherung der Nationalitätenrechte — Grundlage des Zusammenlebens der Völker. In: Nation u. Staat. Jg. 10, 1937, 11/12. S. 715—721. — Referat, geh. auf d. 13. Europ. Nationalitätenkongreß in London.

Loeschebrand, H. J. von: Reichsplanung und Kartographie. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 12. S. 499—502.

(Manthe, H.): Menschen ringen um Grenzen. In: Dt. Lebensraum. Jg. 5, 1937, 9. S. 334—337. — Die Bedeutung d. Siedlung im Grenzkampf.

Markmann, F.: Die Bedeutung der Binnenhäfen für das Hinterland. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 13. S. 540—543.

Metz, Fr.: Aloys Schulte und die deutsche Landes- und Volksforschung. In: Rhein. Vjbll. Jg. 7, 1937, 2/3. S. 107—110.

XIII. Europäischer Nationalitätenkongreß. London, 14. u. 15. Juli 1937. In: Nation u. Staat. Jg. 10, 1937, 11/12. S. 803—814.

Prott, J. von: Staat und Volk in den Schriften Friedrichs des Großen. Eine staatstheoret. Studie. Berlin-Grunewald: Verl. f. Staatswissenschaften u. Geschichte 1937. 58 S. gr. 8° = International-rechtl. Abhandlungen. Abh. 33. 4,— RM; Subskr.-Pr. 3,60 RM.

***Raschhofer, H.: Nationalität als Wesen und Rechtsbegriff.** Berlin: J. Springer 1937. 45 S. 4°. 2,80 RM.

***Rieck, H.: Volkstum und Wissenschaft.** Leipzig u. Wien: Deuticke 1937. 68 S. 4° = Geisteswiss. Abhandlungen. Bd 7. 4,— RM.

Rusch, M.: Raumpolitik — Siedlungspolitik. In: Siedlung u. Wirtschaft. Jg. 19, 1937, 3/4. S. 133—139.

Ruthe, H.: Gemeinschaftsrecht und Selbstverwaltung der Volksgruppen. In: Nation u. Staat. Jg. 10, 1937, 11/12. S. 710—714. — Referat auf d. XIII. Europ. Nationalitätenkongreß in London am 15. Juli 1937.

Sakar, B. K.: Die soziologischen Wechselbeziehungen der demographischen Dichte. In: Archiv f. Bevölkerungswiss. u. Bevölkerungspolitik. Jg. 7, 1937, 4. S. 266—275.

***Schmölders, G., u. W. Vogel: Wirtschaft und Raum.** Hamburg: Hanseat. Verl.-Anst. (1937). 151 S. gr. 8° = Grundzüge d. Rechts- u. Wirtschaftswissenschaft. Reihe B. 3,80 RM; Lw. 4,80 RM.

Schultze, J. H.: Raumordnung und Erhaltung natürlicher Landschaftsteile. In: Der Naturforscher. Jg. 14, 1937, 7. S. 216—219.

***Theune, Brigitte: Volk und Nation bei Jahn, Rotteck, Welcker und Dahlmann.** Berlin: Ebering 1937. 129 S. gr. 8° = Hist. Studien. H. 319. 5,40 RM. — Zugleich Marburg, Phil. Diss.

Uebler, E.: Arbeitsstätte — Wohnung — Lebensform. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 12. S. 480—486.

***Volk und Volkstum.** Jahrbuch f. Volkskunde, in Verb. mit d. Görres-Ges. hrsg. v. G. Schreiber. Bd 3. Mit 31 Abb. München: Kösel-Pustet 1938 [Ausg. 1937]. 400 S. 4°. 7,50 RM.

2. Regionale Arbeiten

Mehrere Erdteile

Bütow, H.: Die Krone bindet das Empire. Monarchie u. Verfassung im Britischen Weltreich. In: Dt. Zeit. schr. (Kunstwart.) Jg. 50, 1937, 11/12. S. 401—408.

Eschmann, E. W.: Die Mittelmeerkrise. In: Die Tat. Jg. 29, 1937, 7. S. 433—441.

Estermann, W.: Junge Völker bauen sich neue Reiche. In: Länder u. Völker. Jg. 67, 1937, 10. S. 305—310. — Betr. Deutschland u. Italien.

***Gaupp, W.: Die Gebietshoheit über die B- und C-Mandate.** Tübingen: Mohr [in Komm.] 1937. 63 S. gr. 8°. 2,50 RM.

Ghambaschidse, D.: Das französische Kolonialreich im Orient. In: Der neue Orient. Jg. 11, 1937, 6. S. 175—179.

***Graf, O.: Imperium Britannicum.** Vom Inselstaat zum Weltreich. Leipzig: Goldmann (1937). 325 S. 8°. Lw. 7,50 RM.

***Grühl, M.: Die Wiedergeburt des Imperiums.** Entscheidungskampf im Mittelmeer? Eine geopolit. Abhandlung. Berlin: Schlieffen-Verl. (1937). 109 S. mit Kt.-Skizzen. 8°. 2,30 RM.

Heuer, H.: Grundlagen und Kräfte des britischen Imperialismus. In: Geist d. Zeit. Jg. 15, 1937, 9. S. 653 bis 665.

Hummel, H.: Meer zwischen Meeren. Die wiedererstandene Mittelmeerpolitik. In: Illustrirte Zeitung. Jg. 1937, Nr 4834. S. 718—721.

Jenny, P.: Arabiens nationaler Befreiungskampf. In: Nationale Hefte. Jg. 4, 1937, 5/6. S. 267—272.

Lewis, W.: England — Insel und Weltreich. In: Europ. Revue. Jg. 13, 1937, 9. S. 699—707.

Maull, O.: Die kritischen Stellen der gegenwärtigen Weltpolitik. Geopolit. Berichterstattung. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 19. S. 802—807.

***Monath, H.: Die Rechtslage am Suezkanal.** Kiel (Dänische Str. 15): Inst. f. internat. Recht 1937. 89 S. gr. 8° = Aus dem Institut f. internat. Recht an d. Univ. Kiel. Reihe 1, H. 23. 3,— RM.

Oehler, H.: Gibraltar, Dardanellen, Suezkanal. Die drei neuralgischen Punkte im Mittelmeer. In: Nat. Hefte. Jg. 4, 1937, 4. S. 185—194.

Pahl, W.: Frankreich, Afrika und das Mittelmeer. In: Dt. Rundschau. Jg. 63, 1937, September. S. 161 bis 171.

Salvotti, T.: Das faschistische Italien im Mittelmeer. In: Nat. Hefte. Jg. 4, 1937, 4. S. 177–184.

***Schopen, E.: Weltentscheidung im Mittelmeer.** Leipzig: Goldmann (1937). 89 S. 8° = Weltgeschehen. 2,– RM.

Schrifttum über das Rußlanddeutschtum in Übersee. In: Auslandsdt. Volksforschung. Bd 1, 1937, 3. S. 355–360.

***Schwägerl, A.: Das Auslanddeutschtum im niederländischen Kolonialbereich unter Berücksichtigung der geographischen und sozialen Verhältnisse.** Weimar: Böhlau 1937. IX, 355 S., 1 Kt. gr. 8° = Die dt. Leistung in d. Welt. Bd 2. 11,– RM; geb. 12,50 RM.

Sokol, H.: Die Empire-Konferenz. In: Militärwiss. Mittn. Jg. 68, 1937, September. S. 730–737.

Englands Sorgen um die Grundlagen seines Weltreichs von W. M. In: Deutschlands Erneuerung. Jg. 21, 1937, 10. S. 526–535.

Stubbe, W.: Der Weg zum Imperium. In: Länder u. Völker. Jg. 67, 1937, 10. S. 310–314. – Betr. Italien.

Toennies, N.: England und der fernöstliche Konflikt. In: Länder u. Völker. Jg. 67, 1937, 11. S. 347–351.

***Zischka, A.: Italien in der Welt.** Leipzig: Goldmann (1937). 331 S., 12 Bl. Abb. 8°. 6,–; Lw. 7,50 RM.

Deutschland (deutsches Sprachgebiet)

Aubin, H.: Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung. In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung. Jg. 1, 1937, 1. S. 37–70; 2. S. 309–331; 3. S. 562 bis 602.

***Banniza von Bazan, H.: Das deutsche Blut im deutschen Raum.** Berlin: Metzner 1937. 98 S. 8° = Schriftenreihe d. Wissenschaftl. Ges. f. Personenstands- u. Sippenwesen. Bd 2. Kart. 2,80 RM. – Sippenkundl. Grundzüge d. dt. Bevölkerungswandels in d. Neuzeit.

Bobek, H.: Um die deutsche Volksgrenze in den Alpen. In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung. Jg. 1, 1937, 3. S. 734–748. – Mit 1 Textkarte.

***Das politische Deutschland;** der Schicksalsweg des deutschen Volkes in Funden, Urkunden u. Schriften aus 3 Jahrtausenden. Königsberg ‹Pr.› 1937: (Ostdt. Verl.-Anst. u. Druckerei [zu beziehen: Staats- u. Universitätsbibl.]). 127 S. kl. 8°. 1,– RM. – Landesdienststelle Ostpreußen d. Reichsstelle zur Förderung dt. Schrifttums ... Buchausstellung vom 21. April bis zum 9. Mai 1937.

Dörr, H.: Die Westmark in der Reichsplanung. In: Die Westmark. Jg. 4, 1937, 11. S. 531–535.

Endriss, G.: Der Hotzenwald. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 13. S. 534–540.

***Fochler-Hauke, G.: Deutscher Volksboden und deutsches Volkstum in der Tschechoslowakei.** Heidelberg-Berlin: Vowinckel 1937. 324 S. 8° = Bücher der Grenzlande. Bd. 2. Lw. 7,50 RM. — Eine geogr.-geopolitit. Zusammenschau.

Frank, F.: Volk ohne Lebensraum. In: Der Türmer. Jg. 1937, September. S. 493–496.

Franqué, W. v.: Die Entfaltung Luxemburgischer Eigenart aus gesamtdeutscher Schau. In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung. Jg. 1, 1937, 3. S. 525 bis 537.

Frick: Deutsche Volkstumspolitik. In: Der Schleswig-Holsteiner. Jg. 18, 1937, 9. S. 161–163. – Die Rede d. Reichsinnenministers in Stuttgart.

***Gabrysch, F.: Die räumliche Entwicklung der Städte Beuthen, Hindenburg und Gleiwitz.** Berlin: Volk u. Reich Verl. 1937. 96 S. mit Pl., 1 Kt. gr. 8° = Zur Wirtschaftsgeographie d. dt. Ostens. Bd 14. 4,– RM.

***Graefe, A.: Grenzland Sachsen.** Ein Vorposten im dt. Schicksalskampf. Mit 181 Bildern, 13 Kt. u. Skizzen. 3. erg. Aufl. Dresden: Limpert 1937. 96 S. 4°. 1,60 RM.

Graika, W.: Die Bevölkerungsentwicklung im deutschen Osten. In: Zs. d. Vereins f. Geschichte Schlesiens. Bd 71, 1937. S. 389–393.

Heidt, H.: Vom gesamtdeutschen Bewußtsein zur volksdeutschen Haltung. In: Die Westmark. Jg. 4, 1937, 12. S. 586–591.

Hellwig, Fr.: Die Saarliteratur Frankreichs und des übrigen Auslandes von 1914–1935. In: Abh. zur Saarpfälz. Landes- u. Volksforschung. Bd 1, 1937. S. 187–233.

Helms, A.: Ostpreußen vor polnischen Augen. In: Volk u. Reich. Jg. 13, 1937, 10. S. 693–698.

Herrmann, W.: Das Notstandsgebiet der linksrheinischen Bergländer. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 13. S. 527–532.

Hoffmann, H.: Der deutsche Raum und die deutsche Eisenhüttenindustrie. In: Dt. Zs. f. Wirtschaftskunde. Jg. 2, 1937, 2. S. 156–171.

***Horst, W.: Studien über die Zusammenhänge zwischen Bevölkerungsbewegung und Industrieentwicklung im niederrheinisch-westfälischen Industriegebiet.** Essen: Essener Verl.Anst. 1937. 142 S. gr. 8° = Schriften d. volkswirtschaftl. Vereinigung im rhein.-westf. Industriegebiet. N. F. Sonderreihe. H. 2. 3,– RM.

Jarmer, E.: Die Aufgaben der Reichsstelle für Raumordnung. In: Verkehrstechn. Woche. Jg. 31, 1937, 28. S. 333–337.

Kaiser, E.: Thüringen als geographischer Raum. In: Das Thüringer Fähnlein. Jg. 6, 1937, 9. S. 462–467.

Klose, K.-H.: Polens Volkstumsarbeit in Schlesien. In: Volk im Osten. Jg. 4, 1937, 33/34. S. 1130–1137.

Kreisig, W.: Deutscher Pflug schafft Raum und Leben. In: Polit. Erziehung. Jg. 1937, 9. S. 246–251.

Kuske, B.: Die wirtschaftliche und soziale Verflechtung zwischen Deutschland und den Niederlanden bis zum 18. Jahrhundert. In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung. Jg. 1, 1937, 3. S. 669–714.

***Langen, G.: Deutscher Raum, deutsche Heimat.** Grundlagen dt. Lebensraumes. Düsseldorf: Schaffnit-Verl. [1937]. 36 S., 2 Bl. Abb. 8°. –,75 RM.

(Meiching): Umvolkung und gesamtdeutsches Geschichtsbewußtsein. In: Archiv f. Bevölkerungswiss. u. Bevölkerungspolitik. Jg. 7, 1937, 4. S. 302–304. – Bericht über d. Tagung d. „Arbeitsstelle f. auslanddt. Volksforschung Stuttgart", 11.–13. 8. 1937. – Vgl. auch: Geograph. Anz. Jg. 38, 1937, 19. S. 449–450.

Meyer, F.: Raumforschung in den Notstandsgebieten. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 13. S. 523–527.

Meyer, K.: Volk, Staat und Raum. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 11. S. 429–438.

Mitzka, W.: Die Sammlung des Wortschatzes in den Grenzgebieten des deutschen Sprachraumes. In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung. Jg. 1, 1937, 3. S. 749–761.

Muhs, H.: Die Raumordnung in der nationalsozialistischen Staatspolitik. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 13. S. 517–523.

Niemeyer, R.: Frankfurt a. d. Oder und seine Aufgabe im Rahmen ostdeutscher Landesplanung. In: Raum-

forschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 11. S. 444 bis 449.

***Nordmann, R. A. H.: Neulandbildung am Frischen Haff im letzten Halbjahrtausend.** Danzig: Kafemann 1937. 108 S. gr. 8°. 5,– RM.

Pinette, K.: Österreich und Großdeutschland. In: Der Türmer. Jg. 1937, November. S. 94–104.

Reche, W.: Grenzland Schlesien. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 16. S. 675–681.

Schäfer, W.: Die Besiedlung des westfälischen Raumes. In: Heimat u. Reich. Jg. 18, 1937, 8. S. 291–294.

Schmidt, M., u. W. Neumann: Eine Karte der steirischen Sprachgrenze. In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung. Jg. 1, 1937, 3. S. 720–733.

Schmitz, W.: Ödland in der Reichs- und Landesplanung. In: Der Forschungsdienst. Bd 3, 1937, 9. S. 431–435.

Schönberg, M.: Volk und Arbeit. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 12. S. 475–480.

***Schultze, J. H.: Deutsche Siedlung. Raumordnung u. Siedlungswesen im Reich u. in den Kolonien.** Stuttgart: Enke 1937. 158 S. gr. 8°. 6,20; Lw. 7,80 RM.

Schwarz, E.: Deutschtum und Slawentum im oberschlesisch-ostmährischen Raum in sprachlicher und geschichtlicher Entwicklung. In: Deutsche Zeitschrift. Jg. 50 d. Kunstwart, 1937, 9/10. S. 321–331.

Siewert, C.: Raum und Recht als deutsches Schicksal. In: Deutschlands Erneuerung. Jg. 21, 1937, 10. S. 543–546.

Silbermann, Chr.: Der Kampf des deutschen Volkes um seinen Lebensraum. In: Der Volksschulwart. Jg. 25, 1937, 9. S. 393–420.

Silesius: Das oberschlesische Problem. In: Volk im Osten. Jg. 4, 1937, 33/34. S. 1158–1164.

Völkel, R.: Der Odenwald. Eine Landschaftsskizze aus dem rhein-mainischen Raum. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 20. S. 817–838.

Wichmann, G.: Verkehrslage und Landwirtschaft im deutschen Ostraum. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 12. S. 493–499.

Wirz, W.: Vom Ursprung der schweizerischen Volksstaatlichkeit. In: Nationale Hefte. Jg. 4, 1937, 5/6. S. 254–264.

Wunderlich, F.: Die Neulandgewinnung in Norddeutschland. In: De Goede Hoop. (Weimar 1937.) S. 102 bis 124.

Übriges Europa

(Ballerstedt, K.): Raumforschung im polnischen Osten. In: Osteuropa. Jg. 12, 1937, 11/12. S. 754–756.

Benecke, J.: Der Osten unter germanischer Herrschaft. Forschungsergebnisse aus d. vier frühgeschichtl. Jahrtausenden. In: Volk u. Reich. Jg. 13, 1937, 9. S. 581 bis 595. – Ein anschauliches Bild v. d. Frühgeschichte des mitteleurop. Ostraumes.

Bosse, H.: Aus der Geschichte des baltischen und litauischen Deutschtums. In: Volk im Osten. Jg. 4, 1937, 33/34. S. 1125–1130.

Burkardt, A.: Zur Volksbiologie des ungarländischen Deutschtums in der Nachkriegszeit. In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung. Jg. 1, 1937, 3. S. 624 bis 652. – Mit 1 Textabb. u. 1 Karte.

Cramer, K.: Zur Bevölkerungsstatistik des Wolgadeutschtums. In: Auslandsdt. Volksforschung. Bd 1, 1937, 3. S. 297–305.

Das Deutschtum mit ungarischen Augen gesehen von F. B[asch]. In: Neue Heimatbll. Vjschr. z. Erforschung d. Deutschtums in Ungarn. Jg. 2, 1937, 3/4. S. 279 bis 283.

Heimburg, W. von: Gärungen im Südosten. In: Länder u. Völker. Jg. 67, 1937, 9. S. 273–276.

(Hilberath, L.): Regionalismus und Raumforschung in England. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 12. S. 504–505.

Janeff, J.: Südosteuropa – ein Schicksalsraum. In: Volk im Werden. Jg. 5, 1937, 9. S. 467–473.

Der Kampf um Spanien, geopolitisch gesehen. In: Die Schule im Volk. Jg. 1, 1937, 1. S. 14–18.

Karasek-Langer, A.: Die deutsche Volkskundeforschung im heutigen Ungarn. In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung. Jg. 1, 1937, 2. S. 287 bis 308. – Entwicklung u. Aufgaben.

Knieriem, Fr.: Ostpreußen und der Ostseeraum. In: Geograph. Anz. Jg. 38, 1937, 19. S. 449.

Leers, J. von: Das Volkstumsproblem in Europa. In: Nat.soz. Erziehung. Jg. 6, 1937, 40. S. 467–468.

Lehmann, E.: Volkskunde und Volksgrenze. Unter besond. Berücks. d. deutsch-tschech. Grenzverhältnisse. In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung. Jg. 1, 1937, 3. S. 538–561.

***Mangold, E. K. B.: Frankreich und der Rassengedanke.** Eine polit. Kernfrage Europas. München, Berlin: J. F. Lehmanns Verl. 1937. 152 S. gr. 8°. 3,60; Lw. 4,80 RM.

***Manig, Marianne: Die Volksdichte Rumäniens.** (Diss. Frankfurt.) Würzburg: Triltsch 1937. 64 S. 8°. 2,50 RM.

(Morré, F.): Der Ostseeraum. In: Osteuropa. Jg. 12, 1937, 11/12. S. 752–754.

Morré, F.: Polens Streben im Ostseeraum. In: Osteuropa. Jg. 13, 1937, 1. S. 1–12.

Nationalismus in Kasachstan. In: Osteuropa. Jg. 12, 1937, 11/12. S. 702–714. – Ein Beitrag zur Nationalitätenfrage u. Nationalitätenpolitik in d. Sowjetunion.

Orend, M.: Deutsche Volkskundearbeit in Siebenbürgen. In: Auslandsdt. Volksforschung. Bd 1, 1937, 3. S. 318–320.

Papenhusen, Fr.: Die Heimathäfen der britischen Kriegsflotte. In: Geograph. Zs. Jg. 43, 1937, 10. S. 361–373.

***Paul, G.: Rasse und Staat im Nordostraum.** (Erw. Vortrag.) Mit 15 Ktn. München: Lehmann (1937). 45 S. 8°. 1,80 RM.

***Pleyer, K.: Die Kräfte des Grenzkampfes in Ostmitteleuropa.** Hamburg: Hanseat. Verl.Anst. (1937). 42 S. 8° = Schriften d. Reichsinst. f. Geschichte d. neuen Deutschlands. 1,50 RM.

Püllmann, A.: Die baltische Bühne. In: Länder u. Völker. Jg. 67, 1937, 11. S. 355–359.

Raumforschung und politische Soziologie in Rumänien von Dr. L. H. In: Raumforschung u. Raumordnung. Jg. 1, 1937, 12. S. 505–506.

Roß, Fr.: Der politische Umbau der polnischen Westgebiete. In: Volk u. Reich. Jg. 13, 1937, 9. S. 596–605.

Rost, J.: Die Tschechen und Slowaken im Ausland. In: Volk u. Reich. Jg. 13, 1937, 9. S. 625–632.

Schott, W.: Politisches Weltbild und Geschichtswissenschaft der Tschechen. In: Volk im Werden. Jg. 5, 1937, 10. S. 502–519.

Supan, W.: Die Adriafrage. In: Jb. 1937 d. Konsularakademie Wien. S. 62–72.

***Tempeanu, V.: Die geopolitische Lage Rumäniens und Deutschlands.** Bucureşti: Imprimeria nationale 1937. 21 S. 4°. 1,– RM. – Vortrag, geh. im Rahmen d. „Dt. Gesellschaft" München.

(Theil, K. H.): Die deutsche Volksgruppe in Rumänien. In: Volk u. Reich. Jg. 13, 1937, 9. S. 650–652.

Wagner, P.: Die Tschechoslowakei. Eine polit.-geograph. Skizze. In: Die höhere Schule. Jg. 15, 1937, 8. S. 178–191.

***Walter, E.: Das Baltikum in Zahlen.** Estland. Lettland. Litauen. Memelgebiet. Mit e. Vorw. v. Th. Oberländer. Königsberg ‹Pr.›: Inst. f. osteurop. Wirtschaft 1937. XIV, 64 S., 1 Kt. 8°. 1,50 RM.

***Winkler, E.: Die Tschechoslowakei im Spiegel der Statistik.** Karlsbad: Frank 1937. 89 S. mit Ktn u. Fig.; 1 Kte 21×30 cm. 3,50 RM. – D. Lage d. Sudetendeutschen im Vergleich zu d. anderen Nationalitäten in d. Tschechoslowakei.

***Zapp, M.: Portugal als autoritärer Staat.** Mit 5 Kt. u. 15 Bildern. Berlin: Deutscher Verlag f. Politik u. Wirtschaft 1937. 88 S. gr. 8°. 2,60 RM.

Asien

Amann, G.: China von heute. In: Neue Jbb. f. dt. Wissenschaft. Jg. 13, 1937, 4. S. 343–354.

Siams Aufstieg. In: Länder u. Völker. Jg. 67, 1937, 11. S. 360.

Betz, H.: Der Streit um Nordchina als Ausgangspunkt der chinesisch-japanischen Auseinandersetzung. In: Zs. f. Politik. Bd 27, 1937, 9. S. 492–515.

(Goltz, R.): Das Schicksal Palästinas. In: Europ. Revue. Jg. 13, 1937, 9. S. 748–751.

Hagen, H.: Die Frage des Judenstaates. In: Volk im Werden. Jg. 5, 1937, 9. S. 456–466.

Krainz, O.: Vorderasiatische Gruppierung. In: Länder u. Völker. Jg. 67, 1937, 11. S. 351–354.

Manthe, H.: Ringen um Macht und Raum. Stiller Ozean – Fernost! In: Wehrfront. Jg. 4, 1937, 18. S. 481–484.

Newel, J.: Die Weißrussen in der Mandschurei. In: Ostasiat. Rdsch. Jg. 18, 1937, 20. S. 542–544.

Ostwald, F.: Zum Ostasien-Konflikt. In: Der Türmer. Jg. 1937, Oktober. S. 2–9.

Penzel, H.: Fernostkrieg und panasiatische Bewegung. In: Die Tat. Jg. 29, 1937, 6. S. 361–371.

Schenke, W.: Geschichte im Fernen Osten. Einflußsphären im Fernen Osten; zu den Auseinandersetzungen. In: Wille u. Macht. Jg. 5, 1937, 15. S. 15–21; 18. S. 14–21; 19. S. 15–20.

***Schenke, W.: Kampfplatz Ostasien.** Politik u. Soldaten an d. Ufern d. Gelben Meeres. Berlin: O. Stollberg (1937). 112 S. mit Abb. 8° = Bücherei Länder u. Völker. Bd 1. 2,50 RM. – Vgl. auch in: Länder u. Völker. Jg. 67, 1937, 11. S. 339–342.

Stoye, J.: Japans ostasiatische Schälungspolitik. In: Illustrirte Zeitung (Leipzig). Jg. 1937, Nr 4826. S. 442–445.

***Tornau, U.: Menschen und Weltreiche.** Bevölkerungspolit. Ringen am Stillen Ozean. (Mit 6 Kt. im Text u. 1 graph. Darst.) Berlin: Verl. d. Dt. Ärzteschaft (1937). 216 S. 8°. 3,45 RM; geb. 4,35 RM.

Afrika

Gley, W.: Bevölkerungs- und Siedlungsfragen. Das Wachstum d. Bevölkerung in d. Südafrikan. Union. In: Zs. f. Erdkunde. Jg. 5, 1937, 20. S. 851–854.

***Karstedt, O.: Englands afrikanisches Imperium.** Berlin: O. Stollberg (1937). 523 S. mit Kt., 10 Taf. 8° = Der weiße Kampf um Afrika. Bd 1. Lw. 15,– RM.

Pfalz, R.: Libyen in der Politik Italiens. In: Dt. Kolonial-Zeitung. Jg. 49, 1937, 10. S. 298–300.

Wangenheim, H. U. Frhr. von: Geopolitischer Gestaltwandel in Afrika. In: Dt. Kolonial-Zeitung. Jg. 49, 1937, 9. S. 271–272.

Welsch, O.: Befriedung und Aufbau in Äthiopien. In: Zs. f. Politik. Bd 27, 1937, 9. S. 535–542.

Amerika

Bauer Ose, K.: Aufgabe und Stand der deutschen Volksforschung in Chile. In: Auslandsdt. Volksforschung. Bd 1, 1937, 3. S. 320–322.

***Katholisches Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Amerika.** Ein Querschnitt. Bearb. v. G. Timpe. Freiburg: Herder 1937. XII, 247 S. mit Abb. gr. 8° = Volksdeutsche Quellen u. Darstellungen. Bd 4. 4,80 RM; Lw. 6,– RM.

***Engert, J.: Wohin geht Amerika?** Paderborn: Schöningh; Wien: Fürlinger; Zürich: Götschmann 1937. 79 S. 8°. 1,50 RM.

Königk, G.: Das Deutschtum in Brasilien. Ein Schrifttumsbericht. In: Auslandsdt. Volksforschung. Bd 1, 1937, 3. S. 311–318.

Kuder, M.: Neuere Arbeiten über das Deutschtum in Brasilien. In: Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung. Jg. 1, 1937, 3. S. 762–768.

***Ross, C.: Der Balkan Amerikas.** Mit Kind und Kegel durch Mexiko zum Panamakanal. Mit 82 Abb. u. 2 Kt. Leipzig: F. A. Brockhaus 1937. 274 S. 8°. 4,85 RM; Lw. 6,– RM.

Sapper, K.: Der mittelamerikanisch-westindische Raum als Musterbeispiel tropischer Akklimatisation von Europäern und als Versuchsfeld deutscher Ansiedlung. In: Koloniale Rdsch. Jg. 28, 1937, 5. S. 313–330.

Thompson, W. S.: Die Bevölkerungsbewegung in den Vereinigten Staaten. In: Weltwirtschaftl. Archiv. Bd 46, 1937, 2. S. 367–408.

Berichtigung

Durch ein Versehen sind leider in Roepke, „Bibliographie der Geopolitik" (Heft 10, S. 865 bis 866) die Titel von „Der deutsche Lebensraum" (S. 865, Zeile 18 von unten, rechts) bis „Witt: Wirtschaftsstruktur in Pommern" an die falsche Stelle gesetzt worden. Sie gehören an den Schluß der folgenden Abteilung: „Deutschland" (S. 866).

Diesem Heft liegen 12 Prospekte bei, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

Adressen-Müller, Dresden, für sein Adressenmaterial; Bibliographisches Institut, Leipzig, für seine Werbeschrift über den im Erscheinen begriffenen „Atlas des Deutschen Lebensraumes in Mitteleuropa"; Blut und Boden Verlag, Goslar, für seine Verlagswerke; Goldmann Verlag, Leipzig, für seine Verlagswerke; Grote Verlag, Berlin, für seine Neuerscheinungen: Oncken „Die Sicherheit Indiens"; Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, für ihre Bücher; Insel-Verlag, Leipzig, für seine Bücher; Langen-Müller, München, für seine Bücher; Schneider Verlag, Reichenau i. Sa., für seine Schriftenreihe „Völker und Staaten"; Telefunkenplatte GmbH., Berlin-Tempelhof, für seine Schallplatten; Volk und Reich Verlag, Berlin, für seine Verlagswerke; „Zähringer Hof" E. Haas, Freiburg, für seine „Schwarzwälder Edelbranntweine".

Welt-Rundfunk

STÄNDIGE BEILAGE ZUR ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

Schriftleitung: Dr. Kurt Wagenführ, Berlin

1937 Dezember Nr. 6

OSKAR CZEIJA:
Rundfunk in Österreich

Der Generaldirektor und Verwaltungsrat der Österr. Radioverkehrs-A.-G., der auch der Gründer der RAVAG ist, stellt uns eine eingehende Darlegung der Rundfunkverhältnisse seines Landes zur Verfügung.

Österreich ist ein altes Rundfunkland. Die Bestrebungen, einen österreichischen Rundfunkdienst zu schaffen, gehen bereits auf das Jahr 1919 zurück. Damals kamen die ersten Nachrichten aus Amerika, die von der Einführung des Rundfunks berichteten. Allerdings wurden diese Mitteilungen in vielen Kreisen mit reichlicher Skepsis aufgenommen; es bedurfte daher langer Vorbereitungen, um einen österreichischen Rundspruchdienst zu schaffen. Erst im Februar 1924 wurde die Konzession an die neugegründete „Österreichische Radioverkehrs-A.-G." („Ravag") erteilt und mit dem 1. Oktober 1924 begann die Ravag ihre Sendungen.

Bis zu einem gewissen Grade wurden die Einrichtungen des britischen Rundfunks als Muster genommen. Die Ravag ist eine Aktiengesellschaft, an der staatliche Institutionen ebenso wie die Bundeshauptstadt Wien maßgebend beteiligt sind. Durch diese Zusammensetzung der Verwaltung können die wichtigsten Behörden und Körperschaften Einfluß auf die Ausgestaltung und Führung des Rundfunks nehmen, ebenso wie die Programmbildung durch die Teilnahme von Vertretern des Unterrichtsministeriums und durch ständige Verhandlungen mit den behördlichen Institutionen die Fühlung mit den maßgebenden Kreisen niemals verliert. Der gesamte Betrieb des Rundfunks liegt in der Hand der Gesellschaft, und zwar sowohl der Bau und Betrieb der Funkhäuser wie der gesamten Sendeanlagen; nur die Drahtverbindungen zwischen den Sendern werden durch die Telegraphenbehörde besorgt, die hiefür entschädigt wird. Aber auch die Verstärkereinrichtungen auf diesen Linien mußten von der Rundfunkgesellschaft beigestellt werden. Es sind also sehr hohe Beträge, die der österreichische Rundfunk aufzubringen hat, um so mehr, als die staatsfinanzielle Lage Österreichs dazu geführt hat, daß die österreichische Rundfunkgesellschaft erhebliche Steuerlasten zu tragen hat. Trotzdem

wurde von allem Anfang an dafür gesorgt, eine möglichst geringe Belastung der Hörerschaft zu erwirken. Die Teilnehmergebühren betragen S 24.— für das Jahr, zahlbar in monatlichen Raten von S 2.—, wozu noch ein Betrag von S 2.94 pro Jahr hinzukommt, der aus einer Anerkennungsgebühr für die Postbehörde, einem Kunstförderungsbeitrag für das Unterrichtsministerium und einem Krisensteuerzuschlag besteht. Der österreichische Rundfunk war also von Anfang an auf sich selbst gestellt und mußte alle Mittel allein aufbringen, um seinen gesamten Betrieb, einschließlich der Sendeanlagen, aus eigenem aufzubauen.

Vorerst stand allerdings nur ein verhältnismäßig schwacher Sender, der im Kriegsministerium auf dem Stubenring aufgestellt war, zur Verfügung. Trotzdem nahm die Zahl der Hörer rasch zu; Ende Oktober 1924 gab es schon 30 000 Hörer, deren Zahl im Jänner 1925 bereits 100 000 überschritt. Heute hat die Ravag bereits über 612 000 Teilnehmer erreicht.

Bei der Beurteilung des österreichischen Rundfunks und seines Werdeganges muß vor allem auf die ganz eigenartige geographische Lage des Staates Rücksicht genommen werden, die für die Verbreitung des Rundfunks äußerst ungünstig ist und besondere Maßnahmen erforderte. Österreich zieht sich 550 km langgestreckt von Osten nach Westen hin, während die schmalste Stelle in der Nord—Südrichtung — in Tirol — kaum 40 km beträgt. Nur der östliche Teil ist verhältnismäßig flach und daher dichter besiedelt, während die übrigen Teile des Landes vor allem durch die Kette der Alpen beherrscht werden, die nicht nur ein ungemein reichgegliedertes Relief ergeben, sondern auch eine dichtere Besiedlung verhindern. Besonders maßgebend ist aber auch die Tatsache, daß die Hauptstadt Österreichs, Wien, die nahezu ein Drittel der Gesamtbevölkerung zählt, ganz östlich gelegen ist, und zwar kaum 40 km von der tschechoslowakischen Grenze entfernt. Schon aus rein wirtschaftlichen Gründen mußte daher der Hauptsender in Wien aufgestellt werden, um einen Großteil der Hörer zu erreichen. Daß sich dies für die westlichen Gebiete Österreichs als ungünstig erwies, liegt auf der Hand und so mußte die Ravag daran gehen, mit bedeutenden Kosten ein Netz von Rundfunksendern zu errichten. Da dieser technische Ausbau mit der Legung des österreichischen Fernkabelnetzes zusammenfiel, war es möglich, die Verbindungen zwischen der Wiener Zentrale und allen anderen Sendern durch die Kernvierer der Fernkabelleitungen herzustellen und auf diese Weise eine hochwertige Rundfunkversorgung des ganzen Landes zu sichern.

Der österreichische Rundfunk verfügt über folgende mittlere und kurze Wellenlängen, deren Verteilung aus nachstehender Aufstellung ersichtlich ist:

3 Hauptwellen:

506,8 m Wien-Bisamberg (100 kW)
338,6 m Gleichwellenbetrieb Radio-Graz (15 kW) und Radio-Linz (15 kW)
231,8 m Gleichwellenbetrieb Radio-Klagenfurt (5 kW) und Radio-Vorarlberg (5 kW)

1 Derogationswelle:
578 m Radio-Innsbruck (1 kW)

1 Gemeinschaftswelle:
222,6 m Radio-Salzburg (2 kW)

2 Kurzwellen:
25,42 m und 49,4 m Kurzwellensender OER2-Rosenhügel (1,5 kW)

Diese Zusammenstellung zeigt, daß der österreichische Sendebetrieb mit manchen Erschwerungen zu kämpfen hat. Die geringe Anzahl von Hauptwellen hat dazu geführt, daß mehrere Sender die gleiche Welle benützen müssen, was naturgemäß eine gewisse Einschränkung der Reichweite mit sich bringt und außerdem den Zwang auferlegt, das Programm dieser Sender völlig gleichzuhalten. Der Betrieb des Innsbrucker Senders auf der Derogationswelle bedingt eine Einschränkung der Sendeenergie auf 1 kW und die Anwendung einer Richtantenne, um den Schiffsverkehr im Mittelländischen Meer nicht zu stören. Salzburg ist überhaupt nur auf eine internationale Gemeinschaftswelle gesetzt, so daß die Reichweite dieses Senders, besonders während der Dunkelheit, nur sehr gering sein kann. Aber selbst der Großsender Bisamberg mußte mit einer Richtantenne ausgerüstet werden, um seine Reichweite nach Westen zu verstärken, da er aus den erwähnten geographischen Gründen nahe der Ostgrenze Österreichs liegt.

Die Entwicklung des österreichischen Senderdienstes ist einstweilen so weit gediehen, daß der Bisambergsender das Gebiet Wien, Niederösterreich und Burgenland bestreicht, während alle anderen Bundesländer über eigene Senderanlagen verfügen. Trotz dieses für ein kleines Land verhältnismäßig großzügigen Senderdienstes gibt es immer noch Gebiete, die nicht einwandfrei versorgt werden können, so daß vielleicht noch mehrere kleinere Zwischensender errichtet werden müssen.

Aber auch die Entwicklung des Drahtfunks wird mit Aufmerksamkeit verfolgt. Vorläufig bestehen in Österreich nur zwei kleine Drahtfunkzentralen, und zwar in Gmunden und in Vöcklabruck. In beiden Fällen handelt es sich um ein eigenes Drahtnetz, dessen Teilnehmer ausschließlich das österreichische Programm erhalten.

Der überragende Einfluß, den die geographische Gestaltung des Landes und die Verteilung der Bevölkerung auf die Entwicklung des österreichischen Rundfunks genommen haben, ist auch aus der Statistik der Rundfunkteilnehmer zu ersehen, die aus umstehender Tabelle entnommen werden kann.

Wie diese Zusammenstellung erkennen läßt, hat Wien bereits einen sehr hohen Teilnehmerstand erreicht und stellt mit Niederösterreich zusammen mehr als die Hälfte der Rundfunkhörerschaft dar. Am kleinsten ist die Rundfunkhörerdichte des Burgenlandes, was wohl in erster Linie damit zusammenhängt, daß die Wohn-

Land	Einwohnerzahl	Angemeldete Rundfunkhörer	Hörerdichte etwa
Wien	1860308	289582	15,6 %
Niederösterreich .	1514252	114012	7,5 %
Burgenland	298491	8203	0,28 %
Oberösterreich	906590	58495	6,4 %
Salzburg	248211	19282	7,7 %
Tirol .	351174	24398	6,9 %
Vorarlberg	157370	11576	7,4 %
Steiermark	1018920	66939	6,6 %
Kärnten	407371	19655	4,8 %
Totale	6762687	612142	9,5 %

kultur und Elektrizitätsversorgung dieses Gebietes noch nicht so hoch entwickelt sind wie die der übrigen Bundesländer. Die Tabelle zeigt aber auch, daß in den Alpenländern noch auf einen großen Hörerzuwachs zu rechnen ist. Das Interesse für den Rundfunk selbst ist überall vorhanden, doch müssen Mittel und Wege gefunden werden, um der Hörerschaft gute Rundfunkgeräte zu erschwinglichen Bedingungen zur Verfügung stellen zu können. Die Lebensbedingungen der Bergbauern sind sehr hart und gestatten nicht jenen Wohlstand, der im Flachlande häufig zu finden ist, was den Ankauf von Rundfunkgeräten sehr erschwert.

Alle diese Verhältnisse haben naturgemäß auch auf die Programmgestaltung weitgehenden Einfluß ausgeübt, die sich in Österreich besonderen Problemen gegenübergestellt sieht. Daß im Vordergrund aller Sendungen der Dienst am gesamten Volke steht, braucht wohl nicht erst betont zu werden; der Rundfunk ist eines der wichtigsten Mittel, um die Verbindung zwischen Staatsführung und Bevölkerung herzustellen. Dies läßt sich aber nur dann erreichen, wenn eine geschlossene und willige Rundfunkhörerschaft geschaffen wird und schon aus diesem Grunde müssen alle Mittel eingesetzt werden, um auch jene Teile dem Rundfunk einzugliedern, die bisher noch nicht erreicht werden konnten. Hier muß eine Programmgestaltung eingreifen, die nicht nur dem geschilderten Ziele dient, sondern auch alle Lebensfragen des Volkes erörtert und dem natürlichen Bedürfnis nach Unterhaltung und Entspannung Rechnung trägt. Sehr vereinfacht wäre diese Aufgabe, wenn ein Doppelprogramm gegeben werden könnte, was jedoch, wie bereits erwähnt wurde, sowohl aus technischen als auch aus finanziellen Gründen vorläufig nicht möglich ist. So müssen Mittel und Wege gefunden werden, um den Bedürfnissen der Großstadt ebenso Rechnung zu tragen, wie den Anforderungen des flachen Landes. Hiezu kommt noch, daß der österreichische Rundfunk eine große künstlerische und kulturelle Tradition zu wahren hat. Alle diese Richtungen können nur auf dem Wege des Kompromisses und des klugen Abwägens in einem einzigen Programme befriedigt werden.

Die Hauptsendungen werden von Wien aus bestritten, denn diese Großstadt verfügt zweifellos über die größten wissenschaftlichen und künstlerischen Mittel; aber auch den Bundesländern mußte ein gebührender Platz im Gesamtprogramm gesichert werden. Aus diesem Grunde verfügen die Sender in den Bundesländern, die in der Hauptsache das Wiener Programm übertragen, auch über kleinere Eigenprogramme, die in erster Linie lokale Bedeutung haben. Außerdem ist die Programmleitung bestrebt, die Bundesländer auch soweit als möglich im Gesamtprogramme zu Worte kommen zu lassen. In einer bestimmten Reihenfolge werden Abendsendungen, abwechselnd aus jedem Bundesland, auf sämtliche Sender übertragen. Konzertstunden, die von den Künstlern in den Hauptstädten der Bundesländer bestritten werden, sind regelmäßig im Programm vertreten und außerdem wird durch volkstümliche Hörberichte und durch Veranstaltung von Volksfesten und Volksliederwettsingen dafür gesorgt, daß Volksbrauch und Volkstum ständig zu Worte kommen.

Ergänzt werden diese Bestrebungen durch die Pflege eines alten Kulturlebens, das besonders auf dem Gebiete der Musik internationalen Ruf besitzt. Diese Bestrebungen haben große Erfolge aufzuweisen. Das Musikleben Wiens, ebenso wie das literarische Schaffen Österreichs werden durch den Programmdienst der Ravag günstig beeinflußt, die den schaffenden und ausübenden Künstlern große Beträge zur Verfügung stellt. Das Musikprogramm des österreichischen Rundfunks findet aber auch im Ausland große Beachtung. Die österreichischen Sendungen sind im Weltrundfunk sehr häufig zu hören; mitunter, besonders zur Zeit der Salzburger Festspiele, steht das österreichische Programm geradezu im Mittelpunkt zahlreicher ausländischer Sendungen. Dies ist nicht nur für die Kulturgeltung Österreichs von hoher Bedeutung, sondern hat auch für den Fremdenverkehr segensreiche Erfolge gezeitigt.

Die sich daraus ergebenden Verpflichtungen, die Güte der Rundfunkdarbietungen, ebenso wie die Reichweite der Sendungen ständig zu steigern, haben dazu geführt, daß der österreichische Rundfunk im vergangenen Jahre ein neues Funkhaus in Wien in Bau genommen hat, das zu den modernsten Anlagen dieser Art zählen wird. Der Betrieb dürfte im März 1938 aufgenommen werden. Ferner ist erst vor kurzem die Verstärkung des Kurzwellensenders beschlossen worden, und zwar wird eine moderne Großanlage von 50 kW Energie in der Nähe Wiens errichtet werden, so daß die österreichischen Rundfunksendungen auf kurzen Wellen auch in entfernteren Teilen Europas und Übersee gehört werden können.

Die Inangriffnahme dieser großzügigen Arbeiten ist ein Beweis dafür, daß der österreichische Rundfunk in voller Entwicklung steht und sicherlich noch an Bedeutung gewinnen wird.

Anmerkung der Schriftleitung: Arbeitsunterlagen vermitteln in erster Linie die Jahresberichte der RAVAG.

HANS-JOACHIM WEINBRENNER:
Grenzenloser Rundfunk

In Zusammenhang mit der nachfolgenden außenpolitischen Rundfunkbetrachtung, die uns der stellvertretende Leiter der Abteilung Rundfunk im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, Regierungsrat Weinbrenner, zur Verfügung stellt, verweisen wir auf den in Heft 4 veröffentlichten Beitrag von Dr. Kurt von Boeckmann über den deutschen Rundfunk und die Völkerverständigung.

Die Bedeutung der Erfindung Rundfunk ist in ihrer Wirksamkeit auf das Leben der Völker nur zu vergleichen mit den Erfindungen der Buchdruckerkunst und der Eisenbahn als erstes großzügiges Verkehrsmittel. Diese Vergleiche sind nicht zufällig gewählt. Die Tat Gutenbergs schuf die Voraussetzung dafür, daß ein reger Austausch gewonnener Erkenntnisse und damit überhaupt ein Austausch geistiger Güter im großen Stil von Landschaft zu Landschaft und von Volk zu Volk stattfinden konnte. Wenn Gutenberg durch seine Erfindung die Verbreitungsmöglichkeit geistiger Produktion im größeren bisher nicht gekannten Umfange ermöglichte, so ließen Stephenson und Watt andererseits mit der Erfindung der Eisenbahn die Länder, Völker und Staaten näher einander zusammenrücken und schufen damit die Grundlage für einen regen Personenverkehr und Güteraustausch. Somit lernte sich nunmehr ein wesentlicher Teil der Völker nicht nur durch die im Schrifttum des anderen Volkes festgehaltene Anschauungswelt kennen, sondern man konnte im größeren Umfang selbst die Länder, Völker und Staaten in Augenschein nehmen und war imstande, außerdem durch seine Persönlichkeit dabei gleichzeitig sein Land, dessen Sitten und Gebräuche, zu vertreten. Zusammenfassend kann man sagen: Der Buchdruck befreite von Vereinzelung und Nebeneinander im geistigen Leben, die Eisenbahn weitete den Blick und ließ die einzelnen durch die Summe der größeren als bisher gewonnenen persönlichen Erfahrungen reifen.

Buchdruck und Eisenbahn sind die Entwicklungsträger vergangener Jahrhunderte, während in unserem Jahrhundert der Rundfunk als eine neue Weltmacht zu bezeichnen ist. Historisch gesehen ist eine gerade Entwicklungslinie der bei flüchtiger Betrachtung innerlich nicht verwandt zu sein scheinenden genannten Ausdrucksmittel der Jahrhunderte zu erkennen. Buchdruck, Schrifttum, Presse sprengte die Vereinzelung im Geistigen und führte die Geistigen der Völker zusammen. Eisenbahn und damit die Verkehrsentwicklung im allgemeinen sprengte im gewissen Sinne die Grenzen, rückte die Völker näher aneinander und machte sie zu den Beherrschern des gesamten Erdballs. Tatsachen, die für die Betrachtungsgrundlage des geistigen Lebens von ausschlaggebender Wichtigkeit sind.

Die Erfindung des Rundfunks und des Fernsehens ist in unserem Jahrhundert der Sieg der geistigen Beherrschung des Raumes in einer gegebenen Zeiteinheit.

Vom Geistigen gesehen, umfaßt, übertrifft und setzt zugleich die Erfindung des Rundfunks die Erfindungen Buchdruck und Eisenbahn fort. Die Verbreitung gei-

stiger Güter nämlich ist nicht an die Auflagenhöhe eines Buches gebunden, sondern findet ihre Begrenzung in der Anzahl der Rundfunkhörenden. Da aber der Rundfunk bei allen Kulturvölkern ein Allgemeingut zu werden beginnt, ist eine Begrenzung praktisch kaum gegeben. Die durch die Erfindung der Verkehrsmittel gewährleistete Möglichkeit der in Augenscheinnahme fremder Länder und Völker, deren Gebräuche und Sitten, wird durch den Rundfunk bei weitem übertroffen. Von wesentlicher Bedeutung ist dabei die Tatsache, daß gewonnene Eindrücke nicht im Ablauf einer längeren Zeit einzelnen oder Gruppen aus dem Volke vermittelt werden, sondern daß der Rundfunk, bedingt durch seine Struktur, eine Gleichzeitigkeit bei allen Empfangenden voraussetzt. Somit ist auch die Bedeutung des Rundfunks als politisches Machtmittel in der Hand der Regierungen begründet.

Geistige Bewegungen konnten früher lediglich durch Schrifttum und durch persönliche Rede gefördert werden. Das bedingte einen großartigen Versand von Büchern, Zeitungen, Flugblättern usw. oder eine sorgfältige Organisation von Rednern, die in das eigene Land gesandt wurden, oder die im Ausland für irgendeinen guten Zweck werben sollten. Infolge der Beschränkung der Mittel war es niemals möglich, eine derartig schlagartige Aktion einzusetzen, die tatsächlich alle, die mit einer Propaganda erreicht werden sollten, auch binnen weniger Tage oder Stunden erfaßte.

Gut vorbereitete politische Sendungen des Rundfunks können eine derartige mentale Strömung erzielen, die eine Gemeinschaft, ein Volk oder auch Völkergruppen zu einem einheitlichen bewußten Handeln zwingen.

Innenpolitisch gesehen, wirkt sich die Grenzenlosigkeit und Gleichzeitigkeit des Rundfunks so aus, daß etwa in einem Land wie Deutschland die geistige Verbindung zwischen Führung und Gefolgschaft wieder hergestellt werden konnte. Herzöge und Stammesfürsten haben, wenn sie wirkliche politische Führer waren, die ihnen unterstellten Männer zumeist im Thing oder anderen Versammlungen mit ihrer Stimme erreicht. Es war also die Gewähr dafür gegeben, daß die Persönlichkeit des Führenden mit seinem suggestiven Persönlichkeitswert für die Geführten wirksam wurde. Bei der Bildung von großen Reichen ging infolge der großen Anzahl der Geführten und auch der allzu weiten Entfernungen diese Verbindung zwischen Führer und Geführten verloren. Der Wille einer Führerpersönlichkeit konnte also nicht mehr unmittelbar auf alle Geführten in einer Zeiteinheit wirksam werden. Wenn es sich um große und einschneidende Unternehmungen für ein Volk handelte, erfuhren die einzelnen durch dritten, vierten oder fünften Mund von dem Vorhaben ihres Führers. Damit war nicht mehr die Gewähr dafür gegeben, daß eine im Denken und Handeln auch tatsächlich in jeder Beziehung gleichmäßig ausgerichtete Gefolgschaft hinter dem Führenden stand.

Der Rundfunk hat diese Mängel wieder ausgeglichen. Wenn heute in Deutschland oder in einem anderen Land ein Volks- oder Gemeinschaftsempfang abgehalten

wird, so wird auch der letzte Volksgenosse erfaßt, der dadurch, daß er durch den Mund seines Führers unterrichtet wird über das, was zu tun ist, wieder engen Anteil hat am politischen Leben seines Volkes und damit — und darauf kommt es an — das Bewußtsein in sich trägt, ein wichtiges und wesentliches Einzelglied des Ganzen zu sein.

Der Rundfunk ist noch so jung, daß seine Entwicklung bei weitem noch nicht als abgeschlossen anzusehen ist. Insbesondere die Rundfunkbeziehungen der Länder untereinander beginnen erst in den letzten Jahren Bedeutung zu gewinnen. Ein internationales Korrespondenten-System, über das die Presse verfügt, ist beim Rundfunk noch nicht vorhanden. Aber die internationalen Großveranstaltungen des Rundfunks zeigen bereits, von welcher Wirksamkeit die Grenzenlosigkeit und Gleichzeitigkeit des Rundfunks sein kann und sein wird. Wir erinnern uns nur an die drei Ringsendungen, die auf deutsche Initiative mit Hilfe des Weltrundfunkvereins durchgeführt wurden:

Neujahr 1935/36 „Die Neujahrsgrüße an die Welt",
Oktober 1935 „Jugend singt über die Grenzen",
Juli 1936 olympische Ringsendung „Ich rufe die Jugend der Welt".
Die drei Weltsendungen:
Herbst 1936 interkontinentales Konzert aus USA.,
Februar 1937 interkontinentales Konzert aus Argentinien,
Oktober 1937 interkontinentales Konzert aus Java.

Diese sechs Veranstaltungen, insbesondere die drei Ringsendungen, hinterließen bei allen europäischen und außereuropäischen Teilnehmern einen nachhaltigen Eindruck. Es wurde den meisten beim Hören dieser Sendungen bewußt, daß wir nunmehr in eine Epoche treten, in der der einzelne, der die Neuaufnahme von geistigen Gütern auf Grund einer Erlebnisvermittlung sucht, nicht mehr lediglich an das gebunden ist, was ihm sein Wohnort oder sein Land oder — wenn er über die notwendigen Mittel verfügt — auch die Länder geistig zu bieten vermögen, die er besuchen kann. Auch den Wohlhabenden sind durch die Schwierigkeiten, die trotz Einsatzes aller modernen Verkehrsmittel bei Überwindung räumlicher Strekken entstehen, gewisse Grenzen gesetzt, in dem, was ihr Aufnahmevermögen aufzunehmen sucht. Hier beginnt die große Aufgabe des Rundfunks. So begrüße ich außerordentlich ein in diesem Jahre bei der Lausanner Tagung des Weltrundfunkvereins gehaltenes Referat des Intendanten Dr. v. Boeckmann, der den Vorschlag macht, den internationalen Austausch der Programme nicht nur auf das Gebiet der Musik, des Sports, der politischen Ereignisse und der nationalen Feste zu beschränken. Es wird vorgeschlagen, einen Austausch von Rundfunksprechern dergestalt vorzunehmen, daß ein systematisches Bereisen fremder Länder stattfindet mit dem Ziel, für die Heimatsender Sendungen zu veranstalten, die von

den Sitten und Gebräuchen und der Landschaft des Gastlandes ein eindringliches Bild geben. Es soll daher nicht nur geschildert werden, wie es ein Erzähler tun würde, sondern das Mikrofon soll mitten in das Leben eines Volkes hineingestellt werden, so daß der zu Hause am Lautsprecher Sitzende den Atem und den Pulsschlag einer fremden Nation zu spüren bekommt. Wenn der Weltrundfunkverein sich dieser gestellten Aufgaben in besonderem Maße annimmt, so zeigt er damit, daß er die dem Rundfunk innewohnenden Kräfte klar erkennt und folgerichtig die weitere Entwicklung steuert.

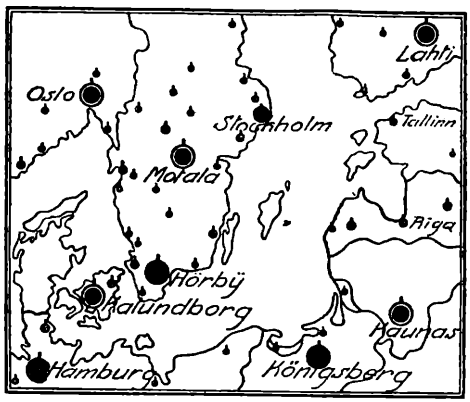
Nach diesen Ausführungen wird es nicht verwundern, wenn wir feststellen, daß in heutiger Zeit Kulturabkommen, die zwischen zwei Staaten getroffen werden, ihre sofortige und unmittelbare Einwirkung auf dem Gebiete des Rundfunks haben. Der Rundfunk wird somit auch bei weiterer Entwicklung noch einmal zu einem wesentlichen Faktor der Diplomatie werden. Einer der größten Triumphe menschlicher Erfindungen ist es, daß wir ein geistiges Einwirkungsmittel in dem fast in allen Staaten als politischen und kulturellen Faktor anerkannten Rundfunk haben, dessen Wirksamkeit nicht beschränkt ist auf zwei oder mehrere gegebene feste Punkte untereinander, so wie es etwa bei der Drahttelefonie oder bei dem Drahtfunk der Fall ist, sondern daß wir uns eines grenzenlosen Rundfunks bedienen können, der, in der Entwicklungslinie Buchdruck und Eisenbahn nicht gebunden an politische oder geopolitische Grenzen, die Grundlagen für ein geistiges Sichverstehen sowie eine persönliche Anteilnahme im Leben der Völker untereinander bietet.

Die Erfahrungen der deutschen Kulturwoche in Paris 1937, während der der französische Rundfunk an jedem Abend mit einem großen Teil seiner Sender Übertragungen vorgenommen hat und somit ganz Frankreich an den in Paris dargebotenen deutschen Kulturgütern hat teilnehmen lassen, haben gezeigt, daß der Rundfunk als wesentliches Mittel dazu beigetragen hat, zwei Nationen, die im Weltkrieg gegeneinander standen, fester im gemeinsamen Verstehen und gemeinsamer Achtung zu verbinden. Zu einer ähnlichen noch vertiefteren Gemeinschaftsarbeit fanden sich der deutsche und italienische Rundfunk anläßlich des Ducebesuches in Deutschland zusammen: zwei Länder stimmten ihre Gesamtprogramme auf dieses politische Ereignis ab, dessen einzelne Etappen durch wertvollste musikalische Darbietungen — große Teile der Programme bestanden aus Austauschsendungen — verbunden wurden.

Uns allen, die wir an der weiteren Ausgestaltung des Rundfunks mitarbeiten, wird es größte Aufgabe und vornehmste Pflicht sein, das Ausdrucksmittel des 20. Jahrhunderts, den grenzenlosen, aber nationalpolitischen Rundfunk, entsprechend den ihm innewohnenden Kräften so weiter auszubauen, daß er die Kulturnationen fester zusammenschließt zu gemeinsamem Wohlstand und friedlicher Anerkennung untereinander.

Neuer Zentralsender im Ostseeraum

Schweden als Rundfunk-Großmacht



Rundfunksender im Ostseeraum 1937.
● Mittelwellen ◉ Langwellen

Im Rundfunkraum der Ostsee ist eine nicht unwichtige Veränderung eingetreten, die wir an einer Karte verdeutlichen. Schweden, eines der ältesten Rundfunkländer, verfügt über ein hervorragend ausgebautes Netz von Rundfunksendern. 31 Stationen sind über das ganze Land verteilt, bei einer Bevölkerungszahl von etwas mehr als 6 Millionen Menschen eine außerordentlich große Zahl selbständiger Sender. Die weitaus meisten dieser Stationen sind allerdings außerordentlich klein; 26 haben eine Stärke von nur 0,2 bis 2 kW, zu denen 3 mittlere Sender von je 10 kW Leistung kommen. Von diesen liegt einer in Sundswall in der nördlichen Landeshälfte, einer in Göteborg im Südwesten des Landes am Sund, der dritte in Hörby fast an der Südspitze Schwedens. Der bisher einzige stärkere Rundfunksender im Mittelwellengebiet war der Sender der Hauptstadt Stockholm, der mit 55 kW arbeitete.

Die große Stimme Schwedens im Äther führte bisher der Langwellensender Motala, der mitten im Land, etwa im südlichen Drittel des langgestreckten Gebietes liegt. Motala wird nicht nur in allen an die Ostsee grenzenden Ländern und Gebieten ausgezeichnet empfangen, sondern ist eigentlich für ganz Deutschland die auch kulturell beachtliche Stimme Schwedens gewesen.

Mit der Inbetriebnahme eines neuen Senders wird Schweden nun auch auf dem Rundfunkgebiet eine „Großmacht"; denn es kann nunmehr auch in den Mittelwellen einen Sender von 100 kW Leistung einsetzen. An Stelle der bisherigen kleinen Station in Hörby ist von der Telefunken-Gesellschaft ein moderner 100-kW-Sender errichtet worden, dessen Anlage zur Zeit im Versuchsbetrieb läuft und zu gegebener Zeit von der Leitung des schwedischen Rundfunks voll eingesetzt werden wird. Die Lage in dem südlichen Landesteil Schonen setzt den neuen Großsender fast genau in die Mitte des Ostseeraums, so daß er ebenso wie der nördlich davon liegende Langwellensender Motala rings herum mit einem guten Empfang rechnen kann. Es ergibt sich dabei das interessante Bild, daß gerade der Ostseeraum funktechnisch bisher von einer Gruppe von verhältnismäßig starken

Langwellensendern beherrscht wurde. Motala in Schweden als Mittelpunkt war rings in einem Umkreis von rund 500 km von 4 Langwellensendern umgeben, die für Nordeuropa den Rundfunk-Fernempfang bestimmten: Lahti in Finnland (200 kW), Kaunas in Litauen (100 kW), Kalundborg in Dänemark (60 kW) und Oslo in Norwegen (60 kW). Dazu kann auch der Deutschlandsender in Königswusterhausen mit seinen 60 bzw. 150 kW Leistung einbezogen werden, dem wenigstens in dem südlichen Teil der nordischen Länder gleichfalls ein guter Empfang sicher ist.

War also der Ostseeraum bisher im wesentlichen von der Langwelle beherrscht, so tritt jetzt mit dem neuen schwedischen Sender in Hörby zum erstenmal eine starke Mittelwellenstation auch aus den skandinavischen Ländern auf. Die Entfernung von Hörby nach den beiden gleichstarken deutschen Sendern Hamburg und Königsberg beträgt etwa je 300 km. Die nahschwundfreie Zone des neuen Senders, die durch eine entsprechende Antennenkonstruktion im Sinne unserer deutschen Erfahrungen möglichst erweitert worden ist, wird also dafür sorgen, daß Hörby nicht nur in den dicht bevölkerten Teilen des südlichen Schwedens, sondern auch in allen die Ostsee umschließenden Gebieten von Dänemark über Norddeutschland bis zu den Baltischen Staaten schon mit der Bodenwelle lautstark einfällt. Die Gefahr einer Überlagerung mit den beiden je 9 kHz entfernten Nachbarn ist dabei nicht zu befürchten, denn sowohl Turin (Italien) wie Nyiregyhaza (Ungarn) liegen räumlich so weit entfernt, daß ihre geringe Stärke von 7 bzw. 6 kW gegenüber den 100 kW des neuen Senders keine Rolle spielen wird; dies um so weniger, als auch der bisherige schwache 10-kW-Sender in Hörby von den beiden Nachbarn kaum gestört worden ist.

In ihren politischen und kulturellen Auswirkungen können heute Großsender nicht mehr allein unter dem Blickwinkel rein innerpolitischer Arbeit betrachtet werden. Wir müssen stets den Strahlungsbereich und die mögliche Beeinflussungszone einbeziehen, die solche Sender umfassen. Gewiß, der Wirkungsbereich eines Senders — besonders der Kurzwellenstationen — ist praktisch ohne Grenzen, bei Mittel- und Langwellensendern wird man jedoch eine bestimmte Einengung vornehmen müssen, die sich auf Räume bezieht, deren Größe von den verschiedensten Faktoren abhängig ist (Reichweite bei Tag und Nacht, Abhängigkeit von der Sendestärke, Bodengestalt und -zusammensetzung, auch von der Rundfunkerschlossenheit der erfaßten Staaten usw.).

Die rundfunkpolitische Aufteilung des Ostseeraumes gliedert sich in drei Gruppen:

Dänemark, Norwegen, Schweden und Finnland, die auch seit langem zu einer regelmäßig tagenden Rundfunkarbeitsgemeinschaft zusammentreten;

Estland, Lettland und Litauen, die gleichfalls eine Arbeitsgemeinschaft haben;

Deutschland.

(Das gleichfalls angrenzende Polen folgt wirkungsmäßig erst in weiterem Abstande; Sowjetrußland muß aus dieser Betrachtung vollständig ausschalten, da es als einzigen Rundfunkbeitrag die sattsam bekannten politischen Agitationssendungen in den verschiedensten Sprachen liefert, die nicht unter den Gesichtspunkt einer völkerverbindenden Rundfunkarbeit gerechnet werden können . . .)

Die obengenannten Gruppierungen von Rundfunkländern gewinnen insofern an Bedeutung, als die Arbeitsgemeinschaften auch gemeinsame Beschlüsse über Austauschsendungen fassen. In dieser Beziehung stehen — hinsichtlich der mitteleuropäischen Länder — Dänemark und Litauen an zwei „Eingangstoren"; sie öffnen für gemeinsame Kabelübertragungen (einmal von Kopenhagen über Oslo und Stockholm nach Helsingfors, zum anderen über Kowno und Riga nach Tallinn) gewissermaßen die Pforten für die Sendungen. Das gibt ihren Stimmen ohne Zweifel ein gewisses Gewicht und ihrer Haltung eine erhöhte Verantwortung. Finnland befindet sich bisweilen in einer Art Schlüsselstellung.

Rein zahlenmäßig stellt sich die Auswirkung des Großsenders im Ostseeraum etwa folgendermaßen dar:

Deutschland .	8 595 121	Hörer
Dänemark	689 389	
Norwegen .	272 720	
Schweden .	1 041 737	
Finnland	208 358	
Estland	42 397	
Lettland	103 372	
Litauen .	39 840	
(Polen	. 747 703	„)
	11 740 637	Hörer

In drei Gruppen eingeteilt:

Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland	2 212 204	Hörer
Estland, Lettland, Litauen	185 609	
Deutschland	8 595 121	
(Polen	747 703	)

Allein aus diesen Zahlen, die naturgemäß nur bedingt ein Bild ergeben, erkennt man den möglichen Erfassungsbereich des neuen Senders. Es muß erwähnt werden, daß in den vier skandinavischen Staaten weit intensiver gehört wird als vergleichsweise in den baltischen Staaten; das hat neben psychologischen Gegebenheiten seinen Grund nicht zuletzt in den außerordentlich stark entwickelten Studienzirkeln und Hörgruppen in allen skandinavischen Ländern.

(Eine eingehende Untersuchung des Ostsee-Rundfunkraumes bleibt einer späteren Veröffentlichung vorbehalten.)

KURT VON STUTTERHEIM:

England und sein Rundfunk

Der Verfasser unseres Artikels, der seit fast 15 Jahren als deutscher Zeitungsvertreter in London lebt, ist der Autor des vor kurzem erschienenen Buches „England heute und morgen", das eine ausgezeichnete Schilderung des politischen, geistigen, sozialen und gesellschaftlichen Lebens des Inselreiches gibt.

Obwohl der Engländer ein guter und gewissenhafter Arbeiter ist, sträubt er sich gegen Überarbeit und Überstunden. Er gibt dem Beruf nicht mehr als ihm zusteht. Hat er seine Werkzeuge beiseitegelegt oder den Schlüssel seiner Bürotür umgedreht, so will er nichts mehr von seinen Tagessorgen wissen. Die Freizeit bildet somit einen ungemein wichtigen Teil des englischen Lebens. Die Frage ist, wie sie verwertet wird. Auszuscheiden sind organisierte Freizeitbeschäftigungen, die dem Geist des individualistischen Engländers widersprechen. So bleibt, sofern das Tageslicht es erlaubt, der Besuch des Sportplatzes. Hierzu aber kommt die Gärtnerei. Sowie sein Einkommen ihm dies gestattet, kauft der Durchschnittsengländer sich Haus und Garten, in welch letzterem er sich der Blumenzucht widmet.

Ungern verläßt der Engländer dieses häusliche Paradies. England hat keine Cafés, während seine Wirtshäuser Stehbierhallen sind, in denen nur im Vorübergehen ein Glas Bier oder Whisky getrunken wird. Das Kino zwar zieht Millionen in seinen Bannkreis. Dagegen ist das Theater trotz großer Fortschritte auf diesem Gebiet nach wie vor auf verhältnismäßig kleine Kreise beschränkt.

Infolgedessen hat der Rundfunk ein reiches Betätigungsfeld. Er erlaubt das Zuhausebleiben, die Benutzung des Lehnstuhls und die Erwärmung durch das jedem Engländer heilige Kaminfeuer. Da der Engländer von Natur aus schweigsam ist, liebt er es nicht, sich die Zeit mit Konversation zu vertreiben. Auch die Zeitung spielt in den Abendstunden des Engländers eine geringe Rolle. Denn die große Presse des Landes beschränkt sich auf eine einmalige Morgenausgabe, während die Nachmittags- und Abendblätter, durchweg Boulevard-Blätter, auf dem Heimweg gelesen und zu Hause höchstens überflogen werden. Die in die abendliche Zeitungslektüre vertiefte deutsche Familie besitzt in England kein Gegenstück.

So haben Generationen von Engländern langweilige Abende verbracht, die dieses Volk zu Meistern in der Erduldung der Langeweile machten. Hier schlug die Erfindung des Rundfunks wie eine Bombe ein. Er enthielt alles, was zu seiner Popularität nötig war, indem er billig war, die häusliche Bequemlichkeit gewährleistete und keine geistigen Anstrengungen erforderte. Er war sogar imstande, lästige oder uninteressante Beschäftigungen zu beleben. In den Vorstädten Englands wird heute unter dem Donner von Rundfunkdarbietungen rasiert, gebadet, gekocht, gewaschen und Staub gewischt. Denn die Engländerin betrachtet ihre häuslichen Pflichten als die schlimmste Strafe des Sündenfalls.

Ein gewisser Teil der englischen Rundfunkbegeisterung ist somit auf die Lust am Lärm zurückzuführen. Wichtiger natürlich aber ist der Rundfunk dort, wo er als Selbstzweck betrachtet wird. Was muß nun die B. B. C. (British Broadcasting Corporation) bieten, um ihre Hörer zu fesseln? Obwohl die Erhebungen unter den 8 Millionen britischen Rundfunkhörern kein unzweideutiges Bild geben, so ist doch anzunehmen, daß politische Nachrichten — bedingt durch den Wegfall zuverlässiger Abendblätter — sowie Sportberichte, einschließlich der Kommentierung großer Sportereignisse, die meisten Hörer an den Apparat bringen. Hierzu kommt als Londoner Spezialität der sonnabendliche Programmpunkt: In town tonight. Diese Darbietung besteht in Interviews zwischen Angestellten der B. B. C. und Londoner Persönlichkeiten, angefangen von der Blumenfrau des Piccadilly Circus, einem Tätowierer, einem Hafenarbeiter bis zu in- und ausländischen Berühmtheiten.

In den Rest der dem Rundfunk gewidmeten Zeit teilen sich leichte Musik, humoristische Darbietungen und Sprachstunden. Dagegen spielen Vorträge in England eine geringere Rolle als bei uns, wofür wieder Predigten einen verhältnismäßig breiten Raum einnehmen. Der Rundfunk ist Englands wandelnde Glocke. Für ein ernstes und ständig wachsendes Publikum sind schließlich die prachtvollen Konzerte des B. B. C.-Orchesters, des führenden Orchesters Englands, bestimmt. Gleichfalls in der Zunahme begriffen ist die Versorgung der Krankenhäuser mit Rundfunkapparaten.

Allgemein gesprochen erklärt die große Beliebtheit, deren der Rundfunk sich in England erfreut, sich nicht zuletzt aus seiner Knappheit. Der Engländer, ein Feind aller Weitschweifigkeit, liebt es sein Wissen in Tablettenform zu erhalten. Dies gilt vor allem für die Politik. Der Engländer ist kein Politiker im Sinne einer dauernden Beschäftigung mit politischen Problemen. Sein politisches Interesse ist ein ad hoc-Interesse, das von Zeit zu Zeit durch ein besonderes Ereignis wie die Parlamentswahlen oder eine außenpolitische Krise geweckt wird. In Normalzeiten begnügt sich der Engländer mit dem unkommentierten Rohmaterial der Tagesereignisse. So, wie der Rundfunkansager es ihm in seinen gedrängten politischen Berichten vorsetzt.

Eine Würdigung des englischen Rundfunkwesens wäre aber unvollständig, würde sie an der Bedeutung vorübergehen, die der Rundfunk für das flache Land besitzt. Die englische Landbevölkerung ist in zwei scharf voneinander zu unterscheidende Teile zu zerlegen: die eigentlichen Bauern und Landwirte und die ungeheure Zahl der Städter, die mit oder ohne Berufaufgabe das Land zu ihrem Wohnsitz machen. Hier wie dort ist der Rundfunk zu einem Mittel geworden, das Landleben anziehender zu gestalten und hierdurch — sofern die landwirtschaftlich tätige Bevölkerung in Betracht kommt — die Landflucht aufzuhalten.

Dient der englische Rundfunk somit als Brücke zwischen Stadt und Land, so ist seine Wirkung noch bedeutsamer als Verbindungsmittel zwischen den

britischen Inseln und dem Empire. Das englische Weltreich ist ein eigen- und einzigartiges Gebilde, indem es nicht nur — nach klassischem Vorbild — aus Mutterland und Tochterkolonien besteht. Wichtiger und origineller ist die Staatsform, die England für sein Verhältnis zu seinen großen Dominien geschaffen hat. Denn diese sind keine Kolonien, sondern so gut wie selbständige Republiken, deren Reichstreue letzten Endes von ihrer Reichsfreudigkeit abhängt. Die Hauptaufgabe der englischen Dominialpolitik besteht deshalb darin, den Dominien den Reichsverbleib schmackhaft zu machen, wie durch wirtschaftliche, finanzielle und militärische Vorteile. Zu diesen materiellen Bindungen kommen die geistigen.

Hiermit aber wird der Rundfunk zu einem politischen Machtfaktor ersten Ranges. Indem er es den Dominien gestattet, an dem Wohl und Wehe des Mutterlandes unmittelbaren Anteil zu nehmen, besorgt er die für England so ungemein wichtige Aufgabe der moralischen Koordinierung der Reichsteile. Am Rundfunk verabschiedete sich Eduard VIII. von seinen Untertanen aller Zonen, die einige Monate später auf die gleiche Weise dem dramatischen Schauspiel der Krönung Georgs VI. folgen konnten. Und auch bei weniger historischen Anlässen findet ein reger Gedanken- und Gefühlsaustausch zwischen den englischen Ministern und den Völkern der Dominien statt, deren Minister ihrerseits mit Hilfe des Rundfunks mit dem englischen Mutterlande sprechen.

So webt der Rundfunk gemeinsam mit der englischen Sprache, dem Königtum und der Demokratie an dem großen Netz der britischen Welt. Er stärkt das Zusammengehörigkeitsgefühl dieser über den ganzen Erdball verstreuten Völkerfamilie, fördert die Gemeinsamkeit ihrer politischen, religiösen und menschlichen Ideale und gibt hiermit einem locker gefügten Staatswesen eine immer wieder überraschende moralische Festigkeit.

Anmerkung der Schriftleitung: Das englische Rundfunkschrifttum ist sehr umfangreich; wesentliche Arbeitsunterlage sind die B.B.C.-Jahrbücher.

BLICK IN DIE RUNDFUNKWELT

I. Europäischer Rundfunk

Deutsches Reich Hörerzahl am 1. Oktober: 8412848, am 1. November: 8595121. — Am 28. November nahm der Reichssender Stuttgart die neue Sendestelle Karlsruhe in Betrieb, die bereits bestehende Besprechungsstelle wird damit durch moderne Anlagen abgelöst. — Die „Tonmeisterschule des Deutschen Rundfunks" (Leitung: Dr. Reinhold Merten) wird von Frankfurt a. M. nach Dresden verlegt. — Der Präsident der Reichsrundfunkkammer hat an die drei Professoren Geissler, Graef und Roedemeyer den Auftrag erteilt, ein mehrbändiges Werk „Deutsche Aussprache" herauszugeben, das in erster Linie für den Rundfunk verbindlich sein soll. — Als nächstes Ziel wurde für den Rundfunk aufgestellt: 5 Millionen neuer Hörer, störungsfreier Empfang von mindestens zwei Sendern (Orts- und Deutschlandsender) mit einfachstem Gerät an allen Orten des Deutschen Reiches, wenn nötig soll die Rundfunkerschließung durch hochfrequenten Drahtfunk stattfinden. — Die Fernsehsender Brocken und Feldberg (Taunus) sind im Rohbau fertig, sie werden im Frühjahr 1938 den Betrieb aufnehmen können. Im Zusammen-

hang damit wird geplant, die Fernsehprogramme auch auf dem Drahtfunkwege, zum Teil unter Einsatz von normalen Fernsprechleitungen, zu verbreiten, um den Kreis der Teilnehmer über den Rahmen der drahtlosen Sendung hinaus zu erweitern. Man wird zunächst mit dem Erfassen von rund 16 Millionen Einwohnern rechnen können.

Österreich Hörerzahl am 1. September: 607347, am 1. Oktober: 612000. — Für das kommende Jahr sind durch Verordnung des Bundesministers für Handel und Verkehr die Rundfunkgebühren um 20 % erhöht worden, das heißt, von monatlich 1 Schilling auf 1,20 Schilling für einen privaten Empfänger und um 60 Groschen monatlich für eine öffentliche Empfangsanlage. Begründet wird diese Erhöhung mit den Mehrkosten für das Ausbauprogramm, das in erster Linie 7 Millionen Schilling für das Rundfunkhaus und 1,6 Millionen Schilling für den neuen Kurzwellensender vorsieht, wozu 1 Million für Modernisierung der Verstärkeranlagen beim Fernkabelnetz, Entstörung und andere technische Anlagen kommen. (In den letzten 12 Jahren hat die RAVAG 126673000 Schilling eingenommen, hiervon gingen 8,54 Millionen als Sonderabgaben, ferner an Steuern und sonstigen Abgaben noch einmal 37,9 Millionen = 32,1 % an den Staat. Investierungen betrugen 20 Millionen = 16,9 %, Betriebskosten 12,6 Millionen = 10,7 %, Honorar und Tantiemen 21,7 Millionen = 18,4 %, Personalaufwand 16,5 Millionen = 13,9 %, Programmspesen 4,5 Millionen = 4 % und Verwaltungskosten 4,5 Millionen = 4 %). — Der neue Kurzwellensender wird 30 km südlich von Wien errichtet werden, eine Stärke von 50 kW haben und auf den Wellen 49,4 und 25,42 m arbeiten. Es wird ein neues Sendehaus errichtet, vorgesehen sind zunächst eine Rundstrahlantenne, später weitere vier Richtstrahler; die Bauzeit beträgt etwa $1^1/_2$ Jahre. Zur Zeit arbeitet ein 1,5 kW-Kurzwellensender, zum Teil werden österreichische Programme auf Grund von Verträgen auch über ausländische Kurzwellensender verbreitet.

Belgien Hörerzahl am 1. September: 976343, am 1. Oktober: 985346. — Im Jahre 1937 hatte das Institut National de Radiodiffusion 32,5 Mill. Franken zur Verfügung, 1938 wird der Betrag 45 Mill. Franken ausmachen.

Bulgarien Hörerzahl am 1. September: 29000.

Dänemark Hörerzahl am 1. September: 687236, am 1. Oktober: 689389. — Die diesjährige Rundfunkausstellung zeigte eine Rekordzahl von 60000 Besuchern.

Danzig Hörerzahl am 1. September: 33762, am 1. Oktober: 33922.

Spanien Die Katalonische Verwaltung hat — nach einer Meldung der UIR.-Berichte — einen Kredit von 3 Mill. Peseten für den Bau eines 100-kW-Senders vorgesehen; es wird bemerkt, daß dieser Sender kein Reklameprogramm verbreiten darf.

Estland Es wird eine Übersicht der Hörerentwicklung veröffentlicht: Februar 37300, März 40095, April 41436, Mai 42404, Juni 43016, Juli 43183, August 42431, September 41839 und Oktober 42397. — Am 1. Juli hatten 615 Schulen mit 28000 Schülern Empfangsgeräte.

Finnland Hörerzahl am 1. September: 203965, am 1. Oktober: 208358. — Der Sender Vasa ist auf 10 kW verstärkt worden, ein neuer Zwischensender ist für Jyväskylä geplant. — Es sind zur Zeit 2348 Schulen mit 159058 Schülern mit Empfangsgeräten versehen; Finnland hat den Schulfunk erst 1934 eingeführt, 2700 Lehrer stellten damals ihren Privatempfänger zur Verfügung, neuerdings hat sich der Staat bereit erklärt, zwei Drittel der Anschaffungskosten für neue Schulempfangsanlagen zu tragen.

Frankreich Hörrerzahl am 1. August: 3970000, am 1. September: 3995010, am 1. Oktober: 4018992. — Mit dem 1. Oktober ist der Generalinspektor der Post Périn mit dem Titel eines Chefs der Generalinspektion der Post an die Spitze der organisatorischen Zusammenfassung der einzelnen Verwaltungsabteilungen des Rundfunks im Postministerium getreten. — Der Nationalsender wird in Zentralfrankreich in Néhun-sur-Yèvre (16 km von Bourges) erbaut, er soll mit 150 kW (nach anderen Meldungen mit 225 kW) auf Welle 1648, 2 m arbeiten, also den bisherigen Sender Radio Paris ablösen. — In den ersten 8 Monaten hat das Postministerium 136 Mill. Franken an Rundfunkgebühren eingenommen, die 12 Privatsender haben 1936 einen Umsatz von rund

50 Mill. Franken aus Werbesendungen erzielt. — Drei Staatssender haben je dreimal wöchentlich Nachrichtendienste in fremden Sprachen eingeführt, und zwar Nizza in Italienisch, Lille und Rennes in Englisch; den Privatsender Toulouse hat eine Reihe englischer Konzerte durch eine Rede des englischen Politikers Churchill über den europäischen Frieden einleiten lassen. Bekanntlich hat Toulouse vor kurzem auch Werbesendungen in englischer Sprache eingerichtet. — Im Haushaltplan 1938 ist vorgesehen, daß eine Reihe wichtiger Provinzsender mit Fernsehanlagen versehen werden, Lille hat bereits einen solchen Antrag gestellt unter dem besonderen Hinweis, daß Nordfrankreich am dichtesten besiedelt ist. Man wird also, entsprechend der Rundfunkdichte, zunächst diese Gebiete für das Fernsehen erschließen. Den alten 180-Zeilen-Sender (Paris) erhält Dijon, Paris geht auf 450 Zeilen über.

Großbritannien Hörerzahl am 1. Oktober: 8347800, am 1. November: 8372000. — Der Sender Stagshaw ist mit 60 kW am 19. Oktober in Betrieb genommen. In Birmingham wird ein größeres Rundfunkhaus erbaut, das eine Zentrale für den mittelenglischen Rundfunk sein soll. — Die Rundfunkindustrie gibt Zahlen über die Gesamtausgaben des Publikums für den Rundfunk bekannt. Die Industrie wird 1937 einen Umsatz an verkauften Rundfunk- und Fernsehgeräten in Höhe von 22 Mill. Pfund haben, 15 Mill. entfallen auf Batterien, Röhren und Einzelteile, 2,5 Mill. Pfund auf Reparaturen, Errichtung von Antennen und ähnliche Installationen, 4,25 Mill. auf Rundfunkgebühren; Gesamtbetrag: 44 Millionen Pfund. — Die BBC. hat 2000 Hörer, die von 47000 ausgewählt wurden, aufgefordert, regelmäßige Programmkritiken einzusenden, zunächst über die Unterhaltungssendungen, die einer der wichtigsten Programmpunkte des Programms sind. — An den wöchentlichen 50 Schulfunksendungen, die rund 20 Stunden umfassen, nehmen über 8000 Schulen teil. — Henry Hall, der weit über England bekannte Dirigent des BBC.-Tanzorchesters, hat die BBC. verlassen und eine Gastspielreise angetreten. — Die holländischen Philipswerke, die bereits eine Fabrik in Mitcham unterhalten, errichten ein zweites Werk in Blackburn. — Die BBC. hat mit dem Columbia Broadcasting System ein Abkommen geschlossen, nach dem die BBC. an jedem Montag eine Kabarettsendung aus USA. übernimmt; die Übertragungen „Fünf Stunden zurück" von der NBC. werden gleichfalls fortgesetzt. — Das wesentlichste Ereignis der letzten Monate ist die Einrichtung eines Fremdsprachennachrichtendienstes für den Empire-Dienst. Der Leiter J. B. Clark hat seine Weltreise abgebrochen, um die Vorbereitungen zu treffen. Es wird zunächst in Arabisch (im Blick auf den Mittelmeerraum) und in Spanisch und Portugiesisch (im Blick auf Südamerika) gesendet; geplant werden auch Sendungen in Afrika. England wird das größte Kurzwellenzentrum der Welt errichten. Der bisherige Kurzwellendienst kostet rund 2 Mill. Pfund, der zusätzliche Dienst würde 1 Million Mehrkosten verlangen. Ob die Kolonien und Dominions sich an der Finanzierung beteiligen können, steht noch nicht fest, zur Zeit wünscht die BBC., daß das Schatzamt ihr den vollen Gebührenanteil zubilligt, wodurch sie — abzüglich 10 % für die Postverwaltung — 1,1 Mill. Pfund mehr erhalten würde. — Die Kosten für einen zufriedenstellenden Fernsehdienst werden auf 200000—250000 Pfund berechnet. Die Station Alexandra-Palace wird durch eine neue ersetzt werden, St. Georgs-Hall, die Stätte der Kabarettsendungen der BBC., wird eine Übertragungsanlage bekommen. Der Programmdienst wird von 2 Stunden täglich auf 4—6 Stunden erweitert werden. Dagegen wird vom Bau eines zweiten Senders, der für Birmingham vorgesehen war, Abstand genommen. Es wird berichtet, daß Sendungen bis zu 120 km Entfernung gut empfangen werden konnten. Die Zahl der Fernsehteilnehmer ist nicht genau festzustellen, man wird mit 1000—2000 rechnen können, optimistische Schätzungen sprechen von 8000. Nunmehr scheint man auch in England den Gedanken zu verfolgen, die Fernsehdarbietungen über Drahtfunk zu verbreiten.

Ungarn Hörerzahl am 1. August: 372281, am 1. September: 371287, am 1. Oktober: 372240. — Der Kurzwellensender in Szekesfehervar erhält eine Richtantenne nach USA., desgleichen werden Anlagen für Sendungen nach Südamerika und Asien geschaffen.

Irland Hörerzahl am 1. August: 109048, am 1. September: 109860, am 1. Oktober: 110190. — Es nehmen zur Zeit 50000—70000 Schüler an den Schulfunkdarbietungen teil.

Island Hörerzahl am 1. Oktober: 13717.

Italien Hörerzahl am 1. September: 741212, am 1. Oktober: 746850. — Der Präsident der EIAR. Dr. ing. Raoul Chiodelli wurde auf Vorschlag Mussolinis zum „Cavaliere del Lavoro" ernannt. — Die Ausbaupläne sind jetzt zu einem gewissen Abschluß gelangt, es ergibt sich folgende Lage: Italien hat zur Zeit 22 Sender mit 433,2 kW im Mittelwellenbereich, die spätere Gesamtleistung soll 742 kW betragen. Rom I arbeitet mit 120 kW auf Welle 420 m, Rom II mit 60 kW auf 245,5 m. Genua hat neben seinem 10-kW-Sender eine 1-kW-Station Genua II (sie wird auf 5 kW gebracht) erhalten, der mit Mailand II, Turin II und Bari II auf Gemeinschaftswelle 221,1 m arbeitet. (Von diesen sogenannten Stadtsendern wird Turin II von 0,5 auf 5 kW verstärkt.) Rom III wechselt von Welle 238,5 m auf Welle 221,1 m über, da Florenz II mit 1 kW auf Welle 238,5 m arbeitet; diese Welle hatte bisher Rom III. Neapel II arbeitet mit 1 kW auf Welle 222,6 m, Neapel I ist bekanntlich auf 10 kW verstärkt. In Zukunft sollen alle „II"-Sender auf der gleichen Welle arbeiten, um Wellen für die anderen Stationen frei zu bekommen. Es sind für später 3 Programme vorgesehen, von denen 2 besonders klassische Musik und Opern verbreiten, das 3. gehobene Unterhaltungsdarbietungen. — Es wurde ein Tropenempfänger entwickelt. — Die arabischen Sendungen sind von 30 Minuten täglich auf 75 Minuten erweitert worden. — Von Bari aus haben in den letzten Monaten mehrfach albanische Minister zu ihren Landsleuten gesprochen. — Es wurde der 2-kW-Kurzwellensender als Versuchsstation eingesetzt, der als 2RO 5 auf Welle 19,78 m und als 2RO 6 auf Welle 19,61 m das Programm von Rom I sendet. — Für 1938 ist ein 30-kW-Fernsehsender in Auftrag gegeben, der in Rom mit 405 Zeilen arbeiten soll.

Lettland Hörerzahl am 1. August: 102465, am 1. September: 103372. — Zweimal wöchentlich werden englische Nachrichten verbreitet.

Litauen Hörerzahl am 1. Oktober: 39840. — Es wurde eine neue Gebührenregelung getroffen: Detektor- oder Batterieempfänger mit einer Röhre vierteljährlich 2 Lit, Batteriegerät mit 2—3 Röhren 4 Lit, Batteriegerät mit mehr Röhren 6 Lit. Für Netzempfänger in den Städten Kowno (Kaunas) und Memel 9 Lit, in anderen Orten 8 Lit; in den Monaten Juli—September wird nur die halbe Gebühr entrichtet. — Die Sendegesellschaft gibt mit Erlaubnis der Regierung eine Wochenzeitschrift „Radio Lietuva" heraus, die allen Hörern kostenlos zugestellt wird.

Holland Hörerzahl am 1. Oktober: 661169, Drahtfunkteilnehmer 348795. — Es wird ein Ausbau der Kurzwellenprogramme geplant, der Sender ist auf 60 kW verstärkt worden und mit einem drehbaren Richtstrahler versehen. Auf dem Gelände der Sender PHOHI. und PCJ. wurden 2 Sendermasten auf eine kreisförmig gelagerte Schienenanlage gestellt, auf denen sie sich nach jeder Richtung drehen können.

Norwegen Hörerzahl am 1. August: 272720. — Die Bilanz für das letzte Geschäftsjahr zeigt folgende Zahlen: Gesamteinnahmen 7023162 Kronen (davon 260000 aus Werbesendungen und 1,7 Mill. Kronen aus der Umsatzsteuer auf Geräten und Einzelteile), Gesamtausgaben 4468754 Kronen. Programmkosten (ohne Gehälter) 673344 Kronen, technische Betriebskosten und Kabelgebühren 894718 Kronen. Die Programmstatistik meldet: 47 % Musik (davon 22 % Schallplatten), 11 % aktuelle Berichte, 9 % Nachrichten und Wetterberichte, 9,76 % Vorträge und Vorlesungen, 6,4 % Gottesdienste.

Polen Hörerzahl am 1. September: 731729, am 1. Oktober: 747703. — Der Sender Lodz wird von 2 kW auf 10 kW verstärkt und erhält ein eigenes Rundfunkhaus. Kattowitz hat ein neues Rundfunkhaus bekommen; das in Krakau nähert sich der Vollendung, der Krakauer Sender wird verstärkt. Der Schulfunk wird ausgebaut, es sind im September allein 150 Grundschulen mit Empfängern versehen. Auch der Kurzwellenprogrammdienst soll erweitert werden.

Portugal Hörerzahl am 1. September: 65280.

Rumänien In Chisinau (Kischinew) soll ein neuer Sender errichtet werden, der den Namen „Radio Bessarabia" tragen wird. Zu diesem Zweck wird der 20-kW-Sender von Bod nach Chisinau verlegt, er wird auf Welle 201,1 m arbeiten; es werden auch eigene Senderäume eingerichtet. Die Darbietungen richten sich besonders gegen die sowjetrussische Rundfunkarbeit. — Hörerzahl am 1. April: 162132, am 1. Juli: 179328, am 1. Oktober 188890. — Vom 1. Oktober ab sind neue Rundfunkgebühren in Kraft, die sich folgendermaßen gliedern:

Empfänger in Privathaushalt	Behörden jährlich oder Quartal	Städt. Gemeinde	Ländl. Gemeinde	Bauer	Einschreibegebühr (jährl.)
Schulen, Hospitäler, staatl. Krankenhäuser, Institute, Kasernen, Gefängnisse, Gemeinschaftsräume, Bürgermeistereien, Geräte in Fahrzeugen	Detektor 300 Lei	300	300	120	50 und 20
	75	75	75	30	für Bauern
	Röhrengerät 600	600	600	300	200 und 50
	150	150	150	75	für Bauern
Empfänger in Läden usw.					
Kasinos, Klubs, Kinos, Theater, Säle, Hotels, Gaststätten, Privatkliniken	3000	1800	1200	—	300
	750	450	300	—	
Kaffees und ähnliche Betriebe	1800	1200	900	—	300
	300	300	225	—	
Größere Rundfunkläden	3600	3600	—	—	500
	900	900	—	—	
Läden für Rundfunkempfänger	1800	1200	900	—	300
	450	300	225	—	
Läden für Rundfunkzubehörteile	1200	900	600	—	300
	300	225	150	—	
Rundfunkwerkstätten	1200	900	600	—	300
	300	225	150	—	
Zusatzempfänger in Hospitälern, Zügen, Sanatorien, Hotels, Internaten, Pensionen	300	300	300	Für Zusatzgeräte wird die halbe Einschreibegebühr bezahlt	
	75	75	75		
Erster Empfänger in einer Rundfunkzentrale	1200	1200	1200		
	300	300	300		

Wenn ein Empfänger im Privathaushalt benutzt wird, aber Zusatzempfänger in öffentlichen Stätten mitbedient, wird eine jährliche Gebühr von 600 Lei gezahlt und die in der Tabelle genannte Zusatzgebühr. — Eine Rundfunkzentrale muß einen Empfänger und mindestens drei Zusatzgeräte haben.

Schweden Hörerzahl am 1. Oktober: 1041737. — Es sind nunmehr rund 2200 Schulen mit Empfangsgeräten versehen.

Schweiz Hörerzahl am 1. Oktober: 483873, am 1. November: 489459. — Die Verteilung auf die einzelnen Sprachgebiete zeigt folgende Zahlen: deutschsprachige Schweiz = 368527, französische Schweiz = 108994, italienische Schweiz = 11938. — Für den Neubau eines Rundfunkhauses in Genf ist ein Kredit von 450000 Franken zur Verfügung gestellt worden.

Tschechoslowakei Hörerzahl am 1. August: 974289, am 1. September: 977908, am 1. Oktober: 985500. — Der 100-kW-Sender Melnik nimmt auf Welle 269,5 m seinen Probebetrieb auf. Auf dieser Welle arbeitete bisher Mährisch-Ostrau, das nunmehr die bisherige Welle von Prag II (Strasnice) 249,2 m erhält. Melnik meldet sich mit dem Namen Prag II, der bisherige Sender Prag II bleibt Ersatzstation. Melnik wird in erster Linie deutschsprachige Sendungen verbreiten, für die in Prag ein besonderer Senderaum eingerichtet wird. Prag I wird keine deutschen Sendungen mehr aussenden. Es sollen im kommenden Jahr ferner die Sender Liblice, Brünn und Preßburg modernisiert werden. Das „Radio-Journal" hat auf 3 Jahre das „Karolinenthaler Nationalhaus" gemietet, in dem neue Senderäume, besonders für die Kurzwellenprogramme und den Schulfunk, eingerichtet werden. Der Schulfunk umfaßt 8167 Schulen mit 48,8 % Volks- und 56,8 % Mittelschülern; von den Volksschulen haben 5700 die tschechische und slowakische, 2002 die deutsche und 160 die ungarische Sprache als Unterrichtssprache. — Von den für das kommende Jahr erwartenden 125,9 Mill. Kronen Rundfunkgebühren erhält das „Radio-Journal" 44 Mill. (35 %). Neben der Bestreitung der Programm- und Verwaltungskosten sowie Gehälter sind

9,4 Mill. für Erhaltung der Sender und 310000 Kronen für Erhaltung der Rundfunkhäuser vorgesehen, für Kabelmieten usw. ist ein Betrag von 77000 Kronen ausgeworfen. — Das Postministerium hat für Fernsehversuche 850000 Kronen bewilligt.

UdSSR. Anfang November hat ein neuer Kurzwellengroßsender Moskaus seine Versuchssendungen aufgenommen. — Für die antireligiöse Propaganda der verschiedensten Sender wurde den Gottlosenverbänden ein Betrag von 18 Millionen Rubel zur Verfügung gestellt, der zum Teil aus geraubten Klosterschätzen stammt.

Jugoslawien Hörerzahlen: Belgrad am 1. August: 63015, am 1. September: 63217, am 1. Oktober: 63763. Laibach am 1. September: 14334, am 1. Oktober: 14348. Agram am 1. August: 24013, am 1. September: 24000, am 1. Oktober: 24110. — Neben dem 2-kW-Kurzwellensender (der von der Regierung betrieben wird) soll im nächsten Jahr ein neuer Sender errichtet werden (Lorenz-AG.), der zunächst mit 10, später mit 20 und schließlich mit 40 kW arbeiten wird. Seine Richtstrahlen senden nach Nord- und Südamerika.

Andorra Monaco Vor kurzem wurde gemeldet, daß in Liechtenstein ein 2-kW-Sender errichtet werden soll, jetzt hört man, daß er Versuchssendungen aufnehmen will, desgleichen Andorra, das sogar einen 60-kW-Sender plant. Diese Stationen sollen durch Reklamesendungen finanziert werden. Monaco hat eine internationale Gemeinschaftswelle zur Verfügung, Andorra dagegen nicht.

II. Außereuropäischer Rundfunk

USA. Zum Nachfolger des verstorbenen Präsidenten der Federal Communications Commission wurde Frank Ramsey McNinch ernannt. Diese Aufsichtsbehörde hat mit sofortiger Wirkung ihr Kontrollgebiet erweitert, und zwar von bisher 10—25000 kHz auf 10—300000 kHz; damit sind die Kurzwellensender, die Fernsehsender und die Stationen von Armee, Marine, Luftfahrt und Polizei unter die Aufsicht der FCC. gekommen. — Die NBC. umfaßt 152 Sender, von denen 140 auf Mittelwellen, 12 auf Kurzwellen arbeiten. In Hollywood soll ein großes Rundfunkhaus errichtet werden. Die Kurzwellensender verbreiten einen 16stündigen täglichen Programmdienst in 7 Sprachen. Zum Direktor der Kurzwellenprogramme der Stationen Bound Brock, Pittsburgh und Schenectady wurde Percy Winner ernannt. Es wurde ein fahrbarer Fernsehsender in Betrieb genommen, der eine Reichweite von 40 km haben soll. Beim Großbildfernsehen wurde eine Bildgröße von 90 × 120 cm erreicht. — Das CBS. umfaßt 111 Stationen. Zum zweiten Vertreter mit dem Sitz in Wien wurde William L. Shirer ernannt. Über den Kurzwellensender Wayne wird in 4 Sprachen gesendet, Leiterin des Programmbetriebes ist Elisabeth-Ann Tucker. Die Fernsehversuche werden mit 441 Zeilen durchgeführt. — Die amerikanischen Rundfunkgesellschaften haben im Jahre 1935 rund 87,5 Mill. und 1936 rund 107,5 Mill. Dollar an Reklameeinnahmen gehabt, sie stehen an dritter Stelle hinter den Tageszeitungen und Zeitschriften. An erster Stelle der Inserenten steht die Nahrungsmittelindustrie (18,2 %), an zweiter mit 12 % die Hersteller von Toilettenartikeln und Schönheitsmitteln, an dritter mit 9,6 % die Fabrikanten pharmazeutischer Artikel. Es folgen dann die Automobilindustrie, Tabakerzeugnisse, Benzin- und Ölfabrikanten, Getränkeindustrie usw.

Afrika Algerien: Hörerzahl am 1. August: 69286, am 1. September: 70166. Marokko: Hörerzahl am 1. September: 33029, davon 5187 Eingeborene. — Die Frage des Großsenders Radio Algier ist bis auf 1940 zurückgestellt worden. — In Portugiesisch-Ostafrika soll von privater Seite ein 50-kW-Sender erbaut werden, der später in staatlichen Besitz übergehen wird.

Asien Niederl.-Indien: Hörerzahl am 1. September: 49964. — Britisch-Indien: Hörerzahl am 1. August: 46454, am 1. September: 47200.

Japan Hörerzahl am 1. Juni: 3036209, am 1. Juli: 3067902, am 1. August: 3111446. — Der Kurzwellenrundfunk, der bisher in Englisch, Deutsch und Französisch sandte, erweiterte seinen Fremdsprachendienst auf Chienesisch und Spanisch.

China Der Großsender Nanking ist durch Bombenabwurf zerstört worden, desgleichen sind fast alle von den zahlreichen Kleinsendern in Schanghai stillgelegt. Nanking soll mit einem schwachen Ersatzsender arbeiten.

Neuseeland Hörerzahl am 1. Juni: 249959, am 1. Juli: 257092, am 1. August: 253253. — 357 Schulen mit 24813 Schülern haben Empfänger.

WIRTSCHAFT UND RECHT

Deutsches Reich

Um die Ersparnisse, die sich aus der mit der 2. Verordnung über die Regelung der Handelsspannen für Rundfunkempfangsgeräte und Lautsprecher vom 29. Juli 1937 erfolgten teilweisen Kürzung der Handelsspannen ergeben, zu einer Verbilligung von Empfangsgeräten verwenden zu können, hat der Preiskommissar die Abführung von Beträgen auf Grund des § 2 des Gesetzes zur Durchführung des Vierjahresplanes angeordnet. Durch die 2. Durchführungsverordnung vom 29. Juli 1937 waren die über 35 % hinausgehenden Rabattsätze des Rundfunkeinzelhandels (bei unveränderten Verkaufspreisen) um einen bestimmten Prozentsatz gesenkt worden. Diese Anordnung des Preiskommissars bezweckte letztlich eine Preissenkung, und zwar um die aus der Rabattersparnis anfallenden Beträge, die sich aus dem Unterschied der früheren und der am 29. Juli ermäßigten Höchstsätze ergaben. Die Verordnung vom 29. Juli 1937 verpflichtete die Rundfunkindustrie, die Differenzbeträge einzubehalten. Da aber auch der Rundfunkgroßhandel als Lieferant von Einzelfirmen in Betracht kommt, hat der Preiskommissar durch die neue Verordnung vom 23. Oktober 1937 die Vorschriften über die Einbehaltung der Differenzbeträge auch auf den Großhandel und die auf eigene Rechnung arbeitenden Werksvertreter ausgedehnt. Die Anordnung vom 23. Oktober 1937 bestimmt in Ziffer 1, daß bei allen in der Zeit vom 1. September 1937 bis 31. März 1938 durchgeführten Lieferungen von Rundfunkempfangsgeräten und Lautsprechern, an die von der Rabattkürzung betroffenen Einzelhändler, die sich aus dem Unterschied zwischen den früheren und jetzigen Handelsspannen ergebenden Beträge von den Lieferern auf ein Sonderkonto „Rundfunkgeräteverbilligung" der „Arbeitsgemeinschaft der Reichsrundfunkkammer und der Rundfunkwirtschaft" abzuführen sind. Um dabei Irrtümer auszuschließen, ist angeordnet worden, daß die Differenbeträge auf jeder Rechnung gesondert auszuweisen sind. Die in der Zeit vom 1. September 1937 bis 15. Oktober 1937 anfallenden Beträge sind bis zum 15. November 1937 zu melden und bis zum gleichen Termin auf das Sonderkonto „Rundfunkgeräteverbilligung" einzuzahlen. Mit Rücksicht auf die strengen Strafbestimmungen dürfte es im Interesse der Lieferfirmen liegen, die nachträgliche Errechnung der Beträge mit besonderer Sorgfalt vorzunehmen. Über die Verwendung der eingehenden Beträge — man rechnet in Fachkreisen mit über 1 Million RM. — entscheidet der Reichskommissar für die Preisbildung im Einvernehmen mit dem Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda.

Frankreich

In Paris tagte vom 28. September bis 2. Oktober der 8. Internationale Rechtskongreß für Fragen der „Radioelektrizität" („Congrès juridique international de la radio-électricité"). Nach einem Vortrag des Generalsekretärs R. Homburg über Rundfunk und Recht wurde eine Entschließung angenommen, in der die Internationale Weltnachrichtenkonferenz in Kairo aufgefordert wird, den Madrider Weltfunkvertrag zu überprüfen und ein internationales Rundfunkstatut zu schaffen, das in den Madrider Vertrag aufzunehmen wäre.

Prof. Mestre von der Universität Paris, ein hervorragender Rundfunkfachmann, forderte eine Verbesserung des Einsatzes des Erziehungsinstrumentes Rundfunk, der zwar gegenüber den anderen öffentlichen Erziehungseinrichtungen zunächst eine mindere Bedeutung, jedoch in seinem Rahmen große Wirkungsmöglichkeiten besitzt. — Mit dem Thema „Rundfunk in Kriegszeiten" beschäftigte sich Prof. de La Pradelle von der Universität Aix. Der Vortragende stellte zwei Gesichtspunkte in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen: die Verwendung des Rundfunks für Zwecke des Roten Kreuzes und die Verwirklichung der Genfer Vereinbarungen von 1936 über den Dienst des Rundfunks im Interesse des Friedens. Für das Rote Kreuz soll im Kriegsfalle eine international anerkannte „Hilfswelle" („onde sanitaire") geschaffen werden, um ärztliche Hilfe beschleunigt heranzuholen. Von einigen Mitgliedern des Kongresses wurde dargelegt, daß es Sache des Roten Kreuzes sei, bei den international hierfür zuständigen Stellen Anträge auf Benutzung einer oder mehrerer Wellenlängen zu stellen. Dieser Auffassung wurde allgemein zugestimmt. Die Genfer Vereinbarungen vom 23. September 1936 über den Dienst des Rundfunks im Interesse des Friedens haben bei verschiedenen Mächten, insbesondere solchen, die nicht mehr dem Völkerbund angehören, wenig Anklang gefunden. Der Pariser Kongreß faßte eine Entschließung, wonach diese Vereinbarungen so schnell wie möglich in die Tat umgesetzt werden sollen. — Prof. Nc. Desbois (Grenoble) wählte

zum Gegenstand seines Vortrages die Rechtsbeziehungen zwischen Urheber und Rundfunk, wobei er — in Übereinstimmung mit der herrschenden europäischen Rechtsauffassung — feststellte, daß man zwischen den Rechten der Urheber und denen der ausübenden Künstler Unterschiede machen müsse. Der Kongreß selbst entschloß sich, dem Wunsche einer internationalen Vereinbarung über die Rechtsbeziehungen zwischen Urhebern, nachschaffenden Künstlern und Schallplattenherstellern Ausdruck zu geben. — M. Cazals, ein bekannter Rundfunkingenieur der französischen Postverwaltung, unterzog die Einführung einer internationalen Sendelizenz für Amateure einer eingehenden Betrachtung. Dem Vortrag folgte eine lebhafte Aussprache, welche in einer längeren Entschließung endete. Danach sollen die Amateursender in technisch zufriedenstellender Weise arbeiten und bei einem Wechsel des Landes sich den neuen Gesetzen unterordnen. Die nächste internationale Funkkonferenz soll die Möglichkeit prüfen, einen internationalen Amateursenderausweis zu schaffen, welcher gleichzeitig die Genehmigung jederzeitigen Betriebes, auch außerhalb der Landesgrenze, enthält. — Den Kampf gegen die Rundfunkstörungen schilderte Dr. Gilliéron (Lausanne). Er teilte zunächst die auftretenden Störungen in verschiedene Kategorien: Atmosphärische Störungen, Sendestörungen, Störungen durch Empfänger (am leichtesten zu beheben) sowie Störungen durch elektrische Geräte. Diese Einteilung ist in Deutschland seit langem gebräuchlich und als zweckmäßig anerkannt. Dr. Gilliéron lehnte eine verfrühte internationale Regelung der Rundfunkentstörung ab und meinte, es sei besser, der Rechtsentwicklung jedes einzelnen Landes das Auffinden geeigneter Maßnahmen vorzubehalten. Der Kongreß legte es den beteiligten Regierungen nahe, für einen einwandfreien Rundfunkempfang zu sorgen. Dazu müßten zunächst die Rechtsbeziehungen zwischen Vermieter und Mieter wegen der Errichtung und des Betriebes von Außenluftleitern klargestellt sein, weil eine Außenantenne einen wirksamen Empfang verbürge. Sache der Rundfunkhörer sei es, selbst Anspruch auf einen reinen Empfang zu erheben. Dabei wurde eine gesetzliche Regelung der Rundfunkentstörung allgemein für notwendig erachtet.

Zum Schluß der Tagung wurde die Einrichtung eines beratenden Rechtsausschusses für Rundfunkfragen, dem die juristischen Experten des Rundfunks angehören sollen, vorgeschlagen. Der Ausschuß soll von den an der Madrider Weltkonferenz beteiligten Regierungen ins Leben gerufen werden.

SCHRIFTTUM

Zu einem Buch über den deutschsprachigen Rundfunk in der CSR.

Seit am 18. Mai 1923 der Prager Rundfunk in Betrieb genommen wurde, kämpfen die Deutschen im tschechoslowakischen Staate, als die zweitstärkste Volksgruppe dieses Landes, um das Recht in ihrer Muttersprache in ausreichendem Maße Sendungen zu veranstalten. Auch auf dem Gebiet des Rundfunks hat sich also, wie auf allen Gebieten des kulturellen und des öffentlichen Lebens ein hartes Ringen der Sudetendeutschen um ihre Lebensrechte entwickelt. Die Tschechen haben in den ersten beiden Jahren die Deutschen von der Mitwirkung am Rundfunk überhaupt ausgeschaltet und erst seit dem 25. Oktober 1925 erklangen deutsche Worte vom Prager Sender. Die tschechischen Machthaber haben damals — wenn auch noch völlig unzureichend — erkannt, daß man die Sudetendeutschen nicht dauernd vom Rundfunk ausschließen könne. Schließlich weiß man in Prag genau, daß jeder Deutsche in der Tschechoslowakei, der die tschechischen Sendungen nicht versteht, oder sie innerlich nicht im geringsten nachempfindet, es sehr leicht hat, eine gute deutsche Sendung zu hören, die ihn in jeder Hinsicht befriedigt und die — was vielleicht das allerwichtigste ist — den ganzen Tag über zur Verfügung steht. Das ist dann auch später so geschehen: Die Sudetendeutschen hörten eben lieber Leipzig, Breslau, Stuttgart oder den Deutschlandsender. Die Tschechen haben wohl seit 1925 den Sudentendeutschen täglich einige Sprechminuten am Rundfunk eingeräumt; diese waren aber zunächst zu einer so ungünstigen Zeit festgesetzt, daß sie nur von wenigen Rundfunkteilnehmern überhaupt abgehört werden konnten. Ihr Inhalt war ferner ziemlich bedeutungslos und was vielleicht nicht weniger wichtig ist, sie waren in so großem Umfange von Nichtdeutschen gesprochen, daß schon allein der Tonfall der

sogenannten „deutschen Prager Sendung" die sehr artbewußten und nationalgesinnten Sudetendeutschen von der Prager Welle fernhielt.

Es hat jahrelanger Entwicklung bedurft, bis an die Stelle einiger teils uninteressanter, teils wertloser und dem Volksempfinden völlig fernliegende Gespräche, da und dort wirklich sudetendeutsche Stimmen zum Ausdrucke kamen. Aber auch das war nur in sehr beschränktem Maße der Fall. So wie im wirtschaftlichen und politischen Leben hat der Parlamentarismus auch auf den Rundfunk geradezu verheerend gewirkt. Die politischen Parteien haben ihren Einfluß dazu benützt, nur die in der Regierung sitzenden Gruppen an das Mikrophon zu lassen. So kam es, daß nicht nur in den tschechischen Sendungen, sondern natürlich auch bei den deutschen Sendungen aus Prag entweder sozialdemokratische, landbündlerische oder christlichsoziale Redner (neben einigen jüdischen Schriftstellern oder Emigranten) zu Worte kamen. Da das Sudetendeutschtum, wie alle Wahlen gezeigt haben, zu reichlich dreiviertel seines Volksbestandes diese Parteien ablehnt und auf dem Boden einer nationalen und artbewußten Kultur steht, ist es selbstverständlich, daß der Prager Sender nicht den geringsten Eingang in die wirklichen Volksmassen des Sudetendeutschtums finden konnte. Es ist ja klar, daß man sich auch in den geduldigsten deutschen Kreisen Herabsetzungen der eigenen Überzeugung ganz einfach nicht gefallen läßt: Man schaltet eben ab! Auch die Pressenachrichten der tschechischen Sender haben dem Sudetendeutschtum nicht das geringste Interesse abgewinnen können. Ganz abgesehen davon, daß die Sprecher entweder starke jüdische Akzente aufwiesen und nicht den bodenständigen Wortklang beherrschten, oder gar der deutschen Sprache nicht genügend mächtig waren, war auch der Inhalt dieser Sendungen danach angetan, den deutschen Hörern in der Tschechoslowakei das Mithören des Prager Senders gründlich zu verleiden. Entweder hat er belanglose Meldungen veröffentlicht oder sich der Greuelpropaganda zugewandt oder solche Berichte gesandt, die von den sudetendeutschen Hörern auf ihre Unrichtigkeit sofort an Ort und Stelle überprüft werden konnten. Das Wesentliche aber ist vielleicht die Tatsache, daß der Prager Sender niemals von dem wirklichen Leben des Sudetendeutschtums, seinen Sorgen, seiner Not, seiner seelischen und materiellen Bedrückung, auch nur das geringste Wörtchen in den Äther sandte.

Das ist auch nicht besser geworden, seitdem die deutschsprachigen Prager Sendungen der Sendezeit nach umfangreicher geworden sind. Die Prager Sendeleitung hat sich vor allem Jahre hindurch dagegen gesperrt, einen eigenen deutschen Sender in der Tschechoslowakei einzurichten. Auf diese Weise mußten die sudetendeutschen Hörer, wenn sie sich des Prager Senders bedienen wollten, dauernd damit rechnen, daß nach einer ganz kurzen deutschen Sendung, wieder eine unverständliche langatmige tschechische Sendung kommen werde. Das soll nun anders werden! In der tschechischen Stadt Melnik, die am Zusammenflusse der Moldau und der Elbe liegt, wird an der Errichtung eines sogenannten deutschen Senders in der Tschechoslowakei gearbeitet und Anfang Januar 1938 soll die Station mit 100 Kilowatt Stärke in vollen Betrieb genommen werden. Der Melniker Sender wird zwar vorwiegend deutsche Sendungen bringen, doch werden auch weiterhin in sehr großem Maße tschechische Relationen eingeschaltet. Bei der Aufstellung des Programms zeigt es sich schon, daß allein der Standort des Senders, der des deutschen Hinterlandes entbehrt, fast unmöglich ist. In der tschechischen Stadt Melnik gibt es eben kein deutsches Theater, keine deutschen Konzerte, es leben dort keine deutschen Künstler, Schriftsteller, Männer der Wissenschaft oder des öffentlichen Lebens, sondern es handelt sich eben um eine tschechische Stadt, die nur aus bestimmten politischen Gründen einen deutschsprachigen Sender aufgepfropft erhält. Dazu kommen die oben erwähnten innerpolitischen Schwierigkeiten, da die Regierungsparteien natürlich unter allen Umständen vermeiden wollen, daß die wahre Volksstimmung des Sudetendeutschtums in das Mikrophon gelangt. Bisher hat sich die Programmleitung der tschechischen Sender unentwegt dagegen gewehrt, auch nur einen Redner ans Mikrophon zu lassen, der z. B. der Sudetendeutschen Partei angehört oder im Sinne dieser die breiten Volksmassen des Sudetendeutschtums repräsentierenden Volksmeinung sprechen zu lassen. Die politische, kulturelle und nationale Sachlage wird sich also auch durch den neuen deutschtschechischen Sender wohl kaum ändern. Dennoch ist der deutschsprachige Melniker Sender — wie man in Prag offen zugibt — der,

der die Aufgabe hat, die sudetendeutschen Hörer im Sinne des tschechoslowakischen Patriotismus zu erziehen, der aber auch, wie weiterhin offen zugestanden wird, die Aufgabe haben soll, im übrigen deutschsprechenden Europa Prager Propaganda zu verbreiten, ein Erfolg des Sudetendeutschtums. Denn nun wird es klar, daß man sich in der Tschechoslowakei über die Bedürfnisse der dreieinhalb Millionen Sudetendeutschen nicht mehr hinwegsetzen kann und daß die Prager Regierung, wenn sie nicht den letzten deutschen Rundfunkhörer von ihren Stationen vertreiben will, daran gehen muß, eine deutschsprechende Station einzurichten.

Ob dieser Prag-Melniker Sender wirklich den sudetendeutschen Interessen dienen will, muß man abwarten; zunächst ist z. B. die Gründung eines deutschen Sendeorchesters, die die sudetendeutschen Musikerverbände anregte, abgelehnt worden . . .

Gewissermaßen als eine Abschlußtätigkeit der Prager deutschsprachigen Sendung erschien im Verlag des Volksbildungshauses „Urania" (Prag I, Klimenská 4) ein 180 Seiten starker Band, der die Entwicklung des tschechoslowakischen Rundfunks im allgemeinen und des deutschsprachigen Senders im besonderen enthält. In dieser Schrift, mit dem Titel „Der deutsche Rundfunk in der Tschechoslowakischen Republik", wird die Entwicklung der deutschsprachigen Sendung in der Tschechoslowakei eingehend geschildert. Trotz aller Vorsicht bei der Abfassung dieser Schrift ist klar zu erkennen, wie hartnäckig die Tschechen den Zutritt der Sudetendeutschen zum Mikrophon verweigerten und wie sie es stets nur den ihnen genehmen marxistischen, demokratischen und klerikalen Rednern gestatteten, ihre Ansichten im Rundfunk zu vertreten. Es ist interessant festzustellen, daß dennoch, allein durch das Gewicht der Zahl und der kulturellen Bedeutung des sudetendeutschen Volkstums das Volkslied, die Volksbräuche und die wirkliche deutsche Musik des sudetendeutschen Raumes sich durchzusetzen begann und langsam doch wenigstens ein kleiner Ausschnitt aus dem wahren Leben des Sudetendeutschtums zu Gehör gebracht wurde. Das hat an dem großen Gesamtprogramm natürlich wenig geändert. Politisch blieb der deutschsprachige Rundfunk in Prag ein Sender, der sich der deutschen Sprache bediente, um die deutsche Sache zu bekämpfen und im Sudetenraume die wirklich volkhafte Entwicklung des Sudetendeutschtums aufzuhalten oder zu erschweren. Die Erfolge sind bisher gering und auch das Versprechen in der Festschrift des tschechisch-deutschen Rundfunks, daß das Hauptgewicht der deutschen Nachrichten „in der Berichterstattung über die demokratischen Grundideen für das Ausland" auch weiterhin liegen würde, muß bedenklich stimmen. Krebs.

Hans Hinkel: Handbuch der Reichskulturkammer. Bearbeitet von Gerichtsassessor Günther Gentz. (Deutscher Verlag für Politik und Wirtschaft G. m. b. H., Berlin W. 50, Preis 6.— RM., 350 Seiten. 1937.)

Das von Reichskulturwalter Hans Hinkel erstmalig herausgegebene Handbuch der Reichskulturkammer erfüllt Wünsche, die weit über das Interesse der beteiligten Fachkreise hinausgehen. Nach dem Willen des Herausgebers umreißt das Handbuch nicht nur Sinn und Zweck des großen organisatorischen Gebildes der Reichskulturkammer und seiner wesentlichen Einzelteile, es soll auch so weit wie möglich Wegweiser durch die technischen Einrichtungen dieser in der Welt einmaligen Front aller Kulturschaffenden einer Nation sein. Mit Recht erstattet der Reichskulturwalter Hinkel dem Führer Adolf Hitler, dem ersten Künstler unserer Nation und seinem Treuhänder, dem Reichsminister Dr. Goebbels, in erster Linie den Dank aller Schaffenden. Die rechtlichen Grundlagen der Reichskulturkammer, die das Verhältnis von Kultur und Staat in die Wirklichkeit umgesetzt haben, werden in dem Handbuch von Regierungsrat Dr. Peter Gast (im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda) geschildert. Sämtliche Einzelkammern haben Aufsätze über Wesen und Aufgaben ihrer Organisationen beigesteuert, so daß es möglich ist, einen lückenlosen Einblick in die Gesamtarbeit zu erhalten; eingefügt sind ihre amtlichen Bekanntmachungen. Für die Reichsrundfunkkammer hat Präsident Kriegler einen Leitaufsatz über „Rundfunk in Partei und Staat" beigesteuert, der vor allem die Arbeit der Leiter der Rundfunkstellen der NSDAP. schildert und die einschlägigen Dienstvorschriften erläutert. Es folgt eine Abhandlung über Wesen und Aufgaben der Reichsrundfunkkammer, der sich die verwaltungsmäßige Aufgliederung anschließt. Das Handbuch der Reichskulturkammer wird wesentlich

dazu beitragen, das Wissen um die deutsche Kulturorganisation zu mehren und in der Zukunft zu fördern. Pridat-Guzatis.

*

Den in Nr. 5 veröffentlichten Nachweisen über das amerikanische Rundfunkschrifttum fügen wir noch einige Besprechungen über Bücher und Broschüren, meist des Columbia Broadcasting System, an.

Radio as a Cultural Force ist eine Wiedergabe der Rede, die Columbias Präsident William S. Paley vor der Bundes-Rundfunkbehörde (F. C. C.) gehalten hat, als es sich, wie in Amerika so oft, um die Frage handelte, ob privater oder behördlicher Rundfunk dem öffentlichen Interesse besser diene. Was unter „öffentlichem Interesse" im Sinne des Rundfunkgesetzes von 1934 zu verstehen ist, hat die bisherige Rechtsprechung der Rundfunkkammer in Washington inzwischen wenigstens in großen Umrissen festgelegt (siehe Nr. 5, S. 898). Paley versteht darunter „Kultur", ein ebenfalls reichlich dehnbarer Begriff, und er behauptet, daß der private Rundfunk, insbesondere natürlich sein eigener Betrieb, alle kulturellen Ansprüche sämtlicher Berufsstände Amerikas in weitem Maße erfülle. Interessant ist dabei sein Bekenntnis zu „volkstümlicher" Programmgestaltung, die nicht „Kunst um der Kunst willen" verherrlichen oder die Erziehung als eine „göttliche Institution" anbeten dürfe.

The Direction of Progress in Radio Broadcasting ist ebenfalls eine in Pamphletform herausgebrachte Rede von William S. Paley, die er vor der gleichen Behörde (Ende 1936) gehalten hat. Er behandelt hier die „Steuerung" der Programmgestaltung in ihrem Zusammenhang mit der Frage, ob Amerika viele Ortssender oder mehr Großsender erhalten solle. Parley sträubt sich als Geschäftsmann, der den Rundfunk lediglich von der kommerziellen Erwerbsseite betreibt und — im Gegensatz zu der mit großen Laboratorien und Versuchsstationen arbeitenden National Broadcasting Company — über keine eigenen größeren technischen Anlagen verfügt, gegen den Plan, durch die Rundfunkbehörde eine Neuverteilung der inneramerikanischen Wellen zugunsten ganz großer Sender vornehmen zu lassen.

Broadcasting and the American Public ist die auszugsweise Wiedergabe eines „Forum", d. h. einer Debatte über strittige Fragen, die Columbia vor einem Jahre veranstaltete. Derartige Debatten sind in Amerika sehr beliebt und stellen eine in den letzten Jahren immer häufiger werdende Bereicherung des nichtkommerziell ausgenutzten Programmteils der Sender dar. Es werden jeweils prominente Vertreter sich bekämpfender Anschauungen über innere oder äußere Politik oder soziale Fragen oder, wie in diesem Fall, über die brennende Frage interviewt, ob der Rundfunk der Zensur unterworfen werden soll. Verständlich, wenn auch nicht im Einklang mit dem obigen Grundsatz, daß Gegner zu Worte kommen sollen, bringt das in diesem Pamphlet geschilderte „Forum" fast nur Stimmen gegen jedwede Begrenzung der Äußerungsfreiheit im privaten amerikanischen Rundfunk. Die Argumente sind bekannt. Die Debatte bleibt jedoch ganz an der Oberfläche und ignoriert die sehr wichtigen Argumente der staatserhaltenden oder den Staat unterstützenden Aufgaben des Rundfunks.

Annual Report of Columbia Broadcasting System, Inc. vom Januar 1937 bringt den Geschäftsbericht der Senderkette für das Kalenderjahr 1936. Bruttoeinnahmen 27 800 000 Dollar, Reingewinn: 3 755 522 Dollar. Die steigende Konjunktur des Jahres 1936 im amerikanischen Geschäftsleben war dafür verantwortlich, daß der genannte Reingewinn gegenüber einem Ertrag von 2 810 078 für 1935 erzielt wurde. 75 % des Reingewinns wurde als Dividende ausgeschüttet, 25 % als Reserve zurückgestellt. Für diese nicht verteilten 25 % mußte Columbia nach der durch Roosevelt eingeführten Steuerreform eine Zusatzsteuer von 97 622 Dollar zahlen.

Do's and Dont's of Radio Writing von Ralph Rogers, Boston, 1937, eine kleine Broschüre, die der Präsident des Verbandes amerikanischer Rundfunk-Schriftsteller als Handbuch herausgegeben hat, um die hauptsächlichsten Bedingungen für gute Rundfunk-Manuskripte darzulegen und gleichzeitig vor den gröbsten Fehlern bei ihrer Abfassung zu warnen. Das Buch ist eine wertvolle technische Hilfe für alle die Schriftsteller, die für das „Ohr" anstatt für das „Auge" schreiben möchten.

Listen In (Höret Zu!), von Maurice Lowell, Dodge Publishing Co., New York, 1937, ist ein Handbuch für das gesamte große Gebiet des Rundfunks, soweit es sich nicht um Röhren und Motoren und andere schwierige Sendeprobleme handelt. Behandelt wird dagegen jeder Zweig des sonstigen Rundfunkbetriebs: Ansager, Künstler, Spielleiter, Hörspiele, Programm-

gestaltung, Durchführung der Programme, mit den vielen technischen Fragen, die hierbei berücksichtigt werden müssen. Angehängt ist eine ausführliche Studie über Hörer-Psychologie, über Bildung von Hörergemeinschaften, über Rundfunk-Fachschulen und über das auch in Amerika immer größere Beachtung findende Gebiet des Schul- und Erziehungsfunks. Ein interessantes Beispiel bot sich dem amerikanischen Hörerpublikum kürzlich in Chicago, als wegen einer dort auftretenden Epidemie spinaler Kinderlähmung sämtliche Schulen geschlossen werden mußten und nun der Rundfunk sich mit den Lehrern in Verbindung setzte, um tägliche Unterrichtsstunden durch den Rundfunk den Schülern ins Haus zu bringen. Auch die Chicagoer Zeitungen halfen mit und brachten jeden Morgen das Schulprogramm für die einzelnen Klassen sowie die Hausaufgaben, die von den Schülern gelöst und brieflich an die Schulen gesandt werden mußten. Sell.

*

Eine Auswahl jüngst erschienener ausländischer Schulfunkschriften zeigt trotz aller Verschiedenheit der Lage und des Entwicklungsstandes in den einzelnen Ländern das durchgängige Bemühen um neue Gestaltungsformen der Arbeit und spiegelt das deutliche Bewußtsein, daß der Schulfunk noch große Aufgaben vor sich sieht, ehe die Rundfunk- und Schulfunkarbeit in eine feste, gewohnte und beständige Beziehung treten wird.

Sehr deutlich erscheint diese Auffassung in einer methodischen Untersuchung **„Broadcasting and the classroom"** (The Ayrshire Inquiry into Classroom Technique, von W. A. F. Hepburn, M. A., B. ED. The Central Council for School Broadcasting, Inquiry Pamphlet No. 5). Sie stützt sich auf Erfahrungen seit dem Frühjahr 1936 und bezeichnet als die wichtigste Zukunftsaufgabe die laufenden Informationen und Instruktionen der Schulen über die Rundfunkarbeit. Hierbei wird für die Durchführung aller Einzelheiten besonders die Beachtung der Möglichkeiten, aber auch der Grenzen der Schulfunkarbeit unterstrichen, um nicht durch falsch angesetzte, grundsätzlich wirkungslose Versuche das Vertrauen zum Schulfunk zu stören.

Einen anschaulichen Einblick in die praktische Arbeit des englischen Schulfunks gewährt das Kursusheft **„Early Stages in German"** (Term I, von A. Hermann Winter, Broadcaste to Schools, 1937), das eine gut ausgewählte Sammlung deutscher Lesestücke mit einfachen phonetischen Erläuterungen verbindet. Der Wert der Schrift wird noch erhöht durch aktuelle Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes, die anschaulich den einzelnen Texten zugeordnet sind.

Daß auch im Schulfunk der Vereinigten Staaten der Grundsatz herrscht, den Schülern reiches Material aus dem Schrifttum aller im Erziehungsfunk behandelten geistes- und naturwissenschaftlichen Fächer in die Hand zu geben, wird ersichtlich aus einem Katalog **„Educational Radio Script Exchange"** (2nd edition, United-States Department of the Interior Office of Education, 1936). Aus der Einführung erfahren wir, daß in jüngster Zeit die staatlichen Stellen der Schulfunkarbeit besonderes Interesse entgegenbringen und tätige Förderung gewähren. So hat Präsident Roosevelt im Jahre 1935 den Betrag von 75000 Dollar und im Jahre 1936 die Summe von 130000 Dollar zur Verfügung gestellt, um die praktischen Versuche der Erziehungsarbeit durch Rundfunk durchzuführen.

In diesen Zusammenhang gehört eine kleine Festschrift für Dr. James Rowland Angell unter dem Titel **„The Place of Radio in Education"** (1937). Sie vereinigt eine große Anzahl von Stimmen, die in gleicher Weise der Hoffnung auf eine tatkräftige Entwicklung der Bildungsarbeit im Rundfunk Ausdruck geben, für die durch die jüngst erfolgte Berufung von Dr. James Rowland Angell zum „educational counselor" der NBC die entscheidende personelle Voraussetzung gegeben sei.

Der tschechoslowakische Schulfunk hat eine ausführliche Statistik über Aufbau und Ausbreitung seiner Tätigkeit veröffentlicht **„ČS. Školského Rozhlasu"** (K. 22. Prosinci 1936, Výsledky Statistického Šetření o Poslechu). Der seit 1929 bestehende Schulfunk ist jetzt organisatorisch verselbständigt worden. Die Statistik gibt Auskunft über den Anteil der Schulanstalten und der Schüler am Schulfunk und einen aufschlußreichen Plan über die sprachliche Verteilung der Sendungen, in der sich die Vielheit der Nationalitäten wiederspiegelt, die dem tschechoslowakischen Staat angehören.

Die regionale Schulfunk-Kommission der deutschen Schweiz hat eine neue Programmschrift unter dem Titel **„Schulfunk"** (Eine Aufklärungsschrift für Schulfunkhörer, 1937)

veröffentlicht, in der von der Sendeseite aus Voraussetzung, Durchführung und Zielsetzung der Schulfunkarbeit dargelegt werden. Nicht in der Neuheit der Einsichten liegt der Wert dieser Schrift, sondern darin, daß alles, was den mit dieser Arbeit Vertrauten geläufig ist, für die noch Fernerstehenden in einem geschlossenen Zusammenhang dargestellt wird. Die Ausführungen werden ergänzt durch Besprechung häufig vorgebrachter Einwände und durch einen Überblick über den organisatorischen Aufbau des Schulfunks. W-e.

„NBC Music appreciation hour". (Schriften zum musikalischen Schulfunk der NBC.) Herausgegeben von Dr. Walter Damrosch. — Seit bereits 10 Jahren veranstaltet der amerikanische Schulfunk unter Leitung von Walter Damrosch Sendungen zur Musikerziehung seiner jugendlichen Hörer, denen für die bessere Auswertung dieser Veranstaltungen kleine Druckschriften zur Verfügung stehen. Hierin sind genaue Hinweise auf den Sendungsinhalt mit Notenbeispielen und Erläuterungen, mit Abbildungen von Instrumenten und Komponisten und sachlichen Bemerkungen gegeben, die den akustischen Eindruck durch diese optischen Ergänzungen vertiefen helfen. Der für handschriftliche Bemerkungen freigelassene Raum gestattet es, den Büchern eine aus dem Erlebnis erwachsene persönliche Note zu geben.

Die fünf vorgesehenen Sendereihen legen einen systematischen Aufbau zugrunde. Es werden den Anfängern die einzelnen Instrumente und ihre Anwendungsmöglichkeiten vorgeführt, es wird weiter vom Wesen der Musik gehandelt, und spätere Reihen wenden sich dann den musikalichen Formen zu, bis die Veranstaltungen schließlich den Schöpfungen der großen Meister gewidmet sind. Hier sind den deutschen Komponisten Bach, Haendel, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Brahms und Wagner acht eigene von insgesamt zwölf Sendungen vorbehalten. Ein für den Lehrer bestimmter Leitfaden gibt die Möglichkeit, die Schulklassen auf die Kurse vorzubereiten. Die Anwendung einer solchen Musikerziehung setzt die enge Zusammenarbeit zwischen Rundfunkleitung und Schulen bzw. Hochschulen voraus. Bd.

*

Die British Broadcasting Corperation hat auch in diesem Jahre wieder die **World-Radio Station Identification Panels** herausgegeben (nach dem Stand vom September 1937). Die Zusammenstellung enthält die europäischen Mittel- und Langwellensender sowie die wichtigsten Welt-Kurzwellensender, mit allen Angaben, einschließlich Pausenzeichen in Noten, Ansagen mit Hinweis auf Mehrsprachendienste usw. Wie immer ein übersichtliches, sorgsam ausgearbeitetes und zuverlässiges Nachschlageheft, das durch eine europäische Rundfunkkarte ergänzt wird.

Die BBC veröffentlicht ferner eine Zusammenstellung von ausgewählten BBC-Veröffentlichungen und anderen Rundfunkbüchern, ein Schrifttumsführer, der eine Spanne von rund zehn Jahren umfaßt. (Titel: „A selected list of BBC publications and books from broadcasting". September 1937.)

Die **NBC** hat ihre kleine tabellarische Zusammenstellung Radio Broadcasting Stations of the United Staates auf den neuesten Stand vom Oktober 1937 gebracht. Wgf.

RCA Research and Development. — RCA-Forschung und Entwicklung, ein 16 Seiten umfassendes Heft, das der amerikanischen Fachzeitschrift „Electronics" beilag, und eine Übersicht über die großen Entwicklungs- und Forschungsstätten der RCA gibt. Diese hochinteressante Schrift vermeidet alles Überflüssige, zeichnet ein lückenloses Bild von den verschiedensten Arbeitsgebieten der RCA-Gruppe und erfährt durch wirkungsvolles und technisch sehr gutes Bildmaterial die beste Unterstützung.

Fini, organizzazione e sviluppi della Radiofonia Rurale von Lando Ambrosini. Ein 16 Seiten starkes Büchlein, das sich mit dem Ziel, der Organisation und der Entwicklung des Land-Rundfunks befaßt. Auf diese Veröffentlichung (ein Auszug aus dem letzten „Annuario dell'Industria del Commercio Radio"), die vor allem die Fragen des „Radio-rurale-Empfängers" behandelt und auch auf die Aufgaben der „Ente Radio Rurale" eingeht, werden wir noch zurückkommen. Hkd.

Das Institut des études Americaines, Paris, hat einen Vortrag von Prof. John B. Whitton, Universität Princeton (USA.): **„Informations radiodiffusées entre La France et Les États-Unis"** als Broschüre herausgegeben; es wird in wenigen Seiten der Frage regelmäßiger Austauschsendungen behandelt. —r.

Vlaanderen wenscht een Zelfstandige Omroep, von **J. G. R. van Dijck,** (1937). Seit langem geht der Kampf der Flamen in Belgien um größere Selbständigkeit ihres Senders,

Brüssel II. Der Verfasser — einer der führenden belgischen Rundfunkschriftleiter, aus dessen Feder schon bedeutende Fachbücher erschienen sind — setzt sich mit lebhaften Worten und mit dem Anführen statistischer Angaben für eine völlige „Verflamisierung" des Flamensenders ein. Diese kleine Broschüre ist mehr als eine Kampfschrift, sie gibt über rundfunkische Fragen hinaus hochinteressante Aufschlüsse über die Bestrebungen und Wünsche der Bewohner des nördlichen Teils Belgiens, die lediglich Gleichberechtigung ihrer Sprache in ihren Sprachgebieten, wenn nicht Alleinrecht des Flämischen in Flandern wünschen.

Vlaanderen En Het N. I. R., von Ingenieur **J. G. R. van Dyck.** — Um es vorwegzunehmen, N. I. R. heißt Nationaal Instituut voor Radio-Omroep zu deutsch: Nationales Institut für Rundfunk. In der Schrift werden dieselben Tendenzen wie in der soeben besprochenen verfolgt. Die kleine Broschüre wird besonders interessant durch Vergleiche mit den Verhältnissen in anderen Ländern, so auch mit denen in Deutschland, in der Schweiz, in der Tschechoslowakei. Vergleiche der Ausgaben im belgischen Rundfunk dienen zur Untermauerung der flämischen Wünsche, die auf einen völlig eigenen Sender mit eigener „Administration" und sogar mit von Flamen bezahlter „Technik" abzielen.

The International Broadcast & Sound Engineer 1937 Year Book, London. Dieses technische Jahrbuch hat es sich zur Aufgabe gestellt, in Beiträgen bedeutender Techniker und Wissenschaftler aller Länder einen Überblick über die wichtigsten Fortschritte auf dem Gebiete des Rundfunks und der Elektroakustik in der Welt zu geben. Neben mehreren sehr lesenswerten Aufsätzen aus berufener deutscher Feder finden wir u. a. einen sehr interessanten Beitrag über Hochleistungs-Ultrakurzwellen-Technik aus dem holländischen Philips-Laboratorium in Eindhoven. Aus Frankreich, England und Belgien, aus der Schweiz, Italien und den Vereinigten Staaten sind weitere wissenschaftlich recht aufschlußreiche Aufsätze in dem etwa 250 Seiten starken Bande enthalten. Eine gute Idee war die Zusammenfassung der einzelnen Arbeiten in deutscher, französischer, spanischer, italienischer, holländischer und schwedischer Sprache. Es bliebe nur zu wünschen, daß die deutschen Texte in Zukunft von jemanden verfaßt würden, der diese Sprache beherrscht.

Television Up-To-Date, von **Robert W. Hutchinson** M. Sc. (University Tutorial Press LD, London). Das in zweiter Auflage erschienene Buch erläutert in leichtverständlicher Form die Grundlagen des Fernsehens und stößt bis zur letzten Entwicklung vor. Es ist nur bedauerlich, daß die deutschen Arbeiten auf diesem Gebiete kaum gewürdigt werden, da nur das Baird-System eingehendere Beachtung findet; denn die wichtigen Entwicklungsarbeiten der großen deutschen Firmen und der deutschen wissenschaftlichen Stellen sind bis auf eine Erwähnung der Firma Te Ka De mit der Spiegelschraube leider übergangen worden. Andererseits ist die sehr klare gemeinverständliche Darstellung hervorzuheben. Büscher.

*

Der Deutschlandsender hat in einem sehr hübschen Büchlein „Das festliche Jahr" (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg) die besten Verse und Prosastücke seiner Sendereihe „Monatsbilder des Königswusterhäuser Landboten" veröffentlicht (Bearbeitung Günther Eich und Martin Raschke). Schön ausgewählte Illustrationen schmücken das geschmackvolle Werk.

Eine Sammlung von Hörspielen aus der Tierwelt legte Gertraude Knab in einem Jugendbuch „Tiere senden" (Esche Verlag, Leipzig) nieder; in den Hörszenen vereinigt sich fesselnd Unterhaltung und Belehrung.

Gustav Junghans schrieb einen heiteren Roman „Signale um Portia" (Verlag Braun & Schneider, München), ein humoriges, spannendes Geschehen um eine Ausreißerin, die Kurzwellenamateure in ein unsichtbares Netz einfangen. Ein aktueller Stoff, gut und flott geschrieben. W.

Hermann Heiden, „Rund um den Fernsprecher". (Herausgegeben von Siemens & Halske, Berlin-Siemensstadt.) — Die Selbstverständlichkeit des Fernsprechers als eines täglichen Gebrauchsgegenstandes und die damit gebotene zweckdienliche Vereinfachung in Formgebung und Bedienung haben unserem Blick sowohl die Kompliziertheit des technischen Aufbaus, wie die mühevolle geschichtliche Entwicklung entzogen. Das Buch von Heiden plaudert von solchen Dingen, die für den Fernsprechteilnehmer zu wissen nicht notwendig, aber doch sehr lehrreich sind; beinahe unterhaltsam werden schwierige technische Vorgänge klargemacht, wobei das reiche Bildmaterial wertvolle Dienste leistet. Bd.

REGISTER

ZUM XIV. JAHRGANG 1937 DER ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

BEARBEITET VON DR. HANS AUGUST VOWINCKEL

Stichworte, die man unter C nicht findet, suche man unter K oder Z und umgekehrt; desgleichen Stichworte, die man unter Y nicht findet, unter J. B: Berichterstattung.

Müller, K. 500: auf S. 500 beginnt ein von K. Müller verfaßter Beitrag.
Müller, K. 500*: auf S. 500 wird K. Müller im Text zitiert.
Müller, K. 500**: auf S. 500 wird ein von K. Müller verfaßtes Buch im Literaturbericht angezeigt.

Aa, K. v. der 682**.
Abessinien (s. a. Italien): B 223, 300, 561, 564–565, 1029 — Bibliographischer Epilog zum Abessinienkrieg 765–768** — Karten von A. 63**, 68**.
Acworth, B. 948*.
Afrika (s. a. einzelne afrik. Staaten u. Kolonien): B 300–301, 392, 743 — Kolonialmesse in Leipzig 753–755 — Afrikas Energiewirtschaft 1005–1024.
Aga Khan 656*.
Ägypten (s. a. Vorderer Orient, Großbritannien): Geopolitik des Vorderen Orients 69–83.
Ålandsinseln (s. a. Finnland): Die Ålandsinseln — ein wehrgeopolitisches Problem im Ostseeraum 914–928.
Alba 8*.
Albanien: Staatshandeln und Volkswirtschaft in Südosteuropa 957, 968.
Albert, H. 63**.
Albert, W. 861**.
Alessandri, A. 391*.
Almagia, R. 559*.
Alnor, K. 680**, 866**.
Alpen: Die Alpenstellung der Römer und die Gegenwart 56–62, 124 bis 131, 202–210.
Alverdes, F. 956**.
Aman Ullah Chan 78*.
Amerika (überhaupt; s. a. Südamerika u. d. einzelnen Staaten): B 116–117, 654–655, 853–854 — Amerikas Rundfunkaustausch mit der Welt 326–327 — Der Panamerikanismus von Amerika aus 381 bis 388, 475–480, 572–580 — Zwischen Nord- und Südamerika 813–823 — Amerikas Rundfunkrepräsentanten in Europa 869 bis 872 — Amerikanischer Rundfunk 872–879 — Zur Statik u. Dynamik Amerikas 249–251**.
Amery 949*.
Ancel, J. 2*.
Andino, T. C. 838*.
Andree, R. 483**.
Arabien (s. a. Vorderer Orient): B 110 — Was hat Ibn Saud mit seinen Ölquellen getan? 51–53 — Geopolitik des Vorderen Orients 77, 82–83.
Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik: Bericht über die Beirattagung 50–51 — Rückschau auf die Jugoslawienfahrt der AfG 855–858.
Argentinien: Staatenwirtschaftliche Länderschau 604–609.
Arita 46*.
Arktis: Staatenwirtschaftliche Länderschau 793–799 — Betrachtungen zur Eismeer- und Ostseepolitik der Sowjetunion 901–905 — Finnmarken und Spitzbergen 905–914 — Die Lage am Eismeer 928–936.
Asien (s. a. Indopazifischer Raum, Vorderer Orient, einzelne asiatische Staaten): Der Freiheitskampf der Kosakenvölker gegen asiatische Mächte im russischen Raum 617 bis 628 — Fernost-Schrifttums-Auslese 675–678** — Aus den mittelasiatischen Pufferzonen 1043 bis 1044**.
Astor, Lady 941*.
Atlantischer Raum (s. a. Europa, Afrika, Amerika und einzelne Staaten dieser Erdteile): B 39–42, 108–111, 222–226, 299–302, 389–392, 461–465, 554–559, 652–656, 738–744, 843–848, 937–944, 1025–1028 — Geopolitische Auswirkungen der Luftfahrt 999–1002.
Augustus 128*, 131*.
Auslandsdeutschtum: B 845, 937 — Rumäniens raumpolitische Sendung 261–269 — Die Volkspolitik der Tschechen im Kartenbild 434 bis 446 — Josef Chmelar, The German Problem in Czechoslowakia 473 — Tschechische Auslandspropaganda 474 — Übersee sendet mit 505–509 — Zur Geopolitik des Sudetendeutschtums 760 — Das Vordringen der „German Frontier" im Präriegebiet der Vereinigten Staaten 824–836 — Karten: 314**.
Ausserer, K. 481**.
Australien: B 228–229, 396, 657, 665, 747, 852, 939, 950, 1029 bis 1030.
Avarna, Herzog von 559*.

Baarslag, K. 517**.
Bach, A. 316**, 1042**.
Bach, J. S. 878*.
Bachmann, A. 956**.
Bachofen 224*.
Badoglio, Marschall 48*, 563*, 581**, 583**, 767**.
Bahr, R. 861**.
Baldwin, St. 111*, 461*.
Balearen: B 40–41.
Balk, A. 580**, 584**.
Balkan (s. Südosteuropa).
Ball, W. M. 228*.
Baltische Staaten (s. a. Estland, Lettland, Litauen): Die Lage am Eismeer 936 — Lettische Monopolwirtschaft und „Baltische Klausel" 981–982 — Neuer Zentralsender im Ostseeraum 1058–1060.
Bancroft 551*.
Banniza von Bazan, H. 1046**.
Banse, E. 486**, 673**.
Banze, A. 956**.
Baravalle, R. 141**.
Barcia, A. 747*.
Barrow, Sir G. 548*.
Bauer, R. 521.
Baywater, Admiral 948*.

Behnke, P. 117*.
Belgien: B 109, 390 — Das volksbiologische Gefüge Belgiens in jüngster Zeit 762—763 — Imperialismus und Planung in der amerikanischen Außenhandelspolitik 789.
Beltramini de' Casati, G. M. 767**.
Benary, A. 518**.
Bennett R. B. 228*, 881*.
Berber, F. 68**.
Berendt, E. F. 770**.
Berry, T. 898**.
Bessarabien: Bessarabien — Rumäniens Grenzmark gegen den Bolschewismus 270—279.
Betti, E. 251**.
Bevölkerungswissenschaft(-politik): B 111—113, 1030 — Japanische Agrarfragen 18—24, 132 bis 138, 211—221 — Japanische Einwanderung in Brasilien 25—30 — Krieg und Übervölkerung 31—39 — Zeichen der Unterwanderung 120 bis 121 — Volkskunde und Geopolitik 123 — Das Bluterbe des sächsisch-thüringischen Wirtschaftsmenschen 188—201 — Wanderung in der Hand des Staates 595—601 — Die Verschiebungen der Negerbevölkerung in USA. 626—636 — Volk und Raum in China. Eine biologische Betrachtung 717—722 — Das volksbiologische Gefüge Belgiens in jüngster Zeit 762—763 — Das Vordringen der „German Frontier" im Prärigebiet der Vereinigten Staaten 824 bis 836 — Finnmarken und Spitzbergen 905—909, 911—912 — Die Lage am Eismeer 930—934 — Schrifttum 1039—1042**.
Bielski, W. 402*.
Bielz, J. 863**.
Billeb, E. 996.
Birk, A. 681**.
Birma: B 661—662.
Bittner, K. 862**.
Blaga 260*.
Blaschke, H. A. 318**.
Bledisloe, Lord 229*.
Blum, L. 390*, 556*.
Blum, O. 956**.
Blum, Prof. Dr. ing. 418*, 681**.
Blumenau, H. 682**.
Blunck, H. Fr. 684**.
von Boeckmann, K. 147, 686.
Boehm, M. H. 682**, 956**.
Bolivar, S. 382—383*.
Bolschewismus: B 115—116, 661 bis 663, 742 — Rumäniens raumpolitische Sendung 267—269 — Bessarabien — Rumäniens Grenzmark gegen den Bolschewismus 270—279 — Die Äußere Mongolei als sowjetrussisches Kolonisationsobjekt 373—381 — Religion u. Politik in der Tschechoslowakei 446 bis 455 — Betrachtungen zur Eismeer- und Ostseepolitik der Sowjetunion 901, 904—905 — Finnmarken und Spitzbergen 909—910 — Die Lage am Eismeer 929, 936 — Volksstämme in der Faust des Bolschewismus 1035—1036.
Boncour, P. 939*.
de Bono, E. 563*, 581**, 583**, 767**.
de Booy, H. Th. 657*.
von Borch, H. 567*.
Borries, C. 680**.
Bose, Ch. 949*.
Boveri, M. 316**.
von Boyen, H. 679**.
Brahms, J. 878*.
Brandl, L. 681**.
Branly 501*.
Brasilien: B 391, 743 — Japanische Einwanderung in Brasilien 25—30 — Von der Monokultur zur Polykultur und Autarkie 234—236 — Imperialismus und Planung in der amerikanischen Außenhandelspolitik 786—792.
Braun, G. 248**.
Braun, H. 481**.
Brenneisen, R. 954**.
Briand, A. 845*.
Brill, K. 487**.
Brinkmann, C. 615**, 679**.
Bruck 1*.
Büchsel, H. W. 1045**.
Büdel 10*.
Bulgarien: B 110 — Die politische und wirtschaftliche Entwicklung Bulgariens 280—289 — Jugoslawien beschreitet neue Wege 289 bis 298 — Staatshandeln und Volkswirtschaft in Südosteuropa 961 — Bulgarien stoppt die Industrialisierung 982 — Die Beschränkung der bulgarischen Maschineneinfuhr zur Verhinderung übermäßiger Industrialisierung 985—986.
Burckhardt, J. 436*.
Burckhardt, K. 224*.
Burgdörfer, Fr. 317**, 1045**.
Burkardt, A. 762*.
Byrd 989*.
Bywater, Admiral 1031*.

Campbell, M. R. 828*.
Calles 814*, 820*.
Cardenas 820*.
Cäsar, J. 1*, 61*, 126*.
von Caucig, F. 97, 280.
Causton, E. E. N. 229*.
Cecil, Lord 940—941*.
Chamberlain, A. 558*.
Chamberlain, N. 111*, 558*, 653*, 844*, 854*.
Chamberlaine, W. H. 1033*.
Chamisso, A. von 991*.
Chang Hsue-liang 114*, 730*.
Chang-Tschi-Tung 938*, 946*.
Chéradame 2*.
Chesterton, A. K. 811**.
Chiang Kai-shek 49*, 53—55*, 114 bis 115*, 303*, 354—360*, 722 bis 728*, 732*, 750*, 850*, 1028.
Chile: B 303, 466.
China: B 43—50, 111, 112—113, 302—308, 393—400, 468, 560 bis 563, 739, 742, 750, 849—852, 938 bis 939, 945—947, 1025—1026, 1029—1034 — Krieg u. Übervölkerung 31—39 — Chinesisches Staatsdenken 53—55 — China schaltet sich in die Weltwirtschaft ein 353—360 — Zur Lage in der Inneren Mongolei 361—373 — Die Äußere Mongolei als sowjetrussisches Kolonisationsobjekt 373 bis 381 — Volk und Raum in China 717—722 — Chinas Weg zur Einheit 722—732 — Zum Ausbau des chinesischen Verkehrsnetzes 732 bis 734 — Drei Frauenbücher 419** — Karten von China 63**.
Chmelar, J. 473*, 668—669*.
Chowdhury, S. L. 117*.
Christiansen, Fr. 318**.
Chu Chia hua 750*.
Ciano, Graf 392*, 938*.
Clark, G. 562*, 676**.
von Clausewitz, K. 566—568*.
Clémenceau 2*.
Collier, D. M. B. 713**.
Collmer, P. 680**.
Colon, C., Herzog von Veragua 853*.
Columbus 989*.
Conrad, J. 990*.
Contreras, L., General 887*.
Cook 989*.
Cortès, L. 838*.
Cosgrave 531*.
Cot, P. 847*.
Craik, Sir H. 949*.
Cranborne, Lord 939*.
Creutzburg, N. 770**.
Crispi 259*.
Crocker, W. R. 220*.
Curzon, Lord 541*.
Cvijić 260*.
Czaika, W. 312—313**, 672**.
Czeija, O. 1049.

Darwin 989*.
Das, T. 949*.
David-Neel, A. 419**.
Dehen, Peter 615**.
Dekker (Multatuli) 990*.
Demangeon 2*.
Denny, L. 949*.
Desta, Ras 223*.
Deutsch, W. 954**.
Deutschland, Deutsches Reich, Deutsches Volkstum: B 48—49, 114—116, 224, 391, 554—555, 739 bis 740, 746—747, 845, 848, 1028 — Mitteleuropa und die Welt 1—3 — In den Niederlanden wächst ein Staat 10—12 — Krieg und Übervölkerung 31—39 — Rundfunk

und Ausland 145–147 — Vor einem Jahr 147–149 — Zur kulturellen Standortfrage des Rundfunks 159–165 — Raumüberwindende Männer 186–188 — Das Bluterbe des sächsich-thüringischen Wirtschaftsmenschen 188–201 — Zur geistigen Blockade Deutschlands im Weltkriege 236 — Karte-Waffe oder Gift? 236–238 — Festungen als geopolitische Kraftfelder 238–239 — Rumäniens Raumpolitische Sendung 267–268 — Das Fernsehen — Möglichkeiten und Erreichtes 321–323 — Die zweite Etappe 340–341 — Die Versteppung Deutschlands 400 bis 401 — Die Stärke der polnischen Minderheit in Deutschland 402 — Das deutsche Fluß- und Kanalsystem 403–418 — Übersee sendet mit 505–509 — Die staatliche Lenkung der Außenwirtschaft 585 bis 589 — Staatenwirtschaftliche Länderschau 609–610 — Das Gepräge des deutschen Volkes auf geopolitischen Wandkarten 670 bis 674 — Deutscher Rundfunk und Völkerverständigung 686–690 — Wirtschaft und Rundfunk 691 bis 695 — Kolonialmesse in Leipzig 735–755 — Der politische Katholizismus im deutschen Raum 755 bis 760 — Zur Geoplitik des Sudetendeutschtums 760 — Imperialismus und Planung in der amerikanischen Außenhandelspolitik 790 — Der amerikanische Rundfunk 878–879 — Rundfunk und Geopolitik 888–893 — Betrachtungen zur Eismeer- und Ostseepolitik der Sowjetunion 905 — Die Ålandsinseln — ein wehrgeopolitisches Problem im Ostseeraum 925 — Deutsche Wehrgeopolitik von England aus gesehen 952–953 — Rohstofferzeugung als europäischer Ordnungsfaktor 978–980 — Grenzenloser Rundfunk 1054–1057 — Ein Werk über den deutschen Raum 248 bis 249** — Schrifttum 253 bis 255**, 861–865**, 953–954** — Karten 63–64**, 255–256**, 312 bis 313**.

Dibelius, W. 799*.
Diesel 989*.
Dijck, J. G. R. van 1075**.
Disraeli 990*.
Distelbarth, P. 500.
Dittrich, E. 988**.
Dobiasch, Sepp 482**.
Domaniewsky, Z. 25.
Domville, Admiral Sir B. 530*.
Donkan, R. 65**.
Douhet, G. 67**.
Drascher, W. 65**.
Dressler-Andress, H. 145.
Drusus 1*.
von Drygalski, E. 249**.
Dunbar, G. 565*, 581–582**, 684**.
Dvorský, V. 442*.

Ebert, W. 317**.
Ebhardt, B. 956**.
Eck, H. 373.
Eckener, Dr. 989*.
Eckert, G. 351**.
Eden, A. 230*, 558*, 698*, 854*, 940*.
Eggers, W. 484**.
Egmont 8*.
Ehrhardt, S. 673**.
v. Eickstedt-Haack, 673**.
Einspinner, H. 481**.
Eisenbahnen: s. Verkehr.
El Kuweit: s. Vorderer Orient.
Elwert, O. 680**.
Emeny, B. 951–952*.
Emge, Prof. 240*.
Ende, H. 679**.
Engert, J. 1048**.
Erb, H. 679**.
Erdmann, K. 177.
Erler, K. 481**.
Escarra, J. 676**.
Estland: Die Lage am Eismeer 936 — Lettische Monopolwirtschaft und „Baltische Klausel" 981–982.
Europa: B 39–42, 48–49, 108 bis 111, 117, 222–226, 299–302, 389 bis 392, 461–465, 554–559, 562 bis 563, 653–654, 656, 738–742, 744, 751, 843–848, 937–944 — Mitteleuropa und die Welt 1–4 — Krieg und Übervölkerung 31–39 — Außenpolitik und Erziehung 177–186 — Die Schöpferkraft des Südostens 257–261 — Von der politisierten Weltwirtschaft zur politischen Wirtschaft der Staaten 590–594 — Der Freiheitskampf der Kosakenvölker gegen asiatische Mächte im russischen Raum 617 bis 628 — Amerikas Rundfunkrepräsentanten in Europa 869 bis 872 — Rohstofferzeugung als europäischer Ordnungsfaktor 978–980 — Karten 63**.
Exner, M. 313**.

Fachmeyer, L. H. 444*.
Faisal 69–83*, 536*.
Farley, M. S. 50*.
Farrères, C. 990*.
Faschismus (s. a. Italien): B 308, in Amerika 577–578.
Fechner, R. 14*.
Federici, N. 747*.
Feetham 561*.
Fehn, H. 142**, 481**.
Fenzel, G. 112*.
Fernau, Fr.-W. 541, 684**.
Fernost: s. Asien, China, Japan, Sowjetrußland etc.
Filchner, Dr. 950*, 989*.
Finnland: B 41, 225 — O. Y. Suomen Yleisradio A. B. 150–153 — Finnmarken und Spitzbergen 908 — Die Ålandsinseln — ein wehrgeopolitisches Problem im Ostseeraum 914–928 — Die Lage am Eismeer 928–936.
Finnmarken: s. Norwegen.
Fischer, A. 68**.
Fischer, E. K. 505.
Fischer, P. 680**.
Fischer von Poturzyn 996*.
Fittbogen, G. 487**, 861**.
Flavius, G. 242*.
Flugwesen s. Luftpolitik.
Fochler-Hauke, G. 1036, 320**, 1037**.
Forbath, L. 1043**.
Forstmann, A. 68**.
Franco 108*, 222*, 299*, 389*, 613*, 656*, 741–742*, 854*, 943*, 1028*.
Franke, Dr. 484**.
Franke, E. 487**.
Frankfurter, F. 536*.
Frankreich (u. Kolonialreich): B 41 bis 42, 109 — Die Frage des Sandschaks von Alexandrette 119, 233, 301, 390, 463–464, 555–556, 845, 1028 — Mitteleuropa und die Welt 1–4, — Wirtschaft und Recht (Rundfunk) 348–349 — Das französische Volk und der Rundfunk 500–505.
Franz, W. 680**.
von Freeden, H. 861**.
Frenzel, K. 313**, 769**.
Frère, M. 612*.
Frey, U. 946**.
Freyer, H. 956**.
Friedrich d. Große 11*, 409*.
Fritzsche, H. 153.
Fuhrmann, G. 65.
Fuller, General 952*.

Gabler, A. 681**.
Gabrysch, F. 1046**.
Gädeke, H. 1045**.
Ganahl, H. 956**.
Gandhi 114*, 395*, 949*.
Gaupp, W. 1045**.
Geisler 770**.
von Geldern-Crispendorf, G. 679.
Gellert, J. F. 488**, 953**.
Gentile 559*.
Geomedizin (s. a. Bevölkerungspolitik, Geopolitik): B 846.
Geopolitik: Aus unserer Arbeit 50–51 — Die Alpenstellung der Römer und die Gegenwart 56–62, 124–131, 202–210 — Volkskunde und Geopolitik 123 — Außenpolitik und Erziehung 177–186 — Raumüberwindende Männer 186–188 — Karte — Waffe oder Gift? 236 bis 238 — Geopolitik und Naturrecht 239–246 — Le crépuscule des traités 309–312 — Die Versteppung Deutschlands 400–401 — Das deutsche Fluß- und Kanalsystem 403–418 — Politik gegen Geopolitik 421–434 — Über ethnographische Karten als Grundlage

geopolitischer Entscheidungen 639 bis 645 — Die Raumkameradschaft der Südostvölker 455—461, 568 bis 571, 645—652 — Die Tagung der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung auf der Marienburg vom 20. bis 22. Mai 1937 665—668 — „Gespräch über die Geopolitik zwischen einem Deutschen und einem Franzosen" 668 — Rundfunk und Geopolitik 888 bis 893 — Raumüberwindende Männer: A. E. Johann Wollschläger. Ein geoliterarischer Versuch 989—995 — Geopolitische Auswirkungen der Luftfahrt 996 bis 1004 — Erdkunde: Geopolitik = Erdoberfläche : x? 1035 — Volkskundliche Arbeiten 1039—1042** — Bibliographie der Geopolitik 141—144, 315—320, 485—488, 584, 682—684, 865—868, 1045—1048**. — Neue geopolitische Karten und Atlanten 62—64**, 255—256**, 312 bis 314**, 482—485**, 768—770**.
Gerstenhauer, M. R. 683**.
Gide, A. 114*.
Gierach, E. 438*.
Giere, G. 680**.
Gloger, K. 680**.
Gobineau, Graf 991*.
Goblet, Y. M. 309*.
Goetz, L. K. 865**.
Goetz, W. 956**.
Goltz, R. 532.
Gömbösch 2*.
Gomez, J. V., General 885—886*.
Graefe, A. 1046**.
Graf, O. 1045**.
Grant, M. 812**.
Grant, M. M. 880.
Grapentin, O. 317**.
Graziani 563*, 664*.
El Greco 259*.
Grenfell, R. 948*.
Griechenland: Staatshandeln und Volkswirtschaft in Südosteuropa 961.
Grieser, R. 680**.
Grimm, C. 680**.
Grimm, F. 254**.
Grober, J. 956**.
Gross, H. 957, 788*, 957*, 987**.
Großbritannien (auch Britisches Reich gesamt; s. a. einzelne britische Besitzungen): B 39—42, 110—111, 223—226, 228—234, 299 bis 302, 391—392, 393—400, 461 bis 465, 466—472, 554—559, 561 bis 566, 653—656, 657—665, 738 bis 744, 744—752, 843—848, 849, 852—855, 939—944, 949, 950, 1026 bis 1034 — In den Niederlanden wächst ein Staat 4—12 — Krieg und Übervölkerung 31—39 — Was hat Ibn Saud mit seinen Ölquellen getan? 51—53 — Farbig und Weiß 65 — Geopolitik des Vorderen Orients 69—83 — „This is London calling!" 157—159 — Südafrikanische Rundfunkprobleme 165 bis 168, 335—338 — Außenpolitik und Erziehung 182—186 — Raumüberwindende Männer 186—188 — Irland und das Empire 521—532 — Wehrgeopolitische Betrachtungen über Indien 541—549 — Wenn England zu Felde zieht 566—568 — Staatenwirtschaftliche Länderschau 606—609 — Das Mittelmeer als Rundfunkraum 696—703 — Politischer Machtfaktor Gold 781 bis 785 — Staatenwirtschaftliche Länderschau 799—804 — Das staatliche Ausfuhrförderungssystem in England 804—809 — Geopolitische Auswirkungen der Luftfahrt 1001—1004 — England und sein Rundfunk 1061—1063.
Grothe, H. 314**.
Grotius, H. 240*.
Grühl, M. 766**, 1045**.
Grüssner, A.-J. 914.
Gull, E. M. 1033*.
Gulliland, A. A. 157.
Guse, F. 143**, 676**.
Gutenberg 1054*.

Haack 770**.
Hager, K. 954**.
Hainan, Insel B 394, 1025.
Haintz, O. 681**, 768**.
Haiyashi 732*.
Halàsz, A. 313**.
Halifax, Lord (früher Lord Irwin) 111*, 663*, 739*, 844*, 854*.
Hamann, K. 67**.
Hampe, K. 317**.
Hannemann, M. 628, 824.
Hannibal 56*, 60—61*, 131*.
Harke, C. G. 617.
Harms 314**.
Harmsen, H. 861**.
Hart, L. 566—568*.
Hasenclever, A. 420**.
Hassinger, H. 1*, 435*.
Haufe, H. 956**.
Hauge, E. O. 905.
Haushofer, A. 39, 108, 222, 299, 389, 461, 554, 652, 1025.
Haushofer, K. 1, 43, 111, 138, 186, 226, 249, 251, 302, 393, 419, 466, 559, 580, 581, 657, 675, 738, 744, 768, 843, 848, 937, 945, 1029, 1043, — 21*, 50*, 219*, 436*, 668*, 989*, — 142**, 314**, 682**, 1036 bis 1037**.
Haussleiter, O. 668*.
Häussler, G. 868**.
Havelaar, P. 681**.
Heberle, R. 861**.
Hedin, S. 950*, 989*.
Hegel, G. W. F. 890*.
Heger, F. 487**.
Heiden, H. 1076**.
Hein, F. B. 956**.
Helbok, A. 315**.
Hellpach, W. 1039**.
Hemmer, E. 254**.
Henderson, Ch. W. 828*.
Hennig, R. 407*, 517**.
Henri IV 1*.
Herberstein 991*.
Hermans, W. 681**.
Herrmann, A. 254**.
Herrmann, G. 765**.
Hertzog, General 301*.
Hielscher, H. 680**.
Hilgenreiner, K. 454*.
Hillekamps, C. H. 144**.
Hiller, C. 955**.
Hinkel, H. 1072**.
Hippler, F. 956**.
Hirano, Y. 218*.
Hirota 660*.
Hirsch, H. 436*.
van Hise, R. C. 830*.
Historikus 956**.
Hitler, A. 842 — 109*, 138*, 224*, 739*, 878*, 938*, 943*, 953*.
Hlinka 453*.
Hobus, G. 455, 568, 645.
Hoch, E. 976*.
Hoeffding, O. 954**.
von Hoffmann, G. 637*.
Hofmann, K. 317**.
Hofmeyr 301*.
Hohlfeld, J. 255**.
Holdich, Sir Th. 396*, 748*.
Holldack, H. 684**.
Holló, P. 62**.
Hoops, O. W. A. 868**.
Horst, W. 1046**.
House, E. 744*.
Howard, M. P. 1030*.
Howard, R. W. 306*.
Huber, K. 956**.
Hu Han min 726*.
Hull, C. 574—575*, 786—792*, 846*, 853*.
Humbach, F. 517**.
Humboldt, A. von 989*.
Hummel, H. 253, 679, 765, — 684**, 863**, 955**.
Hunter, P. 747*.
Hus 259*.
Hu Shih 658—659*, 850*.
Hussmann, P. 679**.
Hutchinson, R. W. 1076**.

Ibn Saud 51*, 65*, 69—83*, 538*, 848*.
Immanuel, F. 767**.
Indien: B 113—115, 229—231, 304, 308, 394, 396, 400, 468—470, 561—562, 565—566, 661—664, 752, 855, 949, 1031—1034 — Krieg und Übervölkerung 31—39 — Wehrgeopolitische Betrachtungen über Indien 541—549.
Indopazifischer Raum (s. a. einzelne Staaten des Indop. Raumes): B 43—50, 111—117, 226—234, 302—308, 393—400, 466—472, 559 bis 566, 657—665, 744—752, 848 bis 855, 945—951, 1029—1034 — Die USA. u. d. Stille Ozean 549

bis 554 — Geopolitische Auswirkungen der Luftfahrt 1003—1004 — Malaya und sein Zerrungsgebiet 580** — Kulturbewegg. u. Machterneuerung am Ind. Ozean 581** — Fernost-Schrifttum-Auslese 675—678**.
Inge, Dekan 799*.
Irak: s. Vorderer Orient.
Iran (s. auch Vorderer Orient): Zur Wirtschaftsentwicklung Irans 83 bis 97 — Raumüberwindende Männer 186—188.
Irk, V. C. 261.
Irland: B 39—40, 462—463 — Irland und das Empire 521—532.
Is'hak Ogly 734.
Ishii, R. 562*.
Italien (mit Kolonialreich; s. a. Abessinien): B 40, 48, 110, 392, 394, 599—560, 563—565, 664, 937, 943, 1026—1027 — Krieg und Übervölkerung 31—39 — Was hat Ibn Saud mit seinen Ölquellen getan? 51—53 — Die Alpenstellung d. Römer und die Gegenwart 56—62, 124—131, 202—210 — Jugoslawien beschreitet neue Wege 290—292 — Wanderung in der Hand des Staates 595—601 — Das Mittelmeer als Rundfunkraum 696—703 — Geopolitische Auswirkungen der Luftfahrt 1001—1002 — Schrifttum 66** — Bibliographischer Epilog zum Abessinienkrieg 765—768**.

Jacot, B. L. 713**.
Jaeckh, E. 1*.
Janeff, J. 260*, 139—140**, 866**.
Jannoch, H. 317**.
Janoschek 680**.
Jantzen, W. 248, 402, 670, — 51*.
Japan: B 43—50, 117, 226—227, 303, 393, 397—398, 466—472, 559 bis 560, 562—563, 657—660, 746 bis 750, 849—853, 937, 945—948, 1025—1034 — Japanische Agrarfragen 18—24, 132—138, 211 bis 221 — Japanische Einwanderung in Brasilien 25—30 — Krieg und Übervölkerung 31—39 — Zur Lage in der Inneren Mongolei 361—373 — Rundfunk in der Mandschurei 489—496 — Die USA. und der Stille Ozean 552—554 — Wanderung in der Hand des Staates 595—601 — Volk und Raum in China 721 — Schrifttum 419**.
Jensen, Ad. E. 766**.
Jermak 624—625*.
Jerrold, D. 1033*.
Jess, J. 673**.
Johann, A. E. 228*, 989—995*, — 251**.
Johnstone, W. C. 560*.
Jordan, M. 869.
Jorga, N. 260*, 264*.
Jost, W. 679**.
Jugoslawien: B 110, 223—224, 302, 392 — Jugoslawien beschreitet neue Wege 289—298 — Staatenwirtschaftliche Länderschau 609 bis 610 — Staatshandeln und Volkswirtschaft in Südosteuropa 965 — Der Staatsmann Dr. Milan Stojadinowitsch 983—985.
Jung, R. 488**.
Junkers 848*.

Kallio 225*.
Kalousek, J. 435*.
Kamikawa, H. 744—746*.
Kanada: B 742—743, 752 — Imperialismus und Planung in der amerikanischen Außenhandelspolitik 790 — Rundfunk in Kanada 880—884.
Kanäle: s. Verkehr.
Kapp, Karl W. 614**.
Karstedt, O. 1048**.
Kartenwesen: Die Volkspolitik der Tschechen im Kartenbild 434 bis 446 — Über ethnographische Karten als Grundlage geopolitischer Entscheidungen 639—645 — Das Gepräge des deutschen Volkes auf geopolitischen Wandkarten 670 bis 674 — Kartenbibliographien 62**, 255**, 312**, 482**, 768**.
Kasiske, K. 680**.
Kauder, V. 683**, 866**.
Kaulback, R. 752*.
Kazak, F. 867**, 1043**.
Keiter, F. 317**.
Keller, G. 224*.
Keller, H. K. E. L. 246, 679**.
Kelter, Fr. 315**.
Kemal Pascha 78*, 968*.
Kemner, W. 584**.
Kenyon, Sir F. 939*.
Kernmayr, H. G. 482**.
Kerrl, H. 665*.
Kipling, R. 990*.
Kipp, H. 67**.
Kjellén 668*.
Klaar, A. 481**.
Klassen, P. 956**.
Klaudian, M. 434*.
Klein, F. 765**.
Klemmt, A. 315**.
Klinkenberg, H. 584**.
Klocke, H. 863**.
Kloss, H. 584**.
Knieper, F. 858—860**.
Koc, Oberst 224*.
Kogler, F. 420**.
von Kohl, L. 684**.
Kolonialpolitik, -fragen: B 743 bis 744, 746—747, 938, 941 — Kolonialmesse in Leipzig 753 bis 755 — Karten: 314**.
Königk, G. 681**.
Konoye, Fürst 660*, 849*.
Koo, Wellington 937*, 945*.
Kopp, F. 680**.
Koslowsky, G. 617*.
Kötzschke, R. 317**.
Kowalewskij, G. 564*.
Kraft, D. 863**.
Krampe, R. 317**.
Krebs, H. 487**, 862**.
Krieger, H. 65**.
Kriegler, H. 685.
von Kries, W. 253**.
Kripalany, A. 114*.
Krist, G. 1043**.
Kroatien, kroatische Frage: s. Jugoslawien.
von Kronenfeldt, H. 763.
Krug, F. 481**.
Krüger, K. 682**.
Kühn, H. 62**.
Kumsteller, B. 63**, 255**, 256**, 484**, 485**, 769**.
Kung, Dr. 355*.
Kuo Ping-Chia, Dr. 45*.

Lahse, E. 765**.
Lajtha, E. 1043**.
Lange, C. F. 314**.
Lange, F. 254**.
Larson, F. A. 1043**.
Lasaroff, M. W. 867**, 953**.
Läwen, G. 956**.
Leader, S. 251**.
Lee, H. K. 675**.
von Leers, J. 313**.
Lehmann, E. 683**.
Leibniz 1*.
Leichner, G. 766**.
Leidner, F. 863**.
Leith, C. K. 830*.
Lengauer, R. 684**.
Lenin 108*.
Lenz, H. 680**.
Lesseps 989*.
Lettland: Die Lage am Eismeer 936 — Lettische Monopolwirtschaft und „Baltische Klausel" 981—982.
Leutwein, P. 866**.
Lewis 655*.
Liebau, K. 679**.
Lieberenz, P. 766**.
Liebig, J. v. 989*.
G. von Lilienfeld 13.
Lindbergh 989*.
Lindner, H. 317**.
Linhardt, H. 860**.
List, F. 1*.
Litauen: Lettische Monopolwirtschaft und „Baltische Klausel" 981—982.
Littmann, E. 766**.
Litwinow 939*.
Livingstone 989*.
Lloyd Georges 528*, 535*, 746*.
Lochner, R. 862**.
Lockhart 580**.
Loesch, K. C. von 683**.
London, J. 990*.
Loredan 854*.
Lorenz, R. 863**.
Lothian, Lord 395*, 471—472*, 561—562*, 744*, 940*.
Loti, P. 990*.

Ludovici, J. W. 956**.
Ludwig XI. 1*.
Luftpolitik, -verkehr: B 43, 228 bis 229, 657, 751, 848 — Zum Ausbau des chinesischen Verkehrsnetzes 732—734 — Transpolarluftverkehr 66—68**, 793—799 — Geopolitische Auswirkungen der Luftfahrt 996—1004.
von Luschan, F. 637*.
Lütgens, R. 679**.
Luth, Rud. zu der 484**.
Luther 193*, 259*.
Lutz, A. 770**.
Lyons, J. 558*, 657*, 852*, 950*.

MacArthur, D. 393*.
Macdonald, M. 747*.
Macdonald, R. 111*.
Machatschek, 1*, 487**.
Mackensen, L. 682**.
Mackinder 1—3*, 468*, 843*.
Mahlin, S. 788*.
Mandschurei: B 47, 393 — Rundfunk in der M. 489—496.
Mangold, E. K. B. 1047**.
Manig, M. 1047**.
Mann, T. J. 672**.
Marbut, C. F. 831*.
Marc Aurel 1*.
Marconi, G. 704—706*.
Marescalchi, A. 955**.
Markmann, F. 403.
Martin 939*.
Martinez, M. 838*.
Martinez, R. C. 885—886*.
März, J. 139, 289, 865**.
Masaryk, T. G. 447*, 939*, 1028*.
Maschke, E. 681**.
Massi, E. 744*, 746*.
Matschek 290*, 294*.
Matthäus, H. 680**.
Matthias, H. 956**.
Matthias, J. 956**.
Maull, O. 668*, 860**.
Mayr, A. 313**.
Mcintyre, D. F. 251**.
McNutt, P. V. 394*.
Mecking, L. 317**.
Meeresfragen (Schiffahrt, Fischfang etc.): Staatenwirtschaftliche Länderschau 603—604.
F. Meissner-Hohenmeiss 434, 1037.
Meister, M. 680**.
von Mend, G. 954**.
Mendel, G. 989*.
Mentzel, H. 255**, 954**.
Menzel, W. 704.
Merseburg, B. von 679**.
van der Merve, N. J. 231*.
Messow, H.-Chr. 681**.
Meston, Lord 1033*.
Metz, F. 680**.
Mews, S. 954**.
Mexiko (s. a. Mittelamerika): B 49, 391 — Zwischen Nord- und Südamerika 813—823.
Meyer, A. 31.
Meyer, C. F. 224*.
Meyer, J. 66**.
Meyer, K. 666—668*.
Mielert, F. 679**.
Mikic, F. 769**.
Mikosch, L. 865**.
v. Mikusch, D. 65**.
Milleker, R. 639.
Mittelamerika: B 49, 391. — Der Panamerikanismus von Amerika aus 381—388, 475—480, 572 bis 580 — Imperialismus und Planung in der amerikanischen Außenhandelspolitik 786—792 — Zwischen Nord- und Südamerika 813 bis 823 — Stabilität in Mittelamerika 837—841.
Mittelholzer, W. 766**.
Mittelmeer (s. a. einzelne Staaten des Mittelmeerraumes): B 40—41, 109, 222, 299—300, 389, 463—464, 555, 843, 848, 937 — Das Mittelmeer als Rundfunkraum 686—bis 703.
Mlaker, R. *.
Mödlhammer, F. L. 584**, 676**.
Mola, General 555*.
Möller, E. W. 862**.
von Moltke, H. 956**.
Monath, H. 1045**.
Mongolei, Äußere: B 1034 — Die Äußere Mongolei als sowjetrussisches Kolonisationsobjekt 373 bis 381.
Mongolei, Innere: B 47—48 — Zur Lage in der Inneren Mongolei 361—373.
Monroe-Doktrin: B 654 — Der Panamerikanismus von Amerika aus 381—388, 475—480, 572—580.
Montandon, G. 675**.
Mori, A. e Alberto 483**.
Mort, Th. 989*.
Mortier, P. 939*.
Muhs 666*.
Müller-Brandenburg 679**.
Multatuli 990*.
Mummery 751*.
Muntendorf, O. 487**.
Murdoch, J. 216*.
Muris, O. 861**.
Murray, G. 881*.
Mussolini, A. 955**.
Mussolini, B. 392*, 696*, 843*, 844*, 937*.
Mzik, H. von 766**.

Nadler, J. 317**, 420**, 438*.
Nansen, F. 989*.
Nahas Pascha 1027*.
Napoleon I. 1*, 456*, 853*.
Nasu, S. 21—23*, 137*.
Natau, O. 317**.
Nationalsozialismus: B 114 bis 115, 308 — In den Niederlanden wächst ein Staat (Emsland-Besiedlung) 11—12.
Naumann, F. 1*.
Naumann, H. 681**.
Naumann, M. 420**.
Negrin 938*.
Nehru, J. 113—114*, 230*, 308*, 395*, 560*, 561*, 661*, 662*, 855*, 949*, 1032*.
Neser, L. 51*.
Neumann, H. 884.
Neuseeland: B 853, 1029.
New Deal: „CCC".-Arbeitslager in den Vereinigten Staaten 13—17.
Newel, J. 748*.
Nicolson, H. 437*, 746*.
Nicolle 989*.
v. Niedermayer, O. 186—188*, 989*.
Niederlande (und Kolonialreich) B 109, 233—234, 470—471, 1029 bis 1031 — In den Niederlanden wächst ein Staat 4—12 — Der Holländer als Hörer 497—500 — Staatenwirtschaftliche Länderschau 604—605.
Nolde, B. 956**.
Nordmann, R. A. H. 1047**.
Norwegen (s. a. Skandinavien): B 225 — Finnmarken und Spitzbergen 905—914.
Noske, R. 188*.

Oberhummer, E. 681**.
Oberschall, A. 862**.
Obregon 814*, 820*.
Offe, H. 239.
Ohnesorge, W. 321, 711**.
Öl: Was hat Ibn Saud mit seinen Ölquellen getan? 51—53.
Olaus Magnus 991*.
Olbricht, K. 674**.
Olearius 991*.
Olzscha, R. 83.
Oncken, H. 1*.
Ortner, E. 1041**.
Österreich: Ein Staat stirbt an seiner Hauptstadt 120 — Zur Wehrgeographie eines Kleinstaates 760—762 — Literaturbericht: Österreich 420**, 481—482** — Karten: 64**, 313**.
Osusky, S. 474*, 974—975*.
Otani, Graf 660*.
Otto, H. 715—716*.

Pahl, W. 67**, 682**.
Palästina (s. a. Vorderer Orient): B 42, 110, 223, 464, 558—559, 565, 656, 740, 748, 1027, 1034 — Geopolitik des Vorderen Orients 77, 83 — Kampf um Palästina 532 bis 540.
Panamerikanismus: B 45 — Der Panamerikanismus von Amerika aus 381—388, 475—480, 572—580 — Imperialismus und Planung in der amerikanischen Außenhandelspolitik 791.
Panislamismus: B 230 — Geopolitik des Vorderen Orients 69—83.
Papajewski, H. 657*.
Paqué, K. 350**.
Partsch, J. 1*.

Passarge, S. 253**.
Patijn, C. L. 1043**.
Paul, G. 318**, 1047**.
Pauser, F. 56, 124, 202.
Pazifischer Ozean (s. Indopazifischer Raum).
Pearl R. 31.
Peel, Lord 538*, 748*.
Pekař, J. 863**.
Pentzlin, H. 969.
Penzel 394*.
Pertinax 109*.
Peru: B 854.
Peter d. Gr. 738*, 902*.
Petersen 861**.
Petri, F. 319**.
Pfannschmidt, M. 860**.
Pfeffer, N. 306–307*.
Pfeil, E. 51*.
Philippinen: B 393, 1025–1026.
Piesse, E. L. 852*.
Pilsudski, J. 224*.
Pirow 301*.
Plaetschke 1043**.
Plessen, Baron V. von 580**.
Pleyer, K. 1047**.
Plümer, F. 51*.
Plymouth, Lord 222*, 464*, 557*.
Polen: B 41, 224–225 — Die Stärke der polnischen Minderheit in Deutschland 402 — Die politische Lenkung der polnischen Außenwirtschaft 969–974.
Polo, M. 990*.
Polson-Newman, E. W. 940*.
Portugal: B 222 — Staatenwirtschaftliche Länderschau 601–603.
Pratasinseln: B 947, 1025.
Predöhl, A. 967*.
Pregel, R. 680**.
Pridat-Guzatis, H. G. 691.
Prinzing, A. 868**.
Prshewalski 989*.
Prott, J. von 1045**.
Pupin 259*.
Putzger, F. W. 63**, 256**.

Quezon, Don M. 393*.

Rädl, E. 442*.
Rahman, A. F. 114–115*.
von Ranke, L. 956**.
Raschhofer, H. 955**, 1045**.
Rasin, St. 626*.
Rassenfragen (s. a. Bevölkerungspolitik): B 111–112, Farbig und Weiß 65–66** — Das Bluterbe des sächsisch-thüringischen Wirtschaftsmenschen 188–201 — Wanderung in der Hand des Staates 595–601 — Die Verschiebungen der Negerbevölkerung in den U.S.A. 626–636.
Rathgen 218*.
Rathke, W. 861**.
Ratzel, F. 668*, 944*.
Raupach, H. 864**.
Reche, E. 580**.
Rechtswesen, - wissenschaft: Geopolitik und Naturrecht 239–246 — Einheit u. Vielfalt im rechtlichen Weltbild 246–248 — Wirtschaft und Recht (Rundfunk) 348, 513, 710, 897, 1069, — 67**.
Reichelt, E. 722.
Reimer, D. 482**.
Reinhardt, W. 549 — 138–139**.
Reisner, H. 753, 1005.
Reissenweber, A. 679**.
Reitz 939*.
Resa Schach Pahlewi 78*, 83–97*.
Reuter, E. B. 637*.
Rhodes, Cecil 65*, 990*.
Richelieu 1*.
Richter 975*.
Richthofen, v. 989*.
Rieck, H. 1045**.
Riedel, F. 864**.
Rikli, M. 68**.
Rittershausen, H. 781.
Robbins, L. 591*.
Rockefeller, J. D. 465*.
Roepke, K. 141, 315, 485, 584, 682, 865.
Rogmann, H. 683**.
Rohan, K. A. Prinz 143**.
Roloff, G. 420**.
Rom: Die Alpenstellung der Römer und die Gegenwart 56–62, 124 bis 131, 202–210.
Romer, E. 769**.
Roosevelt, F. D. 13–14*, 42*, 111*, 381*, 388*, 390*, 393*, 465* 574 bis 576*, 655*, 791*, 816*, 854*, 876*, 878*, 940*.
Rosenbauer, J. 420**.
Ross, C. 813 — 232*, 251**, 1048**.
Rössler, F. 862**.
Rousseau, J. J. 241*.
Rüdiger, H. 863**.
v. Rudolf, E. V. 481**.
Rudolf von Habsburg 7*.
Rumänien: Umsiedlungen auf dem Balkan 53 — Rumäniens raumpolitische Sendung 261–269 — Bessarabien — Rumäniens Grenzmark gegen den Bolschewismus 270–279 — Jugoslawien beschreitet neue Wege 298 — Staatshandeln und Volkswirtschaft in Südosteuropa 965.
Runciman, Lord 557*.
Rundfunk: s. Welt-Rundfunk.
Runge G. 270.
Russinow, A. 811**.
Rußland: s. Sowjetrußland.
Rust 665*.

S., R. 18, 132, 211, 361.
Sachse, H. 684**, 863**.
Salazar 602*.
Sandeman, Sir Robert 543*.
Sandler 740*, 845*,
Sandschak von Alexandrette: B 42, Die Frage des Sandschaks von Alexandrette, eine Frage des Lebens und der Ehre der Türkei 118–120, 463–464.
Sansom 216*.
Sarkar, B. K. 562*, 565*, 663*, 847*, 581**.
Sarma, S. K. 115*.
Schacht, H. 587*, 744*.
Schacht, H. H. 865**.
Schaefer, H. 159 489.
Schäfer, O. 69, 118, 421.
Schallmayer 398*.
Scharfetter 564*.
Scheibe, W. 315**.
v. Schell, A. 66**.
van Scheltema, F. A. 254**.
Schiffers-Darringhausen, H. 681**.
Schiller, E. 956**.
Schilling, F. 712**.
von Schlagintweit, R. 828*.
Schlenger, H. 64**, 673**.
Schmidt, M. G. 671**.
Schmidt, O. 740*, 793*.
von Schmidt-Pauli, E. 864**.
Schmieder, O. 826*.
Schmitthenner, P. 66**.
Schmitz, H. I. 487**.
Schmitz-Kairo, P. 682**, 868**.
Schmolck, F. H. 381, 475, 572, 837.
Schmölders, G. 1045**.
Schnee, H. 481**.
Scholtz, G. 66**, 956**.
Schopen, E. 1046**.
Schopenhauer, A. 239*.
Schott, C. 320**, 681**.
Schrepfer, H. 51*, 253**, 861**.
Schüle, E. 681**.
v. d. Schulenburg, W. 956**.
Schultz, B. K. 673**.
Schultze, E. 19*.
Schultze, J. H. 318**, 1047**.
Schulze, J. H. 860**.
von Schumacher, R. 66, 257, 420, 481, 858, 953 — 253–254**, 682**.
Schuon, G. 319**.
Schwägerl, A. 1046**.
Schwarzenberg, F. 1*.
Schwarzkopf, E. 715.
Schweden (s. a. Skandinavien): B 225 — Die Ålandsinseln — ein wehrgeopolitisches Problem im Ostseeraum 919, 926–928 — Neuer Zentralsender im Ostseeraum 1058 bis 1060.
Schweitzer, A. 243*.
Schweiz: B 224 — Wirtschaft und Recht (Rundfunk) 349.
Schwertfeger, E. 488**.
Scipio, P. C. 61*.
Sedelmeyer, K. 314**, 770**.
Sedlacek, J. 446*.
Seeberg, A. 901.
Seibt, H. 681**, 956**.
Seidel, W. 868**.
Seifert, Alwin 400–401*.
Seifert, Arnold 188, 590, 601, 793, 974.
Seiffert, G. 717.

Seiler 187*.
Sell, K. G. 328, 872 — 869*, 871*.
Semjonow, J. 946**, 989.
Seraphim, P.-H. 319**.
Shantz, H. L. 826*.
Shuhsi Hsu 850*.
Siebenbürgen: s. Auslandsdeutschtum.
Siedentop, I. 487**.
Siedlung (s. a. Bevölkerungspolitik): In den Niederlanden wächst ein Staat 4—12 — Japanische Einwanderung in Brasilien 25—30 — Umsiedlungen auf dem Balkan 53 — Volk und Raum in China 717 bis 722 — Das Vordringen der „German Frontier" im Prärie-gebiet der Vereinigten Staaten 824—836 — Die Lage am Eismeer 928—934, 936.
Silbermann, Ch. 672**.
Silesius 446.
Simoleit, G. 680**.
Singapore: B 44—45, 232, 394, 466.
Skandinavien (s. a. Schweden, Norwegen etc.): B 41, 110, 225, 464—465, 557, 740, 742 — Betrachtungen zur Eismeer- und Ostseepolitik der Sowjetunion 901—905 — Finnmarken und Spitzbergen 905—914 — Die Ålandsinseln — ein geopolitisches Problem im Ostseeraum 914—928 — Die Lage am Eismeer 928—936.
von Sluzewski, F. 713**.
Smith, G. H. 827*.
Smolka, H. P. 742*, 793*.
Smolka, G. 861**.
Sochos 260*.
Somogyvàry, J. 323.
Somoza, A. 838*.
Sowjetrußland, -union (s. a. Bolschewismus): B 41, 45—46, 108—109, 397—398, 465, 472, 556, 656, 659—661, 740—741, 748 bis 749, 751, 846, 853, 937, 943, 946 bis 947, 1028, 1033 — Zur Wirtschaftsentwicklung Irans 83—97 — Die wirtschaftliche Seite der Dardanellenfrage 97—107 — Zur Lage in der Inneren Mongolei 361—373 — Der Freiheitskrampf der Kosakenvölker gegen asiatische Mächte im russischen Raum 617—628 — Turkestan 734—738 — Politischer Machtfaktor Gold 781—785 — Staatenwirtschaftliche Länderschau (Sowjetrußland in der Arktis) 793—799 — Betrachtungen zur Eismeer- und Ostseepolitik der Sowjetunion 901—905 — Finnmarken und Spitzbergen 905 bis 914 — Die Ålandsinseln — ein geopolitisches Problem im Ostseeraum 914—928 — Die Lage am Eismeer 928—936 — Volksstämme in der Faust des Bolschewismus 1035—1036 — Schrifttum: Nordostraum 954**.
Spahn, M. 254**.
Spanien: B 41, 108—109, 222—223, 299, 301, 389, 463, 554—556, 656, 739, 741—742, 843—845, 848, 853—854 — In den Niederlanden wächst ein Staat 8—9 — Das Wirtschaftsprogramm der Falange Española 613—614.
Speet P. 497.
Spengler, O. 479*.
Spitzbergen: s. Norwegen.
A. Frh. von Spitzmüller 481**.
Springenschmid, K. 64**, 312**, 486**, 488**, 679**, 770**, 866**.
Springer, F. 165, 335.
Šramek, Prälat 453*.
von Srbik, H. 317**, 420**, 684**.
Staatenwirtschaft: Die staatliche Lenkung der Außenwirtschaft 585—589 — Von der politisierten Weltwirtschaft zur politischen Wirtschaft der Staaten. 590—594 — Wanderung in der Hand des Staates 595—601 — Politischer Machtfaktor Gold 781 bis 785 — Imperialismus und Planung in der amerikanischen Außenhandelspolitik 786—792 — Das staatliche Ausfuhrförderungssystem in England 804—809 — Staatshandeln und Volkswirtschaft in Südosteuropa 957—968 — Die politische Lenkung der polnischen Außenwirtschaft 969—974 — Der Staatsmann Dr. Milan Stojadinowitsch 983—985 — Die Beschränkung der bulgarischen Maschineneinfuhr zur Verhinderung übermäßiger Industrialisierung 985 bis 986 — Staatenwirtschaftliche Länderschau 601, 793, 974 — Materialien 613, 804, 983 — Schrifttum 614, 809, 987.
Stalin 108*, 465*, 656*.
Stamati, Graf C. 928.
Stammler, R. 243*.
Stampfuß, R. 483**.
Stanley 991*.
Stanojević, S. 140—141**.
Starace, A. 767**.
Stavenhagen, K. 316**.
Stimson, H. L. 676**.
Stoffregen, G. O. 330.
Stojadinowitsch 223*, 290*, 392*, 983—985*.
Stoye, J. 143**, 683**, 866**.
Strabolgi, Lord (Kenworthy, J. M.) 803*.
Stratil-Sauer, G. 1043**.
Strewe M. Th. 353.
Stuhlfath, W. 64**, 318**, 488**.
Stumpp, K. 684**.
Stutterheim, K. von 1061.
Suche, J. 954**.
Südafrikanische Union: B 112, 300—301, 939, 941 — Südafrikanische Rundfunkprobleme 165 bis 168, 335—338.
Südamerika (s. a. einzelne südamerikanische Staaten): B 116 bis 117, 391, 654—655, 854 — Von der Monokultur zur Polykultur und Autarkie 234—236 — Der Panamerikanismus von Amerika aus 381—388, 475—480, 572—580.
Sudhir Sen 1043**.
Südosteuropa (s. a. Europa und die einzelnen Balkanstaaten): B 223 bis 224, 392, 464, 556—557 — Umsiedlungen auf dem Balkan 53 — „Revue Internationale des Études Balkaniques" 121—123 — Die Schöpferkraft des Südostens 257 bis 261 — Die Raumkameradschaft der Südostvölker 455—461, 568 bis 571, 645—652 — Staatshandeln und Volkswirtschaft in Südosteuropa 957—968 — Europäische Neustoffe im Prager Licht 975 bis 976 — Südost-Schrifttum 139 bis 141**.
Südslavien: s. Jugoslavien.
Sugimoto, E. I. 419**.
Sully 1*.
Sun Fo 305*.
Sung 355*.
Sun Yat Sen 469*, 724*, 726*, 849*.
Světlik 448*.
Svinhufvud 225*.
Sykes, C. 186—188*.
Syrien: s. Vorderer Orient.
Sze, A. 743*.

Tagore, R. 114*.
Takekoshi, Y. 218*.
Tamerlan 621*.
Tang, Lin Yu 676**.
Tappe, G. 63**.
Taube, A. B. 143**.
Teichman, Sir E. 950*.
Teleki 2*, 641*, 864**.
Tempeanu, V. 1047**.
Terauchi 46*.
Termer, F. 681*.
Tertoolen, A. 64**.
Teubert, O. 414*.
Thalheim, K. C. 595.
Theune, B. 1045**.
Thomas, Oberst 783*.
Thornthwaite, C. W. 629*.
Thoss, A. 254**.
Tiberius 1*.
Tiemann, W. 673**.
Timur 737—738*.
Titulescu 270*.
Todt 665*.
Tornau, U. 1048**.
Trampler, K. 254**.
Trimborn, H. 681**.
Tritschel, H. 481**.
Troll, K. 751*.
Tschechoslowakei: B 41, 301, 464, 656, 939, 1028 — Politik gegen Geopolitik, Zur geopolitischen Lage der T. 421—434 — Die Volkspolitik der Tschechen im Kartenbild 434 bis 446 — Religion u. Politik in d. T.

446–455 – Josef Chmelar, The German Problem in Czechoslowakia 473 – Tschechische Auslandspropaganda 474 – Nationalitätenfragen im tschechischen Blickfeld 668–669 – Zur Geopolitik des Sudetendeutschtums 760 – Staatenwirtschaftliche Länderschau 974 bis 978 – Europäische Neustoffe im Prager Licht 975–976 – „Totale" Wehrwirtschaft in der Tschechoslowakei 976–978 – Karten: 313 bis 314**.
Tsung-Ching Chen 560*.
Tucci, G. 559*, – 251**.
Tukin, C. 953**.
Turgot 668*.
Türkei (s. a. Südosteuropa, Vorderer Orient): B 42, 110, 118 – Der Sandschak von Alexandrette – Umsiedlungen auf dem Balkan 53 – Die wirtschaftliche Seite der Dardanellenfrage 97–107 – Staatshandeln und Volkswirtschaft in Südosteuropa 957, 968.
Turkestan: 734–738.
von Tyrus, W. 679**.

Ubico, J. 838*.
Ukraine: B 941–942.
Ullmann, H. 254**, 861**, 863**.
Ungarn: Jugoslawien beschreitet neue Wege 289–298 – Ungarns Rundfunknachrichtendienst 323 bis 325 – Über ethnographische Karten als Grundlage geopolitischer Entscheidungen 639–645.
Ungern-Sternberg, R. von 143**.
Utley, F. 306–307*, 747*, 948*, 1033*.

Vacca, G. 559*, 675**.
de Valera 39*, 462*, 525–532*.
Varenius (Waren, B.) 668*.
Vargas, Dr. G. 30*, 391*.
Veit, O. 956**.
Venezuela: Entwicklung und Organisation des Rundfunks in Venezuela 884–887.
Vereinigte Staaten von Nordamerika: B 49–50, 111, 226, 390 bis 391, 393, 465, 557, 652–656, 743, 846, 853, 941–944 – „CCC."-Arbeitslager in den Verein. St. 13 bis 17 – Was hat Ibn Saud mit seinen Ölquellen getan? 51–53 – Amerikas Rundfunkaustausch mit der Welt 326–327 – Auslandsvertreter des Rundfunks 328–330 – Die USA u. d. Stille Ozean 549 bis 554 – Wanderung in der Hand des Staates 595–601 – Die Verschiebungen der Negerbevölkerung in den USA 628–638 – Politischer Machtfaktor Gold 781 bis 785 – Imperialismus und Planung in der amerikanischen Außenhandelspolitik 786–792 – Staatenwirtschaftliche Länderschau 799 bis 804 – Zwischen Nord- und Südamerika 816–823 – Das Vordringen der „German Frontier" im Präriegebiet der Vereinigten Staaten 824–836 – Amerikas Rundfunkrepräsentanten in Europa 869 bis 872 – Der amerikanische Rundfunk 872–879 – Rundfunk in Kanada 883 – Strategie der Rohstoffe-usaamerikanisch 951 bis 952 – Schrifttum: 65**, 138**.
Verkehr (Bahnen, Straßen, Kanäle; s. a. Luftpolitik): Bagdad-Bahn B 45 – Transiranische Eisenbahn 92–97 – Das deutsche Fluß- und Kanalsystem 403–418 – Chinesisches Eisenbahnnetz 722–734 – Zum Ausbau des chinesischen Verkehrsnetzes 732–734 – Bahnen über Grenzen 763–765 – Der Ostsee-Weißmeer-Kanal 904 – Die Lage am Eismeer (Finnlands Eismeerstraße) 928–932 – Geopolitische Auswirkungen der Luftfahrt 996–1004.
Viénot, P. 109*.
Viererbl, K. 453*.
Vierkandt, A. 956**.
van Vlissingen, F. 612*.
Vogel, W. 1045**.
Vogelsang, W. 864**, 956**.
Vogt, L. 683**.
Völkerbund: B 116 – Zeichen der Unterwanderung 120.
Volkmann, O. 956**.
Vollmann, H. 352**.
Volwassen, W. 786.
Volz, H. 768**.
Volz, W. 254**.
Völz, W. 680**.
Vorbach, K. 862**.
Vorderer Orient (s. a. Arabien, Iran, Palästina, Türkei etc.): B 41, 110, 664, 1027 – Geopolitik des Vorderen Orients 69–83 – Zur Wirtschaftsentwicklung Irans 83 bis 97 – Die wirtschaftliche Seite der Dardanellenfrage 97–107 – Kampf um Palästina 532–540.
Vowinckel, K. 665 – 51*, 123*.
Vuk Stefanović-Karadžić 259*.

Wächtler, F. 866**.
Wagemann, E. 679**, 956**.
Wagenführ K. 326, 340, 696, 769**.
Wagenführ, R. 956**.
Wagner, Dr. R. 50*.
Wagner, R. 878*.
Wähler, M. 189*.
Walbel, L. 320**.
Waldmann 313**.
Wallace 787*, 782*.
Waln, N. 419**.
Walter, E. 1048**.
Wanderung: s. Bevölkerungspolitik.
Wang Ching-Wei 468*.
Washington, G. 138–139*.
Wasmund, E. 679**.
Waßmuß 186–188*.
te Water 941*.
Wedel, H. v. 954**.
Wegener 468*.
Wehrfragen, -wissenschaft: Die Alpenstellung der Römer und die Gegenwart 56–62, 124–131, 202 bis 210 – Festungen als geopolitische Kraftfelder 238–239 – Wehrgeopolitische Betrachtungen über Indien 541–549 – Die USA. u. d. Stille Ozean 549–554 – Wenn England zu Felde zieht 566 bis 568 – Zur Wehrgeographie eines Kleinstaates 760–762 – Betrachtungen zur Eismeer- und Ostseepolitik der Sowjetunion 901 bis 905 – Finnmarken und Spitzbergen 905–914 – Die Ålandsinseln – ein geopolitisches Problem im Ostseeraum 914–928 – Die Lage am Eismeer 928–936 – Strategie der Rohstoffe – U. S. amerikanisch 951–953 – Deutsche Wehrpolitik von England aus gesehen 952–953 – „Totale" Wehrwirtschaft in der Tschechoslowakei 976–978 – Geopolitische Auswirkungen der Luftfahrt 996 bis 1004 – Afrikas Energiewirtschaft 1012–1014 – Schrifttum: 66–67**.
Weinbrenner, H.-J. 1054.
Weizmann 535–540*.
Weizsäcker 64**.
Welsch, O. 732.
Welt-Rundfunk: Rundfunk und Ausland 145–147 – Vor einem Jahr 147–149 – O. Y. Suomen Yleisradio A. B. 150–153 – Die Grenzen des Rundfunknachrichtendienstes 153–157 – „This is London calling!" 157–159 – Zur kulturellen Standortfrage des Rundfunks 159–165 – Südafrikanische Rundfunkprobleme 165 bis 168, 335–338 – Das Fernsehen – Möglichkeiten u. Erreichtes 321–323 – Ungarns Rundfunknachrichtendienst 323 bis 325 – Amerikas Rundfunkaustausch mit der Welt 326–327 – Auslands-Vertreter des Rundfunks 330–335 – Die Ergebnisse der Berliner UIR.-Tagung 338–339 – Die zweite Etappe 340–341 – Rundfunk in der Mandschurei 489 bis 496 – Der Holländer als Hörer 497–500 – Das französische Volk u. d. Rundfunk 500–505 – Übersee sendet mit 505–509 – Der „Großen Deutschen Rundfunkausstellung" zum Geleit 685 – Deutscher Rundfunk und Völkerverständigung 686–690 – Wirtschaft und Rundfunk 691–695 – Das Mittelmeer als Rundfunkraum 696–703 – UIR.-Tagung in Lausanne 703–704 – Amerikas Rundfunkrepräsentanten in Europa 869 bis 872 – Der amerikanische Rund-

funk 872–879 – Rundfunk in Kanada 880–884 – Entwicklung und Organisation des Rundfunks in Venezuela 884–887 – Rundfunk und Geopolitik 888–893 – Rundfunk in Österreich 1049 bis 1053 – Grenzenloser Rundfunk 1054–1057 – Neuer Zentralsender im Ostseeraum 1058–1060 – England und sein Rundfunk 1061–1063 – Blick in die Rundfunkwelt 168, 341, 509, 704, 893, 1063 – Wirtschaft und Recht 348, 513, 710, 897, 1069 – Schrifttum 176, 350, 515, 711, 898, 1070.
Weltweite Fragen: Krieg und Übervölkerung 31–39 – Vor einem Jahr (Rundfunk und Olympiade) 147–149 – Die Ergebnisse der Berliner UIR.-Tagung 338–339 – Von der politisierten Weltwirtschaft zur politischen Wirtschaft der Staaten 590–594 – Amerikas Rundfunkaustausch mit der Welt 326–327 – Deutscher Rundfunk und Völkerverständigung 686 bis 690 – UIR.-Tagung in Lausanne 703–704 – Politischer Machtfaktor Gold 781–785 – Imperialismus und Planung in der amerikanischen Außenhandelspolitik 786 bis 792 – Raumüberwindende Männer: A. E. Johann-Wollschläger 989–995 – Geopolitische Auswirkungen der Luftfahrt 996 bis 1004 – Blick in die Rundfunkwelt 168, 341, 509, 704, 893, 1063 – Staatenwirtschaftliche Länderschau 601, 793, 974.
Wendt, H. 66**.
Wenke, H. 888.
Wentzcke, P. 487**.
Wiersbitzky, K. 142**, 580**.
Wien, K. 751*.
Wiese, H. R. 488**.
Wilhelm, F. 863**.
Wilhelmy, H. 953**.
Wilson, C. M. 519**.
Winkler, E. 440*, 1048**.
Winkler, H. 320**.
Winkler, W. 440*.
Winter, E. 454*.
Wirtschaft (s. a. Staatenwirtschaft): Japanische Agrarfragen 18–24, 132–138, 211–221 – Was hat Ibn Saud mit seinen Ölquellen getan? 51–53 – Zur Wirtschaftsentwicklung Irans 83–97 – Die wirtschaftliche Seite der Dardanellenfrage 97–107 – Das Bluterbe des sächsich-thüringischen Wirtschaftsmenschen 188–201 – Von der Monokultur zur Polykultur und Autarkie 234–236 – Die politische u. wirtschaftl. Entwicklung Bulgariens 280–289 – China schaltet sich in die Weltwirtschaft ein 353–360 – Das deutsche Fluß- und Kanalsystem 403–418 – Die staatliche Lenkung der Außenwirtschaft 585–589 – Von der politisierten Weltwirtschaft zur politischen Wirtschaft der Staaten 590–594 – Wirtschaft und Rundfunk 691–695 – Politischer Machtfaktor Gold 781–785 – Imperialismus und Planung in der amerikanischen Außenhandelspolitik 786–792 – Das staatliche Ausfuhrförderungssystem in England 804–809 – Staatshandeln und Volkswirtschaft in Südosteuropa 957–968 – Die politische Lenkung der polnischen Außenwirtschaft 969–974 – Die Beschränkung der bulgarischen Maschineneinfuhr 985–986 – Staatenwirtschaftliche Länderschau 601, 793, 974 – Staatenwirtschaftliche Materialien 613, 804, 983 – Schrifttum 68, 614, 809, 987**.
von Wissmann, H. 560*.
Wohlthat, H. C. H. 585.
Woroschilow 108*.
Wulle, R. 142**, 144**.
Wunderlich, E. 62, 255, 312, 482, 768.
Wüscht, J. 863**.
Wu Te-chen 306*.

Xylander, R. Ritter v. 767**, 955**.

Ylöstalo, V. 150.
Young, E. P. 1031*.
Young, M. 1033*.
Yurenen 659–660*.

Zapp, M. 1048**.
Zeck, H. F. 4, 51*, 866**.
van Zeeland 390*, 462*, 557*, 612*, 845*, 1028*.
Zeiss, H. 1039.
Zennek, J. 517**.
Zetland, Lord 395*.
Ziegesar, Prof. Dr. H. v. 584**.
Ziegler, H. O. 864**.
Zillich, H. 862**.
Zischka, A. 765**, 1046**.
Zogu I. 968*.
Zon, R. 826*.
Zugmayer 187*.

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XIV. JAHRGANG 1937

7.

HEFT / JULI

Aus dem englischen Weltreich

Bauer: Irland und das Empire
Goltz: Kampf um Palästina
Fernau: Wehrgeopolitische Betrachtungen über Indien
Reinhardt: Die USA. und der Stille Ozean

„Wenn England zu Felde zieht"

NEUE BEILAGE:

Staatenwirtschaft

Wohltat: Die staatliche Lenkung der Außenwirtschaft — Seifert: Von der politisierten Weltwirtschaft zur politischen Wirtschaft der Staaten — Thalheim: Wanderung in die Hand des Staates — Seifert: Staatenwirtschaftliche Länderschau — Materialien: Das Wirtschaftsprogramm der Falange Española — Schrifttum

Postvertrieb ab Leipzig

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

DR. KARL HAUSHOFER

Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität,
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480444

SCHRIFTLEITUNG:

Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36
Fernsprecher: Heidelberg 3742

Manuskript- und Buchzusendungen werden an die Schriftleitung erbeten.

XIV. JAHRGANG / HEFT 7 / JULI 1937

INHALTSVERZEICHNIS

ÄUFSÄTZE

R. Bauer: Irland und das Empire 521
R. Goltz: Kampf um Palästina 532
F.-W. Fernau: Wehrgeopolitische Betrachtungen über Indien 541
W. Reinhardt: Die USA. und der Stille Ozean 549

BERICHTE

A. Haushofer: Berichterstattung aus der atlantischen Welt 554
K. Haushofer: Bericht über den indopazifischen Raum 559

SPÄNE *der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik* 566

UNTERSUCHUNGEN

G. Hobus: Die Raumkameradschaft der Südostvölker II 568
F. H. Schmolck: Der Panamerikanismus von Amerika aus III 572

SCHRIFTTUM

K. Haushofer: Malaya und sein Zerrungsgebiet . . . 580
K. Haushofer: Kulturbewegung und Machterneuerung am Indischen Ozean . . 581
K. Roepke: Bibliographie der Geopolitik 584

BEILAGE: STAATENWIRTSCHAFT

H. C. H. Wohlthat: Die staatliche Lenkung der Außenwirtschaft . . 585
A. Seifert: Von der politisierten Weltwirtschaft zur politischen Wirtschaft der Staaten. 590
K. C. Thalheim: Wanderung in der Hand des Staates 595
A. Seifert: Staatenwirtschaftliche Länderschau 601
Materialien . . . 613
Schrifttum. 614

Preis: Vierteljahr M. 5.50 / Einzeln M. 2.— / Jahrgang mit Inhaltsv. M. 22.—
Österreich und das Ausland (ohne die Schweiz): Vierteljahr RM 4.13, bei Zahlung in fremder Währung.
Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register für den Jahrgang RM —.90 / Inhaltsverzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2.—
Postscheckkonten: Kurt Vowinckel Verlag G.m.b.H./LUDWIGSHAFEN 12461/WIEN 55918/PRAG: Kreditanstalt der Deutschen, 62730

KURT VOWINCKEL VERLAG / GMBH / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36

England-Bücher – auf Wunsch auch zur Ansicht

A. DEMANGEON

Das Britische Weltreich

Eine kolonialgeographische Studie, die das verzweigte, dem Außenstehenden so unübersichtliche Reich in seinem Entstehen, Aufbau und Problemen zeigt. Den Ausgangspunkt bildet die geographische Struktur, aus der im Geiste germanischen Seefahrertums der Staat entwickelt wird.

8°. 363 Seiten. 5 Karten. Leinen RM 6.—

AL. CARTHILL

Verlorene Herrschaft: Wie England Indien aufgab

Carthill: der geistreichste Erbe der Richelieu und Talleyrand, ein Machiavell in moderner angelsächsischer Ausgabe, getragen von souveräner Intelligenz und vom Willen zu bessern. *Berlin, BZ am Mittag*

Das Buch ist ein Lehrbuch der Staatsmannskunst und der großen Politik vom englischen Standpunkt aus. Der Autor ist zugleich Staatsmann, Historiker und Philosoph von reichem Wissen; und schon seinen oft stark ironischen Darlegungen zu folgen, ist ästhetischer Genuß.
Berlin, Deutsche Allgemeine Zeitung

8°. 314 Seiten. 1 Karte. Leinen RM 6.40

Die Erbschaft des Liberalismus

Eine Kampfschrift gegen den Liberalismus, die scharfe und geistvolle Kritik am liberalen Wesen von einem alten Tory. Carthill vereint außerordentlichen staatsmännischen Blick, umfassende Bildung und eine geistvoll-bissige Ironie mit der Erfahrung des alten Regierungsmannes.

8°. 200 Seiten. Leinen RM 4.80

KURT VOWINCKEL VERLAG · HEIDELBERG

ENGLANDLITERATUR VON BLEIBENDEM WERT

WILHELM DIBELIUS

England

I. Band: Reich und Volk. Staatsverfassung. II. Band: Religion und Kirche. Erziehung. 15. Tausend.

In Leinen gebunden RM 19.80

Der beste und erschöpfendste Versuch, der bisher gemacht wurde, um deutschen Lesern die englische Volksseele zu deuten, wie sie ist und geworden ist und wie sie in allen den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Einrichtungen des Landes zum Ausdruck kommt. Kölnische Zeitung

JOHN ROBERT SEELEY

Die Ausbreitung Englands

Eingeleitet und herausgegeben von Karl Alexander von Müller. Übersetzt von Dora Schill

Broschiert RM 4.20

Dieses klassische Werk der englischen Geschichtsschreibung gehört heute noch zu den besten Büchern über den britischen Imperialismus. Über den Gedankenreichtum, die Fülle der Beobachtungen, die gehaltvolle Darstellung und die weiten Ausblicke, die das Buch uns gibt, berichten wollen, hieße nur den Eindruck schmälern, den die Lektüre dieses berühmten Werkes auf den nachdenklichen Leser macht. Die Neueren Sprachen, Marburg

LUDWELL DENNY

Amerika schlägt England

Gebunden RM 12.—

Glänzend geschrieben und getragen von großer Spannung. Der Verfasser ist ein ausgezeichneter Kenner der englisch-amerikanischen Wirtschaftsbeziehungen, und das macht sein bestechend geschriebenes Buch um so alarmierender. Frankfurter Zeitung

WAHRHOLD DRASCHER

Die Vorherrschaft der weißen Rasse

In Leinen RM 9.—

Ein Buch, in dem eine unheimliche Fülle von Material zu einer eindrucksvollen Schau verarbeitet wurde. Wie in seinem Werk das Verhältnis der Weißen zu den Farbigen, die Entstehung der Vorherrschaft, die Verschiebung der Abhängigkeiten und endlich die Schlußphase, der Weltkrieg als Katastrophe, der Gegenangriff der Farbigen und die Stellung der Weißen in einer gewandelten Welt dargestellt sind, muß man als vorbildlich bezeichnen. Bremer Nachrichten

ERICH MARCKS

England und Frankreich

während der letzten Jahrhunderte

Geheftet RM 1.—

Einen von politischen Schicksalen des Tages ausgehende und mit den Mitteln feinster und eindringlichster historischer Kunst arbeitende Untersuchung. Wundervoll, wie Marcks Persönlichkeiten und Welten gegeneinander stellt. Eine seiner Meisterleistungen des historischen Bildnisses.

Dr. Andrea Frahm in den Hamburger Nachrichten

SIR FREDERIC WHYTE

Der ferne Osten

von England aus gesehen

Kartoniert RM 2.—

Kluge und sehr beherzigenswerte Darlegungen der inneren, geistigen und politischen Verfassung Chinas und Japans, immer wieder eröffnete Ausblicke auf die Verbindung zur europäischen, nicht nur britischen Politik und Wirtschaft — sie geben diesem Buche seine zugleich aktuelle und kulturhistorische Bedeutung. Die Literatur

LUDWIG KEMPFF

Kanada und seine Probleme

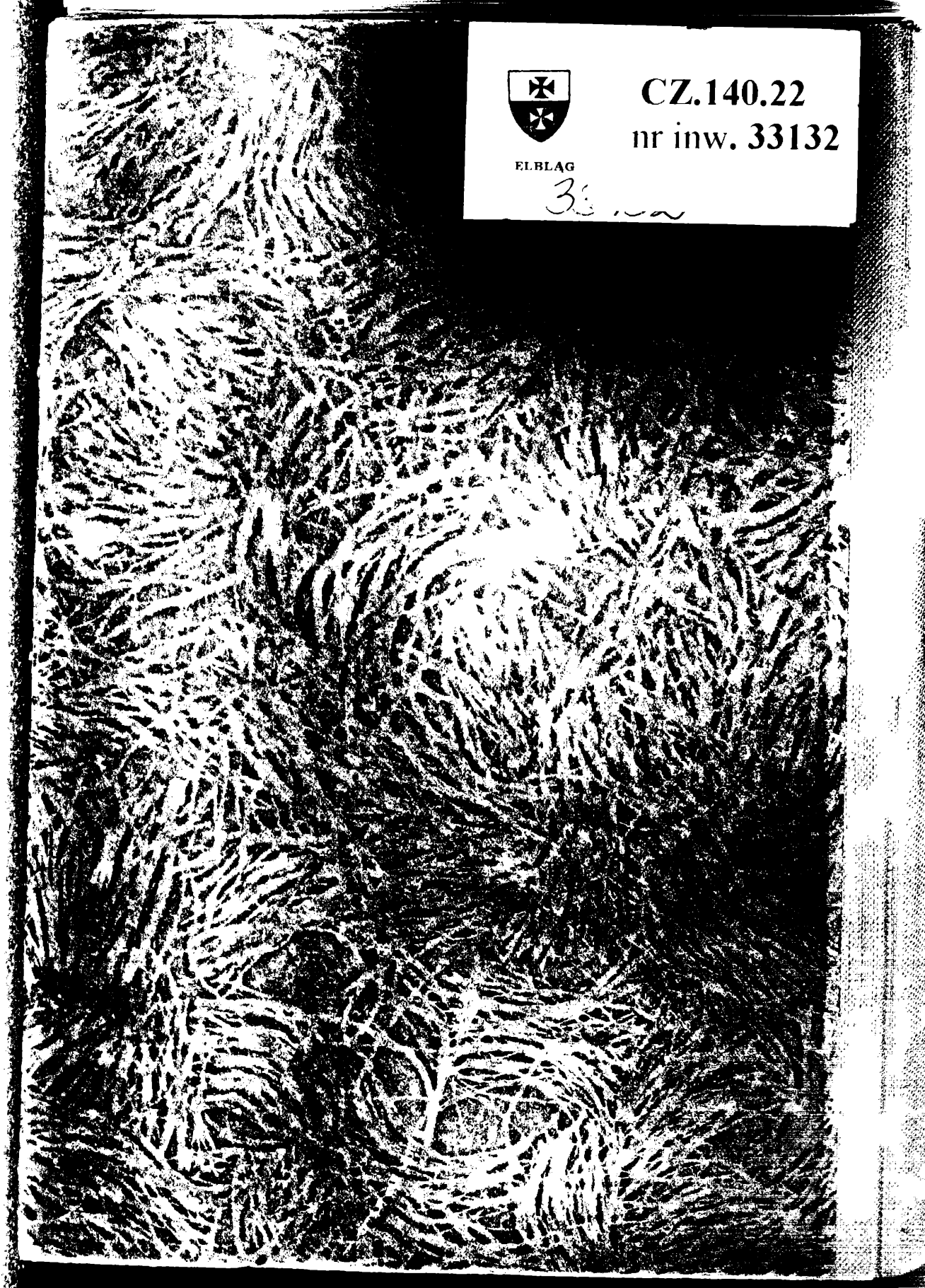
Broschiert RM 2.50

Auf engstem Raum wurde hier auf Grund gründlicher Studien während eines fünfjährigen Aufenthaltes eine erschöpfende Darstellung Kanadas gegeben, seiner staatlichen politischen, wirtschaftlichen und militärischen Kultur. Fränk. Kurier, Nürnberg

In allen Buchhandlungen erhältlich

Deutsche Verlags-Anstalt · Stuttgart und Berlin

)TANOX
zyszczanie
I 2015



ELBLĄG
CZ.140.22
nr inw. 33132